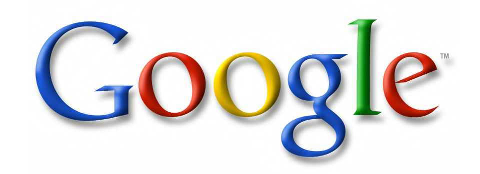
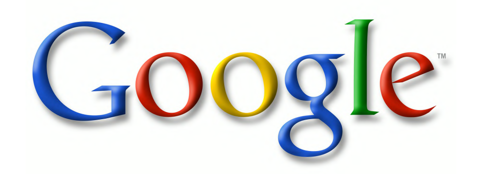








Jahrbücher der Literatur.

Drey und zwanzigster Band.

1823.

July, August, September.

Wien,
Gedruckt und verlegt bey Carl Gerold.

Inhalt des drey und zwanzigsten Bandes.

Seite

Art. I. Wilhelm Meisters Wanderjahre. Quedlinburg und Leipzig, 1822.
Wilhelm Meisters Tagebuch. Vom Verfasser der Wanderjahre (als erste Beylage dazu). Ebendas. (198 S.) 1822. 1

II. Wilhelm Meisters Wanderjahre, oder die Entsagenden, ein Roman von Göthe. Erster Theil. Stuttgard und Tübingen. 67

III. 1. Les Martyrs de la Foi pendant la Révolution françoise, par l'Abbé *Aimé Guillon*. Tom. I—IV. *Paris*, 1821.
2. Les Confesseurs de la Foi etc. par l'Abbé *Carron*. Tom. I — IV. *Paris*, 1820.
3. Les Héros chrétiens etc. par Mr. l'Abbé *Dubois*. I Tom. in 12.
4. Die christlichen Helden in der französischen Staatsumwälzung. Aus dem Französischen übersetzt und mit Zusätzen vermehrt, von Andreas Räß und Nikolaus Weis. Mainz, 1820. 100

IV. 1. Histoire du passage des Alpes par *Annibal*, dans laquelle on détermine d'une manière précise la route de ce général, depuis *Carthagène* jusqu'au *Tésin*, d'après la narration de *Polybe*, comparée au recherches faites sur les lieux; suivie d'un Examen critique de l'opinion de *Tite-Live* et de celles de quelques auteurs modernes; par J. A. *De Luc*, fils de feu G. A. *De Luc*. Avec une carte. *Genève*, 1818. 8.
2. A Dissertation on the Passage of *Hannibal* over the Alps. By a membre of the University of *Oxford*. *Oxford*, 1820. 8. Mit einer Karte und mehreren Zeichnungen.
3. Dissertation sur le passage du *Rhone* et des Alpes par *Annibal*, l'an 218 avant notre Ère, troisième édition, accompagnée d'une carte etc. etc. *Paris* 1821. (Vom Grafen Fortia d'Urban.) *) . 123

V. 1. Das Schloß der deutschen Ritter zu Marienburg. Von Büsching. (Mit dem Vorspruche: Alles Große und Würdige erstehe wie dieser Bau.) Berlin, 1823, in Quarto. Dabey ein Heft mit 7 Kupfern in Folio.
2. Das Schloß Marienburg in Preußen, von Friedrich Frick. Berlin 1803. Mit deutschem und französischem Texte und mit 19 Kupfertafeln, in größtem Folio. 179

*) Eine zu diesem Artikel gehörende Charte wird beym Erscheinen des XXIV. Bandes nachgetragen werden.

Seite
Art. VI. Des Communes et de l'Aristocratie, par Mr. *de Barante.* *Paris*, 1821. 194
VII. Kormczaia Kniga. Moskau, 1816. 2 Bände, in Fol. 220

Inhalt des Anzeige-Blattes Nro. XXIII.

Kritiken über Euripides, von Dr. Friedr. Heinr. Bothe. . . 1
Akademische Anstalten zu Neapel. 40
Albrecht Dürers Kampfbuch. 42
Samuel Gottlieb Linde. 45
Englische Literatur. 57
Ankündigungen. 74

Jahrbücher der Literatur.

July, August, September 1823.

Art. I. Wilhelm Meisters Wanderjahre. Quedlinburg und Leipzig, bey Gottfried Basse. 1. Th. (243 S. kl. 8.) 2. Th. (272 S.) 1821. 3. Th. (260 S.) 1822.

Wilhelm Meisters Tagebuch. Vom Verfasser der Wanderjahre (als erste Beylage dazu). Ebendas. (198 S.) 1822.

Wie schwankend noch, troß der gewiß nicht fruchtlosen Bemühungen so vieler ausgezeichneten Männer, die Grundbegriffe der Aesthetik bey uns sind, kann wohl durch nichts einleuchtender bewiesen werden, als durch die Veränderungen, welche das in der Ueberschrift angezeigte Buch in den ästhetischen Ansichten hervorgebracht hat. In ungetrübtem Glanze des Ruhmes und von Allen als der Größte bewundert, strahlte Göthe unter den Dichtern Deutschlands, und kaum wagte man, furchtsam und unter lobenden Beschränkungen, einen leisen Tadel gegen den Gefeyerten laut werden zu lassen. Da erschien diese vorgebliche Fortsetzung seines geschätztesten Romanes, mit um so größerem Aufsehen, da zu gleicher Zeit der Dichter selbst eine Fortsetzung desselben versucht hatte. Die in diesem Buche vorgetragene Anklage Göthe's ist weder durch scharfsinnige Gründe, noch durch eine hinreißende Beredsamkeit unterstützt; auf wenigen Seiten finden wir fast ohne alle Entwickelung und nicht selten in bloßen Machtsprüchen die Klagepunkte zerstreut, so daß man wohl mit Recht behaupten kann, gerade das gegen Göthe Gesagte sey in dem sonst nicht übel geschriebenen, und manche bessere Stellen enthaltenden Buche das Schwächste und Matteste. Und dennoch hat es auf die öffentliche Stimmung eingewirkt! Wie schwere Beschuldigungen, wie harte Verdammungsurtheile sind gegen den großen Dichter bey Veranlassung desselben laut geworden; und nicht eben, wie früher, mit der bescheidenen Schüchternheit, die ihr noch bezweifeltes Urtheil zur öffentlichen Berathung bringt, sondern mit laut sich brüstendem Uebermuthe, als trage man längst ausgemachte und nur noch von beschränkten Köpfen oder Herzen in Zweifel gezogene Dinge vor! Gewiß eine wunderbare Erscheinung in der literarischen Welt! Sind auch die Begriffe des Schönen und der Kunst einem wechselnden Modegeschmack unterworfen, so daß, was als die schönste Blüte der deutschen Poesie galt, nach wenigen Monaten als unschön und als unpoetisch verworfen werden kann?

Zum Theil zwar verschwindet das Wunderbare dieser Erschei-

nung, wenn man bedenkt, daß diese Verschiedenheit der Meinungen über Göthe nur scheinbar durch das vorliegende Buch hervorgebracht worden ist, in der That aber schon lange im Verborgenen bestanden hat. Dieselben Behauptungen, welche hier der Verfasser seinen Helden in den Mund legt, hat man in geselligen Zirkeln schon seit Jahren gehört, nur daß, aus Scheu vor der herrschenden Partey, Niemand öffentlich damit aufzutreten wagte. Diese Scheu nun hat der Verfasser überwunden: mit keckem Muthe wirft er den Verehrern Göthe's den Handschuh hin; und sogleich strömen von allen Seiten die geheimen Anhänger derselben Meinung zu seinen Fahnen. Die große Menge, welche, ohne alle eigene Meinung, immer von den lautesten Parteyhäuptern sich führen läßt, wird irre, ob nicht der, dessen unbedeutendste Reime sie noch kurz vorher mit rauschendem Jubel empfangen, vielleicht überhaupt kein Dichter sey, und durch ihr Geschrey die Stimmen derer übertäubt, welche seine Meisterwerke nach vorurtheilfreyem Gefühle und klarer Einsicht ehrten und noch ehren. Jenes Wunder also läßt sich leicht erklären, und die anscheinend so durchgreifende Umwandlung der ästhetischen Ansichten schrumpft bey genauerer Betrachtung zu einer nur unbedeutenden zusammen. Aber im Grunde: was haben wir durch diese Aufklärung gewonnen? Das Nacheinander der verschiedenen ästhetischen Ansichten und Gefühle hat sich in ein Nebeneinander verwandelt: ihre Verschiedenheit aber bleibt dieselbe, ja wird durch das Nebeneinander nur noch auffallender und befremdender. Schönheit und poetischer Werth werden demselben Werke von Verschiedenen zu- und abgesprochen, und je nachdem dieser oder jener Wortführer lauter seine Meinung verkündet, schwankt die Schale der öffentlichen Meinung auf diese oder jene Seite hin. Gewiß eine eindringliche Aufforderung, daß man dahin arbeite, die Begriffe des Poetischen, des Schönen, des Erhabenen, und die ihnen verwandten, recht scharf von allen Seiten zu bestimmen und zu begränzen! Nur dadurch können wir diesem, der wahren poetischen und literarischen Bildung so nachtheiligen Hin- und Herfluten die gebührenden Schranken zu setzen, und in den verwirrenden Kreisen unbegründeter Meinungen, den Blick klar und frey zu erhalten hoffen. Und sollte wohl die Lösung dieser Aufgabe die Gränzen des menschlichen Wissens überschreiten? Das ästhetische Fühlen und Urtheilen liegen ja nicht in demjenigen Gebiete, über welches unserem kurzsichtigen Auge nur ein unsicheres Ahnen vergönnt ist: sie sind Thätigkeiten unserer eigenen Seele, so nah uns also, als nur irgend möglich, und in jedem Augenblicke der Beobachtung

offen, so daß wir demnach bey vereinten ernsten Bemühungen einem sicheren Gelingen entgegen sehen können.

Rec. will hier, von einer Kritik der in dem vorliegenden Werke aufgestellten Behauptungen ausgehend, einen kleinen Beytrag zu dieser schärfern Bestimmung der ästhetischen Begriffe zu geben versuchen. Vorher aber muß er diejenigen unter seinen Lesern, welche die falschen Wanderjahre noch nicht kennen, mit dem Plane des Buches bekannt machen; um so mehr, da das Unternehmen, ein Meisterwerk eines Dichters, welchen man verdammt, eben durch und mit der Entwicklung dieses verdammenden Urtheils fortzusetzen, schon an und für sich die Aufmerksamkeit zu spannen geeignet ist*).

Im Anfange des ersten Theils finden wir unsern Wilhelm mit seinem Felix auf der Wanderung, wenige Tagereisen von dem Schlosse, auf welchem wir ihn in den Lehrjahren verließen. Er ist zwar auf dem Wege zum Marchese Cipriani, um diesen verabredeter Maßen auf seiner Reise zu begleiten; aber er hat einen ansehnlichen Umweg gemacht: denn »nach den vielfachen und größtentheils nicht sehr angenehmen Verwickelungen, in welchen er sich die letzten Monate hindurch unter Bekannten und Freunden befunden hatte, thut es ihm wohl, sich einmal mit seinem Kinde allein zu wissen, und alle kleineren Entschlüsse und Vorsätze, wie sie eine Reise veranlaßt, nach seiner eigenen Wahl einzurichten« — Der erste Keim schon zu der Sinnesänderung, welche dem Verf., nach seinem Plane, für unsern Helden nothwendig ist. So sehen wir ihn denn auch bald, auf einem angenehmen Ruheplatze, in Gedanken über sein früheres Leben versinken, durch welche diese Sinnesänderung unmittelbar eingeleitet wird. Der Wankelmuth, mit welchem er von der Bühne zum Kaufmannstande, und von diesem zurück zu jener, und endlich wieder zu anderen Verhältnissen geschwankt, und darüber für keinen Lebenszweck sich gründlich gebildet hat, erscheint ihm in nicht wenig beunruhigendem, ja quälendem Lichte; wozu sich dann noch ein lebhafter Unwille gegen die Menschen gesellt, welche auf seine Bildung Einfluß gehabt haben. Und nicht allein die früherhin ihm Verbundenen trifft sein Tadel: sondern die Bitterkeit desselben wird nur gesteigert, als er sich das Bild derer vergegenwärtigt, welche er unlängst verlassen hat. Die Art, wie sie ihre überlegene Welterfahrung zu einer willkürlichen Tyranney über ihn benutzt, bringt ihn höchlich auf. Selbst Lothario, gegen den er von der größten Hochachtung durchdrungen gewesen

*) Als Verf. dieser Pseudo-Wanderjahre ist jetzt der Prediger Pustkuchen in Lieme bey Lemgo bekannt geworden.

war, erscheint ihm jetzt als zügellos leichtsinnig, und der Lehrbrief als unverständige, hochfahrende und doch nichts bedeutende Phrasen. In diesen Gedanken wird er durch einen Fremden unterbrochen, den Hauptmann von Coucy, wie wir später erfahren und Bruder des Abbee, die eigentliche Seele des ganzen Werkes, welcher, ein Inwohner des Schlosses, wo Wilhelm den Marchese treffen soll, in Abwesenheit dieses letzteren und des Barons, dem das Schloß zugehört, ihn zu empfangen bestellt ist. Mit diesem eilt er dann dem Ziele seiner Reise zu, welches sie jedoch nicht eher erreichen, bis ihnen durch eine hohe Taxuswand die Klänge einer Guitarre entgegentönen, begleitet von der klaren Stimme Mathildens, der Tochter des Barons. Ein zweyter Keim für Wilhelms Sinnesänderung: denn wenn auch Natalie der vorher erwähnten strengen Censur entgangen ist, so wird doch ihr Bild durch Mathildens schönere Weiblichkeit, je länger je mehr, in den Hintergrund gedrängt. Für jetzt jedoch wird er nur »durch die ungewöhnliche Schönheit ihres Aeußern aufs Stärkste überrascht:« denn, »was könnte in der Liebe für ein Grund enthalten seyn, daß die Wahrnehmung und Bewunderung des Schönen gehindert, beschränkt, oder unterdrückt wenden sollte?« und in dem Familienkreise, in welchen er nun eintritt, und den er durch sich selbst und seinen Felix gleichsam ergänzt, geht ihm zuerst das Glück der Häuslichkeit und eines wohl eingerichteten Familienlebens mit lebendigen Farben auf. Die Klarheit und Kraft in dem Geiste des Hauptmanns erweckt ihm das Gefühl seiner eigenen Unklarheit und der Zerstreutheit und Zerrissenheit seines Wesens. Ein schöner Frühlingsmorgen, den er mit dem Hauptmann und Mathilden im Garten feyert, veranlaßt zu einem im Ganzen wohlgelungenen Gespräche über das Leben mit der Natur, mit der Welt, und mit dem Herzen, deren verschiedenartige Vorzüge entwickelt, und deren Verhältniß zuletzt so bestimmt wird, daß das Körperliche und geistige Vertrautseyn mit der Natur die beste Kräftigung und das schönste Band für das gesellige und das innere Herzens-Leben darbietet. »Es veranlaßt so vielfach zum Nachdenken über wichtige Gegenstände, zur Besonnenheit in der eigenen innern Sphäre, zur Ahnung und Wahrnehmung des Schönen, Wahren, Guten und alles Geistigen, daß das Leben im Herzen unmöglich dabey vernachläßigt werden kann. Und es wirkt auf der andern Seite so vortheilhaft auf die Anerkennung und Duldung der Menschheit, auf die physische Kraft und Gewandtheit, auf die anspruchlose Wahrhaftigkeit des Charakters, auf die Bereicherung an mittheilbaren, allgemein verständlichen Wahrheiten oder bloßen Wahrnehmungen, daß ein mit diesen

Vorzügen bereicherter Mensch auch in den größern, geselligen Zirkeln nicht bloß unanstößig, sondern selbst bemerklich und angenehm erscheinen wird« (S. 76. 77). Vor Allem aber hat die Natur von jeher beseelend auf die Dichtkunst gewirkt. Dieser letzte Gedanke gibt dann Veranlassung zu dem Vorschlage des Hauptmanns: »Indeß um unsern Gedanken eigentlich Form zu geben, wäre es am besten, wir läsen in diesen Tagen einige Dichter gemeinschaftlich.« So sind wir denn zu dem Punkte gelangt, wo sich die Polemik gegen Göthe anknüpfen kann. Denn Wilhelm findet sich am meisten zu Göthe's Werken hingezogen: »theils weil darin verschiedene seiner glücklichsten Rollen enthalten wären, theils weil die bloß formelle Bildung dieses geistreichen Schriftstellers ihm am müheloseſten zu gewinnen und am allgemeinsten anwendbar schien. Er fand hier weder einen bestimmten Glauben, noch eine entschiedene Begeisterung für irgend etwas nöthig, um die Schriften zu verstehen, wie das bey Schiller, Klopstock und Herder der Fall war,« an welchen letztern Vorzügen es eben auch Wilhelmen noch mehrfach fehlte (S. 96). Als er daher auf die Aufforderung des Hauptmanns, ohne Weiteres unter allen deutschen Dichtern denjenigen zu nennen, dessen Ansichten er für die richtigsten halte, und dessen Poesie ihm die geläutertste scheine, Göthe genannt hat, wird ihm vom Hauptmanne und von Mathilden der Fehdehandschuh hingeworfen. Von beyden wird nun Wilhelm in und außer ihren Lesezirkeln bearbeitet, vorzüglich aber vom Hauptmanne, der schon früher für ihr Interesse gewonnen (denn er ist es, welcher den Geist seines Vaters im Hamlet gespielt, und ihm den zur Flucht ermahnenden Schleyer zurückgelassen hat), und durch die Erzählungen des Marchese darin gesteigert, sich vorgenommen hat, tief auf ihn einzuwirken. Nach einigen allgemeinen Erörterungen über das Wesen der Poesie, wird Göthe's Anklage eröffnet. Der Hauptmann erklärt ihn (S. 164), »um in einem klaren Satze den Streitpunkt zu geben,« für einen poetischen Geistes-Läugner,« indem er »nicht die unsichtbare Gottheit, sondern nur ihre sichtbare Erscheinung, anbete, nicht das wesentliche Schöne, sondern seine Offenbarung.« Die Kunst der Darstellung gesteht er ihm ungeschmälert zu; aber (S. 146) »soll in der Kunst bloß die Darstellung dasjenige seyn, worin das Schöne liegt, so bleibt zwischen niederländischer und italienischer Malerey, zwischen Porträten und Antiken, zwischen Boccaz und Schiller, zwischen Properz und Klopstock kein Unterschied, und sie erscheint überhaupt als etwas sehr Untergeordnetes und Entbehrliches.« Nein, auch in dem Gehalte der Kunst muß sich das Schöne aussprechen, wenn wir sie zur Prophetin und Priesterin des Geistigen und Göttlichen erhe-

ben sollen. Wilhelm vertheidigt seinen Liebling mit sehr schwachen Gründen, indem er Anfangs den Standpunkt, von welchem die Urtheile seiner Gegner gefällt werden, nicht als reinkünstlerisch gelten lassen will, sich aber bald gefangen gibt. Vorzüglich starken Eindruck auf ihn macht die Aeußerung des Hauptmanns, auch sein eigener Charakter gehöre zu der Klasse der noch schwankenden, zum Theil durch die Umstände gebildeten und wieder veränderten Charaktere, ohne rechte Einheit, ohne einen entschiedenen Mittelpunkt, auf den sich alle Erkenntnisse, Kräfte, Grundsätze und Bestrebungen bezögen, und habe hierin mit den Götheschen Charakteren eine entschiedene Aehnlichkeit. Dieses Wort wirkt wie ein elektrischer Funke, seinen Blick zu schärfen: denn »O, man lieset und urtheilt anders, sobald man anfängt in Beziehung auf sich selbst zu lesen und zu urtheilen,« und er erröthet nun, in Göthe's Helden nur seine eigenen Gebrechen abgespiegelt zu sehen (S. 107. 8). Die Bekehrung macht Riesenschritte: der bewunderte Götz erscheint ihm bald nicht mehr als ein rechter Held, sondern als mit einem deutlichen Anflug der innern Schwäche behaftet, an welchem alle Männer Göthe's kränkeln; und beym Werther, von welchem der Hauptmann »leider gar nichts zu sagen« weiß, empfindet er gar Langeweile (S. 198, 99). So macht dann unser Wilhelm, wenige Tage schon, nachdem er Göthe in den Himmel erhoben, und nach drey oder vier uns mitgetheilten Gesprächen über denselben, seinem Herzen in folgender Catilinarischen Rede Luft. »Und das,« ruft er aus, »das ist also der bewunderte Göthe! das der Dichter, den ich über alle andern mit Vorliebe hinaussetzte, durch den ich mich für die Kunst bilden wollte, in welchem ich die ganze Menschheit gespiegelt glaubte! Was ist denn die Menschenwelt in seinen Schriften? Gerade die großen Charaktere, welche am meisten Aufmerksamkeit verdienen, weil sie etwas Hohes klar erkannt haben, und mit Entschiedenheit ausführen, die Helden der Freyheit, des Patriotismus, der Kraft, der sittlichen Strenge, des Glaubens, der Liebe, der Freundschaft, gerade die vermißt man völlig. Vor uns liegt sie da, eine Welt ohne Heroen, in der nur untergeordnete Größe, Lebensgewandtheit, Klugheit, Sinnlichkeit, Leidenschaften der Schwäche, Anmaßung, vornehme Bildung, guter Wille eine Anerkennung finden, und die einzige weibliche Reinheit nur als ein Wunder begriffen wird, dessen Grund nicht nachgewiesen, und beynahe abergläubig aus der sinnlichen Natur hergeleitet ist. Ist denn das die Menschheit ganz? Ist das ihr durch die Kunst erhobenes Bild, und soll die Wirklichkeit noch gemeiner, niedriger seyn? Nein, es wäre eine Lästerung, das zu

sagen. Es gibt in ihr etwas Edles, Hohes, wovon in Göthen keine Spur ist. Alle Höhen, alle großen Ströme sind aus dieser platten Landkarte weggefallen, und nur die Pracht der Gebäude des Menschenwerkes, nur die holländische Reinlichkeit soll uns dieses Oberyssel interessant machen.« — Der Verf. selbst fühlt das Unpassende dieser übereilten Umänderung, und läßt daher den Hauptmann antworten: »Wenn Sie so fortfahren, so werden wir bald unsere früheren Rollen austauschen, und ich werde ganz gegen mein Vemuthen die Vertheidigung des Dichters übernehmen müssen;« aber hierdurch wird dem Ungenügenden schwerlich abgeholfen.

Den Schluß des ersten Theiles machen allgemeine Bemerkungen über die deutsche Literatur, und über die Art und Weise, wie es einem solchen Dichter habe gelingen können, sich zu dieser Stufe des Ansehens emporzuschwingen. Der Verf. leitet das vorzüglich davon ab, daß derer, welche nicht im Stande sind, das Geistige in Begeisterung zu begreifen, zu allen Zeiten die Mehrzahl war. Auf die rechte Weise dem Göttlichen zu dienen, ist der Menge zu unbequem, zu beschwerlich; dennoch fühlen sie das Bedürfniß, irgend etwas als göttlich zu verehren, und ergreifen also begierig die ihnen dargebotenen Miniaturbilder des Göttlichen, die sie »ohne Raumverlegenheit in einem Winkel ihres Herzens aufstellen können;« denn »es ist so viel bequemer, als wenn das gigantische Göttliche selbst hineindringt, und, mit allem vorhandenen Raum nicht zufrieden, das Herz weitet und drängt, und zuletzt in dem Strome kühner Thaten Luft sucht.« u. s. w.

Den Inhalt des zweyten Theiles können wir bey Weitem kürzer angeben, da er mehr Geschichte, weniger ästhetische Bemerkungen enthält. Die Scene wird eröffnet durch die Ankunft des Wirthes und der Wirthin, begleitet von einem zweyten Paare. Bey ihrem Anblicke wird Wilhelm im höchsten Grade überrascht: denn er erkennt in dem Wirthe denselben Baron wieder, dessen Liebhaberey für das deutsche Theater ihn auf das Schloß des Grafen gelockt, und in der Wirthin dieselbe Baronesse, deren unglückliche Leichtfertigkeit ihn zu der Unbesonnenheit, den Grafen zu spielen, verleitet hat. Durch ihre zerrütteten Vermögensumstände bewogen, hat letztere einige Zeit nach Wilhelms Aufenthalte bey dem Grafen, dem reichen Baron ihre Hand gegeben. Mathilde, das einzige Kind aus der ersten Ehe des Barons, ist von ihrer sterbenden Mutter, einer nahen Verwandten des gräflichen Hauses, dem Hauptmann von Coucy zur Erziehung anbefohlen, und so von der Stiefmutter unabhängig. Auch durch das erwähnte begleitende Paar wird

Wilhelm überrascht: denn sie sind niemand anders, als der Graf und die Gräfin. Durch ihre Erscheinung beunruhigt, besonders bey der durch den Umgang mit dem Hauptmanne und Mathilden in ihm hervorgebrachten Sinnesänderung, wünscht Wilhelm Anfangs, sich so schnell als möglich entfernen zu können; aber der Graf erkennt ihn nicht wieder, und die Gräfin, welche sich glücklich schätzt, durch die Folge seines und ihres Leichtsinns auf die Gefahr, in der ihre Seele schwebte, aufmerksam gemacht worden zu seyn, und nun den rechten Weg zum Heile gefunden zu haben, erklärt sich sehr beruhigend gegen ihn, und trägt durch ihre Festigkeit im Guten zu seiner eigenen Befestigung bey. Der Graf hat den Baron begleitet, um ihm einen Theil seiner Güter für seine Herrnhuterkolonie abzukaufen. Die Vorliebe des Barons für die altdeutsche Zeit ist übrigens noch unvermindert: Wilhelm muß mit ihm eine alte Burg besuchen, welche in seinem Gebiete liegt, und wo sich die ganze Gesellschaft in Ritterkleider wirft. Dieß gibt dann zu manchen Gesprächen über das Mittelalter, über Ritterromane rc., auch zu einigen komischen Scenen zwischen dem Baron und dem Hauptmanne Veranlassung. Wilhelm wird in diesem Kreise einheimischer; recht wohl aber wird ihm eigentlich erst durch die Aufforderung des Hauptmanns, die Ausübung des Talentes, bloßer Lückenbüßer in der Gesellschaft zu seyn, welches man freylich nicht selten als hohe gesellschaftliche Bildung rühme, aufzugeben, und sein eigenthümliches geistiges Wesen frey mitzutheilen Hierdurch gelangt er plötzlich zu einer früher ungeahnten Selbstständigkeit, und indem er, mit des Hauptmanns Hülfe, als Kunstverständiger sich gibt, und als solcher gesucht, zu Rathe gezogen wird, erwirbt er sich bey den Uebrigen Anerkennung und Achtung, und wird ihnen mehr und mehr sogar nothwendig. Mathilde macht immer tiefern Eindruck auf ihn: ihr Talent, sich über Kleines noch innig zu freuen, ihr unbedingtes, schwesterliches Zutrauen zu ihm, ihr reiner Glaube, ihr Wahrheitssinn, ihre Begeisterung für das Edle, ihre Hochachtung für männliche Kraft, ihre Anspruchlosigkeit bey allem Reichthum der Bildung, ihre Zuneigung zu ihm, ohne alles Mißtrauen, zeigen ihm ein Bild schöner Weiblichkeit, welches ihn mit der innigsten Bewunderung durchdringt. Kein Wunder, daß er darüber Natalien's vergißt, besonders da ihn das gänzliche Stillschweigen über seine nahe Verbindung mit der Familie in den Briefen an den Baron, so wie das Ausbleiben von Briefen Nataliens an ihn selbst, immer mehr jenem früher so verehrten Kreise entfremdet hat. In unbewachten Augenblicken also träumt er sich gern in eine innigere Verbindung mit der ihn umgebenden Familie hinein, und mit unange-

nehmer Ueberraschung trifft ihn die Aufforderung des Hauptmanns zur Fortsetzung seiner Reise, trotz der damit verbundenen, sonst so gewünschten Anerbietung, ihn selbst, statt des Marchese, auf derselben zu begleiten. Eine leidenschaftliche Zuneigung der Baronesse zu ihm treibt ihn fort, nachdem er den Verkauf der zur herrnhutischen Kolonie bestimmten Güter, und die übrigen Angelegenheiten des Barons in Ordnung gebracht hat; fest weiset er alle Bitten des Barons und Mathildens, bey ihnen zu bleiben, großmüthig alle Anerbietungen der Erkenntlichkeit für seine geleisteten Dienste zurück. Der Abschied wird Allen, und vorzüglich Wilhelmen sehr schwer, besonders da er seine Verpflichtung gegen Natalien verschwiegen hat, und sich daher Mathilde mit brüderlicher, der Baron mit väterlicher Liebe ihm hingeben, und ihn gewisser Maßen peinigen. Seinen Felix läßt er bey der Gräfin, welche den Knaben wie eine Mutter lieb gewonnen, und wie eine Mutter für seine von Wilhelm so vernachläßigte, leibliche und geistige Bildung zu sorgen übernommen hat.

Von den wenigen, dem zweyten Theile eingestreuten ästhetischen Bemerkungen werden wir später zu reden Gelegenheit haben. Weit reicher ist daran der dritte Theil, in welchem dafür die Geschichte so gut wie gar nicht fortschreitet; denn alle Personen, mit welchem Wilhelm auf seiner Reise zusammentrifft, sind wenig mehr, als Hebel für die Entwickelung seiner Ansichten. Dazu gehören zuerst zwey Fremde, ein Herr von Ottwal. und ein Professor Badenstein, aus einer großen Universitätstadt, mit welchen die Reisenden an einer Wirthstafel Gespräche über Moral und Poesie führen. Auch hier wieder wird Göthe schwer angeklagt. »Göthen eben, sagt der Hauptmann, beschuldige ich mehr, als alle Anderen, daß er das eigentlich deutsche Wesen verkannt, daß er nur Repräsentant der schlechten, formlosen, zügellosen neueren Zeit, nicht aber des deutschen ursprünglichen Sinnes sey. Was Treue sey, das hat er nie begriffen, selbst sein Götz bricht das ritterliche Wort, und alle seine Helden haben weder äußerlich noch innerlich etwas, das sie mit germanischer Treue heilig festhalten« ꝛc. (S. 34) Der Wirth verbietet darauf seiner Tochter die Schriften Göthe's zu lesen, welche ihr der Stadtschreiber gebracht hat. Dieser erscheint nun als Ritter Göthe's, aber wieder als Ritter von kläglicher Gestalt, vorzüglich da ihm der Verf. zum Thema seiner Vertheidigung die freyere Ansicht der Liebe gibt. Da er nur diese für dichterisch gelten lassen will, wird das Beyspiel aller berühmten Dichter unter den Spaniern, Engländern, Italienern, Franzosen, ja selbst unter den Griechen gegen ihn angeführt, welche der strengen Ansicht von Liebe und Treue gehuldigt haben. Unter den entarteten Römern habe die

ungebundene Ansicht ihren Ursprung; in der neuern Zeit sey sie durch Rousseau's Heloise, durch Wieland, vorzüglich aber durch Göthe, gegen das Urtheil des Volkes, hervorgehoben worden. »Göthe hat der Treue ihr Reich genommen, und dem spätern Alter des Lebens seinen eigenthümlichen Reiz ausgezogen, um es mit dem mißständigen Gewande der Sehnsucht zu bekleiden« (S. 105). Eingeflochten sind Gespräche über den Ritter Toggenburg und Cid, an deren Bilde sich Wilhelm kräftigt, bey aller inneren Untreue gegen Natalien, doch äußerlich ihr treu zu bleiben. Mit Ottwalt verabredet er einen poetischen Wettstreit. Zum Helden wird Camillus bestimmt, und Wilhelm arbeitet in einer bedeutenden Stadt, wo sie sich in der Mitte des Sommers längere Zeit aufhalten, sein Schauspiel aus, dessen Plan uns mitgetheilt wird. Im Frühherbste ziehen sie wieder nach den Gebirgsgegenden und besuchen dort einen alten Bekannten des Hauptmanns, den obersten königlichen Beamten Anselmus, einen Mann voll Sonderbarkeiten, der bald dieses, bald jenes unternimmt, und wieder liegen läßt, sobald er selbst es müde, oder es ihm von Andern verleidet wird. Da er sich unter Anderem auch viel mit Philologie beschäftigt, führt er Wilhelmen gern in die griechische Literatur ein, die dieser freylich nur, durch Anselmus Erläuterungen unterstützt, in Uebersetzungen lieset, welche doch einen so starken Eindruck auf ihn macht, wie auf die ersten Wiederhersteller der klassischen Litteratur. Bey allem Erhebenden hat indeß die griechische Größe auch zugleich etwas Beängstigendes für ihn, weil er sie zu sehr über sich erhaben fühlt. Mit den homerischen Helden ist er unzufrieden, desto mehr aber nehmen ihn Sophokles und Aeschylus ein. Der alle ihre Werke beseelende »noch unbegriffene Zauber des vollsten inneren Ebenmaßes« wirkt gewaltig auf ihn: denn »solch eine Harmonie war ihm in Schriften noch nirgend vorgekommen; des Aeschylus wie des Sophokles ganzes Wesen schien ihm wie in einem reinen Guß in ihren Werken abgebildet. Er war kühn genug, an den einzelnen Versen herum zu tasten, um zu sehen, ob nirgend auch nur eine kleine Ungleichheit fühlbar sey, und, immer mehr entzückt, überzeugte er sich, daß sie jedem Vorwurfe unzugänglich wären.« Auch dieß gibt dann wieder Gelegenheit, gegen Göthe zu eifern, welchen man mit Unrecht oft diesen Griechen an die Seite gestellt, und zum Schlusse werden Betrachtungen über das gegenseitige Verhältniß des Guten und Schönen mitgetheilt, deren Resultat der Verf. in der Vorschrift zusammenfaßt, »daß die Poesie der Moral weder entgegen arbeiten, noch sich unterordnen müsse« (S. 260). —

Die Ausführung der hier mitgetheilten Umrisse ist von ver-

schiedenem Werthe: an manchen Stellen gelungen, an andern wieder matt und farblos. Die erste Hälfte des ersten Bandes besticht durch eine überraschende Aehnlichkeit mit Göthe: die Schilderungen der Charaktere und des Hintergrundes athmen Leben und Frische, die Gespräche sind natürlich eingeleitet und gegliedert, der Styl zeichnet sich durch einfachen Schmuck aus. Aber man sieht bald, daß dieß nur aus dem Verfahren hervorgegangen, welches der Verf. (Th. I. S. 130, 31) empfiehlt, daß er nämlich Göthe so lange gelesen, bis er sich in seine Darstellungsweise geistig hineingelebt, und sich dieselbe, wenn auch nur für kurze Zeit, zu eigen gemacht hat. In der zweyten Hälfte des ersten Theils werden schon die Gespräche steifer, die Entwicklung der Charaktere oberflächlicher, der Ausdruck überladener. Der zweyte Band enthält wieder theilweise gelungene Stellen, steht aber doch im Ganzen dem ersten nach. Am schwächsten ist unstreitig der dritte, sey es nun, daß die Hand des Verf. erlahmt, oder durch den unerwarteten Beyfall zu sehr beflügelt worden ist. Der Götheschen gleichstellen, wie Manche gethan, möchten wir seine Darstellungweise selbst in den gelungensten Stellen nicht: denn auch hier fehlt ihr noch viel zu der Gediegenheit und Kürze, zu der edlen Einfachheit und dem schönen Gleichmaße, welche die früheren Werke Göthe's über alle übrigen der deutschen Literatur erheben; und vor Allem zu dem das tiefste Wesen der Charaktere durchdringenden Scharfblicke, durch welchen es diesem Dichter möglich wird, mit wenigen, leicht hingeworfenen Zügen uns dennoch ein lebendiges Ganze zu geben, und zur Ausfüllung derselben gleichsam zu zwingen. Im Allgemeinen bleiben uns in den falschen Wanderjahren die Charaktere ziemlich todt, und alle Liebenswürdigkeit Mathildens, alle Großmuth des Hauptmanns, von welchen der Verf. erzählt, oder die er in ihren Reden hervortreten lassen will, vermögen uns nicht zu erwärmen. In Wilhelm Meisters Tagebuche findet sich unter Anderem (S. 59) die Behauptung: »der Dichter gebe viele Vortheile auf, wenn er seinen Helden selber erzählen lasse; vielmehr seyen das wirksamste Mittel zur Charakterschilderung gemüthliche Bemerkungen über eine Person und Schilderungen seiner Handlungen in gleicher Weise.« Für Dichter, wie der Verf., welche es nicht verstehen, in den Worten die Seele abspiegeln zu lassen (in welchen sie sich unstreitig weit unmittelbarer und bestimmter abspiegelt), mag dieß wahr seyn; aber eben dadurch geht ihm das innerste Leben der Poesie ab, welches sich in Göthe so reich entfaltet hat. Wenn also wirklich die Idee, welche dieser neue Biograph Wilhelm Meisters von ihm hatte, dieselbe, wie er (Tagebuch S. 14) behaup-

tet, gewesen wäre, »welche bey seiner Erschaffung dem Geiste des Schöpfers vorschweben mochte, durch das nachfolgende Leben des Geschöpfes aber halb verwirklicht, halb verkehrt wurde,« so würde dieselbe schwerlich jemals zum Leben gekommen, sondern es höchstens bis zu einer todten Geburt gebracht haben. Unter dieser Einschränkung können wir dann dem Verf. allerdings zugeben, daß seine Charaktere die Göthe'schen an Idealität übertreffen; obgleich der Hauptcharakter, Wilhelm, nur in wenigen, gleichsam aufgeklebten Zügen; denn im Ganzen können uns sein Wankelmuth, seine Unbestimmtheit und seine innere Untreue noch weniger, als bey Göthe gefallen.

Der Gegensatz des Verf. gegen Göthe (welchen wir übrigens bis jetzt nur erst einem Theile nach dargestellt haben) krankt außer an der schon erwähnten Ungründlichkeit noch überdieß an einer nicht geringen Leidenschaftlichkeit, welche zuweilen z. B. in der Rekapitulation der Entwicklungsgeschichte Wilhelm Meisters (Th. III. 115—38) sogar in Gemeinheit ausartet. Bey diesen und ähnlichen Stellen hat Rec. nicht über Göthe, der das Unsittliche und Unedle doch wenigstens schamhaft verdeckt, aber wohl über seinen Beurtheiler erröthen müssen, welcher sich nicht entblödet, dasselbe, um seine Anklage gewichtiger zu machen, auf das Schamloseste aufzudecken. Darin, gewiß besteht die wahrhaft ideale Gemüthlichkeit nicht. —

Doch es ist Zeit, daß wir uns zu einer genaueren Würdigung dieser gegen Göthe gestellten Anklage wenden. Um hierbey nicht nur uns selbst von der Leidenschaftlichkeit frey zu halten, mit welcher man sich fast überall bisher für oder wider erklärt hat, sondern auch zur Milderung dieser Leidenschaftlichkeit bey Andern beyzutragen, wollen wir (wie schon früher bemerkt) auf philosophische Principien unser Urtheil zu begründen suchen, und daher fürerst, ganz absehend von der Wahrheit und Falschheit der im Besonderen gegen Göthe vorgebrachten Beschuldigungen, die allgemeinen Streitfragen untersuchen, auf welchen die Entscheidung beruht. Was versteht man eigentlich unter Idealität? Gilt die Forderung derselben für Dichtwerke allgemein? Und wenn dieß, dürfen wir das gleiche Richtmaß für alle gebrauchen, oder gibt es mannigfache Gattungen und Grade des Idealen, von welchen in einem Dichtwerke die eine ausgeprägt seyn, die andere fehlen kann?

Schon in der Einleitung haben wir darauf aufmerksam gemacht, daß der jetzt hervorgetretene Gegensatz der Ansichten nicht erst vom Verf. erzeugt worden ist, sondern schon lange vorher, nur mehr im Verborgenen und in den Kreisen des geselligen Lebens, als in dem wissenschaftlichen Verkehr, bestanden hat, ob-

gleich er auch hier nicht selten deutlich genug ist. Der einen Partey, zu welcher auch unser Verf. gehört, schwebt vorzüglich Schiller als die Krone der Dichter vor Augen. An ihn mit Begeisterung sich anschließend, und ihn überall zum Muster nehmend, glaubt sie mit Berufung auf ihn behaupten zu können, nur diejenige Poesie zeige sich ihrer hohen Bestimmung würdig, welche die Ideale der Sittlichkeit durch ihre Werke verkläre. In diesen müsse jeder wahre dichterische Geist, als in seinem eigenthümlichen Elemente leben; wer sich nicht zu ihnen über die Wirklichkeit erhebe, sondern die Dürftigkeit und Gemeinheit dieser letzteren zufrieden in seinen Werken abspiegele, zeige sich der Weihe unwürdig, welche ihm die Natur durch Ausstattung mit andern dichterischen Talenten habe zu Theil werden lassen. Dagegen die andere Partey, welche sich vorzüglich auf Göthe und Tieck, und auch wohl auf Shakespeare, als Muster, beruft, das Ideale höchstens nur als Nebenwerk der Poesie gelten lassen will. Das eigentliche Wesen der Poesie bestehe in dem engsten Anschließen an die Natur, an das Wirkliche; was sich von diesem ablöse, sey fehlerhaft und der Poesie fremd. Daher die erste Bedingung für alle von derselben dargestellten Personen darin bestehe, daß sie in ihrer wahren Natürlichkeit und Menschlichkeit, mit Fleisch und Blut, und mit den nun einmal nicht vermeidlichen irdischen Mängeln vor uns hintreten; und man verkenne demnach das Wesen der Poesie, wenn man dieselben vom Irdischen entkleiden, und als lebenentblößte, zwischen Himmel und Erde in freuden- und genußloser Kälte schwebende Geschöpfe hinstelle. Ja Einige aus dieser Schule sind sogar so weit gegangen in ihrer Verwerfung des Idealen, daß sie dasselbe den unversöhnlichsten Feind der wahren Poesie, das zerstörende Princip derselben, genannt haben.

Am unmittelbarsten und nachdrücklichsten gewiß erklärt sich ein unparteyisch richtendes Gefühl gegen die letztere Behauptung. Wäre es für den Dichter genügend, daß er mit lebensfrischen Farben malte, was auch übrigens der Gegenstand seiner Darstellung seyn möge, so fiele jeder Unterschied hinweg zwischen dem Dichter und Geschichtschreiber, und der letztere, auch wenn er nicht im Geringsten sich von der Wirklichkeit entfernt, nicht das Mindeste gedichtet hätte, könnte auf jedem Blatte, und in der Erzählung jeder noch so unbedeutenden Begebenheit, in der Schilderung jedes noch so wenig interessanten Charakters, den höchsten Dichterkranz erringen. Dieß aber, so unmittelbar es auch aus den vorher entwickelten Grundsätzen dieser Partey folgt, wird gewiß nie-

mand zugeben wollen. Indeß ist doch auch von der andern Seite klar, daß das Wesen des Poetischen keineswegs in der Erdichtung und im bloßen Gegensatze gegen das geschichtlich Ueberlieferte, gegen das Wirkliche, liegt. Denn während leider manche Dichtungen von poetischem Geiste wenig oder nichts in sich tragen, vermag uns die Geschichte zuweilen in eine Stimmung zu versetzen, welche wir nicht bloß gleichnißweise, sondern im eigentlichsten Sinne (nach der Wendung, welche nun einmal der Sprachgebrauch bey diesem Worte genommen) als poetisch bezeichnen.

Ein scheinbarer Widerspruch freylich, aber welcher eben darum wohl geeignet ist, durch die Hervorhebung des in den beyden entgegengesetzten Gleichartigen uns zu der gesuchten Erkenntniß des Poetischen zu führen. Nur dasjenige nämlich in dem geschichtlich Ueberlieferten nennen wir poetisch, was uns ergreift, was in der durch seine Vorstellung vermittelten Nachbildung uns irgendwo zu einer höheren Stufe des Daseyns erhebt. Wir finden das auch schon ausgesprochen in der ziemlich allgemein verbreiteten Foderung, das Poetische solle schön oder erhaben seyn; und was uns in der Weltgeschichte von schönen oder erhabenen Charakteren, von schönen oder erhabenen Entwickelungen entgegentritt, stellt sich eben dadurch dem Poetischen als gleichartig an die Seite. Aber was ist schön und erhaben? Wer vermag das durch diese Ausdrücke bezeichnete unendlich Mannigfache in die Schranken Eines Merkmales zusammen zu fassen, und das, nach dem Geschmacke verschiedener Völker und Zeiten in vielfachen Wechseln Kreisende zu Einer festen Anschauung zu fesseln?

Verfolgen wir indessen die aufgefundene Spur, so zeigt sich zuerst, daß durch die Begriffe des Schönen und Erhabenen keineswegs der ganze Umfang dessen ausgefüllt wird, was uns zu einem höhern Daseyn zu steigern vermag. Es gibt Charaktere im Leben und in der Dichtung, welche, ohne irgendwie schön oder erhaben zu seyn, uns dennoch hinreißen durch ihre Beweglichkeit, durch die Schnelligkeit und Leichtigkeit aller ihrer, wenn auch eben nicht zu hoher Vollkommenheit ausgebildeten Vorstellungen und Gefühle, durch die Lebensfrische, welche ihre ganze Weltansicht athmet. Mit Vergnügen folgen wir ihnen in ihrer, wenn auch nicht immer gediegenen Thätigkeit, indem wir dadurch unsere eigne Seele, wie durch einen neuen Lebenskeim, befruchtet fühlen. So kommt dann Lebendigkeit, als die dritte Gattung der für uns möglichen Steigerungen unseres Daseyns zur Schönheit und Erhabenheit hinzu. Stellen wir diese beyden letztern mit jener in Vergleich, so finden wir auch bey der Empfin-

dung des Schönen eine Steigerung der Lebendigkeit, nur gemildert durch die Beymischung eines andern Princips; dagegen in der Empfindung des Erhabenen nichts davon sich zeigt. Vielmehr ist die diesem eigenthümliche Steigerung der Kraft außerdem, daß auch sie eine Steigerung des Daseyns ist, in Allem dem Gefühle des Lebendigen beynah entgegen gesetzt: ein langsamer Fortschritt, statt des raschen; ein der Unbeweglichkeit verwandtes Gehaltenseyn der Empfindung, statt des leichten Wechsels; eine in ihrer Selbstständigkeit gewisser Maßen abschließende Spannung, statt der offenen, empfänglichen Hingegebenheit. Aber wie jenem, so ist auch diesem die Empfindung des Schönen verwandt; und gehen wir also, abgesehen von den durch die eigenthümliche Beschaffenheit der Dinge bestimmten Eigenschaften des Erhabenen, Schönen und Lebendigen, rein darauf aus, ihren subjektiven Charakter, oder dasjenige, zu begreifen, wodurch sie uns eben erhaben, schön und lebendig sind, so wird uns dieß nicht schwer fallen. Alle Seelenthätigkeiten entstehen durch die Anregung der ursprünglichen Seelenvermögen durch äußere Reize, welche jene mehr oder weniger vollkommen in sich aufnehmen und sich aneignen. Die Reize aber sind von doppelter Art: Reize des Lebens und Reize der Kraft; so wie das Vermögen der Seele für die Aufnahme beyder geeignet. Je größer die Fülle des Reizes, um desto größer auch die Steigerung des Vermögens, welches ohne den Reiz todt, oder doch mit dem Gefühle der Schwäche behaftet ist. Jedoch gilt dieß nur bis zu einem gewissen Punkte: denn wird der Reiz zu reich oder zu heftig für das Vermögen, so daß ihn dieses nicht aufzunehmen, nicht zu verarbeiten vermag, so entsteht Ekel oder Ueberreiz. Wo aber, mit der angemessenen Steigerung des Reizes, auch die Steigerung des Vermögens ihren höchstmöglichen Punkt erreicht, da entstehen die Gefühle des Erhabenen, des Schönen oder des Lebendigen: das Erhabene, wenn die Steigerung eine Steigerung der Kraft; des Lebendigen, wenn sie eine Steigerung des Lebens; des Schönen, wenn sie aus beyden harmonisch gemischt ist. Wozu freylich außerdem noch erfordert wird, daß die gewirkte Steigerung über einen ziemlichen Theil der Seele sich verbreite; denn mit unzähligen Seelenthätigkeiten sind in jedem Augenblicke auch unzählige Gefühle in der Seele, und nur wenn eine bedeutende Anzahl derselben (mögen sie übrigens sonst von dieser oder jener Art seyn) zu dem Gefühle der Erhabenheit, Schönheit oder Lebensfrische erregt ist, kann sich dieses Gefühl mit einer gewissen Stärke dem Bewußtseyn kund geben, und der Seele im Allgemeinen beygelegt werden.

Wir können alle Poesie in direkte und indirekte ein-

theilen, je nachdem sie unmittelbar durch die Nachbildung des in ihr Dargestellten, oder zugleich und überwiegend durch andere Seelenthätigkeiten wirkt, welche durch das in ihr Dargestellte in der Seele aufgeregt worden, und diesem vielleicht gar entgegen gesetzt sind. Zwar ist überhaupt kein Genuß der Poesie möglich, als durch Empfänglichkeit für sie; und diese Empfänglichkeit besteht nicht bloß in der Fähigkeit, die einzelnen für die Darstellung gebrauchten Begriffe und Vorstellungen überhaupt in sich zu erzeugen, sondern diese Begriffe und Vorstellungen, so wie die dadurch bezeichneten Gefühle ꝛc. müssen zu vollkommener Ausbildung schon von früher her in uns angelegt, leicht reproducirt, und mit einander zu demjenigen harmonischen Ganzen verbunden werden können, welches durch das poetische Kunstwerk erstrebt wird. In jedem Falle also erreicht die Poesie ihre volle Wirkung nur durch andere, von ihr aufgeregte Seelenthätigkeiten, welche ihr als Empfängnißthätigkeiten entgegen kommen; wo aber diese den in der Darstellung unmittelbar gegebenen gleichartig sind, kann man sie gar nicht andere nennen, da sie ja nur dazu dienen, jene wirklich in der Seele auszubilden, welche ohne sie nur mehr oder weniger schattenähnlich und wirkungslos seyn würden, und da die neu erregten und die von früher her geweckten Seelenthätigkeiten gleichartig sind. Dagegen in der indirekten Poesie (zu welcher vor Allem die komische gehört) die zu der Hervorbringung des beabsichtigten Eindruckes nothwendigen Seelenthätigkeiten nicht bloß die unmittelbar in der Darstellung mitgetheilten, sondern andere, ihnen vielmehr entgegengesetzte sind. Wir schließen die letztere Gattung der Poesie fürerst aus unserer Betrachtung aus, und behalten uns die Bestimmung ihres Verhältnisses zum Idealen für einen andern Ort vor.

Daß aber die direkte Poesie das Ideale in dem vorher aus einander gesetzten Umfange mit Nothwendigkeit fordert, ist wohl keinem Zweifel unterworfen. Erhaben, oder schön, oder lebendig muß das in ihr Dargestellte, muß die Darstellung selbst seyn. Ideal heißt ursprünglich, was nicht aus der Wirklichkeit entnommen, sondern in der Idee, in der Einbildungskraft gebildet ist. Da aber die noch nicht durch ungünstige Einflüsse erkrankte, in sich bildende oder einbildende Seele, der in ihr ursprünglich angelegten Gesetzgebung nach, bey denjenigen Vorstellungen am liebsten und längsten verweilt, und diejenigen am häufigsten wiederholt, welche am höchsten in Kraft und Leben gesteigert sind, so daß dieselben in der reinen, lebendig-kräftigen Seele allmälich immer mehr in den Vorgrund treten, und sich zu Einem Bilde vereinigen: so hat man das Wort

»ideal« auf diejenigen Vorstellungen, welche sich durch jene Steigerung vor den übrigen auszeichnen, übertragen. In dieser Bedeutung genommen also darf das Ideale in der direkten Poesie nicht mangeln. Ein Dichtwerk, welches einen durchaus gemeinen Charakter in seiner vollen Gemeinheit darstellte, würde eben dadurch undichterisch werden. Denn ein solcher kann ja rein an und für sich, und ohne eine abstoßende Kraft gegen sich zu wecken, in keine lebendige und kräftige Seele aufgenommen werden. Wird er ihr von der Außenwelt aufgedrungen, so müssen Reflexionen, Witz, satyrische Gleichnisse ihr zu Hülfe kommen, um sie in ihrem eigenthümlichen Daseyn zu erhalten; und diese werden dann entweder unmittelbar und offen, oder in versteckten Andeutungen auch in der Darstellung nicht mangeln dürfen. Ein völlig widerlicher Charakter kann höchstens in einem psychologischen Werke durch Treue und Feinheit der Entwickelung, in einem poetischen aber durchaus nicht gefallen. Daher Charaktere, wie Richard III., Lady Macbeth ꝛc, nur den ihrer Schlechtigkeit beygemischten Kräften und Talenten ihre Stelle in Shakespeare's Dichtungen verdanken; durch diese werden auch sie ideal, und also poetisch, während sie sonst durch ihre Schlechtigkeit aus der poetischen Erhebung uns herausgerissen haben würden. Selbst in untergeordneten Rollen duldet die höhere Poesie keine ganz gewöhnlichen, unbedeutenden Charaktere, und wo diese auftreten müssen, werden sie wenigstens durch die in der gesteigerten Stimmung des Dichtenden nothwendig begründete Idealität der Darstellung den idealen Charakteren so verschmolzen, daß ihre schnell vorübergehende Erscheinung die Harmonie des Ganzen durch keinen Mißton stören kann. Die Idealität der Darstellung also muß die Nicht-Idealität des Dargestellten ersetzen, damit dieses in dem poetischen Ganzen eine Stelle finden könne.

Idealität der Darstellung und Idealität des Dargestellten — also gibt es mehrere Beziehungen, in welchen ein dichterisches Kunstwerk ideal und nicht-ideal seyn kann. — Hiedurch eröffnet sich uns ein neues, weites Feld für unsere Untersuchungen, von welchen wir hier freylich nicht viel mehr, als die äußersten Umrisse angeben können. Wir müssen diese verschiedenen Beziehungen und die Art und Weise, wie sich in jeder von ihnen das Ideale offenbart, besonders betrachten.

Auch unserem Verfasser sind diese verschiedenen Beziehungen nicht entgangen. Zuerst müsse man (verlangt er Thl. I, S. 120 ff.) der Idee bey jedem Kunstwerke nachzuforschen suchen, welche der Dichter vorzugsweise ins Auge gefaßt, und gleichsam in einem Bilde darzulegen sich zum Ziele gesetzt habe. Von dem hier

gefundenen Resultate hänge das Haupturtheil über den Werth eines Werkes ab. Dann aber sey zweytens die Gedankenfolge zu prüfen, ob sie bestimmt und schön ausgedrückt sind, und in einer schönen Ordnung einander folgen. Beydes hält er scharf aus einander, indem er z. B. S. 212 den Hauptmann sagen läßt: »Wenn Göthe auch, wie Sie selbst einzusehen anfangen, die großen Ideen, durch deren Verwirklichung die Welt in ihrer Ordnung und Schönheit da steht, wenn er sie auch insgesammt nicht begriffen hätte, wenn er sie versteckt, wie der Weltmann den Glauben, verneinte: so berechtigt uns dieß noch gar nicht, im Allgemeinen über ihn abzusprechen. Er kann deßhalb gar wohl die Gedanken, welche keine innere Erhabenheit haben, auf eine Weise verknüpfen und fortleiten, er kann die poetische Melodie so sehr in seiner Gewalt haben, er kann überdieß eine technische Fertigkeit in Anordnung des Ganzen, in Ausscheidung des Ueberflüssigen, in Verhältnißgebung für alle Theile und Ingredienzen besitzen, welche ihm einen sehr bedeutenden Rang unter den Dichtern sichern.« — Eine Scheidung, welche im Allgemeinen betrachtet, allerdings vollkommen richtig ist. Doch zeigt sich leicht, daß wir mit dieser zweygliedrigen Eintheilung nicht ausreichen, sondern einer mehr ins Besondere gehenden bedürfen. Was der Verf. Idee nennt, und in seinen Erläuterungen vorzüglich auf die Charaktere bezieht, müssen wir bey genauerer Betrachtung als vielartig erkennen, wenn wir bedenken, daß ja die Idee eines künstlerischen Ganzen als solchen nicht selten völlig verschieden ist von den in ihm dargestellten Charakteren, ja diesen wohl gar auf gewisse Weise entgegen tritt. Eben so spaltet sich, was der Verf. unter dem Ausdrucke Darstellung zusammenfaßt. Man spricht von Schönheit der Gedanken und der Gedankenverknüpfung, von Schönheit des Ausdrucks ꝛc. Auf welche Weise also zeigen sich Erhabenheit, Schönheit und Lebendigkeit in diesen besondern Beziehungen? — Wir wollen diese Fragen im Folgenden, um unsere späteren Untersuchungen vorzubereiten, mit stetem Hinblick auf Göthe beantworten.

Am anschaulichsten läßt sich in Bezug auf die Charaktere die Schönheit als Vereinigung von Lebendigkeit und Kraft darlegen. Die Seele des in sich abgeschlossenen Stoikers, oder des Einsiedlers, welcher der Welt und allen ihren Freuden entsagt hat, oder des Helden, welcher seine von den Zeitvorurtheilen freye Ansicht gegen den Widerstand einer ganzen Welt durchficht, wird Niemand bey ihrer Nachbildung als schön, sondern nur als erhaben fühlen. Durch Lebensfrische aber wird diese, wenn auch aus Begeisterung hervorgegangene, doch in ihrer Wirksam-

keit kalte und ablehnende Erhabenheit gemildert. Um also einen schönen Charakter zu bilden, muß sich eine lebendige Empfänglichkeit mit Sicherheit und Festigkeit verbinden; nimmt er auch fremde Einwirkungen in sich auf, so muß er doch nicht allen gleich offen stehen, vielmehr einige derselben sogar abstoßen und widerstrebend bekämpfen. Durch allen lebendigen Wechsel hindurch also müssen wir einen unverändert bleibenden Grund in ihm wahrnehmen. »So viel Einfalt bey so viel Verstand« (sagt Werther von seiner Lotte, da er von ihr zum ersten Male spricht), »so viel Güte bey so viel Festigkeit, und die Ruhe der Seele bey dem wahren Leben und der Thätigkeit!« Sie ist keineswegs unempfänglich für Werthers wachsende Leidenschaft; und durch seine vielen ausgezeichneten Eigenschaften wird ihr derselbe so werth, daß sie mit tiefem Schmerze die Lücke fühlt, welche durch die Trennung von ihm in ihrer Seele entstehen würde, und daß man bey seinem gräßlichen Ende für ihr Leben fürchten muß. Aber bey aller dieser freundschaftlichen Hinneigung zu ihm, welche sie auch die leisesten Erregungen seines Innern zu verstehen und vorzufühlen fähig macht, hat sie doch in dem Pflichtgefühle ihrer Verbindung mit Albert Festigkeit genug, selbst in den leidenschaftlichsten Momenten seinem Andrängen zu widerstehen und ihn zur Fassung zu ermahnen. Und wie entfaltet sich in einzelnen Momenten, selbst bey unbedeutenden Kleinigkeiten, die zarte, und doch kräftige Blüte ihrer schönen Seele! Wie in ihrer größten Fülle zum Beyspiele an jenem Gewitterabende, wo sie, selbst die furchtsamste, durch ihr Zählenspielen Alles erheitert! Eben so ist Werther bey aller seiner unsittlichen Schwäche (ein Verhältniß, welches wir später erläutern werden) doch ein wahrhaft schöner Charakter. Wie empfänglich gibt er der Natur sich hin, so daß er sich selber gleichsam in ihr eigenstes Wesen umwandelt; wie innig schließt er seinen Freunden sich an, und lebt er überhaupt in den geselligen Verhältnissen, wo ihm dieselben irgend in einer unverfälschten, würdigen Form erscheinen; wie theilnehmend versetzt er sich in die Lage selbst derjenigen unter seinen Mitbrüdern, welche am weitesten von ihm in Lebensart und Bildung abstehen. Dabey aber geben ihm sein klarer, die Vorurtheile der verschiedenen Stände und Geistesbeschäftigungen durchblickender Verstand, sein scharfer Beobachtungsgeist, so wie die höheren Anfoderungen an die Welt, denen diese mit ihrem gewöhnlichen Treiben nicht zu genügen vermag, eine gewisse Stärke des Charakters, welche jene Empfänglichkeit, jene lebendige Beweglichkeit in Schwäche auszuarten verhindert, und zu derjenigen Mischung eben mildert, die, bey aller Mannigfaltigkeit der Gestal-

tungen, das sich gleichbleibende Wesen der Schönheit ausmacht. Und überhaupt, wie reich ist der ganze Werther an Entfaltungen schöner Seelenstimmungen! Rec., der mit ganzer Seele von jeher ernsten wissenschaftlichen Studien gewidmet, niemals auch eine Spur von demjenigen in sich verspürt hat, was man Wertherisiren nennt, hat den Werther in psychologischer nicht nur, sondern auch in ästhetischer Hinsicht unzählig oft gelesen, und lieset ihn immer wieder, nicht bloß mit Vergnügen und Interesse, sondern mit inniger Freude an seiner herrlichen Blütenfülle, die dann allmälich in sanfte Wehmuth über den Untergang derselben übergeht, so daß es ihm in der That unbegreiflich ist, wie der sonst eben nicht stumpfe Verfasser der falschen Wanderjahre ihn »langweilig« finden, und über ihn »gar nichts zu sagen« wissen kann. Gewiß, er könnte viel, sehr viel Gutes aus ihm lernen! — Im Wilhelm Meister zeichnet sich vorzüglich Lothario durch Schönheit des Charakters aus. Bey aller seiner Umsicht und Entschlossenheit, bey seiner mehr besonnenen, als warmen und überfließenden Begeisterung für das allgemeine Wohl, und für jeden großen Entwurf, bey seiner weise geregelten und uneigennützigen Erwerbsamkeit fehlt es ihm doch nicht an einem Anfluge von Empfindsamkeit, den er ganz zurück zu drängen vergebens sich bemüht, und an Geschmack für das Leben der größeren geselligen Welt. Hat er früherhin ausgeschweift in dem Genusse der Kraft und des Lebens, so ist doch jetzt die hoch aufschlagende Flamme zu einer sanften Glut gemildert. Eben so sind Natalie und Therese, jede in ihrem eigenthümlichen Kreise, durch ihre besonnene und einsichtsvolle, und doch ununterbrochen lebendige Geschäftigkeit schöne Charaktere, obgleich in geringerem Maße, weil weniger vielseitig gebildet. Auch Wilhelm mit seiner reichen Bildungsfähigkeit, die jedoch allem Niedrigen und Gemeinen ablehnend, ja nicht selten veredelnd, entgegen tritt, zeigt sich meistentheils als schönen Charakter, jedoch nur meistentheils, da seine Empfänglichkeit nicht selten bis zur Kraftlosigkeit sinkt. Erhabene Charaktere, deren Wesen schon aus den früher angeführten Beyspielen genügend erhellt, finden sich im Wilhelm Meister, und überhaupt in Göthe, keine; als Beyspiel eines durch seine lebendige Beweglichkeit zuweilen im höchsten Maße interessanten, aber nie sich zu reiner Schönheit verklärenden Charakters kann Philine dienen.

Gedanken und Ausdruck der Gedanken fließen zwar auf gewisse Weise in einander. Denn wodurch anders sollen die Gedanken ausgedruckt werden, als wieder durch Gedanken? so daß also die Ausdrücke nur Theile der Gedanken, als der größeren Ganzen, oder kleinere Gedanken zu seyn schei-

nen. Bey genauerer Betrachtung jedoch treten beyde weiter aus einander. Während nämlich den eigentlichen Gedanken, auch bis in ihre kleinsten Bestandtheile herab, in dem Denken des Ganzen ihre volle Bedeutung bleibt, geht diese bey den zur bloßen Ausdruckweise gehörigen Vorstellungen überwiegend verloren. In einem Gleichnisse z. B. ist eigentlich nur die durch die Vergleichung in das Licht gesetzte, oder die Hauptvorstellung, selbstständig; dagegen die Gleichnißvorstellung dieser nur dient, und daher nur in so weit, als es zu diesem Dienste nöthig ist, in den Vorgrund der Seele tritt. Auch sie zwar denken wir (so ist es in der Seele des Dichters, und so bilden wir es ihm nach, wenn wir seine Dichtung auf die rechte Weise in uns aufnehmen) im Allgemeinen vollständig. Aber ihre Bestandtheile haben doch ein sehr verschiedenes Maß der Bewußtseynstärke: denn während der mit der Hauptvorstellung zusammentreffende Theil mit dieser gegenseitig zur höchsten Klarheit und Lebendigkeit sich steigert, hängt der verschiedenartige nur gleichsam über, und geht überwiegend für das Vorstellen verloren. Und auf gleiche Weise werden sich überall die bloß zur Ausdrucksweise gehörigen Vorstellungen von den Hauptvorstellungen dadurch unterscheiden, daß die letzteren, als integrirende Theile der Gedankenreihe, mit ihrem vollen Inhalte sich zu dem Ganzen zusammenfügen, und in demselben erhalten, während durch jene ersteren nur gleichsam vorübergehend und schattenähnlich die Summe des Vorstellens vermehrt wird.

Was nun zuerst die Schönheit des Denkens und Vorstellens betrifft: so läßt sich dieselbe als eine gewisse Mitte haltend zwischen der abstrakten, wissenschaftlichen Durchbildung des Denkens, und den leicht aufblickenden und leicht wieder schwindenden Vorstellungen der Phantasie charakterisiren. Denn zu Begriffsthätigkeiten verbinden sich (wie aus den Gesetzen der Seelenlehre erhellt) am leichtesten und häufigsten die durch Kräftigkeit ausgezeichneten Seelenthätigkeiten, und die Begriffbildung läßt sich in dieser Hinsicht als eine Anhäufung der Kraft betrachten, deren wir uns jedoch meistentheils nur bey ihrer Entwickelung, sonst aber, weil das Gefühl durch Gewohnheit sich abstumpft, nur bey den höchsten und schwierigsten Begriffen bewußt werden. Daher sind tief greifende philosophische Sätze ihrer Natur nach erhaben; und je mehr ein Gedanke wissenschaftlich durchgebildet ist, um desto mehr wird ihm Lebensfrische abgehen. Ein Mangel, welcher indeß nicht selten (und hier zeigt sich die schon oben erwähnte gradweise Annäherung) durch die bloße Ausdruckweise ausgefüllt werden kann. So werden die tiefsten philosophischen Gedanken bey Plato, Jakobi und Andern durch ihre Darstellung in Gleichnissen

und Bildern begründet in der Fülle der Lebendigkeit, welche in jenen Geistern neben dem kraftgesteigerten philosophischen Denken lebt, und selbst in und mit demselben sich nicht zurückhalten läßt, aus erhabenen in schöne Gedanken umgewandelt. Sehen wir aber von dieser, durch die Ausdruckweise möglichen Umänderung ab, so zeigt sich im Ganzen für die Schönheit des Denkens eine gewisse Mischung von Reflexion und lebendiger Phantasie nothwendig, so daß zwar bald das eine, bald das andere dieser Bestandtheile besonders hervortritt, aber doch nie eines ganz ohne das andere seyn darf. So hat (um dieß wenigstens im Allgemeinen durch Beyspiele zu erläutern) bey Schiller die Denkweise größten Theils eine Richtung auf das Erhabene hin (auch abgesehen von seiner Neigung, über erhabene Gegenstände zu denken), die jedoch durch den lebendig-frischen Ausdruck (seine Fülle glänzender Gleichnisse 2c.) wieder dem Schönen genähert wird. Dagegen die Denkweise und Vorstellung Wielands, Thümmels und Anderer überwiegend dem Lebendigen angehört, und nur zuweilen schön wird, wo ihre reiche Witzader nicht spielenden oder Wortwitz ausströmt, sondern uns einen Blick in bedeutendere Lebensverhältnisse eröffnet. Als Beyspiel des Schönen können wir wiederum Göthe aufführen. Wie hoch man auch zuweilen sein wissenschaftliches Verdienst gepriesen, und wie viel man in jeder in seinen Romanen hingeworfenen Bemerkung gesucht und gefunden hat: so wird doch ein an ernste wissenschaftliche Thätigkeit gewöhnter, und dadurch zu höheren Forderungen gesteigerter Geist schwerlich in dieses Lob einstimmen können. Sehen wir von seinen in strengerem Sinne wissenschaftlichen Bestrebungen ab, über welche zu urtheilen hier nicht der Ort ist, so werden wir es zwar mit Dank anerkennen, daß er einzelne ästhetische Verhältnisse, so wie einzelne anziehende Seiten des menschlichen Lebens, mit hellem Blicke aufgefaßt, und das Aufgefaßte in einer klaren Sprache wieder gegeben hat. Nirgends aber finden wir auch nur den Versuch, oder die Andeutung eines Bedürfnisses, in diese lichtvollen Auffassungen einen strengeren Zusammenhang zu bringen, oder sie auf ihren tieferen Grund zurück zu führen. Vielmehr haben in den meisten Fällen seine Bemerkungen gleichsam einen naiven, kindlichen Charakter. Was sich ihm mühelos offenbaret hat, stellt er eben so mühelos hin; was ihm unaufgelöst und räthselhaft geblieben, gibt er als ungelöstes Räthsel, oder vielmehr, er bemerkt seinen räthselhaften Charakter gar nicht, und es fällt ihm nicht ein, daß daran noch mehr zu thun seyn könne. Als Beyspiel können seine Bemerkungen über den Unterschied von Roman und Drama dienen. Sie sind im Ganzen richtig, und machen

seinem Beobachtungsgeiste alle Ehre. Aber dennoch fehlt es ihnen ganz an einem erklärenden Mittelpunkte. Das Drama stellt Charaktere und Thaten, der Roman Gesinnungen und Begebenheiten dar; jenes mehr kraftvolle, dieses mehr leidende Personen. Aber woher kommt es denn, daß die Darstellung jener mit einer gewissen Nothwendigkeit zur Poesie sich steigert, die Darstellung dieser dagegen in der Prosa verbleibt, daß Charaktere und Thaten durch das unmittelbar persönliche Auftreten und Reden der geschilderten Personen, Gesinnungen in der bloß erzählenden Form gegeben seyn wollen? — —

Mit derselben ruhigen Klarheit und Anspruchlosigkeit, und doch überaus lebendig, treten auch die von ihm geschilderten Personen auf, in reiner Objektivität, ohne lyrische Beymischung, und überhaupt ohne lyrischen Schwung, als denjenigen, welchen ihr Charakter selbst fodert. Bald werden sie unmittelbar redend eingeführt, bald faßt der Erzähler den Inhalt eines Gesprächs, oder einer Scene, oder auch wohl eines längeren Zeitraumes in eigener Rede oder Betrachtung zusammen. Wie also die Reflexion bey Göthe nie durch Steigerung zu einem wissenschaftlichen Gehalte, oder zu einer wissenschaftlichen Form, der zur Schönheit des Denkens nothwendigen Leichtigkeit sich entschlägt, so schweifen auf der anderen Seite seine Schilderungen, bey aller Anschaulichkeit nie in der Lebendigkeit aus. Nur zu leicht geht auch hiedurch die Schönheit verloren, wenn auch das Werk an Naturtreue und psychologischem Werthe gewinnen sollte. Als Beyspiel können die mit vollem Rechte so allgemein bewunderten Werke Walter Scott's dienen. Wir wollen ihm keineswegs die Schönheit des Denkens und Vorstellens absprechen; vielmehr findet sich dieselbe an vielen Stellen in sehr hohem Maße. Aber wenn er die Gemeinheit und Niedrigkeit in der Gesinnung oder in der Bildung in ihrer vollen Wahrheit auftreten läßt, wenn er uns die Unterhaltung solcher für die direkte Poesie zu niedrigen, für die indirekte zu wenig von der Regel des Guten und Schönen ausweichenden Personen in ihrer ganzen Ausführlichkeit wieder gibt: so fühlen wir bey aller Bewunderung, welche wir der meisterhaften Porträtähnlichkeit zollen, doch die Schönheit des Denkens und Vorstellens verletzt. Göthe, wenn er auch nicht so weit, wie Shakespeare, Personen dieser Art über ihre Bildung hinaushebt, nicht so reich, wie dieser, ihre Reden mit Witzesfülle und poetischem Glanze ausstattet (dieß würde überhaupt nicht in den Charakter der meisten Dichterwerke Göthe's passen), mildert doch stets das Betragen und die Sprache niedrig denkender und gesinnter Personen, und theilt dieser eine mäßige Gebildetheit mit, wie dieß z. B. in der Schilderung der

alten Barbara im Wilhelm Meister auf das Augenscheinlichste hervortritt. Ein Verfahren, welches ihm niemand, der einen richtigen ästhetischen Geschmack in sich trägt, verargen wird. Wir wissen es recht wohl, daß die alte Barbara in Wirklichkeit anders gesprochen haben würde; auch dürfen wir nicht glauben, der Dichter habe dieß nicht gewußt; aber wie dieses täuschende Bild in ihm sich unbewußt gebildet, nehmen wir es eben so unbewußt gern in uns auf, da mit der Enttäuschung die Reinheit des ästhetischen Genusses verloren gehen würde. Wie der Gesang und die musikalische Begleitung in der Oper (eine Vergleichung, welche mehr als bloße Vergleichung ist), so kann auch diese Milderung des Charakters nur den für ihre höhere Bedeutung Unempfänglichen als Unwahrscheinlichkeit stören.

Was im Vorigen mehr in Bezug auf die einzelnen Vorstellungen und Gedanken gesagt worden ist, läßt sich leicht auch auf die Verknüpfung der Vorstellungen und Gedanken anwenden. Auch diese darf, wenn sie schön seyn soll, weder dem philosophischen Denken sich nähern, in welchem sich durch viele Sätze Eine eng verknüpfte Gedankenreihe fortzieht, noch die Verknüpfunglosigkeit der zu lebhaft angeregten Phantasie oder Leidenschaft haben. Aus der höheren Dichtkunst sind daher diejenigen Uebergangs- und Verhältnißpartikeln verbannt, welche zur Bezeichnung einer zusammengesetzten Gedankenverknüpfung dienen: wodurch denn die in einfachen Sätzen sich entwickelnde Ausdrucksweise selbst erhabene Gedanken meistentheils dem Schönen nähert. In Dichtwerken von niederem Range (wie z. B. in Romanen) ist die Regel nicht so strenge. Hier können beyde Gattungen des Denkens, die zusammengesetztere und die einfache, mehr aus einander, und mehr vereinzelt, auftreten; eine zu große Vereinzelung aber, ein zu nacktes Hervortreten einer dieser beyden entgegengesetzten Denk- und Vorstellungsgattungen wird immer der Schönheit Eintrag thun. Daher solche Thurmperioden, wie sie unter allen neueren Völkern vielleicht einzig die Deutschen bilden können, und nur zu oft bilden, selbst in einem Romane nicht vorkommen dürfen. Als ein Beyspiel ungeschmückter und einfacher Schönheit in dieser Beziehung kann Moritz Darstellungsweise (im Anton Reiser und einigen anderen Werken) dienen, so viele Verstöße gegen die Schönheit sich auch in den Ausdrücken und in fast allen anderen Beziehungen bey ihm finden mögen. Auch ist Göthe fast ohne alle Ausnahme ein Muster der einfachen und leichten, und doch nicht zu einfachen und zu leichten Gedankenverknüpfung.

Daß in dieser Beziehung für jedes Kunstwerk die Schön-

heit unverbrüchliche Norm ist, von welcher es wohl allenfalls nach der Seite der Lebendigkeit, aber durchaus nicht nach der Seite der Erhabenheit, hin ausweichen darf, wird leicht deutlich werden, wenn wir nun die Schönheit der Ausdruckweise in Betracht ziehen. Im Allgemeinen wird diese schon aus dem Vorigen ihrem Wesen nach klar seyn. Auch hier nämlich wird zur Schönheit eine gewisse Mitte zwischen dem Abstrakten und dem Lebendigfrischen der sinnlichen Anschauung und des sinnlichen Gefühls gefordert. Bey allen Vorstellungen also, welche von der lebendigen Anschauung zu fern liegen, oder welche zu ihrer Bildung Kraftanstrengung erfordern, und auch durch diese nur in den äußersten Umrissen gebildet werden können, muß die Poesie Bilder und Gleichnisse aus der Sinnenwelt zu ihrer Unterstützung rufen; dagegen sie das Sinnliche nicht selten durch Bilder aus der geistigen Welt veredelt und verklärt. Durch diese beyden Arten bildlicher Beziehung kommt, wie schon früherhin angedeutet, zu der eigentlichen Hauptvorstellung nichts Neues hinzu; sondern es wird ihr nur in jenem Falle mehr Lebendigkeit, in diesem mehr Kraft mitgetheilt, und sie so durch beydes der Schönheit näher gebracht. Vorzüglich der ersteren Art des bildlichen Ausdruckes, zu welcher auch der durch Epitheta größten Theils zu rechnen ist (die zweyte gehört eigentlich mehr dem Denken, als solchem an, da sich das Geistige immer mit einer gewissen Selbstständigkeit geltend macht), kann die Poesie auf keine Weise entbehren: denn die Sprache besteht doch eigentlich aus Begriffen, oder wenigstens allgemeinen Vorstellungen, die, als Abstrakta, der lebendigen Frische entbehren; und wo das also in irgend höherem Maße der Fall ist, muß die Poesie der sinnlichen Frische so viel als möglich hinzubringen, damit der wesentliche Charakter des Poetischen nicht verloren gehe. Woraus denn wohl deutlich erhellt, warum die Poesie jede Annäherung zum Periodenbau nothwendig fliehen muß, und also in Bezug auf die Verknüpfung der Gedanken des Erhabenen ganz ausgeschlossen ist. Denn soll eine zusammengesetzte Periode in ihrer Ganzheit richtig aufgefaßt werden, so muß sie mit der größten Sorgfalt alles vermeiden, was die Aufmerksamkeit des Lesers oder Hörers zu sehr auf das Einzelne ablenken konnte; dieß aber geschieht nothwendig durch die poetische Ausdruckweise, und so würden also in der Poesie alle zusammengesetzteren Sätze durchaus unverständlich seyn.

Kehren wir nun nach diesen Bemerkungen über die Ausdruckweise wieder zum Inhalte der Poesie zurück, so werden wir freylich nicht läugnen können, daß wir denselben noch keineswegs vollständig in Betracht gezogen haben. Der Dichter

hat ja mehr darzustellen, als Charaktere und Gedanken: er muß Landschaften, menschliche Gestalten, und noch viele andere Dinge malen; er muß Bauwerke schildern, muß Töne des Gesanges und der Musik in seinen Dichtungen nachflöten oder nachrauschen lassen. Aber die Bestimmung des Poetischen in Darstellungen dieser Art würde uns zu weit abführen; auch ist ja in ihnen die Poesie nicht selbstständig, sondern nur die Stellvertreterin anderer Künste, so daß ihr eigenthümlich nichts angehört, als der Ausdruck, von welchem auch in allen diesen Beziehungen die so eben angeführten Regeln gelten. Daher nur noch etwa über den Gang der Begebenheiten nähere Bestimmungen gegeben werden können. Der Ausbildung zum Erhabenen ist derselbe an und für sich nicht fähig. Eine solche wird ihm vielmehr nur durch seine Beziehung auf die göttliche Vorsehung: das Schicksal, so sehr man es auch als tragisches Princip erhoben hat, ist eigentlich nie direkt, sondern nur indirekt erhaben, in so fern namlich, als es zur Entfaltung eines erhabenen Charakters Gelegenheit wird. Zu fliehn, in Bezug auf die Ausbildung zur Schönheit, ist also nur auf der einen Seite eine langsame Einförmigkeit, auf der anderen eine schwindelnde Schnelligkeit in der Entwickelung der Begebenheiten. Die letztere gehört der komischen Poesie, die erstere der psychologischen Schilderung an, in welcher die Begebenheiten nur die Folie für die seelenwissenschaftliche Entwickelung der Charaktere sind. Daher Gespräche oder Zergliederungen von Gemüthsbewegungen und Verhältnissen kaum in den der Prosa sich nähernden Dichtungsarten den Lauf der Begebenheiten lange unterbrechen dürfen.

In Bezug auf die Schönheit des dichterischen Ganzen, als Ganzen, wiederholen sich im Grunde die vorgetragenen Bemerkungen, nur im Großen. Auch hier müssen Einfachheit und leichte Ueberschaulichkeit mit Mannigfaltigkeit vermengt seyn. Das Ganze darf zwar nicht, der Fabel ähnlich, auf eine Lehre berechnet seyn (das wäre dem Wesen, wie dem Ursprunge, eines wahren dichterischen Kunstwerkes ganz entgegen); aber es darf doch auch keineswegs lose zusammengewürfelt seyn, sondern muß, dem Dichter in seinem Erzeugen unbewußt, einen gewissen festen Grund haben: entweder einen geschichtlichen, wie Walter Scott's Meisterwerke, oder einen moralischen, oder einen religiösen, oder einen physischen ꝛc. Auch hierin sind gewiß einige unter Göthe's Werken als Muster der Schönheit zu nennen, vor Allem der Werther, von dem man wohl oft nicht mit Unrecht behauptet hat, in ihm sey nichts überflüssig, so wie überhaupt nichts, was nicht von seinem Platze gerückt, weniger zweckmäßig seyn würde. Und doch hat

seine Anlage so gar nichts einem eigentlichen Plane Aehnliches, und die hohe Weisheit, welche er enthält, war gewiß dem Verfasser selbst während seines Schaffens völlig verborgen, so wie sie leider den meisten seiner Leser verborgen geblieben ist, welche daraus vielmehr dasjenige Gift gesogen haben, gegen welches er ihnen Gegengift seyn sollte. Götz hat seinen festen Grund in der so bedeutenden Umwandlung des deutschen Volkslebens, in welcher Götz selbst, auch in der Geschichte, als eine bedeutende Erscheinung hervortritt. Indeß ist es nicht zu läugnen, daß hierin gerade am meisten die späteren Werke Göthe's von der Regel des Schönen abweichen. Schon im Faust ist Vieles berührt, und Manches tiefer ergriffen, ohne eigentlichen Mittelpunkt; im Tasso tritt dieser zum Nachtheil des künstlerischen Ganzen vielleicht nur zu sehr hervor; und beym Wilhelm Meister hat wohl die Unvollendetheit in dieser Beziehung, wenn auch unbewußt, am meisten zu dem Verlangen nach seiner Fortsetzung beygetragen, während man sich, abgesehen davon, die Nichtbeendigung der Geschichte gern würde haben gefallen lassen. Auch die Wahlverwandtschaften verdienen eben kein Lob als ein künstlerisches Ganze: denn in ihnen ist manches Fremdartige, theils gemischt, theils unverbunden, und selbst störend, neben einander gestellt, und die Auseinandersetzung des chemischen Wahlverwandtschaftverhältnisses drückt die Idee des Ganzen, welche weit poetischer bloß für das Gefühl angedeutet worden war, mehr mit bleyerner Prosa nieder, als sie dieselbe ins Licht setzt. Nur eben im Gefühle ist eine solche Parallele des Physischen mit dem Geistigen Poesie; eine Entwickelung aber, wie sie Göthe in dem bekannten Gespräche gibt, entfremdet, durch ihren mehr wissenschaftlichen Charakter, dem wahrhaft Poetischen.

So ist also die Mischung von Lebendigkeit und Kraft in allen Beziehungen zur Erzeugung der wahren Schönheit nothwendig, so wie die möglichst gesteigerte Kraft für sich allein die Erhabenheit, die möglichst gesteigerte Lebendigkeit eben die Lebensfrische eines poetischen Kunstwerkes ausmacht. Ein jedes poetische Kunstwerk, welches der direkten Poesie angehört, muß sich durch eine dieser Steigerungen auszeichnen, wodurch es eben zum Idealen wird; mit dem Mangel dieser Idealität geht auch die Poesie verloren. Was aber eine jener beyden Steigerungen, oder beyde wahrhaft hervorzubringen vermag, wird allgemeingültig und für alle Zeiten als erhaben, schön oder lebensfrisch gelten. Der Verf. sagt (Wilhelm Meisters Tagebuch S. 45, 46): »Es gibt in der Musik einzelne Gänge, welche nie veralten, welche Jahrhunderte hindurch gefallen, und immer wieder sicher zu gebrauchen sind; und es gibt andere, die

zu ihrer Zeit außerordentlich gefielen, aber schnell veralten.... Aehnlich ist es mit der Dichtkunst. Vieles, das einst allgemein ansprach, wie Millers Siegwart, verfällt in der Zeit, gleich der Schönheit des Menschen. Und andere Stücke bleiben gleich schön zu allen Zeiten.« — Allerdings gibt es einen solchen Wechsel des Geschmackes; aber wo er sich findet, findet sich entweder wahrer künstlerischer Werth nicht, oder der Wechsel selbst ist nur sehr vorübergehend, nur durch gewisse Mißbildungen des Geschmackes hervorgebracht, wie ja zuweilen auch der sinnliche Geschmack durch Ueberfüllung oder durch fremdartige Ueberreize in dem Maße sich umwandelt, daß uns selbst unsere Lieblingsgerichte widerlich sind. Wie aber auf diese Weise möglich ist, daß ein wahres Kunstwerk wegen der zu großen Menge der ihm gleichartigen, eine Zeit lang nicht als Kunstwerk gefühlt wird, so werden dagegen andere Werke nur durch diese Menge gleichartiger einen, dem des wahren Kunstwerkes ähnlichen Eindruck hervorzubringen in den Stand gesetzt werden. Denn wenn einmal durch Meisterwerke (wie z. B. durch den Werther) die Seelen der Lesewelt mit gewissen kraft- oder lebengesteigerten Vorstellungen und Gefühlen angefüllt worden sind, so werden diese dann auch durch die schwächste Anregung ähnlicher Art zum Bewußtseyn geweckt werden können. Nach dem Götz und anderen trefflichen Ritterstücken konnten auch elende Machwerke dieser Gattung zu einer Art von Begeisterung erheben, so lange man sich noch nicht an ihrer Uebermenge den Geschmack verdorben hatte. Aber man sieht leicht ein, daß in diesem Falle eigentlich nicht diese elenden Machwerke selbst als Seelensteigerungen gefühlt wurden, sondern nur die durch sie geweckten Reminiscenzen; und so können also solche Beyspiele des Geschmackwechsels eben so wenig der Allgemeingültigkeit der ästhetischen Geschmacksurtheile Eintrag thun, als das früher erwähnte, durch Ueberfüllung erzeugte Mißfallen, zu welchem ja ebenfalls die Reminiscenzen das Meiste beytragen.

Wenn wir es nun von allen Seiten als eine wesentliche Foderung an die direkte Poesie erkannt haben, daß sie durch ihre Darstellungen unser Daseyn an Kraft oder Lebendigkeit steigere, so kann wohl ihr Verhältniß zu den sittlichen Idealen auf keine Weise mehr zweifelhaft seyn. Denn auch diese sind ja höhere Stufen des menschlichen Seelendaseyns, und zeigen uns dasselbe gesteigert, nicht in einer geringfügigen, unbedeutenden Vollkommenheit, sondern in seinem innersten Wesen, und in derjenigen Vollkommenheit, deren Gegentheil uns mit Recht als die tiefste Herabwürdigung der menschlichen Natur erscheint. Daher denn um so mehr die früher erwähnte Polemik gegen die sittlichen Ideale

in der Poesie auffallen, ja gewisser Maßen unerklärlich scheinen muß. Wie ist es nur möglich, daß man dasjenige als untauglich für die poetische Darstellung erkläre, was doch in der That die höchste Poesie in sich trägt, so unmittelbar in sich trägt, daß es uns schon im wirklichen Leben und in einfach-bescheidener Schmucklosigkeit poetisch anregt?

Nur aus mancherley Mißverständnissen, zum Theil in der Sache selbst, zum Theil in zufällig hinzugekommenen geschichtlichen Momenten begründet, ist diese Polemik zu erklären. Zuerst nämlich muß man, bey der Beurtheilung dieses Streites über die sittlichen Ideale, die persönliche Individualität der beyden Männer in Betracht ziehen, welche zu Parteyhäuptern, wenn auch nicht sich selbst erklärten, doch von ihren Anhängern erklärt wurden. Daß in Göthe's Werken, so hoch er auch als Dichter steht, und so glänzend auch die meisten seiner Schriften durch die Abspiegelung des Schönen in ihnen verklärt werden, doch die sittliche Begeisterung mangelt, kann man wohl schwerlich abläugnen. Diejenigen also, welche ohne eigenen festen Grund nach ihm sich bildeten, nahmen zugleich auch diesen Mangel in sich auf, und konnten leicht zu dem Wahne verführt werden, als sey dasjenige überhaupt keiner poetischen Darstellung fähig, wofür sie in ihrem Musterbuche kein Muster fanden. Auf der anderen Seite geht Schiller'n, welchen die andere Partey, als Helden der sittlichen Begeisterung unter den Dichtern, über Alles verehrt, die Kunst der lebendig-frischen Darstellung dramatischer Charaktere ab, und die meisten seiner Charaktere sind in der That nur Zusammensetzungen abstrakter Tugenden, oder (wie der gewiß der sittlichen Begeisterung nicht ermangelnde Jean Paul den Marquis Posa nennt) »hoch und glänzend, und leer, wie ein Leuchtthurm,« und »mehr Worte, als Menschen.« Hiedurch also schien jene Meinung, als ließen sich Ideale der Sittlichkeit nicht in lebendiger Frische darstellen, auf das Augenscheinlichste bestätigt zu werden. Vermag es wohl Schiller, sie darzustellen? Und wenn er es nicht vermag (so schloß man), wer anders sollte es vermögen? — Aber man bedachte nicht, daß allerdings die beyden Vollkommenheiten, welche Göthe und Schiller vereinzelt besitzen, auch in Einem Menschen verbunden sich denken lassen, und ohne die beyden Mängel. Sehr selten freylich wird eine so glückliche Vereinigung sich finden, aus einem leicht zu entwickelnden psychologischen Grunde. Denn das Talent, mit unmittelbar aus dem Leben genommenen Farben seine poetischen Gemälde hinzuzaubern, erwirbt sich nicht in der Stube, und aus Büchern; unmittelbar im Leben muß es gewonnen oder erhöht werden, durch ununterbrochenen vielseitigen Verkehr mit

den verschiedensten Menschen, und durch die frühe Gewohnheit, ihre Seelenentwickelungen in ihrer vollen Lebendigkeit in uns nachzubilden. Aber nur zu leicht wird diese Nachbildung mehr als Bild, und sehr schwer erhält sich unter so mannigfachem Andrange eine klare Selbstständigkeit, am wenigsten eine sittliche, welche ja fast bey jedem Schritte im menschlichen Leben mehr oder weniger schmerzhaft verwundet wird. Vielmehr werden die Meisten, in welchen die Begeisterung für das Sittliche festen Fuß gefaßt hat, von dem Treiben der Welt sich zurückgestoßen fühlen, und dann eben dadurch der Gelegenheit, jenes Talent der lebensfrischen Darstellung auszubilden, beraubt seyn. Bey den Alten, wo die Begeisterung für das Schöne und Gute, von den öffentlich gefeyerten Helden aus, zu Zeiten wenigstens das ganze Volk mit unwiderstehlicher Gewalt durchdrang, und überhaupt kein so schroffer Gegensatz zwischen dem Leben mit Menschen und dem Leben für die Kunst Statt fand, konnten sich eher beyde Talente vereinigt finden. Dagegen bey uns allerdings nur sehr selten, und durch eine besondere Begünstigung der Umstände, jene zarte und reine Spiegelungfähigkeit der dichterischen Seele neben der sittlichen Begeisterung sich ausbilden wird, wie bey Jakobi, welcher sie doch auch nur in Bezug auf eine sehr beschränkte Zahl von Charakteren in seinen Werken beurkundet hat.

Wie schwierig schon an sich die Erschaffung und die Darstellung rein-sittlicher Ideale sind (der zweyte Grund zur Erklärung jener befremdenden Polemik), hat vielleicht niemand klarer erkannt, als Jean Paul, einer unserer größten Dichter, und welcher wohl, diese Schwierigkeiten zu lösen, genügendes Talent gehabt hätte, wenn er nicht durch eine unglückliche Mißbildung in der Art und Weise, Gedanken und Vorstellungen zu verknüpfen, mehr als Bruchstücke objektiver Charakterschilderungen zu geben, verhindert würde. Die vorzüglichste Schwierigkeit findet er in seiner Aesthetik sehr richtig darin, daß die Erschaffung vollkommener Charaktere auch vollkommene Menschen erfordert: denn »der höhere Mensch kann zwar den niedrigen errathen, aber nicht der niedrige den höheren,« und »nirgend verräth sich das kranke Innerste eines Dichters mehr, als durch seinen Helden, welchen er immer mit den geheimen Gebrechen seiner Natur wider Willen befleckt.« Zu dieser Schwierigkeit des Erschaffens kommen dann noch die der Darstellung hinzu, »weil mit der Idealität der Allgemeinheit die Schwierigkeit zunimmt, dieses Allgemeine durch individuelle Formen auszusprechen,« und »je weiter vom sittlichen Ideal der Maler heruntersteigt, desto mehr Charakteristik ihm zu Gebote steht.« So leicht es daher auch seyn mag, aus schönen Senten-

zen einen erhabenen und schönen Charakter zusammenzubauen, und so geeignet, aus demselben Grunde, ein solches einfach-gegliedertes Bild ist, vorzüglich in jugendlichen Gemüthern, eine lebendige Begeisterung zu entflammen: so ist doch nichts schwerer, als dieses göttliche Bild in Fleisch und Blut zu verkörpern, ohne seiner Göttlichkeit Abbruch zu thun. Gesellt sich dann noch zu dem Gefühle dieser Schwierigkeit die, bey reiferer Bildung und länger fortgesetzten Betrachtung, unausbleibliche Erkenntniß, daß es nur die Sentenzen, keineswegs der Charakter als Ganzes war, welches uns anzog, und zerfällt also das nur scheinbar lebendige Ganze in seine, wenn auch einzeln noch so lebendigen, doch nur leise an einander gehangenen Bestandtheile, so wird nur zu leicht nicht nur der Muth, selbst etwas Vollkommeneres leisten zu können, sondern auch die Hoffnung verlöschen, als sey überhaupt eine solche Leistung möglich.

Dazu kommt dann drittens noch, daß die Einführung sittlicher Ideale in die Poesie in neueren Zeiten nicht selten auf eine Weise versucht worden ist, welche von anderen Versuchen eher abschrecken, als zu denselben ermuntern mußte. Um dieß verständlich zu machen, müssen wir das Verhältniß des Sittlichguten zum Direkt-Idealen, oder zum Schönen, Erhabenen und Lebenskräftigen in schärferen Umrissen, als dieß bisher geschehen ist, aufzufassen uns bestreben. Wir können dabey fürerst unseren Verfasser begleiten, welcher, die Wichtigkeit der Bestimmung dieses Verhältnisses für seine Untersuchungen wohl einsehend, dasselbe an mehreren Orten zum Gegenstande seines besonderen Nachdenkens macht.

Schon im zweyten Theile wird dieses Verhältniß berührt, wo der Graf (S. 173 ff.) der Bemerkung, daß das Leben selbst das höchste und reinste Element für die Darstellung des Schönen sey, und daher ein wirklich von diesem verklärtes Leben das höchste Kunstwerk, »zu welchem wir Alle berufen sind, und das alle Künstler, welche die Meisterschaft erlangten, wenn nicht an sich vollendet haben, doch von Herzen anerkennen,« die Erfahrung entgegen stellt, welche viele der berühmtesten Dichter, Maler und Tonkünstler eines sehr ausgelassenen, regellosen Lebens anklage.« Der Hauptmann gibt diese Erfahrung zu, doch nur in so weit, daß allerdings viele derselben in ihrem eigenen Leben das höchste Schöne auszuprägen nicht die Kraft gehabt; deßhalb aber könne man ihnen nicht absprechen, »daß sie nichts desto weniger dieses Ideal, das Schöne im Leben, von Herzen anerkannten, daß sie ihre eigenen Verirrungen aufs höchste mißbilligten, daß sie wohl gerade dann ihre glücklichsten Arbeiten vollendeten, wenn sie von Unmuth und Reue über sich

selbst ergriffen, dem verläugneten Göttlichen in unaussprechlicher Sehnsucht wieder huldigten.« — Eine Bemerkung, die dem Verf. »auf einer inneren Nothwendigkeit ruht, welche selbst die laute Protestation der Erfahrung nicht hören kann,« gegen welche aber wohl dennoch die laute Protestation der Erfahrung Recht behalten möchte, da seine innere Nothwendigkeit keine Nothwendigkeit der Einsicht, sondern nur eines dunkeln, mißleiteten Gefühles ist. Allerdings ist es möglich, daß in der Seele eines Künstlers ein solcher Wechsel von ausschweifender Sinnlichkeit mit reuiger Sehnsucht nach der Darstellung des Sittlich-Schönen auch im Leben sich finde. Nothwendig aber ist dieß auf keine Weise, da ja nicht alles Schöne (wie sich im Folgenden zeigen wird) gerade sittlich-schön ist, und also auch neben der lebendigsten Begeisterung für das Schöne, und dem ausgezeichnetsten Talent für seine Darstellung, die Unsittlichkeit in dem Maße ungestört existiren kann, als dieß überhaupt in der menschlichen Seele möglich ist.

Ausführlicher und gründlicher sind des Verfassers Untersuchungen über das Verhältniß des Schönen und Guten im dritten Theile (S. 238—260). Richtig ist hier zuerst die Bemerkung, daß das sittliche und ästhetische Gefühl mit einander und mit der Neigung den Reiz gemeinschaftlich haben: denn allerdings sind alle drey, wo sie nicht in schwächlichem Streben, sondern in dem Zustande der befriedigten Anschauung, oder des befriedigten Genusses begriffen sind, Steigerungen des menschlichen Seelendaseyns. »In dem Wahne« (fährt dann der Verf. fort), »seinen eigenthümlichen Reiz durch den irdischen der Neigung zu verstärken, schließt es (das ästhetische Gefühl) mit ihr einen Frieden, den das gebildetere Gewissen verschmäht. Die verkehrte und von diesem mit Strenge verfolgte Neigung rettet sich gern unter das Protektorat des Schönen.« Doch wird dieser Widerstreit des Schönen mit dem Guten auch von dem Verf. keineswegs für nothwendig erklärt, wodurch er dann offenbar selbst stillschweigend zugibt, daß das Schöne nicht immer zugleich auch gut zu seyn brauche. — Schwieriger erscheint Wilhelmen die Erklärung der Erfahrung, daß man nicht selten »etwas ästhetisch mißbilligt, was dem sittlichen Urtheile wirklich genug thut.« Die »personificirten Tugendregister« oder »mit der Addresse eines Namens versehenen leibhaften Ehrlichkeiten, Wohlthätigkeiten ic., diese Engländer und Oheime des Lafontaine, diese Schiffskapitäns und Pfarrer des Hermes, diese Hofräthe des Iffland erscheinen ihm als (ästhetisch) langweilig, obgleich er sie moralisch billigen muß. Der Hauptmann, welchen er darüber befragt, überläßt ihn sich selber, in-

dem er sich mit der Aeußerung zurückzieht, daß allerdings »die Poesie nicht dazu da sey, um den Donner des Gewissens mit der Flöte zu begleiten; das Moralkompendium sey kein Maß für die Phantasie des Dichters« (S. 248). Gegen diese Aeußerung tritt dann Anselm als Ritter der Moralphilosophie, und vor Allem Kants, auf. Das von ihm mit Nachdruck vorgelesene Gebot: »Handle so, daß die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Princip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne, bringt Wilhelmen auf die richtige Erkenntniß. »Mag das alltägliche Maß der bewunderten Philosophie dem Hausbedarf des Lebens gerecht seyn: wer weiter nichts gethan hat, und zu thun weiß, als was er zu thun schuldig ist, was in gleichen Verhältnissen alle, auch die Schwächsten, thun sollen und thun können, der ist für die Poesie immer nur noch ein unnützer Knecht; . . . , das Maß der Kunst ist ein grösseres, es ist das kolossale. . . . Wo fehlt in irgend einer Brust das Gefühl für Camills und Epaminondas Edelmuth, für Toggenburgs Liebe, für Cordeliens kindliche Aufopferung, und wem kommt es doch bey, diese Größe zum Rekrutenmaße für alle Welt gebrauchen zu wollen? Das ist poetische Tugend, wenn man ja dies vielleicht unpassende Wort gebrauchen will. Eben aber, weil sie nicht als allgemeine Uniform taugt, eben darum ist auch die beliebte Uniform, die sogenannte moralische Manier nichts nütze für die Poesie; für die ernste Poesie zu klein, für die komische zu gut, sind die danach gemodelten Figuren überall nicht an ihrem Platze« (S. 252 f.). Was dann der Verf. S. 256 noch bestimmter ausdrückt: »Es gibt ein für Alle passendes Maß sittlicher Leistungen, das nicht entbehrt werden kann, weil es eben das allgemeine ist, hinter welchem niemand zurückbleiben sollte. Ihm zu genügen, muß das Pflichtgefühl treiben; denn es ist Forderung. Und darin, daß Keiner ihm in allen Punkten genügt, begründet sich die Behauptung der allgemeinen menschlichen Schuld. Aber wenn jeder Mensch auch in Einzelnheiten der allgemeinen Anforderung nicht gleich kommt, so kann er doch ebenfalls in einzelnen Kräften ganz unzweifelhaft über jenes Maß hinausgehen ic.« Diese das gewöhnliche Maß überragende Größe findet dann ihren Lohn in der freyen Anerkennung der Kunst. »Das Pflichtgefühl ist unfrey: denn es steht immer unter dem Gesetze, und vermag sich nicht zur Begeisterung zu erheben. Diese aber ist frey, und wenn sie gleich ein Gesetz anerkennt, so ist es doch ein inneres, selbst erzeugtes, das niemand berechtigt ist, für sie zum äußeren Gebote zu machen. Wer kann Winkelrieds Begeisterung mit der weit hinter ihr zurückbleibenden Pflicht verwechseln? Es war freyer Wille,

der über diese hinausging, und weil die Moralisten erstaunend schweigen, soll die Kunst sprechen: es ist schön!« (S. 258).

Auch in diesen Bemerkungen, so viel sie des Wahren enthalten, ist diesem, wie überall, wo mehr nach dem bloßen Gefühle, als nach klarer Einsicht, geurtheilt wird, des Unrichtigen, oder doch nur halb Wissenschaftlichen nicht wenig beygemischt. Im Allgemeinen schwebte dem Verf. bey seinen Behauptungen vorzüglich der Unterschied zwischen dem Sittlich-Schönen oder Erhabenen, und dem bloß Nicht-Unsittlichen vor. Das Pflichtgebot stellt sich zunächst nur dem Unsittlichen entgegen, fordert also das Nicht-Unsittliche, oder das Freyseyn von dem Bestimmtwerden durch die Begierde. Wir werden aber durch die Begierde bestimmt, wenn wir in unseren Handlungen von derjenigen Werthgebung, oder von demjenigen Interesse abweichen, welches wir selbst als das wahre erkannt haben. So geben es bey ruhiger Betrachtung wohl die Meisten zu, daß das Wohl ihres Vaterlandes unendlich viel mehr werth sey, als ihr eigenes; denn während sie ja doch nur Einzelne sind, besteht das Vaterland aus vielen Tausenden solcher Einzelnen, von denen, der größere Theil wenigstens gewiß, an Werth ihnen gleich kommt. Handeln sie also, dieser Ueberzeugung entgegen, so, daß sie das Wohl des Vaterlandes dem beschränkten eigenen nachsetzen, so geschieht dieß durch den Andrang der auf dieses gerichteten Begierde, welche eben deßhalb (wie wir hier nicht weiter ausführen können) unsittlich heißt. Unsittlichkeit also besteht in der Störung der uns von unserem eigenen Gewissen gesetzten Rangordnung des Interesses durch die eben in so fern übermäßige Begierde; und das Freyseyn von solchen Störungen ist Nicht-Unsittlichkeit, entweder in Bezug auf einzelne Laster und Schwächen, oder in Bezug auf alle. Nur in dem letzteren Falle aber, wo also ein Freyseyn von allem übermäßigen Begehren gesetzt ist (wie z. B. in dem Ideale des stoischen Weisen), wird die Nicht-Unsittlichkeit, in Vergleich mit der so manchen Begierden geöffneten Seele des Betrachtenden, als Erhabenheit gefühlt; im Einzelnen bringen wir die begierdelose Seele zum Maßstabe der Beurtheilung mit, wo dann die bloße Negation keinen ästhetisch erhabenen oder schönen Eindruck machen kann.

Eben hieraus erhellt aber auch unmittelbar, wie der Verf. Unrecht hat mit der Behauptung, ein Mensch könne in irgend einer Beziehung mehr thun, als was das sittliche Gebot von ihm fodert. Das sittliche Gebot verlangt die völlige Negation aller Störung der durch unser Gewissen gesetzten Rangordnung des Interesses; mehr aber, als die völlige Negation

derselben kann Niemand leisten; und gesetzt also auch, es vermöchte Jemand, wirklich vollkommen sittlich zu seyn, so würde er damit doch nicht mehr thun, als dem göttlichen Gebote genügen. In dieser Beziehung also sind wir allzumal Sünder, und haben durchaus kein Verdienst, haben nichts, was als *ästhetisch-erhaben* oder *schön* gefühlt werden könnte.

Was demnach wirklich als erhaben und schön gefühlt wird, ist jene Rangordnung des Interesses selbst, für welche das sittliche Gebot Gehorsam fordert, oder vielmehr *diejenigen Interessen, welche in dieser Rangordnung die höchste Stelle einnehmen.* Nicht die Aufopferung zunächst, mit der sich der Held für sein Vaterland hingibt, ist erhaben (denn diese ist eine *bloße Negation*, und seine Seelenhoheit würde noch größer seyn, wenn ihm seine That keinen inneren Kampf gekostet hätte), sondern die Begeisterung für das Vaterland, in welcher seine Seele glüht. Nicht die Seelenruhe des Märtyrers an und für sich bewundern wir als erhaben, sondern sein inniges Leben in der christlichen Kirche, welches ihn, auch mitten unter diesen Qualen, die Idee des den ganzen Erdkreis in sich vereinigenden Reiches Gottes, für welche er leidet, ungetrübt festhalten läßt, und mit himmlischem Frieden seine Seele füllt. Allerdings würde uns das Leben dieser Idee in seiner Seele nicht in dieser Hoheit erscheinen, wenn wir ihn nicht dafür leiden sähen; so wie auch in jenem Falle die Begeisterung für das Vaterland ohne Kampf und Aufopferung weit schwächer hervortreten würde. Aber doch tragen Kampf und Aufopferung und Qualen, *an und für sich*, nicht das Geringste bey, das Gefühl des Erhabenen zu erzeugen (vielmehr ist ja das sie begleitende Gefühl von *entgegengesetzter* Art, ist ein Gefühl der *Unkräftigkeit* und *Schwäche*), sondern sie sind nur Mittel, um die Stärke jener Ideen *anschaulicher hervortreten* zu lassen, welche ohne sie *zwar in eben dem Maße seyn*, aber doch *nicht von uns erkannt werden* könnte. Das eigentliche Erhabene und Schöne also sind jene beseelenden Ideen. Die von der Idee des Vaterlandes oder der christlichen Kirche begeisterte Seele ist ja gewisser Maßen *keine einzelne* mehr: ihr Fühlen hat sich bis zum Fühlen des *ganzen* Vaterlandes und der *ganzen* christlichen Kirche erweitert, oder ist wenigstens bestrebt, die Gränzen des Individuellen überschreitend, in möglichster Vollkommenheit jenes größere Ganze in sich aufzunehmen. Wer also ihre Seelenstimmung richtig vorstellen will, muß *ebenfalls dieses Bestreben in sich erzeugen*, und die dadurch vermittelte Erweiterung auch seiner Seele ist es, welche wir Gefühl des Erhabenen nennen.

Man erkennt hieraus leicht, daß nicht jede schöne oder erhabene Seele von Unsittlichkeit frey seyn wird. Zwar ist die Unsittlichkeit an und für sich nie schön, und noch weniger erhaben, sondern vielmehr, als ein weichliches Hingegebenseyn an die Begierde, das Gegentheil von beyden. Aber doch kann neben der Unsittlichkeit, mit ihr im Zusammenhange, oder auch nicht im Zusammenhange, des Schönen und Erhabenen viel in der Seele sich finden. Das schwächliche Hingegebenseyn Werthers an seine Leidenschaft für Lotten ist unschön; aber dadurch geschieht der Schönheit seiner Naturansicht, oder seiner Ansicht von den geselligen Verhältnissen, kein Abbruch, außer wenn wir sie beyde zugleich vorstellen, wo dann allerdings die Schönheit des Einen durch die Unschönheit des Andern verdunkelt wird. Aber eben so verliert auf der andern Seite die Unschönheit der Leidenschaft ihr Abstoßendes durch das mit ihr in Einer Seele verbundene Schöne; und es wird überdieß Augenblicke geben in dem Genusse einer solchen Dichtung, wo wir ihre Schönheit für sich allein und ungetrübt fühlen. Auch unsittliche Seelen also können schön seyn, zwar nicht insofern sie unsittlich sind, oder in dem Maße, als wenn sie nicht unsittlich wären, aber doch außer und neben ihrer Unsittlichkeit.

Auf der andern Seite ist es eben so klar; daß (wie schon vorher kurz angedeutet) mit dem Freyseyn von Unsittlichkeit, so weit dasselbe überhaupt für uns Sterbliche möglich ist, keineswegs immer Schönheit oder Erhabenheit der Seele verbunden seyn wird. Zwar braucht das Interesse, durch welches eine Seele schön oder erhaben werden soll, nicht gerade immer eine so weite Ausdehnung zu haben, als das Interesse für das Vaterland und die christliche Kirche; sondern auch im stillen häuslichen Kreise kann sich eine schöne Seele entfalten, wenn ihre Wünsche und Hoffnungen und Bestrebungen, bey aller Beschränkung, doch ohne alles Uebermaß der Begierde, eine jede nach dem wahren Werthe des Gewünschten, und Gehofften, und Erstrebten abgemessen, und zu einem harmonischen Ganzen geordnet sind. So ist z. B. Amalie in Allwills Briefsammlung ein schöner Charakter, obgleich sie weiter nichts ist, als Gattin, und Mutter, und Freundin. Aber ein so tadelloses Ebenmaß der Seele findet sich nicht eben überall bey dem relativen Freyseyn von Unsittlichkeit, und ist überdieß weit schwerer in seiner vollen Reinheit und Lebendigkeit durch Dichtung zu erschaffen und darzustellen, als die Begeisterung für die früher genannten, durch ihre Ausdehnung erhabenen Interessen; vielmehr sehen wir hiebey die meisten Dichter scheitern, und Fami-

lienromane, wie Familiendramen bringen es selten zu einem höhern Eindrucke, als zu einer weichlichen vorübergehenden Rührung, welche, nachdem sie den Helden mit Zittern und Zagen durch seine mannigfachen Unglücksfälle und Verlegenheiten begleitet, zuletzt über das unerwartete Glück in Entzücken geräth, welches ihm der Verf. mit freygebiger Hand zuwirft, und über den Edelmuth des alle begangenen Fehler vergebenden Wohlthäters Thränen vergießt. Den Meisten unter den Dichtern solcher Romane und Dramen ist das Unpoetische, welches in der Beschränktheit ihres Interesses, und daher auch in den von diesem Interesse erfüllten Personen liegt, keinesweges ganz verborgen geblieben, und sie haben diesem Mangel dadurch abzuhelfen gesucht, daß sie (wie dieß meistentheils in den höhern Dramen der Fall zu seyn pflegt) die Seele des Helden in schwerem Kampfe begriffen darstellen, und ihm seinen Edelmuth ein wenig sauer werden lassen. Ein Mittel, welches hier gerade das Gegentheil wirkt. Denn während das Widerstreben untergeordneter Neigungen, welches in höheren Dramen von dem Interesse für das Vaterland, oder ähnlicher erhabenen Interessen niedergekämpft werden muß, allerdings nicht selten dazu dient, diese letzteren in ihrer Erhabenheit noch mehr hervorzuheben: so kann dagegen bey dem beschränkten Familieninteresse durch die Einmischung eines solchen Widerstrebens nur seine Beschränkung nicht selten bis zur Widerlichkeit ins Licht gestellt werden. Shakespeare's Cordelia und Desdemona, Jakobi's Amalie, Fieldings Sophie im Tom Jones, und ähnliche Charaktere, würden ihre Schönheit verlieren, wenn ihnen ihre uneigennützige Liebe zu Aeltern, oder Kindern oder Gatten Ueberwindung kostete. Denn in ihnen ist es ja nicht (wie bey jenen erhabenen Charakteren) ein einzelnes Interesse, welches die in ihrer Nachbildung gefühlte Steigerung des menschlichen Seelendaseyns enthält, und sie dadurch zu schönen Charakteren macht, sondern nur die lebendig-harmonische Vereinigung aller ihrer Interessen. Hier also ist jeder Gegenton ein Mißton: denn er ist ja nur durch ein Schwanken des Interesses, durch eine Unangemessenheit desselben für den wahren Werth der Dinge möglich, und wo aller ästhetische Werth im tadellosen Ebenmaße beruht, muß mit diesem auch jener verloren gehen. Kommt dann dazu noch der Mangel lebensfrischer Schilderung, so daß etwa der Edelmüthige nur durch die Größe der Summen, welche er, mehr aus Launen, als nach richtigem Urtheil, verschenkt, oder durch einige sentenzenreiche Tiraden geschildert ward, so fühlen wir uns mit Recht von dieser Unpoesie abgestoßen, und müssen hier einmal dem Verf. beystimmen, wenn er diese Charaktere langweilig fin-

det. Mit der lebensfrischen Darstellung geht ihnen jedes Verdienst ab, auf welches sie etwa noch, bey *der Prosa ihres inneren Wesens*, hätten Anspruch machen können.

Die Lebensfrische der Darstellung nun, zu deren Betrachtung wir jetzt übergehen, ist ein von allen früher genannten Vorzügen eines Dichtwerkes verschiedener Vorzug, und kann, wie mit allen übrigen zugleich Statt finden, so auch bey allen übrigen mangeln. Nicht selten fehlt es (wie schon früher bemerkt) in hohem Maße durch Idealität hervorragenden Werken daran, so wie auf der andern Seite Darstellungen dadurch ausgezeichnet seyn können, deren Gehalt ohne alle Spur von Idealität, ja selbst trivial und gemein ist. Finden wir doch unter der geringsten Volksklasse, in Schenken oder an andern öffentlichen Versammlungsorten, Erzähler, deren Farben die frischeste Glut athmen, und welche uns die Helden ihrer Epopöen so lebendig zu malen wissen, daß wir sie unmittelbar und verkörpert vor uns zu sehen glauben, und daß wir uns, so unbedeutend und langweilig uns auch später in der Erinnerung die Gefühle und Bestrebungen derselben erscheinen, doch im unmittelbaren Anhören unwiderstehlich in dieselben hineingerissen fühlen. Auch der Geschichtschreiber kann sich auf diesem Felde Lorbern, und selbst die höchsten Lorbern erwerben, und erwirbt sie sich vielleicht häufiger, als der Dichter, da ihm die geschichtlichen Ueberlieferungen nicht nur von den Thaten, sondern auch von den Worten seiner Helden eine bedeutende Unterstützung darbieten, welche dem Dichter entgeht. Woraus denn aber auch unmittelbar erhellt, daß diese Lebensfrische der Darstellung, diese Umwandlung der geschilderten Charaktere zu Fleisch und Blut, *keinesweges das Wesen des Poetischen ausmacht, ja im Grunde gar nichts unmittelbar zur Hervorbringung desselben beyträgt*. Vielmehr dient diese Frische der Darstellung nur dazu, die *unabhängig von ihr* vorhandene Idealität, und das mit dieser verbundene Gefühl der Erhabenheit und Schönheit zu lebendigerem Bewußtseyn zu bringen, auf gleiche Weise, wie sie uns auch das Anti-Ideale zu lebendigerem Bewußtseyn und seine Widerlichkeit näher bringt.

Worauf das Talent zur lebensfrischen Darstellung beruht, läßt sich in zwey Worten angeben. Der Dichter oder Geschichtschreiber muß *mit und in den von ihm geschilderten Personen fühlen*, und muß die Sprache so in seiner Gewalt haben, daß er diese auf gewisse Weise eigenen Gefühle in ihrer ganzen Wahrheit aussprechen kann. »Alle Welt- und Menschenkenntniß allein (sagt *Jean Paul* sehr richtig) erschafft keinen Charakter, der sich *lebendig* fortführte. ... Wer aus *einzelnen*, in

der Erfahrung liegenden Gliederknochen sich ein Charaktergerippe auf verschiedenen Kirchhöfen aufliest und verkettet, und sie weniger verkörpert als bedeckt, quält sich und Andere mit einem Scheinleben, das er mit dem Muskeldraht zu jedem Schritte regen muß. Große Dichter sind im Leben eben nicht als große Menschenkenner, noch weniger sind diese als jene bekannt.« Die Auffassung nach so vielen Charakterverschiedenheiten in Begriffsbildern und Urtheilen also hilft dem Dichter zum eigentlichen Schaffen nichts; er muß unmittelbar in seinen Charakteren, und diese in ihm, lebendig werden, so lebendig, daß sie sich gleichsam ohne sein Zuthun in ihm fortentwickeln: denn »ein Dichter, der überlegen muß, ob er einen Charakter in einem gegebenen Falle »Ja« oder »Nein« sagen zu lassen habe, werf' ihn weg, es ist eine dumme Leiche!« Damit er aber dieses unmittelbaren Lebens in verschiedenartigen Charakteren fähig werde, muß er, schon von der frühesten Jugend an, wirklich unter verschiedenartigen Charakteren gelebt, und sich dieselben in sich nachzubilden gewöhnt haben, er muß, um wieder dieses zu vermögen, durch sein eigenes Schicksal zu den mannigfachsten Gemüthsbewegungen veranlaßt worden seyn. Nur aus dieser innern Erfahrung können ihm wahrhaft lebensfrische Bilder derselben hervorgehn; jede ohne ihre Erinnerung nach bloßen äußeren Anschauungen gebildete, wird, in den hohlen Abstrakten, durch welche er diesen Mangel ersetzen muß, nur mühsam und ungelenk sich fortbewegen. Daher auch alle großen Dichter, welche nicht bloß einzelne, dem allgemeinen Leben näher liegende Seelenstimmungen dargestellt, sondern sich durch einen Reichthum verschiedenartiger, frisch gezeichneter Charaktere ausgezeichnet, in einem vielfach bewegten Leben zu diesem Talente sich emporgebildet haben; und auf der andern Seite denjenigen, die sich bloß aus Büchern gebildet, nichts mehr gerade abgeht, als diese Frische. Die Erfrischung, welche diese bey den Meisterwerken jener wahrhaft großen Dichter anwandelt, halten sie für eigene Lebensfrische, und glauben Andere durch den Abdruck des Abdruckes eben so anregen zu können, wie sie selbst durch das Original angeregt worden sind; ein Irrthum, welcher um so tiefer wurzelt, da sie wirklich bey ihren Werken einen ähnlichen Eindruck verspüren, der jedoch im Grunde, wie wir früher schon in andern Beziehungen bemerkt, nicht eigentlich aus diesen, sondern aus den Reminiscenzen derjenigen Meisterwerke stammt, durch welche sie zunächst begeistert worden sind. Wie aber sollen ihnen wohl Andere diesen Eindruck nachfühlen, welche diese Reminiscenzen entweder gar nicht, oder doch gesonderter von den neuen Eindrücken, und daher als verdammendes Richtmaß

für dieselben, mitbringen? — Ueberdieß gibt es der äußeren Kennzeichen zu wenige, und diese sind meistentheils zu fein, als daß nach ihnen ein Dichter seine todte Darstellung von der lebensfrischen seines Musters zu unterscheiden im Stande wäre. Bisweilen ist es ein einzelnes Wort, eine Partikel, eine veränderte Stellung, wodurch das Beseelte, als solches, in Vergleich mit dem Seelenlosen sich kund gibt. Es ist auch nicht etwa bloß damit gethan, daß man die zu schildernde Person nach allen möglichen Beziehungen beschreibe, als wollte man sie für einen Steckbrief abschildern, oder für eine Biographie zergliedern. Nein, die Poesie muß eher sparsam seyn mit ihren Pinselstrichen, nur wenige Züge, aber jeder derselben aus dem Leben genommen und Leben gebend. Einen Menschen in seiner ganzen vollen Wirklichkeit mit der für die Poesie nothwendigen Anschaulichkeit zu malen, wäre ein Riesenwerk, welches zu vollbringen ein ganzes Menschenleben kaum hinreichen würde, wie ja auch nur die Schilderung eines ganzen Menschenlebens dieser Aufgabe genügen könnte. Auch würde sich schwerlich irgend ein Charakter erdenken lassen, welcher nicht bis in alle seine kleinsten Bestandtheile zergliedert und wieder zusammengesetzt, des Uninteressanten mehr, als des Interessanten darbietet. Nur von dieser oder jener Seite also stelle der Dichter seine Charaktere dar, wenn er den Blick nicht verwirren und ermüden will: eine Anforderung, welche man nicht übel, wenn auch nicht immer mit klarer Einsicht in ihren eigentlichen Grund, in der Regel zusammengefaßt hat, daß jeder Charakter in einer Dichtung etwas Symbolisches an sich tragen, oder (wie es Jean Paul mit der Forderung der Lebensfrische zusammenfaßt) die Form »der Allgemeinheit im Besonderen, allegorischer oder symbolischer Individualität« haben soll. Eine Regel, welche auf den ersten Anblick freylich einen Widerspruch zu enthalten scheint: denn wie besteht Allgemeinheit und Besonderheit, Symbol und Individualität, nicht nur neben sondern in einander? und wie ist es möglich, einen Charakter, das heißt doch eine Seele lebendig hinzustellen, wenn man nur dieses oder jenes, wie mit dem anatomischen Messer lebenvernichtend aus ihr herausschneidet, da ja doch in der Wirklichkeit alles in ihr in dem innigsten Zusammenhange steht? Unmöglich gewiß; aber der Dichter soll ja auch nicht wie mit dem anatomischen Messer die Seele zergliedern, sondern nur gliedern, wie sie sich selber gliedert in der wechselnden Entwickelung ihres Lebens. Nur ein sehr geringer Theil der Seelenthätigkeiten ist ja in jedem Augenblicke des Lebens bewußt; und wenn sich auch an diese starkbewußten

andere mit geringerer, bald schwindender, bald sich erhebender, Bewußtseynskraft anschließen, so werden doch auch diese ihre große Schwierigkeit sich erschöpfen lassen, und der Gesammtheit der bewußten Seelenthätigkeiten also, im Verhältniß zu der bey weitem größeren Menge unbewußter, in jedem Falle der Charakter des Allgemeinen verbleiben. Da nun der Dichter nicht das ganze Leben, ja nicht einmal den kleinsten Abschnitt desselben, in ununterbrochener Folge, sondern nur einzelne Momente zu schildern hat, so kann er ohne allen Vorwurf, und soll, nur einzelne Seiten in dem Charakter seiner Personen an das Licht stellen; und die Forderung lebendiger Frische ist damit sehr wohl, schon aus dem einfachen Grunde, zu vereinigen, weil sie die Natur selbst, in der Entwicklung des Seelendaseyns, in jedem Augenblicke damit vereinigt. Auch sie stellt fortwährend den größten Theil der Seele in Schatten, und läßt neben wenigen von lichter Tageshelle bestrahlten Seelenthätigkeiten, nur diese oder jene unter den minder bewußten dem Vorgrunde sich nähern.

In einem gewissen Zusammenhange freylich stehen alle bisher entwickelten Eigenschaften eines dichterischen Kunstwerkes, schon in so fern, als ja doch alle mit den ihnen eigenthümlichen Gefühlsbeschaffenheiten zu Einem Gesammtgefühle zusammenfließen. Doch aber lassen sie sich nicht schwer in ihrer Verschiedenheit auseinanderhalten, und einer Dichtung, ja im Allgemeinen einem Dichter, können einige poetische Tugenden in sehr hohem Maße zukommen, während ihm andere ganz fehlen. In Bezug auf den Gehalt der Charaktere, und ihre lebensfrische Darstellung ist dieß schon früher bemerkt worden. Ein jeder Charakter läßt sich mit frischen Farben malen: ein erhabener eben so wohl, als ein schöner und lebendiger, und ein gemeiner und trivialer. Dagegen auch jedem Charakter diese Frische fehlen kann, mag sein Gehalt noch so ideal seyn: denn sie trägt an und für sich nichts bey zur Idealität oder Nichtidealität des Charakters, sondern nur, den Eindruck der einen oder der andern zu verstärken. Weit mehr könnte die Lebensfrische mit denjenigen Gattungen der Schönheit oder Lebendigkeit zusammen zu treffen scheinen, welche wir früher in Bezug auf die Darstellungsweise kennen gelernt haben, mit der Schönheit und Lebendigkeit der Gedanken, der Gedankenverknüpfung und des Ausdrucks. Aber auch diese sind verschieden davon, indem sich ja diese letzteren mehr auf die Form der Darstellung, die Lebensfrische aber überwiegend auf den Inhalt bezieht. Nur in wie fern die Gedanken den in der Dichtung dargestellten Personen in den Mund gelegt werden, scheint sich dieses Verhältniß umzukehren; aber solche Gedanken gehören ja eigentlich in das Gebiet der Charak-

terschilderung, oder sie sind nur als ein Beywerk zu betrachten, welches mit den übrigen Bestandtheilen der Dichtung in keiner Beziehung steht, und an welches wir daher auch keine Forderung machen, außer der, daß es nicht störend auf diese einwirke. Von solchen nur beyläufig eingeschobenen Gedanken dürfen wir also auch keine besondere Lebensfrische erwarten, und können auch in Bezug darauf die Talente in verschiedenem Maße vertheilt denken. Wollen wir demnach Göthe, im Verhältnisse zu der Anklage des Verf., richtig und vollständig würdigen, so müssen wir in Hinsicht jeder der genannten Anforderungen besonders untersuchen, ob und wie weit ihnen Göthe in seinen Werken genüge, oder nicht genüge. In Hinsicht einiger ist dieß früher schon beyläufig geschehen; jetzt aber müssen wir die vom Verf. angeführten Beschuldigungen noch genauer in Betracht ziehen.

Daß sich Göthe's Darstellungsweise durch eine seltene Lebensfrische auszeichne, hat unsers Wissens noch Niemand geläugnet, und selbst unser Verf. scheint ihm dieß ohne Beschränkung zuzugestehen. Am glänzendsten hat er dies Talent, das Bild des Charakters, wie der äußern Gestalt, für unser inneres Auge zu beseelen, noch jüngst in seiner Biographie dargethan, in welcher die große Anzahl in jeder Hinsicht ausgezeichneter Männer und Frauen, mit welchen er, von der frühesten Jugend an, nicht nur in oberflächlicher und vorübergehender Berührung, sondern größtentheils in innigerer Verbindung gestanden hat, ihm die vollste Gelegenheit darbot, seine Virtuosität hierin zugleich zu entfalten, und zu erklären. Wenn unser Verf. (Th. I. S. 166) von Göthe's Werken sagt: »Larven von Helden, Königen, Geistlichen, Rechtsbeamten, Kaufleuten, Staatsmännern finden Sie genug, aber keinen lebendigen Charakter:« so sind offenbar diese Ausdrücke nicht nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauche, sondern nach einem dem Verf. eigenthümlichen zu verstehen; denn er fügt sogleich, mehr erklärend unstreitig, als ergänzend, hinzu: »worin das Wesen des Begriffs repräsentirt wäre, wie etwa in den Gemälden des Vatikans, die Religion, die Philosophie und die andern Fakultäten.« Rec. also, dem, bey aller Vorliebe für scharfe Begriffbestimmung, nicht eben Lebendigkeit das Wesen des Begriffs auszumachen scheint, kann diese Beschuldigung hier fallen lassen, und die Lebensfrische in Göthe's Darstellung als eine unbestrittene Vollkommenheit derselben voraussetzen.

Wie aber steht es bey Göthe mit den übrigen von uns aufgefundenen Anforderungen an poetische Kunstwerke?

Wir geben dem Verf. im Voraus zu (worauf er wiederholt, in seinen Anschuldigungen zurückkommt), daß kein von Göthe ge-

schilderter Charakter eigentlich erhaben sey. Einen erhabenen Charakter möchte er vielleicht überhaupt nicht lebensfrisch darstellen können. Aber darf man ihm daraus einen Vorwurf machen, aus dem bloßen Nicht-Daseyn einer Vollkommenheit, welche freylich seinen Werth noch höher steigern würde, deren Mangel aber denselben nicht schmälert, so lange man nur nicht das Urbild aller Vollkommenheiten in ihm sucht? Ist dieß auch freylich von Manchen geschehen, so darf man doch deßhalb nur deren Einbildung, nicht den Dichter selbst anklagen; und eine solche Verwechselung der Personen läßt immer auf einen blinden Eifer schließen. Wir brauchen den Verfasser nur auf sein eigenes Werk zu verweisen, wo sich nur einige Charaktere der Schönheit nähern, und selbst der Hauptmann, in welchem vielleicht eine Richtung zum Erhabenen beabsichtigt seyn möchte, in keiner Scene, auch nur von fern, dieses Gefühl anregt. Der Mangel erhabener Charaktere bey Göthe also ist keine Unvollkommenheit, aus welcher man einer Anklage gegen ihn herleiten könnte, sondern nur das Nicht-Daseyn einer Vollkommenheit, welche wir auf der andern Seite keineswegs für ihn in Anspruch nehmen wollen.

Ueberhaupt ist Rec., so sehr er auch Göthe verehrt, und nie eigentlich seine Werke zu lesen aufhört, von einem schwärmerisch-verklärenden Eifer für ihn weit entfernt. — Er gibt daher dem Verf. ferner zu, daß Göthe's Charaktere keineswegs alle vollkommen schön, ja, daß vielmehr die meisten nur unvollkommen schön sind, und viele auf Schönheit gar keinen Anspruch machen. Dieß bedarf, um recht verstanden zu werden, weniger näherer Erläuterungen.

Die unvollkommene Schönheit haben wir in einigen ihrer Gattungen schon früher kennen gelernt. So erschien uns Werther als nur unvollkommen schöner Charakter; da wir in dem Gefühle seiner Schönheit durch seine unsittliche Leidenschaft für Lotten gestört werden; so selbst Therese und Natalie, wegen ihrer beschränkteren Bildung, indem z. B. die Seele der Letzteren, durch das Verlangen, jedem menschlichen Bedürfnisse abzuhelfen, so ganz ausgefüllt ist, daß die Reize der leblosen Natur keine Wirkung auf sie äußern, und die Reize der Kunst beynahe noch weniger. Außerdem aber gibt es noch andere Gattungen unvollkommener Schönheit. Die vollkommene besteht in der harmonischen Verbindung von Kraft- und Lebenssteigerung, deren jedes durch die andere gemildert wird. Beyde aber können auch für sich gemildert erscheinen, und bilden dann eine andere Gattung unvollkommener Schönheit. Als Beyspiel kann eine lebendige Seele gelten, welche durch Unfälle des Lebens in den Zustand der Trauer versetzt worden ist. Durch diese

wird ihr keineswegs Kraftsteigerung mitgetheilt; denn sie ist ja vielmehr ein Zustand der Schwäche, der Niedergedrücktheit; aber doch macht die durch diese Niedergedrücktheit gegen das Uebermaß verwahrte Lebendigkeit einen dem Gefühle des Schönen sehr ähnlichen Eindruck. »Die poetische Stimmung (sagt der Verf. in Wilhelm Meisters Tagebuche S. 54) tritt leicht in das wirkliche Leben über, wenn uns eine Veränderung nahe, oder, wenn sie eben da gewesen ist, z. B. wenn wir die Heimat verlassen, oder eine Reise antreten; wenn der erste Schnee gefallen, oder der erste Frühlingstag aufgegangen ist.« Was dieser im Allgemeinen richtigen Bemerkung zum Grunde liegt, ist eben weiter nichts, als durch die gemäßigte Kraft- oder Lebenssteigerung herbeygeführte unvollkommene Schönheit. Ein jeder neue Reiz bewegt sie, mehr oder weniger, mit sich; werden wir seiner gewohnt, so stumpft sich das Gefühl dafür ab, und wir werden dann vielleicht das Gegentheil von dieser Empfindung des Unvollkommenschönen fühlen.

Von den höheren Gattungen der Poesie freylich ist das Unvollkommenschöne ausgeschlossen; aber es gibt andere Gattungen, in welchen nicht nur dieses, sondern auch solche Gegenstände der Darstellung ihren Platz finden, welche noch viel weiter vom Erhabenen und Schönen und Lebendigen abstehen. Der indirekten Poesie, welche nicht unmittelbar durch das in ihr Dargestellte, sondern nur mit Hülfe anderer dadurch geweckten Vorstellungen gefällt, ist schon früher Erwähnung geschehen. Aber da von der Hauptgattung derselben, der komischen, verhältnißmäßig nur wenig in Göthe's Werken sich findet, und dieß von seinem Ankläger ganz unberücksichtigt gelassen worden ist, so würde eine ausführliche Betrachtung der Art und Weise, wie auch hierdurch eine Art von idealen Seelenzuständen angeregt werden kann, zu weit uns abführen. Wogegen eine andere Gattung der den Idealen des Erhabenen, Schönen und Lebendigen ferner liegenden Poesie, eben deßhalb, weil sie die größten Meisterwerke Göthe's aufzuweisen hat, allerdings genauer von uns in Betracht gezogen werden muß. Wir meinen den Roman.

Schon bey einer andern Gelegenheit haben wir an die Bemerkungen Göthe's über den Unterschied zwischen dem Drama und Roman, als an solche, erinnert, welche zwar sein Talent, das Eigenthümliche jedes Dinges mit raschem und scharfen Blicke aufzufassen, augenscheinlich beurkunden, denen es aber doch an dem rechten erklärenden Mittelpunkte fehle. »Im Roman (sagt er) sollen vorzüglich Gesinnungen und Begebenheiten vorgestellt werden, im Drama Charaktere und Thaten. Der Roman muß langsam gehen, und die Gesinnun-

gen der Hauptfigur müssen, es sey auf welche Weise es wolle, das Vordringen des Ganzen zur Entwicklung aufhalten. Das Drama soll eilen, und der Charakter der Hauptfigur muß sich nach dem Ende drängen, und nur aufgehalten werden. Der Romanheld muß leidend, wenigstens nicht in hohem Grade wirkend seyn; von dem dramatischen verlangt man Wirkung und That« — Sehr wahr, aber woher diese Nothwendigkeit? und worin liegt der Grund, daß es nicht eben so wohl auf die entgegengesetzte Weise sich verhalten könne? Man sieht leicht ein, daß wir, um diesen Grund aufzufinden, die Frage umgekehrt stellen müssen. Nicht die Form der Darstellung (dramatisch oder erzählend, in Versen oder in Prosa) sucht sich ihren Stoff, sondern der Stoff ist zuerst da in der Seele, und nur, indem derselbe immer mehr und mehr zur Vollkommenheit sich läutert, bildet sich ihm allmälich die Form an. Weßhalb also, fragen wir, müssen Begebenheiten und Gesinnungen in Prosa, Charaktere und Thaten in Versen dargestellt werden? Weßhalb jene in erzählender Form, diese in dramatischer? Wir betrachten zuerst den letztern Punkt, woran sich dann die Entscheidungsgründe für den erstern leicht werden anknüpfen lassen. Sollen Gesinnungen und Begebenheiten dargestellt werden, so ist daß Darzustellende überwiegend äußerlich. Denn die Gesinnungen zwar sind innerlich, so sehr, als etwas innerlich seyn kann; aber während im Romane die Begebenheiten vielfach wechseln, bleiben jene sich größtentheils gleich und werden nur sehr allmälich, aufwärts, oder abwärts durch den Gang der Begebenheiten verändert. Wie kann man also zweifeln, daß hier die erzählende Form der dramatischen vorzuziehen sey? Denn Begebenheiten lassen sich nicht unmittelbar dramatisiren, und da in den Gesinnungen das Gleichbleibende überwiegend, und größtentheils zugleich in dem Maße die Grundlage ist für das Wechselnde, daß dieses nicht einmal dargestellt werden kann ohne jenes: so würde bey dramatischer Form die Darstellung ins Unendliche sich ausdehnen, indem sie, mit wenigen Modifikationen, immer wieder dieselbe Grundlage wiederholen müßte. Ganz anders, wo Charaktere und Thaten darzustellen sind. Während dort das Aeußerliche das Bewegende war für das Innere, liegt hier in dem Innern das belebende Princip: denn die Thaten gehen aus den Charakteren hervor; und wenn auch allerdings diese letzteren durch Begebenheiten zu ihren Kraftäußerungen angeregt werden, so sind doch diese Begebenheiten meistentheils wiederum Inneres in andern Menschen, oder sie wirken, einer Springfeder ähnlich, durch einen einzigen äußeren Druck eine lange Reihe innerer Entwicklungen. Weßhalb auch, um das beyläufig zu er-

wähnen, für Hamlet die dramatische Form weit angemessener ist, als die erzählende seyn würde; obgleich der Held (wie Göthe bemerkt) »eigentlich auch nur Gesinnungen hat, und es nur Begebenheiten sind, die zu ihm stoßen.« Denn auf äußere Thaten kommt es ja hierbey nicht an, sondern nur auf die Fülle innerer Thaten und Entwickelungen, welche wohl nicht leicht in einem Drama reicher seyn kann, und gegen welche die wenigen Begebenheiten, die denselben ihre Richtung geben, gänzlich in den Hintergrund treten. In erzählender Form würden die psychologischen Entwickelungen kein Ende nehmen, und am Ende doch nicht ihren Zweck erreichen, als durch eine öfter wiederholte Einführung der dramatischen Form. Eine Annäherung zu dieser bildet die Briefform, welche der Dichter vorzüglich dann wählen wird, wenn die innere Entwicklung nur Einer oder weniger Personen mit lebendigem Interesse begleitet ist, während sie bey anderen, welche das Drama zugleich mit jenem aufnehmen müßte, langweilig werden würde, und sich überdieß durch einen so langen Zeitraum fortzieht, daß für das Drama unausfüllbare Lücken entstehen würden.

Haben wir nun dieß festgestellt, so wird es uns nicht schwer werden, den höheren poetischen Charakter des Drama, zu begreifen, welcher sich dann auch in der eigenthümlich poetischen Form, im Rhythmus oder in Reimen ausspricht. Natürlich ist hier nur vom Heldendrama (oder wie man sonst diese höhere Gattung nennen will) die Rede; denn unsere Lustspiele werden mit Recht in Prosa, oder doch in einem Versmaße geschrieben, welches auf keinen poetischen Schwung eben Anspruch macht. Die dramatische Form ist auch hier nothwendig; denn das Darzustellende ist ja überwiegend innerlich, und auch die Begebenheiten gehen größtentheils aus dem, nur gleichsam zufällig durch den Zufall bestimmten Gegeneinanderwirken der Personen hervor. Von poetischer Erhebung aber enthält dieses Gegeneinanderwirken nichts. Man hat sich in vielfachen Hypothesen, manche wunderlich genug, versucht, um die Entstehung von Rhythmus und Reim zu erklären. Die Sache ist aber einfach genug. Die höhere poetische Stimmung verbreitet sich, nach den allgemeinen Gesetzen über die Mittheilung unter die Seelenthätigkeiten, durch die ganze Seele des Dichters, mit so großer Macht, daß unmöglich irgend eine Gattung ihrer Thätigkeiten, zu deren Erweckung sich eine Veranlassung findet, davon unberührt bleiben kann. Zu solchen mit Nothwendigkeit zu erweckenden Seelenthätigkeiten aber gehören unstreitig auch die Sprach- und Gehörthätigkeiten, mag nun der Dichter seine Dichtung (wie die Sänger der Vorzeit) laut recitiren, oder nur geistig sprechen und hören.

Auch diese Thätigkeiten also müssen poetisirt werden, und ihre Poesie sind eben Rhythmus und Reim, welche sie bald in Kraftsteigerung erheben, bald zu höherer Lebendigkeit anregen, bald im schönen Falle der Sylben zugleich kräftig und lebendig bewegen. Daß nun dieß durch den Charakter des höheren Drama bedingt werde, kann man wohl kaum bezweifeln. Die den Charakter des Ganzen bestimmenden Hauptpersonen sind Helden in irgend einer Beziehung dieses Wortes, oder doch auf andere Weise über dem gewöhnlichen Leben erhaben. Auch ihre äußeren Verhältnisse, ihr Leben in einer längst vergangenen Zeit, ihr höherer Stand ꝛc., machen sie, durch ihr Abstechen gegen die unsrigen (nach dem vorher entwickelten Gesetze, welches allen Ungewöhnlichen und Außerordentlichen wenigstens eine unvollkommene Schönheit zuspricht) poetisch. Daher ja bürgerliche Trauerspiele, welche uns in unseren Verhältnissen, in unseren Lebensansichten ꝛc. festhalten, auf einer sehr untergeordneten Stufe der Poesie stehen, und die sogenannten Familiendramen unpoetischer sind, als die Lustspiele, in welchen sich doch wenigstens ungewöhnlichere, und unseren täglichen Umgebungen fremdere, Charaktere bewegen. Das höhere Drama also verlangt deßhalb eine poetische Form, weil es seinem Gehalte nach poetisch ist (wenn auch freylich nicht in dem Maße, wie die meisten lyrischen Gedichte); weßhalb sie ihm denn auch zurückgegeben worden ist, so fest man auch vor vierzig Jahren (z. B. Engel in seiner Mimik) dieselbe für immer verbannt zu haben, überzeugt war.

Im Gegensatze damit nun hat der Roman eine prosaische Form, weil auch sein Gehalt nur zum Theil, und in geringerem Maße, poetisch ist, ja zuweilen ganz zur Prosa übergehen kann. Im Allgemeinen zwar wird er mit Recht zu den poetischen Kunstwerken gerechnet; doch steht er augenscheinlich schon auf der Grenze, so wie man denn überhaupt alle zu strengen Abmarkungen auf diesem Gebiete fliehen muß, da sie ja die Natur nicht macht in der die Kunstwerke erschaffenden Kraft. Der dichterische Geist schafft sich seine Kunstgattung selbst, und zwischen jeden zwey Hauptgattungen lassen sich wieder unendliche Modifikationen denken, ohne daß wir damit aus den Grenzen des Schönen, oder Erhabenen, oder Lebendigen hinaus zu gehen brauchten. Der Roman also zeigt schon durch seine prosaische Form, daß auch sein Gehalt nur einer niederen Stufe der Poesie angehöre, und wo er sich zu höheren, ja zur höchsten, aufschwingt (wie z. B. nicht selten in Jean Pauls Romanen und anderen), kann man sich wohl schwerlich des Wunsches enthalten, daß der Dichter seine Erzählung eben so durch Rhythmus und Reim

möchte geschmückt haben, wie wir unter dem Lesen sie in Gedanken damit ausstatten, und uns durch das unmelodische Rütteln ihrer Prosa, mehr oder weniger unangenehm, verletzt fühlen. Die Anforderungen also, welche wir im Roman in Bezug auf die Idealität des Dargestellten und die Darstellung machen dürfen, werden weit tiefer herabgestimmt seyn müssen, als die Anforderungen an das Drama. Allerdings müssen auch seine Charaktere einen gewissen Grad der Idealität an sich tragen, wenn er nicht ganz außer dem Gebiete der Poesie liegen soll; aber er darf doch an manchen Stellen der bloßen Erzählung oder Charakterschilderung ziemlich stark sich zuneigen, und die symbolisch- beschränkte Steigerung der Charaktere zu einer vielseitigeren Darstellung des dem gewöhnlichen Leben Näherliegenden sich ausbreiten. Daher Charaktere, wie Jarno und Melina, welche ganz ohne Idealität sind, in ihm ihre Stelle finden können, und selbst Werke, wie Engels Lorenz Stark, die bloßen Charaktergemälden ganz nahe stehn, auch auf den Titel eines Romans Anspruch machen dürfen. Am liebsten wird sich daher der Roman in der Sphäre des Interessanten bewegen, welches ohne eigentlich erhaben, oder schön, oder im ausgezeichneten Maße lebendig zu seyn, doch durch jene untergeordnete Schönheit des Neuen, Auffallenden, Ueberraschenden ꝛc. gefällt. So würden z. B. die Charaktere der Mignon und des Harfenspielers, auch wenn sie sich nicht (wie es doch wirklich der Fall ist) in manchen Scenen zur Schönheit und Erhabenheit entfalteten, schon durch ihre Sonderbarkeit vollkommen gerechtfertigt werden. Wozu endlich noch eines hinzu kommt, was man auf keine Weise übersehen darf, daß nämlich, da der Roman Begebenheiten und Gesinnungen darzustellen hat, nicht bloß auf die letzteren, sondern auch auf die ersteren, und zwar auf die in vorzüglichem Maße, das Idealisiren fällt. Daher ein Roman ohne Verwicklung, ohne das Interesse fesselnde und spannende Verhältnisse, des ihm am eigenthümlichsten zugehörigen Zaubers entbehrt, und der natürliche Verlauf solcher idealisirten Entwickelungen nicht selten Ausfüllungscharaktere nothwendig macht, welche, ohne an und für sich erhaben oder schön, oder lebendig, oder nur einmal interessant zu seyn, doch als Folien gewisser ästhetisch nothwendigen Begebenheiten, selbst nothwendig werden und gefallen.

Im Fache des Romans also könnte Göthe, bey der Lebensfrische seiner Charakterschilderung, und bey der schon früher entwickelten glücklichen Harmonie zwischen Reflexion und phantasiereicher Malerey in seinen Darstellungen, selbst dann noch als ein Stern erster Größe gelten, wenn des Verf. Beschuldigungen, daß es seinen Personen an Idealität fehle, wahr seyn sollten,

Dieß aber ist nicht der Fall. Vielmehr wenn auch keiner seiner Charaktere zur Erhabenheit sich aufschwingt, sind doch die meisten seiner Hauptcharaktere durch ein hohes Maß der Schönheit ausgezeichnet, und fast kein einziger findet sich, welcher nicht wenigstens durch irgend einen interessanten Grund- oder Nebenzug, unsere Einbildungskraft oder unsern Verstand fesselte. Beyspiele haben wir schon früher zur Genüge angeführt und entwickelt, und man braucht überhaupt nicht nach ihnen zu suchen, wenn man sich nur von dem Vorurtheile frey gemacht hat, zur Schönheit des Charakters gehöre Vollkommenheit. Die Schönheit ist recht eigentlich Göthe's Element, ist der Zauber, welcher ihm fast unwiderstehlich alle Geister gewinnt; und wie er nirgend einen erhabenen Charakter, oder eine erhabene Situation, darstellt, so finden sich auch bloß lebendige Charaktere, wie Philine und der blonde Friedrich, im Ganzen genommen selten bey ihm. Eben so selten ist die Schönheit der Seele bey ihm vollkommen rein; durch Ein Band wenigstens fesselt er jede seiner Personen an die Wirklichkeit; und ein Charakter, wie die Friederike in seinem Leben, läßt sich in seinen Dichtungen außer Lotten schwerlich aufweisen. Aber diese Beymischung dürfen wir nicht zu sehr im Genusse uns stören lassen, und in vielen Fällen wird sie nur dazu dienen, ein innigeres Hineinfühlen in die geschilderten Charaktere zu vermitteln, als ohne sie möglich gewesen seyn würde.

Aber soll es denn (kann man nun fragen) keine Grenze geben, welche die Unvollkommenheit in den Charakteren der Dichtung nicht überschreiten darf, ohne diese des Namens eines poetischen Kunstwerkes unwürdig zu machen? Um so mehr, da ja das innige Hineinfühlen, dessen so eben erwähnt worden, den dichterischen Kunstwerken eine gewisse Macht über unsere Seelen gibt, durch welche sie leicht gefährlich auf uns einwirken können. Auch diesen Gesichtspunkt macht der Verf. nicht selten gegen Göthe geltend, indem er seine Lesung nicht nur jungen Dichtern aus ästhetischen Gründen, sondern auch allgemeiner aus moralischen widerräth, und wir müssen ihm daher eine genauere Betrachtung zu Theil werden lassen.

Ueberhaupt Unvollkommenes in seine Dichtungen aufzunehmen, kann, ja darf, der Dichter nicht vermeiden. Auch unser Verf. selbst erkennt dieß an, indem er z. B. (Th. II. S. 103) den Hauptmann sagen läßt: »Wenn die Aufgabe gelöst werden soll, uns das Bild unserer Vorzeit mit möglichster Treue vorzustellen, so gehören jene Stücke, die Verließe, die Vehmgerichte, die Trinkgelage allerdings wesentlich in den eigentlichen Ritterroman rc.« Auch ist der Charakter

der Baronesse in seinem eigenen Romane ziemlich stark mit Unvollkommenheiten versetzt, und auch dem Grafen, der Gräfin, dem Baron rc. fehlt es an einer anti-idealen Mischung wahrlich nicht. In der That würde mit lauter vollkommen idealen Charakteren in einem Dichtwerke gar nichts anzufangen seyn; die Entwicklung könnte dann bloß dem Zufalle anheim fallen, dessen verwickelnde Folgen aufzulösen die rein idealen Personen wieder nur durch Zufälle verhindert werden könnten, da ja in ihnen selbst kein Hinderniß des guten Willens und der Fähigkeit zu dieser Lösung liegt. Bey rein idealen Charakteren also würde die Entwickelung durch ihre Langsamkeit und Interesselosigkeit, anti-ideal werden, wie sich dieß in der Annäherung, bey manchen sonst ausgezeichneten dichterischen Kunstwerken (z. B. bey Jakobi's Woldemar, dessen zweyter Theil kaum noch als Roman gelten kann) deutlich genug zeigt. Ueberdieß würden wir, selbst in Bezug auf die Charaktere, des anfänglichen Gewinnes sehr bald verlustig gehen. Denn wie, nach des Verf. richtiger Bemerkung (Wilhelm Meisters Tagebuch S. 80) »es schwer ist, dasjenige für poetisch zu halten, was man selber besitzt und genießt, was durch Besitz und Genuß uns zu nahe gerückt und gewöhnlich geworden ist,« so würden wir, wenn wir damit übersättigt worden, auch für den Genuß rein-idealer Charaktere stumpf werden. Wo Licht erscheinen soll, muß Schatten seyn; und der Schatten, welchen wir in unserer eigenen Seele mitbringen, würde höchstens dann hinreichen, wenn es der Dichter nicht verstände, uns in die von ihm geschilderten idealen Charaktere, und sie in uns, hineinzuzaubern.

Ueberhaupt unvollkommene Charaktere also muß der Dichter in seine Dichtungen schon deßhalb verflechten, damit er in den Charakteren und Begebenheiten das Ideale hervortreten, und wirklich fühlen lassen kann. Aber auch unsittliche? — Hierüber möchten schon die Stimmen getheilter seyn, und unser Verf. scheint sich an mehreren Stellen dagegen zu erklären, obgleich allerdings auch in seinen Roman, in dem Charakter der Baronesse, ein unsittlicher sich eingeschlichen hat, welchen er schwerlich möchte durch eine aus dem Vorgange der Lehrjahre abgeleitete Nothwendigkeit entschuldigen können. Die Kunst (behauptet er) soll eine Prophetin des Geistigen und Göttlichen seyn; durch die Darstellung des Unsittlichen erniedrigt sie sich, und die dadurch veranlaßte lebendige Nachbildung desselben macht sie gefährlich. — Wir könnten dies Bedenken durch die Bemerkung zurückweisen, daß ja doch der, wie Göthe, rein objektiv, und ohne Vorliebe für die geschilderten Personen, darstellende Dichter keinen andern Eindruck machen wolle und machen könne,

als die Wirklichkeit, welche uns in dem Verkehr der geselligen Verhaltnisse, oder in den Büchern der Geschichte eine nur zu große Anzahl unsittlicher Charaktere entgegenbringt. Diese aber würden von uns keineswegs mit Wohlgefallen, sondern mit Abscheu, vorgestellt, und wir hätten keinen Grund, von den unsittlichen Charakteren dichterischer Kunstwerke einen entgegengesetzten Eindruck zu befürchten, so also daß dieselben eher dazu dienen könnten, uns zu warnen und zu festigen vor der Unsittlichkeit, als derselben einen Eingang in unsere Seele zu bahnen. Diese Bemerkungen enthalten allerdings viel Wahres, sind aber doch mit großer Vorsicht aufzunehmen. Denn zuerst sehen wir ja auch in der Wirklichkeit nur zu oft ein böses Beyspiel weit und breit seinen verderblichen Samen ausstreuen. Nicht zu nahe darf uns das Unsittliche gerückt, nicht die, ursprünglich freylich jeder reinen Seele natürliche Flucht vor demselben versperrt werden; sonst wird es ihm in den meisten Fällen gelingen, den anfänglichen Abscheu zu besiegen, und der unbewachten Seele sein Gift einzuhauchen. Ist aber dieß einmal zugegeben, so kann man dann zweytens fragen, warum doch die Kunst, der die ganze Wirklichkeit nicht nur zur Wahl, sondern auch zur Umbildung vorliege, gerade die verderblichen Eindrücke derselben vervielfältigen wolle? Vorzüglich wenn sie, wie wir dieß schon in den früheren Untersuchungen als Göthe's Eigenthümlichkeit gefunden haben, mit dem Unsittlichen das Schöne und Liebenswürdige zu Einem Charakterbilde verknüpft, und auf diese Weise schwache und beschränkte Geister in die Gefahr kommen, mit diesen zugleich auch jenes lieb zu gewinnen und nachzuahmen. Wie der Enthusiasmus für Werther nicht Wenige, in der Zeit seines Erscheinens, zu einem blauen einfachen Frack und gelber Weste und Beinkleidern begeisterte, so habe er auch zuweilen weniger unschuldige Narrheiten veranlaßt.

Wir geben dieß Alles gern zu, und haben durchaus nichts gegen unsers Verf. Gastwirth, welcher seiner Tochter das Lesen Göthe'scher Werke untersagt. Wo eine ähnliche Gefahr obwaltet, mag immerhin derjenige, welcher nach klar erkanntem göttlichem Rechte zum Vormunde bestellt ist, sich seines Ansehens bedienen. Aber nicht Alle stehen in diesem Verhältnisse, und der zugleich hinlänglich reinen und kräftig-gebildeten Seele wird das Lesen dieser und ähnlicher Schriften keinen Nachtheil bringen. Werden nicht aber mit ihrer Entziehung auch manche meisterhaft gezeichneten Bilder entzogen, die uns die tiefsten Geheimnisse der Entwicklung der menschlichen Seele aufdecken! Bilder, welche durch die Vermehrung unserer Erkenntniß zugleich uns die Mittel an die Hand geben, die Unsittlichkeit

in ihrem Entstehen und Entstandenseyn siegreich zu bekämpfen, und sich also auf diese Weise für das praktische Leben in den heilbringendsten Wirkungen fruchtbar erweisen! Noch vielfach könnten wir diese in einzelnen Verhältnissen und Beziehungen anschaulich machen, und durch die Entwickelung anderer heilsamen praktischen Folgen ergänzen. Aber es kann uns hier nur darum zu thun seyn, durch einzelne Andeutungen für Vorwürfe dieser Art auf den richtigen Gesichtspunkt hinzuweisen; wir wenden uns daher zu der für unsern Zweck besonders wichtigen reinästhetischen Betrachtung dieses ästhetischen Verhältnisses.

In dieser Hinsicht am meisten thut der Verf. der falschen Wanderjahre Göthe'n Unrecht, indem ihm, so Vieles, und zum Theil Richtiges, er auch über die Kunst und über die Bildung von Kunstwerken in Wilhelm Meisters Tagebuch mittheilt, doch die wahre Entstehungweise und Tendenz eines echten Kunstwerkes völlig verborgen zu seyn scheint. Ueberall spricht er davon, als würden dichterische Kunstwerke nur in der Absicht, eine bestimmte Lehre anschaulich darzustellen, gebildet, nach dem Typus der Fabel etwa; obgleich auch selbst diese, in einem nur einiger Maßen dichterischen Geiste, nicht nach der in ihr enthaltenen Lehre, sondern höchstens mit derselben zugleich, entsteht. Nicht lebendig anschauliche Bilder sieht er daher in den Gestalten der Dichtung, sondern Repräsentanten dieses oder jenes abstrakten Begriffes, und, im Zusammenhange mit der übrigen Darstellung, Versinnlichungen irgend eines abstrakten Urtheils. So läßt er z. B. (Th. I. S. 138) den Hauptmann, beym Lesen der Wahlverwandtschaften, darauf aufmerksam machen, daß »in dem Werke eine völlige Unklarheit in Absicht der höchsten Grundsätze herrsche, und daß man in ihm keine andere Idee nachweisen könne, als eine Ansicht von der Liebe, die, wenn sie gegründet wäre, diese selber zu einer physischen Nothwendigkeit entadeln, ja zu einer dem, nach aller Dichter natürlicher Ansicht, auf Schönheit berechneten Weltplane feindseligen Gewalt herabwürdigen müsse;« und Wilhelm wagt nicht, ihm hierin einzureden. Als wenn es überhaupt Zweck der Dichtung wäre, Ansichten mitzutheilen! Was da seyn soll, stellt der Moralist nach dem Zeugnisse des in den sittlichen Ideen sich verklärenden Gefühls auf; was da ist, in seiner Vollständigkeit, sammelt der Naturkundige in Bezug auf die innere so wohl, als in Bezug auf die äußere Natur. Aber der Dichter soll uns weder über Sittlichkeit und Unsittlichkeit belehren, noch liegt ihm die Verpflichtung ob, die Allheit des Seyns, vollständig zusammengefaßt, wiederzugeben; sondern er läßt jedes

einzelne Seyn in seiner Eigenthümlichkeit auf sie einwirken, und was von diesen einen innigeren und lebendigeren Eindruck auf ihn gemacht, und sich zu einem anschaulichen Bilde in seiner Seele gesammelt hat, das fühlt er sich gedrungen, ohne moralisch- oder wissenschaftlich-bestimmte Wahl, mit derselben Anschaulichkeit auch äußerlich hinzustellen, bald, um es Andern mitzutheilen, bald auch nur, um es für sich selber in einer bleibenderen Form festzuhalten, als ihm die hin- und herwogenden Bilder seiner Seele gewähren können*). Was also als reines Kunstwerk entstanden ist, will an und für sich nichts lehren, will überhaupt weiter nichts, als seyn. Es wird allerdings auch lehren (wie wir dieß oben, bey der Entwicklung der Schönheit eines künstlerischen Ganzen, als Ganzen, entwickelt haben), aber nur, wie die Natur lehrt, ohne Absicht und ohne irgend ein bestimmtes Urtheil aufzudringen, rein dadurch, daß es das ideale Seyn, nach den Entwicklungsgesetzen des Wirklichen, uns vor Augen stellt. Daher denn meistentheils, wie aus demselben Wirklichen, so auch aus demselben Kunstwerke, verschiedene Menschen verschiedene Lehren ziehn. Unser

*) Bey Auffassung des Gegenstandes im Allgemeinen sollte man vielleicht fragen, in wie fern die Thätigkeit der Seele beym Festhalten jener hin und herwogenden Bilder in künstlerischer Form frey gedacht werden kann vom Streben für oder gegen eine allgemeine Wahrheit? frey, entweder von jenem echten Durst nach Erkenntniß, welcher auch aus den mächtigen und heitern Bildern, worin die Seele mit Wohlgefallen verweilt, Licht und Stärke für die richtige Erkenntniß bleibender Beziehungen zu schöpfen wünscht? — oder von jenem nur zu häufig vorhandenen Bestreben, eine geheimere und störend strenge Wahrheit unter unendlich feine Täuschungen zu verhüllen? — Sollte jener erhabene Ausspruch, »wenn dein Auge lauter ist, so ist es der ganze Körper,« nicht auch bey Hervorbringung von Kunstwerken Anwendung finden, und denselben aus der innern Richtung und Beschaffenheit der Seele, worin sie empfangen und geboren worden, ein objektives Gepräge gegeben werden, wodurch sie geeignet sind, zum Wahren oder zum Falschen zu wirken? Aber freylich gehören, um solche Eigenschaften an großen Kunstwerken zu unterscheiden, welche durch das Gepräge eines echten Dichtergeistes glänzen, auch höchst lautere und zugleich scharfe Augen. Traut sich ein selbst im Trüben befangenes Auge über glänzende Werke ein unfehlbares Urtheil zu, so entstehen seltsame Mißgeburten der Kritik. — Für den Gebrauch und die Benutzung der Kunstwerke bey eigener und fremder Erziehung dürften wohl ähnliche Regeln gelten, wie für jene der Sinnenwelt: sie werden nur angewendet auf eine durch die Kunst zu höherem Adel der Erscheinung gehobene Wirklichkeit.

Anmerk. eines Kunstfreundes.

Verf. findet in den Wahlverwandtschaften eine Ansicht der Liebe, welche sie zu einer physischen Nothwendigkeit entadelt, und die so über Alles herrliche Idee der ehelichen Treue als verdächtig darstellt. Aber es hat auch nicht an Andern gefehlt, die der Meinung gewesen, daß »es kaum eine größere und durchgreifendere Vertheidigung der Ehe geben kann, als gerade dies Buch und sein ganzer Inhalt. Denn die Heiligkeit der Ehe vermöge ja selbst die Bande der Natur zu überwältigen, und ihr würden alle Helden und Heldinnen des Stücks zum Opfer gebracht.« Es würde uns zu weit abführen, diesen Roman im Einzelnen in seinem Verhältnisse zu diesen beyden entgegengesetzten Grundansichten zu zergliedern, von denen vielleicht keine, selbst unabsichtlich, in demselben gelehrt, oder auch nur begünstigt wird. Durch ihre Gegeneinanderstellung soll hier nur das Mißliche des Unternehmens gezeigt werden, einem frey von Absicht und Lehre gebildeten Kunstwerke Absicht und Lehre abzutrotzen. Daß es eine dem chemischen Wahlverwandtschaftverhältnisse analoge Liebe gibt, wird allerdings durch jenes Kunstwerk Göthe's anschaulich gemacht; aber in welchem Umfange die Liebe diesem Typus entspricht, oder in welchem Maße eine solche Liebe zu entschuldigen, oder zu verdammen ist, darüber bestimmt der Dichter nichts, auch hierin dem wirklichen Leben sich anschließend, dessen Erfolge uns nur sehr selten mit deutlicher Schrift den Willen des Höchsten kund geben. Indem also der Verf. der falschen Wanderjahre in Göthe's Werken eine solche Schrift zu finden glaubt, und ihn nach derjenigen Auslegung verdammt, welche er selber ihr willkürlich untergelegt hat, macht er sich unsers Erachtens einer großen Ungerechtigkeit gegen ihn schuldig. Allerdings (dieß wollen wir keineswegs abläugnen) gibt es unter den Dichtern nicht Wenige, welche ihren Dichtungen, der Entstehungsweise eines reinen Kunstwerkes entgegen, irgend eine Lehre unterlegen, oder doch diesen oder jenen Charakter so schildern, daß sie ihn als Musterbild nicht nur hinstellen, sondern auch wirklich den meisten Lesern aufdringen. Zu diesen aber gehört Göthe nicht. Er hat keine Lieblingskinder unter seinen Charakteren, sondern ohne Parteylichkeit und Vorliebe reiht er in seinen Darstellungen die Züge an einander, wie sie sich ohne Parteylichkeit und Vorliebe in der absichtlos schaffenden Phantasie zusammengefunden haben.

So kann man also die Einmischung unsittlicher Züge in seinen Charakterschilderungen weder dem Dichter, noch dem Menschen, Göthe, zum Vorwurf machen. Nur an Einem könnte man Anstoß nehmen. Mag immerhin ein Dichter, könnte man

sagen, unvollkommene, ja unsittliche Charaktere in seinen Werken auftreten lassen; aber sind denn durch eben die Gesetze, welche dieß entschuldigen, alle vollkommenen Charaktere ausgeschlossen? Warum also findet sich bey Göthe kein einziger vollkommener Hauptcharakter? Warum ist allen seinen Helden ein Keim des Unsittlichen, oder doch der Verirrung und Schwäche, beygemischt, welcher sie unwiderstehlich zum Verderben hintreibt, oder doch demselben nahe bringt? Auch unser Verf. kommt in mehreren Stellen auf diesen Vorwurf zurück. Wo ein so durchgängiges Festkleben an dem Unvollkommenen, an dem Mangelhaften sich findet, müssen wir da nicht Verdacht schöpfen?

Gegen diese Anschuldigung nun müssen wir bemerken, daß sie, selbst scheinbar, nur die Hauptpersonen in Göthe's Werken trifft. Unter den Nebenpersonen dagegen lassen sich allerdings fleckenlose Charaktere aufweisen (Lotte im Werther, Maria ꝛc. im Götz, die Herzogin im Tasso ꝛc.), was auch der Verf. selbst zuzugeben scheint. Außerdem könnten wir mit ihm über seine Grundbegriffe des Sittlichen rechten. Die wahre Sittenlehre, wie das wahre sittliche Gefühl, möchten schwerlich einen solchen Unterschied zwischen der innerlichen und äußerlichen Untreue machen, wie er Th. III. S. 111. ff., und durch die Anwendung dieser echten sittlichen Beurtheilung statt jener am Aeußerlichen klebenden, manche Charaktere Göthe's in nicht unwichtigen Punkten gerechtfertigt, oder doch ihre Schuld gemildert werden. Aber die Erörterung dieses Punktes würde uns auf ein der Tendenz dieser Rezension ganz fremdes Gebiet führen, und wir stehen daher von ihr ab, um so mehr, da sie ohne weitläufige vorbereitende Untersuchungen kaum mit einem Scheine von Gründlichkeit behandelt werden könnte. In gewissem Maße müssen wir allerdings die Unvollkommenheit aller Göthe'schen Hauptcharaktere zugestehen; indeß läßt sich dieselbe leicht aus rein-ästhetischem Gesichtspunkte rechtfertigen.

Ein jedes Dichtwerk, welches uns nicht bloß vorübergehend mit wechselnden Bildern umgaukeln, sondern tiefer und bleibender auf uns einwirken soll, muß als Ganzes das menschliche Leben von irgend einer bedeutsamen Seite erfassen, für welche es dann eben so individuelles Symbol ist, wie die einzelnen Personen individuelle Symbole für die in ihnen dargestellten Charaktereigenthümlichkeiten. Eine Forderung, welche man vorzüglich klar von jeher in Bezug auf die höchste Gattung poetischer Kunstwerke, in Bezug auf die Tragödie, gefühlt, und hier in unseren Tagen meistentheils in der Forderung ausgesprochen hat, in jeder Tragödie müsse die Idee des Schicksals dargestellt werden. Nicht nur die blindbegeisterten

Schicksalspropheten, sondern auch kältere, einsichtsvolle Männer haben dieser Meinung gehuldigt, und selbst einer unserer geschätztesten Aesthetiker beantwortet die Frage, ob die ideale Darstellung der Gewalt des Schicksals dem trägischen Pathos wesentlich sey, mit der Behauptung: »Ein Trauerspiel kann vortrefflich seyn, ohne das Schicksal in seiner furchtbaren Unwiderstehlichkeit fühlbar die Handlung leiten zu lassen; aber das höchste tragische Pathos verlangt einen idealen Ueberblick der ganzen Aufgabe des menschlichen Lebens, also des Kampfes der Freyheit mit der unabwendbaren Nothwendigkeit, die wir Schicksal nennen, und die immer dieselbe bleibt, sie mag in einer blinden Natur oder in einem göttlichen Willen gegründet seyn.«

So unerläßlich nun auch gewiß die allgemeine Anforderung ist, daß jedes höhere Dichtwerk das menschliche Leben von einer bedeutsamen Seite erfassen müsse, so kann doch die besondere Ausbildung derselben, welche die Idee des Schicksals als die höchste Aufgabe der Poesie nennt, gegen eine gründlichere Betrachtung sich schwerlich halten. Zuerst nämlich trifft der Charakter des Gefühls, welches durch die Idee des Schicksals in uns geweckt wird, mit keiner der drey Gefühlsgattungen zusammen, welche wir früherhin als der Poesie wesentlich gefunden haben. Die Vorstellung eines Unheils, welchem kein Mensch, durch alle, noch so klug erdachten, noch so weise geregelten, noch so kraftvoll ausgeführten Veranstaltungen zu entgehen vermag, erfüllt uns mit einem dunklen Grausen, welches an sich weder vom Erhabnen, noch vom Schönen, noch vom Lebendigerregten die geringste Spur in sich trägt. Denn allerdings können auch niederschlagende Affekten das Gefühl der genannten, der Poesie angemessene Gefühle in uns wecken, durch den Widerstand nämlich, den unsere Seele gegen sie aufbietet, und in welchem wir dann unserer Kraft- und Lebensfülle uns bewußt werden. Aber in der Idee des unabwendbaren Schicksals ist ja die Möglichkeit jedes Widerstandes verneint; und fühlen wir uns also dennoch durch ein Widerstreben, entweder durch das vergebliche des Helden, oder durch das eigene, welches sich im Gedanken gegen das Schicksal auflehnt, kraftvoll erhoben, so ist es ja nicht die Idee des Schicksals an sich, sondern eine ihr entgegengesetzte, welche uns poetisch angeregt hat. An sich also ist die Idee des Schicksals ohne allen poetischen Gehalt. Auf gleiche Weise aber mangelt es ihr auch an der poetischen Form. Was für die Poesie brauchbar seyn soll, muß sich in anschaulicher Bestimmtheit als dasjenige kund geben, was es eben ist. Der Idee des Schicksals an und für sich aber fehlt alle Anschaulichkeit. Denn was ist eigentlich Schicksal, oder, mit einem

deutlicheren Ausdruck, was ist unter demjenigen, womit uns die Zukunft droht, unvermeidlich? Welches Merkmal ist uns gegeben, ja ist überhaupt nur möglich, um dasselbe von dem Vermeidlichen oder von demjenigen zu unterscheiden, dem wir unsere Wirksamkeit entgegen zu stellen, nicht nur versucht, sondern eben wieder durch das Schicksal berufen sind? An und für sich gewiß kein Merkmal: denn wenn nicht die Helden der Schicksalstücke die Hände in den Schoß legen (was sie nicht thun dürfen, da ja eben in ihrem fruchtlosen Widerstreben der tragische Eindruck liegen soll), so werden sie doch irgend etwas wirken, und in diesen Wirkungen also die menschliche Kraft siegend erscheinen. Soll demnach die Idee des Schicksals irgend Anschaulichkeit erhalten, so muß zu ihr noch etwas Anderes hinzukommen: die Vorhersagung, und nur dasjenige unter dem uns in der Zukunft Drohenden wird daher im ästhetischen Sinne Schicksal genannt, was uns als solches vorhergesagt ist. Dadurch aber wird der Affekt getheilt; das Schicksal tritt gewisser Maßen aus seiner Dunkelheit hervor an das Licht, und nimmt den Charakter desjenigen an, von welchem die Vorhersagung ausgeht.

Hierin vorzüglich hat man dann den Grund zu suchen, warum es unsern neueren Schicksaltragödien so wenig gelingen will, auf Leser und Hörer den Eindruck hervorzubringen, von welchem sich die Alten bey ihren sogenannten Schicksalstragödien durchdrungen fühlten, und den auch wir noch in gewissem Maße ihnen nachfühlen können. Nicht das finster waltende Schicksal wird im Oedipus tyrannus verherrlicht, sondern das Orakel der Götter, die geheimnißvoll waltende Allwissenheit und Wahrhaftigkeit, welche, trotz aller entgegengesetzten Bestrebungen der Sterblichen, und trotz alles Anscheines vom Gegentheil, dennoch Recht behält gegen Zweifel und Unglauben. Die Idee dieser allwissenden und wahrhaften Gottesstimme war den Alten Religion, und kann es auch uns werden, wenn uns der Dichter lebendig in ihre Ansichten hinein zu versetzen versteht. Löst man aber die Idee des Schicksals hievon, so bleibt nichts weiter zurück, als jenes unpoetische, oder doch wenigstens nur (durch das in seinem Ungewohntseyn liegende Pikante) sehr untergeordnet poetische, finstere Grausen. Mit dieser Ablösung von der Idee eines göttlichen Orakels geht dann aber auch für die Idee des Schicksals (nach der früher gegebenen Entwickelung) die poetische Anschaulichkeit verloren; und soll sie also in einem Dichtwerke Platz finden, so muß ihr irgendwoher eine andere Ergänzung werden, mit welcher sie dann eben so, wie mit jener ursprünglich ihr verbundenen Idee, den poetischen Eindruck theilen

Schicksalspropheten, sondern auch kältere, einsichtsvolle Männer haben dieser Meinung gehuldigt, und selbst einer unserer geschätztesten Aesthetiker beantwortet die Frage, ob die ideale Darstellung der Gewalt des Schicksals dem tragischen Pathos wesentlich sey, mit der Behauptung: »Ein Trauerspiel kann vortrefflich seyn, ohne das Schicksal in seiner furchtbaren Unwiderstehlichkeit fühlbar die Handlung leiten zu lassen; aber das höchste tragische Pathos verlangt einen idealen Ueberblick der ganzen Aufgabe des menschlichen Lebens, also des Kampfes der Freyheit mit der unabwendbaren Nothwendigkeit, die wir Schicksal nennen, und die immer dieselbe bleibt, sie mag in einer blinden Natur oder in einem göttlichen Willen gegründet seyn.«

So unerläßlich nun auch gewiß die allgemeine Anforderung ist, daß jedes höhere Dichtwerk das menschliche Leben von einer bedeutsamen Seite erfassen müsse, so kann doch die besondere Ausbildung derselben, welche die Idee des Schicksals als die höchste Aufgabe der Poesie nennt, gegen eine gründlichere Betrachtung sich schwerlich halten. Zuerst nämlich trifft der Charakter des Gefühls, welches durch die Idee des Schicksals in uns geweckt wird, mit keiner der drey Gefühlsgattungen zusammen, welche wir früherhin als der Poesie wesentlich gefunden haben. Die Vorstellung eines Unheils, welchem kein Mensch, durch alle, noch so klug erdachten, noch so weise geregelten, noch so kraftvoll ausgeführten Veranstaltungen zu entgehen vermag, erfüllt uns mit einem dunklen Grausen, welches an sich weder vom Erhabnen, noch vom Schönen, noch vom Lebendigerregten die geringste Spur in sich trägt. Denn allerdings können auch niederschlagende Affekten das Gefühl der genannten, der Poesie angemessene Gefühle in uns wecken, durch den Widerstand nämlich, den unsere Seele gegen sie aufbietet, und in welchem wir dann unserer Kraft- und Lebensfülle uns bewußt werden. Aber in der Idee des unabwendbaren Schicksals ist ja die Möglichkeit jedes Widerstandes verneint; und fühlen wir uns also dennoch durch ein Widerstreben, entweder durch das vergebliche des Helden, oder durch das eigene, welches sich im Gedanken gegen das Schicksal auflehnt, kraftvoll erhoben, so ist es ja nicht die Idee des Schicksals an sich, sondern eine ihr entgegengesetzte, welche uns poetisch angeregt hat. An sich also ist die Idee des Schicksals ohne allen poetischen Gehalt. Auf gleiche Weise aber mangelt es ihr auch an der poetischen Form. Was für die Poesie brauchbar seyn soll, muß sich in anschaulicher Bestimmtheit als dasjenige kund geben, was es eben ist. Der Idee des Schicksals an und für sich aber fehlt alle Anschaulichkeit. Denn was ist eigentlich Schicksal, oder, mit einem

deutlicheren Ausdruck, was ist unter demjenigen, womit uns die Zukunft droht, unvermeidlich? Welches Merkmal ist uns gegeben, ja ist überhaupt nur möglich, um dasselbe von dem Vermeidlichen oder von demjenigen zu unterscheiden, dem wir unsere Wirksamkeit entgegen zu stellen, nicht nur versucht, sondern eben wieder durch das Schicksal berufen sind? An und für sich gewiß kein Merkmal: denn wenn nicht die Helden der Schicksalstücke die Hände in den Schoß legen (was sie nicht thun dürfen, da ja eben in ihrem fruchtlosen Widerstreben der tragische Eindruck liegen soll), so werden sie doch irgend etwas wirken, und in diesen Wirkungen also die menschliche Kraft siegend erscheinen. Soll demnach die Idee des Schicksals irgend Anschaulichkeit erhalten, so muß zu ihr noch etwas Anderes hinzukommen: die Vorhersagung, und nur dasjenige unter dem uns in der Zukunft Drohenden wird daher im ästhetischen Sinne Schicksal genannt, was uns als solches vorhergesagt ist. Dadurch aber wird der Affekt getheilt; das Schicksal tritt gewisser Maßen aus seiner Dunkelheit hervor an das Licht, und nimmt den Charakter desjenigen an, von welchem die Vorhersagung ausgeht.

Hierin vorzüglich hat man dann den Grund zu suchen, warum es unsern neueren Schicksaltragödien so wenig gelingen will, auf Leser und Hörer den Eindruck hervorzubringen, von welchem sich die Alten bey ihren sogenannten Schicksalstragödien durchdrungen fühlten, und den auch wir noch in gewissem Maße ihnen nachfühlen können. Nicht das finster waltende Schicksal wird im Oedipus tyrannus verherrlicht, sondern das Orakel der Götter, die geheimnißvoll waltende Allwissenheit und Wahrhaftigkeit, welche, trotz aller entgegengesetzten Bestrebungen der Sterblichen, und trotz alles Anscheines vom Gegentheil, dennoch Recht behält gegen Zweifel und Unglauben. Die Idee dieser allwissenden und wahrhaften Gottesstimme war den Alten Religion, und kann es auch uns werden, wenn uns der Dichter lebendig in ihre Ansichten hinein zu versetzen versteht. Löst man aber die Idee des Schicksals hievon, so bleibt nichts weiter zurück, als jenes unpoetische, oder doch wenigstens nur (durch das in seinem Ungewohntseyn liegende Pikante) sehr untergeordnet poetische, finstere Grausen. Mit dieser Ablösung von der Idee eines göttlichen Orakels geht dann aber auch für die Idee des Schicksals (nach der früher gegebenen Entwickelung) die poetische Anschaulichkeit verloren; und soll sie also in einem Dichtwerke Platz finden, so muß ihr irgendwoher eine andere Ergänzung werden, mit welcher sie dann eben so, wie mit jener ursprünglich ihr verbundenen Idee, den poetischen Eindruck theilen

wird. Welche Ergänzung nun hat man ihr in unseren Zeiten gegeben? Man hat die Vorhersagung an Zigeuner, an Hexen ꝛc. geknüpft. Wesen, durch ihre abenteuerlich verzerrte Gestalt, durch ihre Aermlichkeit, durch die Beschränktheit ihrer Bildung, von den früheren Organen der Weissagung so sehr abstechend, daß man kaum einen schneidenderen Gegensatz erdenken kann. Es ist keineswegs unsere Absicht, den Vorstellungen von Hexen und Zigeunern allen poetischen Werth abzusprechen. Durch den Eindruck, welchen sie in Volksmährchen und Volkssagen seit Jahrhunderten hervorgebracht, und noch hervorbringen, haben sie ihr Anrecht an die Poesie vollkommen gerechtfertigt. Aber der romantische Schmuck, welchen sie mittheilen, das Gefühl des Abenteuerlich-Geheimnißvollen, die Furcht vor einer unbekannten Macht, noch mehr hervorgehoben durch den wunderlichen Kontrast mit dem Widerlichen und Lächerlichen in ihrem Aeußeren, sind offenbar für die höhere ernste Poesie unpassend, oder können doch in dieser nur eine untergeordnete Färbung abgeben, um diese oder jene unter den Hauptfarben durch ihren Gegensatz, oder durch ihre Unterlage zu heben. Daher es wohl kaum einen größeren ästhetischen Mißgriff gibt, als wenn man den tragischen Eindruck des Macbeth in der von den Hexen ihm räthselhaft gegebenen Voraussagung seines Schicksals gesucht, und daher diese Tragödie zu den Schicksalstücken gezählt hat. Vielmehr ist die ganze Erscheinung der Hexen hier nur ein unbedeutender Nebenapparat; und die eigentliche tragische Idee des Stückes liegt in der Art und Weise, wie der ursprünglich edle und wohlwollende, ja selbst weiche Heldencharakter Macbeths durch seinen eigenen Ehrgeiz und durch die Ueberredung seines noch in höherem Maße ehrgeizigen Weibes, von einer Stufe des Verbrechens zur anderen geführt wird, bis er, zum Verderben reif, in den ihm schon lange geöffneten, und von ihm im Geiste geschauten Abgrund stürzt. Auch die Hexen sind in Bezug auf diese Hauptidee des Stückes nur Mittel, seinen Ehrgeiz zu entflammen. Man denke sie weg, und das Stück würde zwar an romantischem Schimmer und Lebendigkeit (hier besonders nothwendig wegen der Einfachheit der mehr innerlich als äußerlich bedeutenden Entwickelung), aber an seinem tragischen Gehalte nichts verlieren.

Ueberhaupt wird wohl die Meinung, als sey die Idee des unwiderstehlichen Schicksals die höchste tragische Idee, schon dadurch augenscheinlich widerlegt, daß in keiner einzigen Tragödie Shakespeare's, des größten neueren tragischen Dichters, auch nur eine Spur davon sich findet. Wir wissen sehr wohl, daß man sie, außer im Macbeth, noch in mehreren anderen seiner Stücke, z. B. im Hamlet, hat finden wollen. Bey ge-

nauerer Vergleichung aber mit demjenigen, was in der Idee des Schicksals das Wesentliche ausmacht, wird man leicht das Irrige dieser Meinung erkennen, wie denn z. B. im Hamlet die das Geschehende eigentlich erst zum Schicksal stämpelnde Weissagung fehlt, und die geistige Nothwendigkeit, welche ihn zum Verderben treibt, von der Schicksalsidee gänzlich verschieden ist. Daß man jener Behauptung einigen Schein zu geben gewußt, ist nur aus der schwankenden Begränzung des Begriffes Schicksal abzuleiten, welchem sich freylich, wenn man die vorher entwickelte eigenthümlich ästhetische Bedeutung bey Seite legt, die Entwickelung jedes Dichtwerkes unterordnen läßt, weil ja doch in jedem etwas geschehen, und, wenn die Dichtung nicht ganz aus einander fallen soll, mit innerer und äußerer Nothwendigkeit geschehen muß. Auch die Alten kannten eine solche Apotheose der Schicksalsidee nicht, wie sie in neueren Zeiten durch Mißverständnisse und durch das dem Grausenhaften inwohnende Pikante aufgekommen ist. Im ersten Theile des Oedipus ist es, wie gesagt, die Wahrhaftigkeit des göttlichen Orakels, welche der fromme Sinn des Dichters verherrlicht. Indeß läßt freylich das Grausenhafte des durch dieses Orakel verkündigten unwiderstehlichen Schicksals einen gewissen Mißklang in der Seele zurück. Aber nicht dieser Mißklang bildet (wie in den neuern Schicksalstragödien) den tragischen Grundton, sondern die Auflösung desselben im Oedipus zu Kolonos. Für die tragische Hauptidee ist demnach der erste Oedipus nur Vorbereitung, und vollendet tritt dieselbe erst im zweyten ein, wo nicht das Schicksal über den Helden, sondern der Held über das Schicksal siegt. In dem ersten leidenschaftlichen Taumel des Schmerzes und des Schreckens über sein gräßliches Geschick hat er sich selbst mit den härtesten Verwünschungen verflucht, und des Lichtes der Augen beraubt. Im Oedipus zu Kolonos aber sehen wir die Flammen dieser leidenschaftlichen Erregung gedämpft; er ist zu ruhiger Betrachtung, und durch diese zu der Einsicht gelangt, daß er nichts Anderes gethan, indem er seinen Vater erschlagen und seine Mutter geehlichet, als was jeder Andere in seiner Lage auch gethan, und ohne Vorwurf gethan haben würde; und durch diesen Sieg über sein früheres leidenschaftlich unklares Gefühl, versöhnt mit sich selbst, wird er auch der Versöhnung der Götter theilhaftig, die ihn erbarmend der Erde entrücken. Das Tragisch-Poetische liegt also auch hier keineswegs in dem Unterliegen unter dem unwiderstehlichen äußeren Geschick, sondern in dem inneren Kampfe zwischen der in unklarer leidenschaftlicher Erregung sich offenbarenden Schwäche, und der in sich kräftigen Geistesklarheit, welche, wie

ner Weltanschauung zur Erfassung und Darstellung jener inneren Kämpfe getrieben wurde, war eben dadurch unbewußt gezwungen, seinen Hauptcharakteren mehr oder weniger Unvollkommenheit beyzumischen: ein Zwang, dessen Nothwendigkeit uns auch das Beyspiel vieler anderen Dichter (z. B. des so ideal gesteigerten Jakobi im Woldemar und in der Allwillschen Briefsammlung) veranschaulichen kann. Wir wollen dabey keineswegs läugnen, daß auch bey der erwähnten zwiefachen Anlage idealere Darstellungen möglich gewesen wären, als es die Götheschen sind; aber die Möglichkeit eines in noch höherem Maße Trefflichen darf den Kritiker nicht verführen, das Treffliche, welches er vorfindet, undankbar zu verkennen, und die beschränkte Vollkommenheit mißmuthig mit Tadel und Vorwürfen zu überhäufen.

Zugleich wird durch diese Erörterungen eine andere Anklage unseres Verfassers gegen Göthe in ihr rechtes Licht gesetzt. Er beschuldigt ihn nämlich (Thl. I, S. 140 ff.), daß, nur unter anderem Namen, eine und dieselbe Person in seinen größeren Dichtungen immer wieder erscheine. »Mangel an eigentlichem Charakter, an inneren Gesetzen, an Treue und Konsequenz in dem zuerst leidenschaftlich Ergriffenen, starke Passivität gegen Einwirkung der Umstände, besonders eine leidenschaftlich unklare Vorstellung von der Liebe, eine totale Umänderung innerhalb des Zeitraums, welchen die Dichtung schildert, und eine Beschränktheit, welche die Gränze des Erlaubten weder durch Grundsätze, noch durch Glauben festzuhalten weiß, sondern durch die Erziehung Anfangs gezogen überkömmt, und nachher durch Sophismen ganz aufhebt: diese vielen, sehr bestimmten Züge müßten Sie und Jeden, wie ich meine, von der Identität der Person überzeugen, ob diese auch scheinbar als junger Maler, als Bürgerssohn, als Ritter, General, Dichter, Schriftsteller, Baron, oder unter noch anderen Beziehungen vorgeführt wird. Und nun frage ich Sie, ob Sie im Werther, Clavigo, Tasso, Egmont, Hermann, ja auch selbst im Götz, Faust und Orest nicht alle jene angegebenen, die Identität beurkundenden Züge, und dann zugleich auch den Eduard unserer Wahlverwandtschaften wieder finden?« 2c. — Der Verf. gibt nicht undeutlich zu verstehen, daß Göthe die genannten Charakterzüge wohl aus seinem eigenen Charakter entlehnt haben möge; und an einem andern Orte (Thl. I, S. 199 ff.) wiederholt er dieselbe Anklage auch in Bezug auf die weiblichen Charaktere. Betrachten wir die angeführte Anklage genauer, so ist wohl kaum zu verkennen, daß in ihr Mehreres ganz falsch, das Meiste übertrieben ist. Die meisten Personen Göthe's sind durchaus nicht ohne Grundsätze, vielmehr haben diese zuweilen einen ziem-

lich hohen Grad von Festigkeit, nur daß sie nicht gerade immer umfassend und rein genug sind. Sophismen, welche die Reinheit der sittlichen Grundsätze verfälschen, finden sich nur bey Wenigen (beym Werther, Clavigo, Faust und Eduard), und eine gänzliche Umänderung während des Zeitraumes, welchen die Dichtung schildert, läßt sich nirgend, als bey Werther, nachweisen, obschon auch hier für den tieferdringenden psychologischen Blick die Umwandlung keineswegs total, sondern, wenn auch umfassender, als bey Wilhelm Meister, doch noch immer sehr partiell ist. Die Empfänglichkeit der Göthe'schen Charaktere endlich würde man mit Unrecht bey allen mit dem Worte »starke Passivität« bezeichnen. Der Schein der Wahrheit also, welcher den Verf. zu seiner Behauptung verführte, liegt nur auf der einen Seite in dem Gemeinsamen jener allgemeinen Aufgabe für die Poesie, welcher gemäß, wenn auch größtentheils unbewußt, fast alle Werke Göthe's sich gebildet haben, und auf der andern Seite in der die eigenthümliche Lösung derselben durch Göthe bedingenden ausschließenden Richtung auf das Schöne.

In so fern mag dann allerdings etwas Wahres daran seyn, daß dies den Götheschen Charakteren gemeinsame Element aus seinem eigenen Charakter stamme. Zum Theil hat er dieß selbst in der Darstellung seines Lebens bekannt. Auch darf man ihm daraus keinen Vorwurf machen; vielmehr ist diese Erscheinung mit einer gewissen Nothwendigkeit durch die Vereinigung des Menschen mit dem Dichter in einer und derselben Seele bedingt: denn seine Seele müßte ohne alles Bewußtseyn in betäubendem Fluge sich entwickeln, wenn nicht unter den Bildern seiner Phantasie sein eigenes, mehr oder weniger in den Vorgrund treten, und sich theilweise in seine Dichtungen einmischen sollte. Wenige Ausnahmen, wie Shakespeare und Walter Scott, sind theils nur scheinbare Ausnahmen, theils durch andere Einwirkungen zu erklären, deren Entwickelung uns hier zu weit führen würde. Aber von geehrten Dichtern aller Zeiten und Völker, vorzüglich von denjenigen, deren Dichtungen nicht aus dem Lebenskreise ihrer eigenen Verhältnisse hinausgehen (z. B. von Fielding, Smollet, Jakobi, Engel ꝛc.) erzählt man, daß ihre Hauptcharaktere entweder sie selbst oder solche Personen abspiegeln, welche ihnen durch Verwandtschaft oder andere Verhältnisse nahe standen. Hierin also kann für Göthe kein Vorwurf liegen, den er nicht mit fast allen übrigen Dichtern theilte. Ueberdieß aber ist der Reichthum und die Mannigfaltigkeit in seinen Charakterschilderungen so allgemein anerkannt, daß jede Bemühung, sie zu erweisen, überflüssig seyn würde. Auch hier also ist die Anklage des Verfassers wohl nur dadurch zu entschuldigen,

daß man allerdings aus Patriotismus Göthe's Verdienste in dieser Hinsicht nicht selten viel zu hoch angeschlagen hat. Im Ganzen nämlich ist der Kreis, in welchem sich Göthe's Charaktere bewegen, nur klein, wie dieß auch (trotz der ausgezeichneten Begünstigungen, welche gerade Göthe hierin schon von der frühesten Jugend an, durch seine Schicksale erfahren) kaum anders möglich ist bey der eigenthümlichen Beschränktheit unserer deutschen Lebensverhältnisse. Mit Shakespeare, ja mit anderen ausgezeichneten englischen Dichtern, ist er hierin kaum zu vergleichen. Wenn man daher z. B., nachdem Fieldings Werke »kleine, mit vieler Kenntniß des menschlichen Herzens verfaßte Miniaturgemälde des menschlichen Lebens« genannt worden, von Wilhelm Meister liest, daß er »alle Stände und Alter und Verhältnisse der Menschheit umfasse, in das Rosenlicht der schönsten, individuellen und naturgetreuen Ideale getaucht, und deutsches Leben in der höchsten Vollendung gebe, die es nur haben könne« ꝛc., so sind das Tiraden, im Gegensatze gegen welche Beurtheiler, von einer lebendigen sittlichen Begeisterung erfüllt, bis zu einer gänzlichen Verwerfung Göthe's sich verirren konnten. Bey öfterem Lesen und Wiederlesen wird auch der Verfasser des vorliegenden Werkes es gewiß nicht verkennen, daß in Göthe's Dichtwerken auch noch eine andere Schönheit, als die bloße Schönheit der Darstellung sich entfaltet, und dann auch durch seine Praxis bewähren, was er in Wilhelm Meisters Tagebuche (S. 47) lehrend ausspricht: »der Dichter, welcher das Schöne in sein Leben aufnehmen will, wie alle Menschen das Gute darin aufnehmen sollen, scheint mir besonders zu allgemeiner Duldung sich bestimmen zu müssen.«

Ueber die schon öfter in unserer Beurtheilung und auch jetzt wieder genannte erste Beylage des Romans müssen wir nun noch unsern Lesern nähere Auskunft geben. Ihr Inhalt erhellt im Allgemeinen schon aus dem Titel. »Was unser Held (sagt der Verf. S. 20 in der Einleitung) unter der bildenden Hand seiner Erfahrungen als Künstler wurde, wie sein Nachdenken sich zugleich schärfte und erweiterte, wie er in allen Verhältnissen sein stilles Streben nicht wieder aufgab, das möge dieses Heft seines Tagebuches erst Jedem beweisen.« Der Verf. hat es von der Erzählung des Lebens geschieden: denn »es häufen sich die Begebenheiten im Verlaufe von Meisters Leben so sehr, daß wir Alle entweder ihren Ueberblick, oder Meisters innere Fortbildung aus den Augen verlieren würden, wenn die Gedanken seines Tagebuches zwischen der Erzählung seiner Schicksale eingeschaltet wären.« — Eine Weissagung, durch deren Erfüllung

der vierte Theil der Wanderjahre sehr stark gegen die drey ersten abstechen wird, welche im Ganzen sehr wenig Begebenheiten enthalten.

Dem größten Theile nach enthält dieses Tagebuch ästhetische Bemerkungen. Daß dieselben dem individuellen Charakter des alten oder neuen Wilhelm Meister besonders angepaßt wären, wird man nicht erwarten: es sind Bemerkungen, die dem Verf. beym Lesen und Nachdenken aufgestoßen, und welche auf die Weise zu verarbeiten, wie er andere in den vorliegenden Roman hineingearbeitet hat, einen zu großen Aufwand von Raum und Anstrengung erfordert haben würde. Er gesteht selbst S. 22: »Nicht alle Gedanken erscheinen mir selber als ganz aus- und zu Ende gedacht, auch nicht einmal alle als ganz richtig.« Ein so bescheidenes Geständniß (so viel Spuren auch sonst die Einleitung in mancherley Form, von einem durch das unerwartete Glück seines Buches aufgeschwellten Selbstgefühl enthalten mag) entwaffnet die Kritik, und läßt sie nachsichtsvoll über die Mängel dieser Bemerkungen, so wie darüber hinwegsehen, daß der Verf. zuweilen über Gegenstände, von denen er nichts versteht (z. B. über die Philosophie), den Athem seiner Rede ziemlich rauh hingehen läßt. Lieber wollen wir, da uns der Lauf unserer Untersuchungen zur Anführung einiger Sätze Gelegenheit gegeben, welche nicht gerade zu den sehr durchdachten gehören, nun noch eine Probe der besseren, theils ausführlich, theils im Auszuge mittheilen.

Dazu gehören S. 130 ff. die Bemerkungen über das griechische Drama. »Ein großer Gedanke (sagt der Verf.) läßt sich am vollständigsten, faßlichsten und eingreifendsten durch Hülfe der lyrischen Dichtkunst äußern.« So waren Gedanken der Religionsphilosophie der Geist der Religionschöre unter den Griechen, das Höchste, was sie in der poetischen Didaktik geleistet, und mit den Psalmen und prophetischen Ergüssen der Hebräer zu vergleichen. »Daß aber kein Grieche eine solche Anthologie sammelte, beweiset die Abneigung des Volkes vor der bloßen Abstraktion. Nach diesem Charakterzuge entging ihm ein Religionsbuch, und es entstand dafür das echte griechische Trauerspiel. Die Religionschöre waren für sich allein dem Volke zu unsinnlich; wie auch wir Nordländer didaktische Poesien gern mit Bildern und Gleichnissen durchweben, um ihre Gedanken anschaulicher zu machen, so ging der lebhafte Grieche noch etwas weiter. Der unsinnlich ausgesprochene Gedanke sollte auch bildlich erscheinen, nicht in einem bloßen Gleichnisse, sondern in einem wirklichen Parallelfalle.« — Auf diese Weise ist das echte griechische Drama anzusehen, wie es sich am reinsten im Aeschy-

lus darstellt. »Alles Ueberflüssige ist vermieden; alles berührt die Eine große Idee, welche sein Chor ausspricht, und eben darum vereinen sich alle Theile bey ihm zu einem einfachen, tiefen, nachbleibenden Eindruck auf unser Gemüth.« Dagegen später, da der Geist wahrer Religiosität entwich, das schaulustige Volk gern die mythologische Geschichte zur Hauptsache machte, und die Dichter sich ihm gefällig erwiesen. So schon Sophokles. »Er ist liebenswürdig und einer der höchsten griechischen Dichter; größer aber ist Aeschylus, der die Idee der neuen Dichtungsart erschuf, welche jener nicht allein in keinem wesentlichen Stück erweiterte, sondern, wie bemerkt, kaum richtig faßte. Euripides aber hat sie entschieden verkannt, und wenn ich an Sokrates die große Ausstellung zu machen habe, daß er unter allen berühmten Griechen der am meisten unpoetische, der geschmackloseste war, so rechne ich mit dahin, daß er des Euripides Stücke vorzüglich gern sah« u. s. f.

»Ließen sich nicht die Charaktere (heißt es S. 190 ff.), so fern die Kunst sich dafür interessirt, in zwey Klassen theilen, deren eine ich die plastischen, die andere aber die malerischen Charaktere nennen möchte? Plastik und Malerey vergegenwärtigen uns beyde die menschliche Gestalt, aber von verschiedenen Seiten und in verschiedenen Weisen. Die plastischen Gestalten haben wirkliche Festigkeit, Inhalt und Basis; sie scheinen nicht nur, sie sind. Die malerischen hingegen haben wohl unterscheidenden Umriß, aber weder Inhalt, noch Basis, für das Auge weniger Tiefe, aber mehr Farbe. Wie nun in beyden Künsten die Gestalten verschieden sind, so, wie mich dünkt, in der Poesie die Charaktere. Die plastischen sind jene, die bey näherer Untersuchung wirklich Tiefe und Inhalt, eine eigene Bedeutung, eine in ihnen verkleidete, oder von ihnen, wie durch sie, ausgesprochene Lebensansicht haben. Sie interessiren durch sich selber, auch wo sie allein stehen, wie so manche Bildsäule, die einer Gruppe entlehnt und vereinzelt ist. Die malerischen Charaktere aber sind an Gehalt unwägbar, ohne jene selbstständige Tiefe, mehr in inniger Form, als in der Nähe des persönlichen Umgangs anziehend, dagegen aber von lebendigerer Farbe. Sie interessiren weniger durch das, was sie sind, als durch ihr Schicksal; in ihnen sprechen sich keine Wahrheiten, sondern Gefühle aus, z. B. Hoffnungslosigkeit, Schwermuth, Freude durch äußeres Glück, Unbefangenheit, Vorwitz, Wahnsinn u. s. w.« — Eine Bemerkung, welche freylich, um aus einem luftigen Gleichnisse eine klar bestimmte Erkenntniß zu werden, noch einer bedeutenden Umarbeitung bedürfte; aber doch eben deßhalb, weil sie zu weiterem Nachdenken anregt, Beachtung verdient. Im

Folgenden wird sie noch durch Beyspiele erläutert. Die erste Gattung von Charakteren findet sich unvermischt einige Male im Aeschylus, und außerdem etwa in den Hauptcharakteren in Lessings Nathan. Die letztere für sich allein würde ein Stück zu haltlos machen, wie die Ifflandischen in einer niederen Sphäre beweisen. Auch gehören hierher Göthe's Egmont, und selbst theilweis seine Iphigenie. »Ob ein Charakter pittoresk und plastisch zugleich seyn könne, ist dieselbe Frage, als ob es bemalte Statuen geben dürfe. Mich dünkt, es sey beydes eben so erlaubt, als schwierig. Denn eine bloß scheinbare Tiefe macht noch keinen malerischen Charakter zu einem plastischen; scheinbare Tiefe hat auch die Malerey. Und bloßer Wechsel der Beleuchtung macht noch keinen plastischen Charakter zu einem malerischen, sondern erst die Farbe, denn jener — Licht und Dunkel von außen her auffallend — verbreitet sich auch über die Statue.«

F. E. Beneke.

Art. II. Wilhelm Meisters Wanderjahre, oder die Entsagenden, ein Roman von Göthe. Erster Theil. Stuttgard und Tübingen, in der Cottaschen Buchhandlung *).

Im ersteren der beyden unten genannten Werke trat vor einigen Jahren ein ungemeiner Bewunderer des Dichters auf. Enthusiastisch und mit der Einseitigkeit des Enthusiasmus seinen Gegenstand behandelnd, strebte er doch, sein Lob auf Forschung und Denkresultate zu gründen. Form und Darstellung vernachläßigte er, auch blieb die Bemühung, sein Werk zum Ganzen abzurunden, schwach. Die einzelnen Betrachtungen wurden, wie sie sich darboten, niedergeschrieben. Schossen verwandte Gedanken an, so übersah der Verfasser die Nothwendigkeit, sie mit dem Uebrigen zu einem Ganzen zu verweben. Ihm genügte, die Zugaben in Extrablättchen und Beylagen dem schon fertigen Teppiche des Buches anzuheften. Gelegenheitliche Kombinationen und Gedankenspiele, fremden Gebieten entlehnt, nur zufällig beym Schreiben über Göthe entstanden, waren der Inhalt jener Nachträge.

Die Nothwendigkeit, einer solchen Anlage des Buches Beschönigung zu erwerben, verschaffte ihm den Titel, der es als Materialiensammlung zur Beurtheilung des Dichters mit Auf-

---

*) Mit Beziehung auf die beyden Werke:
1. Zur Beurtheilung Göthes, mit Beziehung auf verwandte Literatur und Kunst, von Schubarth, erster und zweyter Band. Breslau, bey Joseph Max, 1820.
2. Wilhelm Meisters Wanderjahre, Quedlinburg, bey Baße, 1821.

nahme fremder Gegenstände charakterisirt. Damit ist die unbestimmte Natur des Werkes zwar ausgedrückt, aber in dem Worte verwandt eine Wahl getroffen, die sich grammatisch nicht rechtfertigen läßt. Subjekte und Subjekte, oder Objekte und Objekte sind in jene durch den Buchtitel ausgesprochene Verwandtschaft zu setzen; mit Subjekten und Objekten kann es nicht geschehen. Es durfte heißen: zur Beurtheilung Göthes, mit Beziehung auf verwandte Geister. Doch unzuläßig war der Ausdruck: auf verwandte Gegenstände, wie Literatur und Kunst seyn sollen. Verwandt ist das Prädikat jener Objekte: es soll ihr Gemeinschaftliches mit Göthe ausdrücken. Worin besteht dieß? Wird Literatur und Kunst durch Verwandtschaft mit Göthe anders geeigenschaftet wie durch Verwandtschaft mit Schiller? Herr Schubarth schrieb über einen ausgezeichneten Stylisten, und erhebt sich mit sicherer Kennermiene über alle Geister des Vaterlandes auf nicht zu billigende Weise. Im Namen aller bey dieser Gelegenheit begangenen Mißgriffe werde er an den Fehler erinnert, mit welchem schon die Aufschrift seines Werkes entgegentritt.

Das zweyte Buch unterscheidet sich vom ersten durch alle Eigenschaften. Dieser will es den Günstling der Musen herabsetzen, wie noch eine Feder es gewagt hatte. Auf Gefälligkeit und entsprechende Gewandtheit des Styls wendet der Verfasser eben so viel Fleiß, wie er dem Kleide der Darstellung Sorge durch Verknüpfung der Gegenstände und durch gelegentliches Herbeyführen der Urtheile gewidmet hat. Oft scheint die Form, wenn sie sich dem Roman, und namentlich Göthes Roman anschließt, nur gewisse Bitterkeiten gegen den Dichter in täuschenden Vortrag hüllen zu sollen.

Während so über den Letztern lobpreisend und verkleinernd gesonnen und geurtheilt worden, hat sich sein Geist abermals ausgesprochen. Es ist durch den ersten Theil eines Werkes von Umfang geschehen, eines Romans; und vollständiger wie lyrisches Gedicht und Drama, besitzt diese Komposition die Fähigkeit, ihres Schöpfers Sinnesart in sich aufzunehmen. Wenn das Lied ein einzelnes Gefühl, so bringt ein Drama wohl eine einzelne Stimmung der Dichter zur Aeußerung.

Zwey abweichende Beurtheilungen eines poetischen Genius, so unmittelbar einem eigenen Werke seines Geistes sich anreihend, wie in diesem Falle, leiten geschickt zu dem letztern selbst hinüber, und ihr eigenes Interesse muß bald über das Interesse ihres Vorwurfes verschwinden. Durch einen dreyfachen Widerspruch, worin sie sich begegnen, bahnen sie den Anfangspunkt für jenen Uebergang.

Erstlich. Herr Schubarth nennt die Erhebung von Göthes Virtuosität über sein Naturell einen Mißgriff in den bisher

vernommenen Urtheilen. Auch andere Geister konnten seine Künstlergabe erstreben, und Ausbildung des, wenigen Menschen ganz abgehenden, poetischen Talents bringt manchen guten Dichter hervor. Die Vollständigkeit des Reinmenschlichen in seinem ganzen Wesen sey Göthes höchster Werth. Gewiß das Richtigste in dem Buche. Der wandernde Meister denkt anders. Aller Ausdruck schöner Menschheit fehle, behauptet er, dem vaterländischen Dichter, und sein Künstlerwerth sey bedingt. Die Fähigkeit, aller poetischen Formen, Regungen und Ansichten Herr zu werden, begründe seine Auszeichnung. Ihm fehle aber Gemüth, dichterische Naturverehrung, Andacht, Tiefe der Gesinnung und religiöse Richtung. So weit, Göthe einen poetischen Gottesläugner zu nennen, geht der anonyme Autor.

Zweytens. Herr Schubarth sieht diesen Dichter sich den Banden der Naturnothwendigkeit entwinden, und zu menschlicher Freyheit, zu freyer Selbstbildungsfähigkeit des Künstlers hinaufsteigen. Seine Werke bezeichnen die auf dieser Bahn zu bestehenden Herkuleskämpfe. Der Pseudo-Meister vermißt in Göthe nicht nur alle Natur, sondern auch jene Anerkennung und Verehrung der sittlichen Freyheit, welche Schiller einen hohen Werth gibt.

Drittens. Göthes Verhältniß zur Welt — ob Mitwelt oder Außenwelt durch diesen Ausdruck bezeichnet werde — trennt beyde Autoren. Der Bewunderer fühlt, wie des Dichters große Natur, trotz dem ihr zugeschriebenen Aufschwunge zur Freyheit, der Zeit angehörig blieb, bald sich ihr zur Seite stellend, bald sich darüber erhebend, und alles Wesentliche der Zeiterscheinungen aufnehmend, aber fremden oder vorübergehenden Neigungen und Gültigkeiten die Huldigung versagend. Der Widersacher räumt dem Dichter dafür eine große Gabe ein, der Zeit den sich oft verändernden Puls abzufühlen, und durch seine Dichterwerke dessen jedesmaligem Gange zu schmeicheln.

Gleich entgegengesetzt fassen beyde Beurtheiler des Dichters Werke auf. Sich treu, sieht der Verfasser der Wanderjahre im Götz von Berlichingen eine Huldigung, der Kraftperiode gebracht, die das leere Formenwesen einer in sich armen Poesie abschüttelte, welcher Frankreichs Parnaß und überkommene Gesetze von Anstand und gutem Geschmack Gültigkeit erworben hatten. Werthers Leiden sollen den Büchern aus der nachfolgenden Periode empfindsamer Romanenlektüre den Rang ablaufen. Auch Herr Schubarth ist konsequent, wenn er das erste wichtige Schauspiel Göthes, Götz von Berlichingen, wenig beachtet. Den berühmten Roman, der dem Schauspiel folgte, hervorzuziehen, und ihn zum Keim zu erheben, aus dem

sich die Göthische Poesie entfaltet hat, kömmt seiner schon erwähnten Hypothese zu statten.

Je mehr sich sein Buch um diese Hypothese drehet, je mehr ein ihr ähnlicher Gedanke auch die Ansichten des Wanderers durchdringt, und je reichere Ausbeute die Aufklärung über sie verspricht, um so begründeter ist die Befugniß, ihr die Betrachtung vorzugsweise zu widmen, und das Beywerk zu übergehen, dessen beyde Bücher nur zu viel enthalten; das eine in den Exkursen, das andere in der nur schwachen romanenartigen Erfindung.

Wenn hiernach von Göthe allein gesprochen, und aus den erwähnten Werken bloß dessen gedacht werden soll, was auf ihn hinleitet: so ist es doch die Absicht weniger, das Aeußere und gleichsam die Rinde dieses schönen Baumes als dasjenige zu betrachten, worauf sich das Auge des tiefer Schauenden am liebsten zu richten pflegt. Wie die Natur erst ein erfreuliches Grün und lachende Blüten zeigt, ehe sie die Frucht hervorbringt, so haben auch des Dichters spätere Werke zuvor uns Blätter und Blumenknospen gezeigt. Vielleicht sind diese den Früchten nicht nach Willkür, sondern nach nothwendigen Gesetzen vorausgegangen. Vielleicht mußten sich jene in diese gerade so verwandeln, wie eine zusammenhängende Betrachtung der Göthischen Dichterwerke es nachweisen kann und zu erklären vermag, weßhalb sie in die beyden Romane, Wilhelm Meisters Lehr- und seine Wanderjahre ausliefen.

Wenn dieses Geschäft nicht leicht, so ist bis itzt auch noch wenig dafür geschehen. Ein bekannter Aufsatz in den Kritiken und Charakteristiken von Friedrich Schlegel liefert den ersten Bericht, der nicht von Hörensagen stammend, fühlen läßt, der Verfasser, wenn er von Wilhelm Meister spricht, sey zugegen gewesen in jenem Tempel der Dichtung, und er habe gleich scharf wie genau gesehen. Wir ahnen, daß die äußere Beschaffenheit, Konstruktion und Einrichtung des Tempels den Geheimnissen der Gottheit entsprechen müsse, welcher derselbe erbauet worden. Wir begreifen, daß jene Geheimnisse erst uns den Schlüssel zur bedeutungvollen Architektur geben können, die vor uns steht; aber wir wünschen um so lebhafter, den Weg in das innere Gebiet jener Geheimnisse fortgeführt zu finden.

Vielleicht öffnet sich das noch nicht vollkommen aufgeschlossene Thor derselben, wenn aus der bunten, sich oft widersprechenden Gedankenanhäufung des Herrn Schubarth die Betrachtung herauszufördern wäre, daß weniger jene Schönheit, zu deren Priester sich die Dichter so gern weihen, als vielmehr etwas anderes uns mit geheimnißvoller Anziehung aus den Göthischen Dichterwerken anspreche. Dieß wäre eben so sehr die schöne Frische

und Wahrheit seiner Dichtungen, wie deren Uebereinstimmung mit einer Menschennatur, aus der wir sie wie in einem schönen Frühling an einem Baume das Laub hervorbrechen sehen, welches wir beständig an demselben zu erblicken gewohnt sind.

Gewiß, die schöne und volle Blätterkrone, in welcher dieser Günstling der Musen prangt, erhob sich deßhalb so hoch und so frey, weil dem Stamme die Kraft und weil der Wurzel die Tiefe und Gesundheit der Natur eigen war, deren Ausströmungen seine Poesie sättigten. Weder eine sich überbietende, oft krankhafte Triebkraft, noch fremdartige Einwirkung hat dem Wipfel die köstliche Fülle gegeben. Wenn aber bey andern Dichtern die Doppelheit dieser Wahrnehmung und dieses Gefühls sich vollkommen auflöset in die Schönheit ihrer Hervorbringungen und deren inwohnende Verklärung, so daß über den Genuß dieser alles andere zu verstummen scheint, dann sollten wir um so mehr von solcher Verschiedenheit aus bemüht seyn, den Weg in die Eigenthümlichkeit unsers Dichters zu finden, sobald wir dann einmal über ihn raisonniren und kritisch urtheilen wollen.

Auch scheint er selbst es zu verlangen, wenn er durch die unter dem Titel: »aus meinem Leben, Wahrheit und Dichtung,« bekannten Mittheilungen es beynahe ausspricht, daß wir nicht übersehen sollen, wann er geblüht hat, aus welcher Zeit er hervorgegangen, auch unter welchen Zuständen und mit welchen Zeitgenossen er gereift ist. Sein Jahrhundert war nicht gleichgültig für ihn, vielmehr es verdient in Betrachtung gezogen zu werden.

Zuerst vermißte der deutsche Sänger in der Richtung, nämlich im Ziel und Zweck seines Dichtens, einen Kanon für den poetischen Gesang. Wer die Geschichte der Kunst und die klassische Zeit kennt, weiß, wie das Eindringen eines solchen Kanon in die poetische Hervorbringung ihr einen Mittelpunkt oder eine Achse gibt, welche zusammenfällt mit einer andern außer ihr, um den sich beyde nach einem Platonischen Ausspruch, den Göthe in einer seiner zahmen Xenien ganz neuerlich wiederholt, drehen:

Wie das Gestirn
Ohne Hast,
Aber ohne Rast,
Um die eigene Last.

Zum andern ersetzte die Wirklichkeit diesen Mangel nicht. Streit und Auflösung verwirrte das Bürgerliche. Das echte und einklingende Leben der Natur zu erfassen hinderten die doktrinairen physikalischen Verirrungen. Suchte das Gesellschaftliche statt der konzentrischen die elliptische Bewegung; so brachten mit der Natur die Lehren über sie eine ähnliche hervor. Aber die Poesie wird nur dadurch echt und ewig, daß sie als unvergänglicher Nach-

hall der ursprünglichen Weltharmonie auch dann noch sich erhalten will, wenn diese bereits aus dem Gemüth der Menschen und ihrem Treiben entwichen ist. Hat sie diese Eigenschaft im Wesen verloren, dann will sie sich wenigstens deren Nachahmung erhalten; und sie tritt aus dem inwohnenden Leben des Wirklichen oder dem All heraus, und zieht, einen eigenen Brennpunkt suchend, sich auf sich selbst zurück. Die besseren Dichter klärten sich aus den Elementen einer zerrütteten Wirklichkeit ein poetisches Material in Farben, Bildern und Tönen ab. Ihre Poesie bildete sich zu einer geordneten Zusammenstellung derselben, die eine gewisse Befriedigung gewährt und in sich beseelt erscheint. Dichterlingen dagegen, wenn die Fähigkeit mangelte, jene Klärung hervorzubringen, genügte jeder Ersatz des lebendigen Stoffes. Eine Abrundung ihres Materials, welche die poetische Abgeschlossenheit als schwächste Nachahmung höherer, dem Weltall inwohnender Harmonie darstellte, ward ihr Streben.

Von einem Verhältniß oder Mißverhältniß der dichtenden Kraft und bildenden Fähigkeit konnte nicht eben die Rede seyn, als die Ruhe und Vollkommenheit im Universum die Dichter begeisterte. Wie ließ sich von ihnen verlangen, daß sie das letztere Leben noch erhöhen und vervollkommnen sollten? Höchstes Leben folgte aus höchster Ruhe und Vollkommenheit; Beydes war in ihm. Erst mit der Zerrüttung der Ordnung beginnt die Bewegung, jenes falsche Ringen, welches der Irrthum für Leben nimmt. So folgten die Dichter dem Triebe, einen Abdruck von der Schönheit im Weltall *) wieder zu geben in ihren Liedern.

Aber lasse man die Kunst des Gesanges nach und nach dahin gelangen, daß sie sich in sich selbst beseelen will, indem sie sich zurückzieht auf ein freyes Spiel von Farben, Lichtern, Tönen oder Selbstbildungen anderer Art; gewiß sie geht ihrem Absterben entgegen, falls nicht abermals eine befruchtende Verbindung mit dem Wirklichen sie rettet. Diese sehen wir Göthe in ihrer Sterbestunde anknüpfen.

Seine Poesie gleicht einem Gefilde, auf welches sich der letzte Lebenshauch zurück gezogen hat, wo neue Wurzeln in den Boden zu schlagen beginnen. Darum bewältigt uns weniger die Schönheit seiner einzelnen Dichtungen wie der lebendige Odem, der sich von ihnen wieder auf beyde Gefilde, das des Dichtens, und das des wirklichen Lebens ausbreitet. So entzückt uns die reine

*) Kosmos bedeutet ursprünglich die Schönheit und Uebereinstimmung. Wenn dies Wort mit mehreren andern Begriffen auch mit dem des Weltall zusammenfiel, so beweiset dieß, wie die wahre Schönheit nur im Weltall, nicht außer demselben, in abweichenden Menschenwerken, nach Ansicht der Alten anzutreffen war.

Schönheit der Blumen erst in der Sonnenpracht des Sommers, und so sättigen wir im Herbst noch, wenn das Leben wieder von uns zu treten beginnt, unser Auge mit dem höchsten Blumenglanz und den malerischen Konturen der Wälder und Wipfel. Wer vergißt im Frühling nicht die Schönheit der Gefilde oft über das ahnungsreiche Wiedererwachen des Lebens? Alles, was der Sommer erst in seiner schönen Vollendung zeigt, empfinden wir, ohne es zu sehen, im Frühling schon als ein köstliches Werden. Das sprossende Wesen und der fruchtbare Schooß, aus dem es hervorquillt, erquicken uns zugleich. Gewiß, der Lebensodem der Poesie hätte sich verzehren und ausgehen müssen, wenn sie auf dem Spiegel eines abgeschlossenen Daseyns fortfahren wollte, mit ihren verklärten Farben ein schönes Daseyn zu malen, während außerhalb seines Rahmens sich alles entstellte und nach und nach abstarb.

Göthe aber in blühender Kühnheit und Lebensfülle begrüßte die kränkelnde Gestalt der Wirklichkeit wieder, und freute sich jedes in dem halbzerstörten Körper neu aufglimmenden Funkens von tiefer Kraft und Innigkeit des Lebens. In diesen wenigstens vermälte er sich mit ihr auf Momente, wenn er auch mit dem ganzen Wesen es nicht mehr vermochte, weil er dieses zu sehr zerrüttet fand. Es war, dem eigentlichsten Sinne des Wortes nach, Vermälung, die sich von der Beseelung dadurch unterscheidet, daß jene Leben entgegen nimmt, wenn diese nur es ertheilt. Diese letztere könnte von keinem andern Dichter als einem solchen ausgehen, dem sich in den Hain der Poesie seines Gemüthes als hauptsächlichste Kraft die der Religion zurückgezogen hätte. Wäre sie vielleicht um so mehr erfolglos geblieben, je strenger die Poesie des religiösen Dichters das sich Vorfindende nur in ihr Element aufnähme; so schonte dieses Göthe, bezwang nicht dessen elliptischen Kreislauf, sondern zog ihn leise an den Kreis seiner, die ewige Bewegung des Gestirns nachahmenden Poesie heran, gleich einem mit ihr wandelnden Trabanten.

Jedoch ist Göthes Poesie deßhalb nichts Getheiltes oder Zerstücktes, vielmehr sie gibt uns zwey Wesen in der befriedigendsten Uebereinstimmung, und wir fühlen, beyde sind im Innersten eins und dasselbe. Aber in der Darstellung gleichen sie den Tyndariden. Der Leser vermag jedes der beyden Zwillingsgestirne für das andere zu nehmen, und es wiederholt sich in ihrer Darstellung das, was im Leben uns als Wesen und als Erscheinung entgegen zu treten pflegt.

Dieß aber ist das, bey welchem alles Räthsel und die Lösung alles Räthsels zu suchen ist. Denn darauf kömmt es an, ob ein Auge Wipfel und Wurzel völlig unabhängig von einander zu be-

trachten vermag, oder ob es dessen nicht fähig ist, und wie der Betrachtende hierbey verfährt. Wer vom Wipfel aus einen Blick auf die Wurzel thut, mag er auch einsehen, alles Leben, alle Gestaltung und alle Bestimmung komme jenem von dieser, hat doch seinen heimatlichen Sitz nur im Wipfel. Er mag zugeben, diesem entstehe alles Leben allein aus der Wurzel, dennoch macht er den Quell des Lebens zur Erscheinung. Ja er zerrüttet sich vielleicht um so mehr in seinen Einsichten und Anschauungen, je klarer er sich es sagt, daß aus der Wurzel der Gipfel emporschoß, wenn sein Sinn von jener doch nur die Erscheinung, die Erkenntniß, die Anschauung begehrt. Verpflichte sich dagegen ein Individuum mit seinem ganzen Wesen wie seinem eigenen Entstehungsquell der Wurzel; welche neue Harmonie in dem was sich ihm darbietet! Nicht die Wurzel, der Wipfel wird ihm Erscheinung, und zugleich gewahrt er, daß, wenn er beydes zur Vorstellung verwandelt, auch in ihr der Wipfel nur Erscheinung aus der Wurzel ist.

Trenne man doch die Wipfel vom Stamme, oder versuche diese Trennung mit einzelnen Zweigen. Es bedarf kaum der Frage: ob sie nicht werden welken müssen, es sey denn, sie werden einem neuen Stamm eingeimpft, oder abermals in den Erdboden gesteckt? Was geschieht nun aber? Stamm oder Erdboden bemächtigt sich der ersterbenden Waisen. Nur indem er sie bezwingt und bedingt, sein Leben ihnen gibt, und sie das Geschenk annehmen, d. h. die bedingende Einwirkung aufnehmen und ertragen als Einwirkung, nicht als Spontaneität sich aneignen, nur in so fern leben sie, und sind auferweckt vom Tode.

Wohin das Auge des Menschen sich richte, überall wird er jenes Verhältniß von Wesen und Erscheinung wieder antreffen, in der Natur wie in der Menschengeschichte von der Erschaffung des einen Paares an, von dem wir alle ausgegangen sind. Wo aber auch Zwiespalt, Zerrüttung und Irrthum gewirkt, hat alles von der Verkennung dieses Verhältnisses angehoben.

Ist nun alle Theilung und alles Mißverstehen auf jenen Zwiespalt zurückzuführen; so ist wohl die Trennung selbst nie größer und der Irrthum über ihn niemals verworrener gewesen, als in dem Zeitraume, welchen Göthe's Leben umspannt. Nichts konnte dem, welcher damals außer dem Schooße der Kirche stand, so gefährlich seyn, wie dieser Zwist, nichts so wichtig, als sich vor seiner Verderblichkeit zu hüten. Denn das völlig Entgegengesetzte war dahin gelangt, sich den Menschen in so gleicher Gestalt wie wir in der Mythe die Dioskuren erblicken, darzustellen.

Ein Abgrund von Gräueln und Verwirrungen, furchtbarer wie die Verwilderung der zum falschen Naturstande versinkenden rohen Menschenstämme, erweiterte sich immer mehr, und drohte alle Freyen zu verschlingen. Konnte in solcher Zeit einen jener Freyen ein edleres Wollen, eine höhere Tugend auszeichnen, als das reinste und festeste Streben, sich vor dem Abyssus zu hüten, dessen Strudel sich bilden, wo jene beyden Wesen bald neben, bald in einander strömen. Welcher hohen Beyspiele herrlicher Menschheit sich aber auch manches Jahrhundert mag zu erfreuen gehabt haben, kein Individuum ist aufzuweisen, in dessen ganzen Leben und Werken die heilige Scheu vor jener Vermischung so sehr als das Wichtigste eben auftrat, wie bey diesem vaterländischen Dichter es geschehen. Es war, als bedürfe die Zeit, ja vielleicht das Geschlecht, eines individuellen Daseyns, in dem sich dieses Ereigniß bis zu einer gewissen Vollkommenheit vollendete. Denn es war dahin gelangt, daß man überall — und vornehmlich geschah es unter allen Kunstjüngern — von einer gewissen Versöhnung sprach, die, ganz im Gegentheil wahrer Versöhnung, der allertrennendsten Auflösung, einer schön gefärbten Fäulniß glich. Glücklich ein jeder, der vor ihr sich zu bewahren wußte.

So nun, während in Dichtkunst, Philosophie, Wissenschaft, Naturbetrachtung, ja Religion die Meisten mehr oder weniger jenes furchtbare Wesen als Versöhnung suchten, war es, mehr wohl wie Wille, war es Trieb in Göthe, sich davor, ja nur davor zu bewahren.

Alle fand er in Täuschung, die sich rühmten, jene große Dissonanz aufgelöset zu haben, und statt ebenfalls in solche einzugehen, zog er es vor, sie ungelöset stehen zu lassen. Vielleicht hatte er sich mit reiner, die Heucheley verabscheuender Offenheit gestanden, daß, wie er geboren, diese Dissonanz für ihn nun einmal da, mit dem eigenen Leben ihm gegeben, und von ihm nicht aufzulösen sey. So, statt sich ein Gaukelspiel vorzuführen, erkannte er sie als die ihm gezogene Grenzlinie an. Statt über sie träumerisch hinauszuschweifen oder mit falscher Energie hinauszustreben, genügte ihm gewissenhafte Betrachtung innerhalb des ihm gegebenen Kreises.

Beyde, mag er sich gesagt haben, Erscheinung und Wirklichkeit, treten nun einmal mit gleichem Anspruch auf Gültigkeit, meinem Individuum entgegen. Ein leeres Drittes, das sie darstellt, kann ich statt ihrer nicht annehmen. Auch kann ich deren keines zurückweisen. Das Zurückgewiesene würde sich rächen, und doch mein Herz wieder gewinnen, dem nun einmal die wun-

derbare Fähigkeit geworden, beyde gleich rückhaltslos zu lieben, von beyden beglückt zu werden wie von einem, nur abwechselnd, bald in der einen, bald in der andern Gestalt kommenden Wesen. Vielleicht gehören sie auch, ich weiß nur nicht wie, am Ende doch einem Dritten an, und sind auf unbekannte Weise mir nur um seinetwillen so lieb.

Treten wir von dieser Betrachtung des Menschlichen in Göthe, seinem Dichterischen näher; so berechtigt dieses vielleicht zur Behauptung, auch als Dichter habe er die beyden Basen, die, einer freyen, der Bildungskraft zu unterwerfenden Erscheinung, und die einer nothwendigen Wirklichkeit, bedingt und bezwungen durch Nothwendigkeit, als zwey unerläßliche Unterlagen seines Daseyns nie aufgeben wollen. Hier die vergängliche freye bildungsfähige Erscheinung, dort die ewige Nothwendigkeit in einer vom göttlichen Geiste beseelten Natur, begrüßten ihn wie zwey Ufer, zwischen denen der dem ewigen Schooß entlassene Strom des menschlichen Lebens wogte. Uebergangsmittel freylich waren gebildet. Aber sie schwammen auf der Flut und gehörten keinem der beyden Gestade wirklich an. Der von ihnen Getragene kam dem Flußrande näher, je nachdem die Fahrzeuge an denselben hinantraten. Aber welches Ufer die Erscheinung, welches die Wirklichkeit darbot, darüber enttäuschte er sich nie; vielmehr die Verwechslung nahm nimmer ein Ende. Das schwimmende Holz, von dem aus sich die wahre Beschaffenheit dem Auge bis zur steten Verwechslung verbarg, konnte den Schlüssel und die Erkenntniß nicht geben. Auch die im bewegten und abrinnenden Strome sich begegnenden und gestaltenden, oder verschwimmenden und verrauschenden Spiegelbilder der beyden Ufer waren nichtig, wenn es darauf ankam, Heimat, oder wahrhaften Grund und Boden zu finden, oder Wirkliches, das nicht Täuschung darbietet, wenn wir es zum Gegenstand unsers Glaubens machen. Sodann sehen wir Göthe die Wahl treffen, daß er wechselnd beyde Ufer betritt und bewohnt, nur geschützt gegen Selbsttäuschung und jedesmal wissend, wo er siedelte und was er sah. Er hatte jedes von beyden als Heimat bewohnt, und als Fremde erblickt. Sein Vaterland war ihm auch wieder Fremde, sein Grund und Boden Bild und Erscheinung geworden.

Fragen wir nicht was höher beglückt, ob der Besitz beyder Gaben, oder jener scheinbare Mangel, der im Besitz nur einer von beyden entstehet. Erwägen wir vielmehr den großen Gewinn, welcher unserm Dichter aus der strengen Sonderung ward. Mußte er nicht wissen, daß Wirkliches, Unabänderliches, im Erforschlichen unerforscht Bleibendes, sich mit der Erscheinung in ihrer

Bildsamkeit, völligen Abgrenzung und Durchschaubarkeit so mannigfach nur begegnen könne, weil ein Wirkliches ist, verschieden von ihr dadurch, daß es mächtiger ist, und sie sein nicht entbehren kann? Und ist hiermit nicht ein bedeutender Vorschritt zur Erkennung seines Dichtercharakters gewonnen? Erfaßt er das sich Darbietende von der Seite seiner Wirklichkeit, so hütet er sich abzuweisen oder zu entscheiden. Die Gegner nennen dieß seine Passivität, seine Bequemlichkeit, sein Schwanken. Wenn doch die Kritiker wüßten, wie es dem Menschen wird, wenn er dem Wirklichen wahrhaft sich gegenüber befindet! — Nähert Göthe sich dem andern Gebiet, so bewahrt er sich vor jeder Wirksamkeit, bevor die strengsten Grenzen gezogen worden, innerhalb deren er sich dann auch vollkommen zum Herrn seines Territoriums gemacht, und Meisterschaft — nicht Geschick in der Behandlung gewonnen hat. Dieß erkennen seine Verehrer als Kraft, Wahrheit und Vollendung seiner Werke. Beydes geht in einer anderweit vielleicht noch nicht erlebten Vollkommenheit durch alle Aeußerungen seines Lebens, sogar die kleinsten.

Für sein Gesammtleben und in Beziehung auf seine allgemeine Persönlichkeit läßt es sich erkennen in seiner Selbstbiographie, sogar schon in deren Titel, Wahrheit und Dichtung. Göthe war es gegönnt gewesen, durch sein ganzes Leben mit stets sich gleich klar bleibendem Bewußtseyn zwischen Wirklichkeit und Erscheinung dahin zu wandeln. Hierin hat er das dem Geschlecht Nöthigste und Ersprießlichste gefunden und besessen. Statt stürmisch hinein zu fahren mit falscher Belehrungs- und Verdammungssucht in die Welt, sieht er sich beynahe verpflichtet an, dieß, was ihm so viel gefrommt, mit Milde und Bescheidenheit niederzuschreiben. Und was ist ihm dafür geworden? — Ferner in seinen lyrischen, so wie in einem großen Theile seiner dramatischen Gedichte gestaltet sich dasselbe Wesen zu jenem Hüben und Hinüben, in dem sie uns fortwährend schweben lassen, wie in dem steten Wechsel von Hymnischem und Elegischem es sich ausspricht.

In den größeren Kompositionen, namentlich den Romanen, offenbart es sich durch die Art und Weise, wie das Wirkliche, theils mit dem Licht- und Farbenelemente der Poesie umgeben, theils in dem Raume ihres Spiegels gegenseitig gestellt und geordnet wird, ohne je vollkommen in atmosphärisches Duftgebilde oder farbiges und schimmerndes Lichtspiel sich verwandelt, also mit jenen Elementen gemischt zu haben.

Im wissenschaftlichen Wirken zeigt es sich durch die Zwiefachheit seiner Beschäftigung. Hervorbringungen jener freyen und willkürlichen Menschenkraft, die, kann sie nicht aus inwoh-

nender Nothwendigkeit wirken, sich derselben als einem zu befolgenden Gesetze anschließt, oder Kunst und sonstiges Menschenwerk beschäftigen ihn gleich sehr, wie Betrachtung des Wirklichen, das mit unveränderlicher Nothwendigkeit in der Natur selbst gegeben ist. Mit andern Worten, Wesen und Gestaltungen der Kunst hier, und Wesen und Gestaltungen der Natur dort, beobachtet sein Auge und Geist. Endlich und am wichtigsten zeigt es sich in der Eigenthümlichkeit seiner optischen Lehre. Wenn den Geistern, deren Leben sich den Beobachtungen des Lichts und der Gestirne widmete, sich nur Erscheinungen an diesen Wesen darboten; so blieb ihm vorbehalten, deren Natur zu durchdringen. Es galt die Lösung des Problems, wie diese Wesen, uns — und vielleicht noch in anderer Beziehung überhaupt — offenbar nur Erscheinungen, als solche nicht leer und nichtig werden, vielmehr noch eine gewisse Wesenheit behalten. Der Sitz dieser ihm eigenthümlichen Ansicht ist seine Lehre vom hellen und dunkeln Medium. Hierdurch stellt sich das Licht als die Tochter der Dunkelheit eben so wenig von dieser abgelöset, wie der Baumwipfel von der Baumwurzel dar, und zugleich wird dies Verhältniß Grund aller Lichterscheinungen. Göthe zerstreut dadurch den allgemein verbreiteten Glauben, das Licht sey frey und ursprünglich. Es ist keinesweges frey, keinesweges von der Wurzel gelöset, keinesweges der Hand des Schöpfers entronnen, es saugt fortwährend am Busen der Dunkelheit und der Erde.

Ja sogar in der Art und Weise, wie wir Göthe zwischen den beyden ihm am wichtigsten gewordenen Zeitgenossen antreffen, offenbart sich dasselbe wieder. Wer wird nicht auf Herder und Schiller rathen? Des letztern Art war es, sich ganz vom Wirklichen, es mochte nun Gewesenes oder Gegenwärtiges seyn, abzuwenden. Er erklärte sich für gewisse erst entstehende Ideen und geistige Blicke, um mit ihnen auf seine Nation zu wirken. Eine Richtung, welche die Zeit erst annehmen will — die aber Wahn bleiben wird, und deren Realität unmöglich ist — spiegelt sich in seinen Werken ab, und zeigt einen Fortschritt, der nie weiter führt, während Göthe, nur vollendete Wirklichkeit aufnehmend, in dem ersten Werke so vollendet ist wie in dem letzten.

Wie Schiller nach der Zukunft sieht, und ein unwesentliches Jenseits sucht, so sah Herder zurück nach der Vergangenheit, den Sinn der Vorzeit, vielleicht der Urzeit wieder zu enthüllen bestrebt. Göthe, auch hier in der Mitte stehend, verliert nie den klaren Blick über den gegenwärtigen Stand der Dinge. Er hindert, daß Wesenloses der Zukunft und entrückte Vergangenheit zusam-

menfließen. Benutzt er dichtend die eine oder andere, so sondert er sie. Er gibt einer jeden ihre Natur, und stellt sie innerhalb des Spiegels poetischer Erscheinung in dichterischer Harmonie. Schiller mußte ihm nicht sattsam begründet, Herder zu ahnungsreich und verloren in unbestimmten Andeutungen erscheinen. Er stand sicher, kräftig und vollständig da, während Schiller muthig und unternehmend, Herder gläubig und demüthig erscheint.

Endlich werden sich diese allgemeinen Entwicklungen der Natur unseres poetischen Helden an seinen einzelnen Werken versinnlichen lassen. Und hier bietet Herrn Schubarths Ansicht abermals den Anlaß dar, die von ihm selbst vorgezeichnete Richtung gänzlich zu verlassen. Um eine zusammenhängende Kette Göthischer Dichtungen hervorzubringen, bedient er sich, mit einer ganz ungehörigen Zurücksetzung des ersten Göthischen Drama, einer offenbaren Entstellung des wahren Verhältnisses — der Hypothese, den ersten Roman, Werthers Leiden, als, so zu sagen, erstes Werk aufzustellen, und es zum Keime zu erheben, aus welchem sich des Dichters poetische Laufbahn entwickelt hat. Zugleich schließt er alle Werke, die sich ihm nicht darbieten, um in jene Kette aufgenommen zu werden, als Nebenwerke aus, welche bald unrichtig, bald zufällig entstanden seyn sollen.

Aber Göthe hat sich zu oft über Werthers Leiden erklärt, und was er in Wahrheit und Dichtung über das Schauspiel Götz gesagt, ist zu wichtig, als daß es unbeachtet bleiben könnte. Weil die Schubarthsche Ansicht von etwas ausgeht, das nicht wahr ist, wird sie auch niemals wahr. Bleibt man dagegen dem faktisch Wahren, so weit es zu Tage liegt, treu; dann rundet sich alles sehr glücklich. Es sind entweder zwey Reihen Göthischer Dichtungen aufzustellen, oder man muß fähig seyn, auch deren Zusammenhang abermals zu durchschauen.

So wurde denn von Götz von Berlichingen angefangen und auf das zurückgegangen, was Göthe in seinem Leben von sich selbst sagt, über seinen früheren Hang zum Bilden und über die ersten Wahrnehmungen in Jugendjahren, die stets dem Menschen tiefe Eindrücke hinterlassen, in Verbindung mit seiner und der Erziehung überhaupt.

Indem die damalige Erziehung den Jüngling an den Spiegel der Sprachwissenschaften, Geschichte, Alterthumskunde und heiligen Geschichte stellte, ward ihm eine Welt überlieferter Anschauungen aufgeschlossen, die einer lebhaften Phantasie eine Schatzgrube poetischer Darstellungen darboten. Auch Göthe schöpfte wohl daraus in den Erstlingstagen seiner Poesie, so lange Phantasie und Bildungstrieb mehr nach einem Stoff suchten, als

durch ihn in Bewegung gesetzt wurden. Ganz vorzüglich scheint ihn das Schöne und Rührende der Treue früh angesprochen zu haben.

Nun geht er zum Leben und Wirklichen über. Die Vaterstadt, in ihr aber eine Kaiserkrönung, vereinigen sich mit der Wissenschaft, aus welcher er die Tauglichkeit für seine künftige Beschäftigung schöpfen soll. Diese macht ihn mit der deutschen Reichsverfassung bekannt, jene gibt ihm eine sichtliche Anschauung derselben. Aber deutsches Wesen und Recht umgibt längst Fremdartiges, wodurch der schon halb gelöste Zusammenhang Gefahr läuft, gänzlich aus einander gesprengt zu werden. Ihm, der mitten in solchem Zustande der Dinge steht, wird durch einen richtigen Blick in die Periode des Kaisers Maximilian, dessen ganzes Wesen klar, und Ritter Götz von Berlichingen bietet sich als Individuum an, dessen unerschütterliche Treue und einfache Wahrheit des Sinnes das rührende Bild eines unverschuldeten Martyrerthums abgibt. Göthe selbst gesteht uns, wie die betrübte Lage des wackeren Mannes in einer anarchischen Zeit, die ihn sich selbst überläßt und zur Selbsthülfe nöthigt, sein Gemüth tief ergriffen.

In dem gewöhnlichen Kreise der Jünglingsgedanken liegt dieser nicht. Doch ist es nicht Art der Jugend, vom Sonderbaren und Seltenen ergriffen zu werden. Es muß also auch wohl in jenem Bilde etwas Reinmenschliches ihm sich vorgebildet haben. Und so ist es. Der deutsche Ritter ist ein tüchtiger, schlichter, das Rechte wollender, des Gehorsames und der Unterwerfung fähiger Mann, strebt nach Ordnung und deren Erhaltung. Es macht ihn aber unglücklich, daß, weil die Hand, von der sie ausgehen soll, erschlafft ist, nun nöthig geworden, sie immerwährend suchen und erkämpfen, sich selbst aber gegen willkürliche Zerrüttung wehren zu müssen. Was sucht und ersehnt denn Berlichingen so tief? Keine unbedingte Freyheit, die auf sich selbst ruhn und die gegebenen Schranken brechen will. Ihn erfüllt Durst nach dem süßen Leben, welches Gefahr läuft in Zertrümmerung und Erstickung unterzugehen. Dieß sieht er so sehr sich verkümmern, daß er rührend ausruft: »es wird Einem sauer gemacht das Bischen Leben und Freyheit!« zum Beweise, wie wenig er dessen bedarf und verlangt, wie ernst er nach geregelter bürgerlicher Beschränkung trachtet.

Sollte aber jenes vaterländische Drama — diese Frage hat sich der Mittheiler mehrmals aufgeworfen und beantwortet — nicht enger mit dem Trauerspiele Egmont zusammenhängen, als man glaubt? und keineswegs durch den Roman Werther von

demselben getrennt seyn? Wenigstens ist möglich, daß die erste Konception, vielleicht auch ein vorläufiger Entwurf dem Roman vorangegangen war. Denn, um Freyheit wird auch im niederländischen Trauerspiele gehandelt, eben so gut wie im Leben. Doch wenn der deutsche Kämpe einen köstlichen Durst nach dem Leben seiner Urzeit empfindet; so trägt den Grafen von Gaure eine solche Fülle des Lebens, daß die Vorstellung des Todes sich vergeblich Platz sucht in seinem Gemüthe, und ein kurzer Schreck, ein leichter Versuch, die letzte Stunde noch abzuwenden, ihn hinüberhilft, über ihre drohende Ankunft. Der deutsche Ritter steht an der Grenze einer beginnenden Unordnung und den Lebenstrieb den er Freyheit nennt, vermag er nur im Genuß des alten geregelten Lebens zu sättigen; so strebt er nach den alten Schranken. Im niederländischen Trauerspiele stehen sich verächtlicher Demagogismus und starrer drückender Despotismus der Ueberwinder gegenüber. Beyde sind todt; das Lebendige begegnet uns in Egmont und Klärchen; es erscheint hier als die echte Blüte der Freyheit — Denn hat der Dichter den Grafen von Gaure wohl als freyheitsdurstigen Enthusiasten dargestellt? — Nichts weniger. Aus Lebensübermuth und weil eine Knospe voll des innigsten Lebens, Klärchen, unter jenen unruhigen Niederländern, die ihn zu ihrem Helden wählten, im Stillen blüht, tritt er ihnen entgegen, darin mit der Regentin, mit Oranien und Machiavell einig, daß jene wieder in Schranken gebracht werden müßten, und es nur auf die Wahl der Mittel ankömmt, wegen der er sich ganz wie Machiavell erklärt. Eben so sucht er selbst nur Banden und Beschränkung. Sein volles Herz ist offen und empfänglich für jegliches, seine Fähigkeiten und Anlagen sind unermeßlich. Alle Genossen übertrifft er auf dem Schlachtfelde, im Volkskreis, im Staatsrath, wie dem weiblichen Herzen gegenüber. Und er fühlt, daß dies scheinbare Glück eigentlich sein Unglück ist. Darüber erhebt ihn die enge Beschränkung einer Liebe, wie die zu Klärchen, deren ganze volle und reiche Natur er nur auf ein einziges Ziel hingerichtet sieht. Und mag es auch eine Auslegung gegen die Absicht des Dichters seyn; mit Gründen unterstützen läßt sich die Behauptung, der schönste Sinn in der Erscheinung der Freyheit unter Klärchens Bilde, womit das Stück schließt, sey der, daß in der Fülle ihrer engen Natur ihm die Banden sich darbieten, durch welche die wirkliche Freyheit erst gewährt wird. Wenigstens verhallt am Schlusse der Lärm der Aufrührer, ihre Nichtigkeit zeigt sich in aller ihrer Blöße, und Klärchen selbst gießt tiefe Verachtung über sie aus. Kurz, Egmont läßt aus der anarchischen Zeit, worin er steht, sich

zum Leben und zur Freyheit durch die enge und' volle Natur Klärchens ziehen, der er folgt, und der er sich hingibt.

Jener Vorzug des Dichters, auf welchen die Entwickelung seiner Natur hingeleitet hatte, prägt sich schon in diesen beyden Werken aus. Eine ungemeine Wahrheit des Gegenstandes, die nicht minder anzieht wie die dichterische Zusammenstellung, und die einfache aber kunstvolle Natürlichkeit der letztern. Die Sache selbst ist so richtig angesehen, daß die dramatische Darstellung sich dem Treffendsten anschließt was über politische Freyheit gesagt worden. Wenn ein auf der Welle der Politik getragener Mann, wie Burke, während eines Kampfes der vielseitigsten Debatten echte Freyheit in der Sicherstellung und Sicherheit der Fundationen erkannte, auf deren jede edle nationale Existenz lange beruht hatte; wenn er verlangte, daß die bewahrten und begründeten Bedingungen derselben eben so sehr von jedem durch seine Geburt ihnen verpflichteten Einzelnen erfüllt, wie unnöthiger Weise weder gehäuft, noch willkürlich verändert werden sollten, und wenn er dieser entgegensetzte einen Hang, alle jene Bedingungen einer nationalen Existenz zu vernichten, um, es sey nur aus Irrthum oder unredlicher Absicht, erst die Frage nach der absoluten Rechtlichkeit, Zweckmäßigkeit und Weisheit jener Bedingungen' zu erörtern; ja wenn endlich diese lichtvolle Unterscheidung die Bewunderung aller einsichtigen Zeitgenossen, auf sich gezogen: so dürfen wir nicht verkennen, daß sich alles dieses unserm vaterländischen Dichter in den ersten unbefangenen poetischen Schriften seiner Jugend, bereits, und vielleicht noch eigenthümlich auch in seiner Beziehung auf jede Regung und Aeußerung des menschlichen Gemüthes und Herzens offenbart hatte. Das Wesen der alten deutschen Freyheit, d. h. Verfassungsmäßigkeit, und alle die Regungen, aus denen ihre Untergrabung und Auflösung hervorgehen muß, stellt das Ritterschauspiel mit einer Vollständigkeit und richtigen Auffassung dar, die jedem politischen Scharfblick zur größten Ehre gereicht haben würde. Das niederländische Trauerspiel zeigt den aus innerer Leerheit hervorgehenden neumodischen Freyheitsschwindel in seiner vollen Nichtigkeit. Kurz, der allgemein bewunderte klare und richtige Blick des Britten in die verschiedene Natur der Freyheit ist hier bereits vorahnend gethan. So enthalten denn Götz von Berlichingen und Egmont bereits Wahrheit und Dichtung. Nämlich Göthe hat nicht die poetische Wahrheit allein gesucht, sondern die wirkliche mit der poetischen vereinigt, aber ein wirkliches Verhältniß zur poetischen Erscheinung erhoben. Der Stoff hatte sich klar und richtig in dem Spiegel seiner Anschauungs- und Dichter-

gabe abgespiegelt. Er selbst war durch die Elemente, welche beyde Dramen zu Stande bringen, noch nicht bewegt worden, sie mögen nun verkümmerte politische Freyheit, oder Bedrängnisse eines Staatsmannes, oder Leiden der Liebe heißen. Er hatte dieses alles nur erschaut, aber nicht selbst in seinem Innersten erfahren. Kein Selbsterlebtes als etwas, das, indem es erlebt wird, alles übrige ausschließt, hatte er in jenen Werken gesungen. Vom entgegengesetzten Gestade aus war sein Blick erfüllt worden mit Bildern aus der Wirklichkeit, und wie alles, hatte er auch von dort her das tiefste Geheimniß der Liebe schon richtig erschaut.

Was Wenige von der Liebe wissen, was sie von allem ihr ähnlich sehenden Afterwesen unterscheidet, und was allein sie zu demjenigen Hohen erhebt, um dessentwillen es sich nur verlohnen kann, so viel Wesen von ihr zu machen, wie Dichter und Andere thun, das ist ihr Verhältniß zum Ersatz. Sie ist diesem ganz unzugänglich, so sehr, daß wenn auch sie ihn aufnimmt, sie nie das Gefühl verliert, er bringe das verlorne Wesen keineswegs wieder. Dies Geheimniß, und noch mehr als dieses, ist in aller seiner Tiefe ausgedrückt durch das Verhältniß Mariens zu Weißlingen. Auf die Liebenswürdigkeit, die Tugend, den Werth des letztern kömmt es nicht im geringsten an. Er hat die echte Liebe in Marien erregt. Wie falsch er auch seyn mag, ihre Liebe bleibt echt. Sie verliert mit ihm das Leben; denn er hat es in ihr geweckt. Seitdem sind Gefühle in der Brust entstanden, deren Leere auszufüllen, sie Sickingen zum Manne nimmt. Aber sie bleibt doch Weißlingens, und stirbt mit ihm; Ersatz tödtet die Liebe. Darum muß ein Liebender, welcher verliert, auslöschen, wenn er nicht zum geliebten Gegenstande zurückkehren, oder ihn in dem Wesen wiederfinden kann, welches, wie es selbst alles umfaßt, auch alles wiederzugeben vermag. Die Liebe ist dadurch Liebe, daß sie nie, weder die Erscheinung noch den Ersatz für das Wesen nimmt.

Ihr Gebiet betritt Göthe in seinem ersten Roman, Werthers Leiden, ein Buch, das von wahren und reinen Gemüthern eben so richtig und tief gefühlt, wie von Wirrköpfen mißverstanden worden. Diese sahen es bald für eine Apologie des Selbstmordes an, bald betrachteten sie es kasuistisch, oder wollten hier Trost für sich, dort Verdruß schöpfen aus Werthers Nichtsthuerey. Der Dichter hat Recht gehabt, sich dagegen zu erklären, und fortwährend zu wiederholen, er habe sich in diesem Roman nur der damals herrschenden Empfindeley für immer abthun wollen. Es ist recht, daß diejenigen, welche dieses Werk denn doch nun und nimmer verstehen werden, auf eine Weise, wie diese, ganz davon abgewiesen werden.

Aber, daß das Buch denn doch wirklich mehr sey, dieß liegt viel zu sehr in der Sache. Was im Verhältniß der Marie zu Weißlingen Erscheinung war, wird hier Wirklichkeit, und diese kann nicht behandelt werden als etwas Nichtiges, das nur beseitigt werden soll. Auf alle Weise wird sich daher die Behauptung rechtfertigen lassen, unter dem Bilde der Liebe trete hier die Gewalt der Wirklichkeit und des Lebens selbst auf; über der Fülle der eigenen Existenz gehe der junge Werther zu Grunde. Er kann weder die Natur noch die Geliebte zur Erscheinung verwandeln. Nur die Erscheinung läßt sich ersetzen, nicht das Wirkliche: so ist ihm denn auch der Ersatz ungegönnt; es bleibt ihm nichts übrig, als die Entsagung des geliebten Lebens selbst, und so kann sein Untergang angesehen werden. Es läßt sich also so ausdrücken, daß dem jungen Werther seine Liebe nicht Gegenstand des Gesanges oder der Verehrung seyn kann, weil sie sein Leben ist; sein Schlafen und sein Wachen, seine Sonne und seine Luft, so sehr Wirkliches, daß alle und jede Erscheinung dadurch ein Ende hat für ihn. Wenn jenes Wirkliche aufhören soll für ihn, kann er sich in der Absonderung nicht erhalten, und er fehlt nur in dem Mittel, die Absonderung aufzuheben. Eben so wahr wird die Sache dargestellt, wenn es heißt, für Werther sind ferner nicht zwey Welten, die der Erscheinung und der Natur. Er will aus jener, auch in so fern sie Gegenstand oder Kunst und Dichtung ist, hinaus, und sich völlig in das Herz der Natur versenken. Endlich um alles zu sagen, der Dichter ist auf dem Ufer der Erscheinung nun Siedler gewesen, hat es als das der Wirklichkeit bewohnt und mit ihrer vollen, des ganzen Menschen sich bemächtigenden Kraft empfunden.

Es ist anzunehmen, daß einem Dichter, dem Wirklichkeit und Erscheinung nicht zusammengeflossen sind, im Leben etwas entgegen getreten sey, bey dem er jenes Uebermiegen der Kraft des Wirklichen empfunden, wodurch die Anmuth der Erscheinung ihm auf eine Zeit lang verdrängt worden. Warum soll auch nicht sein Herz irgend etwas tief genug berührt haben, um darüber Sonne, Mond und Sterne eine Zeit lang ruhig ihre Wirthschaft treiben zu lassen? Das Schicksal des jungen Jerusalem kann den Anlaß, das darüber Erfahrne wieder darzustellen, eben so gut gegeben haben; wie Ritter Götz es mit einer Anschauung gethan. Gewiß, wie tiefer und ernster er ergriffen und durchdrungen war, um so vollständiger muß bey seiner reichen Anschauungsgabe das Gleichgewicht zwischen dieser und der Tiefe seiner Erfahrung im eigenen Leben sich bilden. Vielleicht ist es gerade

die Bedingung des schönen Gleichstehens der beyden Arme in der Wage.

Es ist schon merkwürdig, daß wenn Göthe aus dem Dramatischen durch Werthers Leiden zum Roman übergeht, dieß kein Uebergang zum Epischen, sondern zum Lyrischen ist. Das Buch ist in Briefen geschrieben; aber sie bilden keinen Briefwechsel, der einen erweiterten Dialog darstellt, sondern sind das Vehikel lyrischer Ergüsse. Lyrisches ist aber so schöner, je weniger es Schattenbild oder Nachahmung einer Empfindung, je mehr es Ausdruck wirklicher Empfindung ist. Es scheint der Dichter nun auch die lyrische Richtung weiter verfolgt zu haben, und bey Gelegenheit einer Erklärung seiner Harzreise hat er uns anvertraut: »was von seinen Arbeiten durchaus und so auch von den kleineren Gedichten gilt, ist, daß sie alle, durch mehr oder minder bedeutende Gegenstände aufgeregt, im unmittelbaren Anschauen irgend eines Gegenstandes verfaßt worden, weßhalb sie sich nicht gleichen, darin jedoch übereinkommen, daß bey besondern äußern, oft gewöhnlichen Umständen, ein Allgemeines, Inneres, Höheres dem Dichter vorschwebte.«

Soll aber gerade dieß verfolgt werden, so zeichnen sich unter den für diesen Zweck merkwürdigen kleinern lyrischen Gedichten diejenigen aus, welche uns belehren, wie das, was dem Dichter zu nahe getreten war, ihm wieder leise entrückt wird, und in eine Entfernung tritt, welche es in einem neuen mildern Lichte zeigt. Wo Glut der Sonne gebrannt, hat sich zauberische Mondenhelle mit ihrem stillen blendenden Schimmer über die Erde ausgebreitet, und in ruhiger Erscheinung dem Dichter wiedergebracht, was nur zu oft des Menschen Seele besticht.

Das kleine Lied an den Mond:

Füllest wieder Busch und Thal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz —

scheint diese Entbindung des Gemüths anzukündigen, mit der ein neues Leben anheben soll. Es tönt nach und nach heller aus einer Kette anderer lyrischer Ergüsse wieder. Er vernimmt eine Stimme, die ihn in ein neues Gebiet rufen will, an eine frische Quelle, die seiner Seele Labung verspricht. Die erste, an deren Rande ihm die Freude des Dichters aufgegangen, war — merkwürdig genug — das menschliche Leben, die bürgerliche Ordnung gewesen. Grade das hatte auch Shakespeare erlebt. Geschichte und Vaterland begeisterten ihn zuerst, und bewundert man in des Britten Dramen den großartigen politischen Geist, so ge-

den Göthes Dramen Anlaß eine in gewisser Beziehung noch hellere politische Ansicht anzuerkennen. Jenes Genius war angefüllt mit klaren Bildern, wie die Leidenschaften sich bewegen und kontrastiren, die Gemüther sich verstricken, die heiligsten Bande sich zerreißen, wenn die politischen Interessen sich ihrer bemächtigen, oder wenn diese mit einander bekämpfenden Trieben in Verbindung gerathen. Er konnte, nachdem ihn das Leben ergriffen, zu diesen Anschauungen in andere Sphären und Darstellungen zurückkehren. Unser Dichter hatte den Gegenstand der Politik durchdrungen, das Wesen der Freyheit verstanden, und einen tiefen Blick in Sinn und Bedeutung aller bürgerlichen Gründungen gethan. Wenige, nur im Vorbeygehen angebrachte, aber sehr bestimmte Federzüge bekunden, wie er das Wesen der verschiedenen Stände, wie er die Handels-, Krieges-, Rechts- und andere Verhältnisse, wie er sogar deren Einwirkung auf den Zustand des Vaterlandes verstanden. Aber er hatte auch erkannt, daß Ersterben auf der einen und anarchische Unruhe auf der andern Seite sich vereinigen wollten, um entweder einen auf immer lähmenden Todesschlag oder eine erschütternde Krisis hervorzubringen. Hier war kein Leben mehr zu schöpfen, keine Möglichkeit sich wieder gesund zu trinken. Der Strom, welcher den Dichter verjüngend mit sich fortreißen sollte, mußte ihn mit dem Wesen, Regen und Sprießen des Daseyns erfüllen; er mußte aus einem fern dämmernden Gebirge unendlichen Geheimnisses hervorquillen. Die endlose Natur selbst war es, von welcher er erfaßt seyn wollte; und wenn in seinem Liede: an den Mond, ihm der erste milde Gruß derselben aus ihrer Erscheinung in einer stillen Mondnacht entgegengetreten war: so hat das Gedicht auf den See, nach einem langen Hüben und Hinüben, das in Liedern wie: erster Verlust, Nachgefühl an die Entseelte u. s. w. sich ausdrückt, ihn wieder zu dem kräftigen Ausruf gestärkt:

> Und frische Nahrung, neues Blut
> Saug' ich aus freyer Welt.
> Wie ist Natur so hold und gut
> Die mich am Busen hält. u. s. w.

Er verscheucht die das niedersinkende Auge wieder füllenden Träume mit den Worten:

> Weg du Traum, so hold du bist:
> Hier auch Lieb und Leben ist.

und vereinigt die beyden Welten in den Zeilen:

> Auf der Welle blinken
> Tausend schwebende Sterne,
> Weiche Nebel trinken
> Rings die thürmende Ferne:

Morgenduft umflügelt
Die beschattete Bucht,
Und im See bespiegelt
Sich die reifende Frucht.

Hier ist der Dichter auf dem Punkt ein neues Wesen zu umfassen, um sich das Leben zu erhalten. Ahnungsvoll hat es sich früher in manchem Liede angekündigt. Nun ist dem Wirklichen und der Erscheinung die Erfahrung von einem Dritten, dem Ersatz, hinzugekommen, ein Lebensereigniß, dem Wenige entgehen, vielleicht nur die, welche selbst in einem Wirklichen wurzelnd, in dessen nie alterndes Geheimniß hinabgezogen, die Welt der Erscheinungen als eine aus dieser eigenen Wurzel emporsteigende Blüte mit stets ungetrübter Freude genießen können.

Diese Glücklichen verlangen nicht, daß man sage, wie ihnen sey. Die Wirklichkeit und die Erscheinung sind ihnen nicht so getrennt, daß sie von der einen hinübertreten zur andern. Für sie ist die letztere der ersteren angehörig; sie tritt daraus hervor, aber sie streift nie deren Kraft von sich ab, verläßt niemals das ursprüngliche Wesen. Die Anderen dagegen, die, welche nun einen dreyfachen Ausweg vor sich sehen; erstens, entweder sich ganz der Erscheinung zu widmen und die Wirklichkeit wo nicht durchaus von sich abzuweisen, doch völlig unterzuordnen; oder zweytens ganz zur ersten Wirklichkeit zurück zu kehren; oder drittens abwechselnd von beyden zu leben und beyden zu opfern?

Der Dichter sah zu allen Zeiten klar, was sich darbot; hier unbedingte Rückkehr zum Wesen; dort unbedingte Heiligung und Verklärung der Erscheinung; dann Suchen des Ersatzes; endlich jenes abwechselnde Behaupten, bald des Gebietes der Erscheinung, bald des Gebietes der Wirklichkeit, wie dies letzte als Eigenthümlichkeit, gerade unsers Günstlings der Musen entwickelt worden. Er hat sich ihrem Dienst nicht ausschließlich zum Priester geweiht, er hat zugleich dem Wirklichen Andacht gezollt; seine Reinheit und Stärke aber war, daß er beyde nie verwechselte, daß er jedesmal wußte wem er angehörte, und daß er jedesmal ganz angehörte dem, welchem er sich zugewendet.

Gerade aus dieser Kenntniß entsprang nähere Bekanntschaft mit dem, was Wechsel und was Ersatz der menschlichen Seele ist. Wenn die Poesie diese Kenntniß benutzt, ein erschütterndes, oder ein durch seine Vollendung hinreißendes Gemälde jener Erscheinungen im Leben zu liefern; so ist dagegen nichts zu sagen: es ist recht schön. Dagegen wenn beydes sich seinem Ursprung, seinen Folgen und allen seinen Bedingungen nach einer dichterischen Seele bis zu einer fast erschöpfenden Vollkommenheit offenbart,

und sie nun uns das gefundene Geheimniß durch ihren Gesang enthüllen will; so wird dieß die schönste Heiligung der Poesie.

Göthe's Dichterwerke aber — denn die Beschäftigung mit dem Wirklichen in jenen wissenschaftlichen Bemühungen, unter welchen die um die Natur hervorragen, ist absichtlich aus der Betrachtung seiner poetischen Eigenthümlichkeit hiesigen Ortes ausgeschlossen worden — sondern sich in zwey Massen, deren jede sich anders charakterisirt. Der eine Kreis derselben umspannt die Früchte desjenigen Dichtens, welches den in der Erscheinung wahrgenommenen, im eigenen Innern erfahrnen Widerspruch zu poetischen Gebilden verwandelt. Nicht umflutet das spiegelnde Element der Dichtung, dem wogenden Wasser gleich, hier die Eilande des Wirklichen. Weder der Kampf der anschlagenden Wellen mit den widerstehenden Gestaden, noch das Gesammtbild einer Gruppirung, welche die Entgegenwirkungen vom Festen und Flüssigen hervorbringen, wird uns dargeboten in dem Cyklus, welcher sich den beyden ersten Dramen, dem Götz von Berlichingen und dem Egmont anschließt. Entschiedener und ausschließlicher wie vorher wird freylich die wahrgenommene Zwiefaltigkeit alles Wesens auch Inhalt der meisten dieser Gesänge. Aber er zeigt sich uns im Spiegel der Poesie, und so finden wir ihn in Claudine von Villa Bella, Lila, Clavigo, Stella, den Geschwistern, in der Achilleis, dem Fragmente Elpenor, Iphigenie, kurz allen Kompositionen, die der Dichter Stimmungen, Anschauungen und vorübergehenden Lebensereignissen zu verdanken hat. Diese sind nur Ausflüsse des Urphänomens, auf dem seine menschliche und dichterische Individualität beruht. Was unmittelbar zu diesem letztern gehört, das behandelt er anders, aber höchst sinnig. Nicht wie Spiegel und Wirkliches verhält in diesem Kreise sich Dichtung und Wahrheit, sondern wie ein verschieden modificirtes Wirkliches, etwa wie Wasser und Land. Die mannigfachen Darstellungen des Wirklichen, die das Leben darbietet, erscheinen einzelnen Eilanden gleich, auf welche das Wasser eindrängt, mit denen sie zum Kampfe berufen zu seyn scheinen. Kurz die dichterische Richtung und die wirkliche enthalten nicht die eine in der andern, sondern gleichen einem sinnvoll und harmonisch geflochtenen Kranze, den wir für ein Werk der Kunst wohl erkennen müssen, in dem aber die Blumen der Poesie und die Blätter des Wirklichen durcheinander geflochten sind. So ist der Kreis, in welchem der zwiefache Faust und der zwiefache Wilhelm Meister mit den Wahlverwandtschaften dastehen, und dem sich Tasso, Pan-

dora und manches kleinere Gedicht anschließen läßt. Wollte man einen dritten Kreis suchen, der, als jene beyden verbindend, in ihrer Mitte stände; so böten sich vielleicht die Künstlerdramen dar. Doch würde keiner diesen Platz vollständiger und mit mehrerem Rechte behaupten dürfen, wie das Drama Nausicaa, wenn es zu Stande gekommen wäre. Alles dieß aber kümmert uns nicht mehr; der Kreis ist beschrieben, auf welchen sich diese Abhandlung zurückgezogen hat: nämlich der doppelte Faust, der doppelte Wilhelm Meister und die Wahlverwandtschaften.

Nämlich der Dichter schwankt zwischen dem wirklichem Wiedergewinn durch die Rückkehr und dem scheinbaren Wiedergewinn durch den Ersatz. Damit gelangt er zu einer richtigen Kunde vom Wesen des Abfalls und der Gnade, so wie vom Wesen des sogenannten Weiterstrebens nach Vervollkommnung. Die erstere legt er im Faust, die letztere im Wilhelm Meister nieder.

Die Sage vom Doktor Faust sollte, wie sie entstanden, zwar nicht die Eigenschaft des Ersatzes enthüllen; aber es liegt sehr nahe, von derselben aus auf diese Einsicht zu gelangen, und diese Einsicht war höchst nöthig, der verderbliche Irrwahn der Dichter und mancher Andern über die Versöhnung mußte vernichtet werden. Bald in der Zukunft wollte man sie finden, bald in der verächtlichen Gleichgültigkeit, die sich mit dem Ersatz abspeisen läßt. Beyde sind weiter von einander verschieden wie Himmel und Erde. Versöhnung ist Rückkehr, Ersatz ist spottende Entfernung von der Rückkehr und Hohn der Versöhnung. Opfer, Sühne, Strafe, Gebet und Wiederergänzung sind zusammenhängende Begriffe, sämmtlich Reinigungen bedeutend, welche die Trennung aufheben sollen; Expiationen, Medien, um zur gelöseten Ganzheit und Abhängigkeit zurückzuführen. Wer ihre Darbietungen durch den Ersatz oder eine vom Wesen abführende Vervollkommnung sucht, der ist im Irrthum. Er erstrebt durch fortgesetzte Abtrünnigkeit das, was ihm nur werden kann, wenn er gerichtet seyn will, oder auf Vergebung und Versöhnung hofft.

Göthe hat durch seinen Faust den Gedanken ausgesprochen, daß der Mensch wieder erlöset und in die ursprüngliche Reinheit der Seligen aufgenommen werde; aber, ob es durch Gnade, durch Reue, oder durch das Gericht geschieht, über diese Frage scheint er geschwankt zu haben. Daher wohl die zwiefache Exhibition des Thema in dem Fragment, und in der Tragödie Faust. Dennoch ist sie vielleicht wohl noch aus etwas anderm herzuleiten.

Im Fragmente Faust ist, wie es zur Zeit des vorwaltenden Atheismus auch wirklich der Fall war, eine doppelte Menschheit dargestellt, die eine bloß an die Natur ohne Kirche, die andere an die Kirche gewiesen. Faust tritt auf ohne den Besitz der Kirche, nur an Naturerscheinung und Forschung gewiesen. Nur um ihrer Dürre zu entgehen, verkauft er sich. Er ist dadurch gewissermaßen unschuldiger, weil er einem Natursohne gleicht. Ihm steht in der Person Gretchens eine Menschheit gegen über, die der Kirche angehört. Diese verführt er. Aber die Macht der Kirche ist zu gewaltig. Gretchen wird gerichtet und dadurch gerettet. Der vereinsamte Faust versucht zur Natur zurück zu kehren; und zeigt sich hier auch eine Möglichkeit der Sühne, so bleibt sie doch ungewiß, und kein Mittel derselben bietet sich dar. Nicht mit Verzweiflung schließt das Fragment, sondern mit einem unentschiedenen Schwanken zwischen Hoffnung und Zweifel.

Anders die Tragödie Faust. Hier findet Faust nicht bloß die Natur, er findet auch die Kirche vor, und er ist von Anfang an schuldiger; es sey nun, daß er der Kirche nie hat angehören wollen, es sey nun, daß er von ihr abgefallen. Deßhalb wird auch das Ganze tragischer, namentlich für Faust selbst das Ende zerreißender. In dem Fragmente hat ihn der Wahn von der falschen Freyheit des Willens noch nicht vergiftet, wie hier in der Tragödie. Jene Irrlehre aber verstrickt ihn — gerade wie es die Geschichte innerhalb und außerhalb der Kirche bestätigt — in Zauberey, und führt ihn zum heillosen Versuch, Gretchen zum Trotz, zum Kindermord und zur Verfluchung derer, von denen ihr zeitliches Daseyn stammt, im Schmähen auf die Aeltern, also zu den größten Sünden zu verführen. Im Fragmente Faust wird Gretchen, weil sie von der Kirche noch nicht abgefallen war, von dieser gerichtet, und so gerettet. In der Tragödie Faust erwacht ihr das Gefühl der Reue durch die Kirche, aber Faust erstickt und reißt sie durch Zauberey davon los, um die Irrlehre von jenem falschen freyen Willen zu benutzen, sie zu seiner Dienerin zu machen. Er ruft ihr zu: Du kannst! So wolle nur! und wie sie von dem Vorgefühl der ewigen Qualen ergriffen wird, sagt er ihr: Du sollst leben! Sie jedoch antwortet, sie habe sich dem Gericht Gottes übergeben, fleht den Vater und die Engel an, reißt sich vom Faust los, wird nun gerichtet, und sendet ihm noch einen Ruf nach, gleich als solle das ihm den Weg andeuten, den er zur Erlösung zu wandeln habe, nämlich auch sich richten zu lassen.

So schließt die Tragödie Faust. War die Darstellung der

Sage auf zwiefache Art aus einer Unentschiedenheit des Dichters über den Glauben hergeleitet worden; so ist es eben so wahrscheinlich, und verdient in jeder Weise anerkannt zu werden, daß der Dichter in seinem poetischen Schaffen stets seiner Zeit gedachte. Er stimmte, um als Sänger den Zeitgenossen jedes Mal etwas zu seyn, nach der herrschenden Tonweise auch sein Saitenspiel enharmonisch oder diatonisch, und fiel mit dessen überwiegender Kraft ein in den Chorgesang, wenn er sich zu verwirren drohte. Als er das Fragment Faust dichtete, war Religion eine Dissonanz in den Ohren der Zeit. Schon das Wort vom Munde des Sängers gebraucht, hätte genügt die Hörer zu verscheuchen. Dagegen war es, als er die Tragödie Faust schrieb, schon wieder vernommen worden. Wenn er nun befreundete Saiten anstimmte, Töne hören ließ, die verstanden wurden; so war er es, der mit der begründeten Sicherheit seines Wesens dem Chor zeigte, was die Worte bedeuteten, in deren Ausrufung letzterer sich übernahm.

Zauberwesen und Phantasmagorie hatte die Tragödie Faust nur durchschritten. Im Vorspiel auf dem Theater, in den Geisterchören — »Geistiger Schöne himmlische Sühne, fliegend den hellen Inseln entgegen, die sich auf Wellen gaukelnd bewegen, wo wir in Chören Jauchzende hören, über den Auen Tanzende spüren, die sich im Freyen alle zerstreuen;« kurz wo alles in ein leeres Spiel zusammenfließt — in den Hexenscenen, in dem Wesen auf dem Brocken, und in dem Intermezzo, Walpurgisnacht, oder Oberons und Titanias goldene Hochzeit, war es geschehen. Allein was dadurch leise angedeutet oder theilweise allegorisirt worden, hat seine gründlichere Würdigung in Wilhelm Meisters Lehrjahren gefunden, welcher sich mit dem eiteln Blendwerk der Bildung und Vervollkommnung in allen Richtungen der Zeit beschäftigt.

Hier treffen wir überall die Ironie an, jene Tochter des Ersatzes, die ihm beständig zur Seite gehet, wie der Venus mit dem Apfel der schelmische Eros Astragalizon mit den Knöcheln, verführerisch lächelnd, weil er das Geheimniß besitzt, stets zu täuschen und alles durch Täuschung zu besiegen. Hier erkennen wir die Leerheit einer in nichtigem Schematismus bestehenden Entwicklung, welcher kräftige Fülle, unverdorbene Reinheit und Abhängigkeit von der Wurzel alles Wesens abgeht.

Harmonisches und Lebendiges bringt die Natur so lange hervor, als ihr Gebilde in einer gewissen Unmittelbarkeit aus der bedingenden Kraft alles Wesens hervortritt, und sich ihrer formenden Nothwendigkeit in der Umringung und Umgränzung mit andern Gebilden unterwirft. Will aber etwas sich von diesen Banden ablösen, und als ein willkürliches Gebilde daraus hervortreten,

so stellt es sich uns als eine jener Afterorganisationen dar, die von einer Seite die Natur noch nachahmend doch in anderer Weise ganz von ihr abweichen, weil sie Spiel des Zufalls sind. Keinem Einfluß zu widerstehen fähig, lassen sie sich hin und her richten. Nicht von einem Punkt, nicht von da, wo sie entstanden, von allen möglichen aus, ist ihr Wesen in seiner Gestaltung und Bildung fremden Einflüssen unterworfen. Ihnen aber sind viele Figuren und Handlungsweisen in Wilhelm Meisters Lehrjahren ähnlich. Sie fühlen wohl, daß es bedenklich mit ihnen aussieht, haben guten Willen, sich die besten Gesetze als Normen für ihre Bildung anzueignen; aber sie wollen sich solche nur durchaus unter sich gegenseitig geben, und nicht von anders woher in Empfang nehmen. Nun richten sie sich unablässig gegen einander, helfen sich, spiegeln sich; aber die Sache wird immer bunter und verworrner. Eine wahre babylonische Sprachverwirrung, und ein Lehrbrief — wenig vom Lehrbegriff unterschieden — wird dem durch das lange Hin- und Herbilden endlich losgesprochenen und für frey erklärten Lehrling mitgegeben, um fleißig darin lesen und nachsehen zu können, wornach er sich zu achten habe.

Zwey Gruppen von Figuren mit ihren Gefühls-, Denk- und Handlungsweisen stehen da auf dem Teppich der Lehrjahre Wilhelm Meisters. Schon im Wesen der beyden Väter, dem alten Meister und dem alten Werner, spricht deren Verschiedenheit uns an. Jener ist Kunstfreund, dieser auf das Leben, selbst mit Abneigung gegen alles Repräsentative, gehender Geschäftsmann. Der Lehrling, zwischen beyde gestellt, hat in der Jugend bereits in gewisser Unbefangenheit nach der verbotenen Frucht der Gaukeley gegriffen, und das Leben nur in dem Zauberspiegel der Darstellung gesehen. Aber durch eine junge Schauspielerin die Fähigkeit zur echten Liebe und Reinheit des Herzens in ihrem beide untergrabenden Stande noch erhalten, muß ihm nun aus dem Zauberspiegel der Erscheinung die Gewalt des Lebens entgegen treten. Er glaubt nur halb, und der falsche Schein legt sich über die Wahrheit. Er zeugt gegen die Treue des Mädchens. Seinem Herzen ist sie gewiß, doch jedes Sonstige versichert ihn vom Gegentheil, wie es dem Menschen dann geht, wenn er den Glauben mit etwas anderem vertauscht hat. Wilhelm hatte sich schon Vater geglaubt, aber den herben Zweifeln darüber, ob dieß kein Wahn gewesen, gesellt sich eine widerwärtige Darstellung des Verhältnisses, in welchem seine Geliebte sich befinden muß. Diese gerade zieht ihn hinein in diejenige Welt, welche früher durch das Puppenspiel seine Jugend befangen. In neuer Gestalt verfolgt ihn hier die ursprüngliche Doppelheit, mit der sein Leben ange-

fangen. In einer umherziehenden Seiltänzerbande sieht er echtes Leben, Reinheit der Seele, Kraft der Treue auf dem Wege unterdrückt zu werden durch das Uebergewicht falscher Gültigkeiten. Eben dort ein alter Harfenspieler, den es dem Wahnsinne nahe bringt, daß alles in Gaukeley verwandelt, und diese als das Echte angebetet werden soll, dessen unstillbares Verlangen recht einsam, ganz einsam zu seyn, und von der furchtbaren Doppelheit zwischen Leben und Gesang erlöset zu werden, sich nie erfüllt. Sie zum Theil sind es, die ihm das ekelhafte Theaterwesen in seiner wahren Gestalt wieder zeigen und verleiden. Reizender wie dieses ist, hatte er schon früher gewußt, sich Bilder aus der Wirklichkeit durch seine Phantasie zu verschönen. Von diesen läßt er sich abermals ziehen. Sie zeigen bald Huld, bald Klarheit, bald Festigkeit, bald Verstand, bald Geist der Ordnung, bald Fähigkeit das Leben zu behandeln, bald schöne Gemüthlichkeit, bald Tiefe des Sinnes und des Gefühls. Aber auch dieß ist nur da, bald als leeres Komödienspiel, bald als Streben mit halbem Ernst und halber Wahrheit, bald als Nachahmung und Erinnerung aus einem volleren Daseyn. Auch dieß ist, es mag an sich recht gut seyn, nicht das, was frommt, und so genügt es nicht. Der Harfner wird uns durch sein trauriges Schicksal entrückt, Mignons Exequien sehen wir gefeyert, und was Wilhelm nach allem Bilden und Streben übrig bleibt, ist ein todter Lehrbrief.

Wer wird die Zeit, wer das Daseyn verkennen, dem dieses Epos entspricht! Aber schon während jenes Wesen, worauf es Bezug hatte, die Oberhand behauptete, bemächtigte sich das Verlangen die Scheinwelt zu verjagen der Zeit. Einige wollten das Wirkliche wieder gewinnen. Der Versuch ward gemacht durch die Philosophien des reinen Idealismus und des transcendentalen Idealismus; welcher letztere mehr wie durch den Urheber, durch seine Schüler, in sonderbare Naturphilosophie auslief. In der Kürze sind beyde als die ersten Aeußerungen wieder erwachender Religiösität in der Philosophie zu charakterisiren. Beydes sind große Erscheinungen. Das Vollkommene konnte noch nicht an den Tag treten, das erlaubte die Zeit nicht. Sie waren die ersten Richtungen zu demselben, und hoffentlich wird nie verkannt werden, was ihnen in dieser Beziehung zu verdanken ist. Denn eben so sehr suchten beyde eine feste unerschütterliche Welt dem beweglichen Spiele der Vorstellungen gegenüber, wie sie ahnten, daß es eine primitive seyn müsse. Die höchste bis an die Gränze des Realen dringende Begeisterung für das Ahnen eines primitiven Wesens steigerte den Idealismus zur Behauptung, er

besitze das Geahnte wirklich. Niemand wird verkennen, wie sehr sich dieß von kritischer Skepsis unterscheidet; niemand verkennen, daß dieser Philosophie die Erfüllung ihrer Ahnung dermaleinst werden, das, wofür sie begeistert war, Realität gewinnen, und dann sie völlig sich umkehren mußte. Von demselben Primitiven behauptete nun die Transcendentalphilosophie, im Universum selbst müsse dessen Geist schon vor der menschlichen Anschauung vorhanden seyn, und von ihm zehre das einzelne Individuum.

Es ist bekannt, wie der Mißverstand der meisten Schüler beyde Ideen entstellte. Die Anhänger der einen wollten eine neue Welt nach Idealen schaffen, ein Gebäude erbauen, zu dem nur Ideen statt aller Baumaterialien verwendet werden sollten. Die Anhänger der andern ersannen sich einen Schematismus, und behaupteten, die Welt sey wirklich also, und nach diesem beschränkten Formalismus, den sie erschwungen hatten, von Gott geschaffen und eingerichtet worden.

Göthe nahm auch diese beyden Regungen in seinen Busen auf, um sich deren eigentliche Natur und deren wahres Wesen klar zu machen, und um sich zu beantworten, wohin der Unfug der mißverstehenden Menge führen müßte. Er fand die nachbetenden Idealphilosophen mit den Konstruenten der Naturverhältnisse und mit den falschen Anbetern der Naturkräfte, wenn sie, wie es im Mißbrauch des Magnetismus der Fall war, in Zauberey hinab zu sinken drohten, gleich sehr vom Wege des Wahren entfernt. Schon im Titel des Romans, Wahlverwandtschaften, enthüllt er das Bodenlose der Mischung von Wahrheit und Falschheit. Wer wird läugnen, daß Natur und Philosophie Gegensätze sind? Nun ist freylich in einer gewissen Region es möglich, alle Gegensätze aufzulösen. Aber theils muß diese Region wirklich betreten seyn, theils darf Vermischung nicht die Stelle der Auflösung einnehmen. Das Wort Wahlverwandtschaft leistet alles, worauf es ankömmt. Verwandtschaft ist allezeit ein Gegebenes. Wahl ist der Gegensatz des Gegebenen. Aber wenn das Individuum das ihm höhern Orts Gegebene, wie es in der Natur Wirklichkeit geworden, seinem wahren Wesen nach verkäßt, um zum abgeschwächten Besitz im Bewußtseyn zu gelangen, dann entsinkt ihm das Wirkliche und es sieht nur die eigene, das Abbild davon zu Stande bringende Thätigkeit. Diese gibt ihm die Täuschung bald des freyen Selbstschaffens, bald oder wenigstens die der freyen Wahl in Absicht des Gegenstandes, dessen Abbildung es vollbringt. So glaubt der Einzelne geschaffen oder gewählt zu haben, was ihm gegeben worden. So täuscht er sich. Aber alle Täuschung ist Verunstaltung eines Wirklichen. Verunstaltungen sind indessen keine Vernichtungen. Das Wirkliche geht nur sub-

jektiv verloren, nämlich dem getäuschten Individuum, keinesweges real, mit Verlust seiner inwohnenden Beschaffenheit. In so fern enthält jede Täuschung und jeder Irrthum das Wahre und Wirkliche noch latent in sich, weil es keiner subjektiven Vernichtung unterworfen ist. Auch dieß anzugeben bewährt sich das Wort Wahlverwandtschaft. Die Manifestation des Gegebenen kann eben so gut als Freyheit der Wahl erscheinen, wie die Manifestation der Gnade aus Täuschung für Freyheit des Willens genommen werden.

Der Göthische Roman stellt nun alle Gräuel, die aus der mißverstandenen Mischung jener beyden Philosophien entstehen müssen, und die gleißende Selbstgefälligkeit des Geschlechts dar, welches hierdurch sich an den Rand der Barbarey stellend, im Selbstgefühl sich spiegelt, daß es zur Blüte der Tugend, der Bildung, der Kunst und des Adels der Gefühle, Gesinnungen und Handlungen mit höchster Freyheit des Willens gediehen sey. Zugleich sehen wir, wie durch Mißverstand die schöne Seite derjenigen Philosophie erstickt wird, die sich zum Myster neigend, den Geist des Primitiven wieder im Universum selbst suchen mußte. Denn Denker und Physiker meinten Wunder, was sie gethan hätten, wenn sie das Universum wie einen Teig bald zu diesem bald zu jenem Bilde kneteten, und gedachten, nun müsse ihm wohl eine Seele einwohnen, weil sie eine solche ihm eingeknetet hatten. So stirbt denn auch das zarte Seelchen in Ottilien ab, und Eduard, der es liebt und sich erhalten will, muß nachfolgen. Die Bewußten, in ihrem Bewußtseyn höchst gewissen Personen aber, wie Charlotte und der Hauptmann, die schonungslos alles nach ihren Einsichten ändern und umändern wollen, erkennen, was sie getödtet haben.

Dieß ist nichts mehr denn allgemeiner Abriß der Wahlverwandtschaften. Das Buch ist von einem, auch die kleinsten Details durchdringenden Tiefsinn, daß man es durch und durch von ihm beseelt nennen möchte, und merkwürdig ist, daß, gerade wie die in selbstgefälliger Täuschung aufgegangene Zeit nie wußte, was sie that, der Leser gewiß sehr oft nicht weiß, was er lieset, also auch nicht, was er lobt und was er tadelt. So wäre es eines ausführlichen Kommentars fähig, der auch wirklich erforderlich ist, wenn es völlig verständlich gemacht werden soll.

Von Wilhelm Meister unterscheidet es sich dadurch, daß es sein Thema mehr in das Element der Erscheinung, also der Poesie zieht, wie jener Roman es thut. Wir sehen in die beyden Antithesen, mit denen es sich beschäftigt, durch das Glas einer rein dichterischen Darstellung hinein; sie stehen beyde selbst im

Spiegel. Im Meister verwandelt sich das eine und dasselbe Wesen bald zum Spiegel, oder zur Erscheinung im Spiegel, bald zur Erscheinung im Wirklichen. Eben dieß geschieht auch wieder in dem neuen Roman, Wilhelm Meisters Wanderjahre, jedoch so, daß das Wirkliche hier überwiegender hervortritt.

Dieß muß aber auch der Fall seyn, und wer den Grund davon eingesehen hat, dem wird sich zum Theil der Sinn des räthselhaft entgegen tretenden Buches zum großen Theil enthüllt haben. Wir besitzen bis itzt nur den ersten Theil desselben. Daher kann das, was hier über diesen Roman gesagt wird, auch nur als Einleitung betrachtet werden, die das Verstehen befördern soll.

Hat der Dichter nun, wie früher angeführt worden, uns etwas anvertraut, was von seinen größeren wie von seinen kleineren Kompositionen, namentlich von seinen lyrischen Gedichten gilt; so müssen wir beym Lesen, und beym Versuch zu verstehen, auch danach verfahren. Ein Allgemeines, Inneres und Höheres hat dem Dichter bey besondern äußern, oft gewöhnlichen Umständen vorgeschwebt. Schon mehrmals hat sich gezeigt, daß wenn Göthe zu neuen größern Konzeptionen und Kompositionen übergegangen ist, er die Anregungen dazu in einzelnen kleinen lyrischen Gedichten ausgesprochen hat. Auch diesmal scheint es durch die geschehen zu seyn, welche sich im ersten Heft des dritten Bandes der Schrift, Kunst und Alterthum, abgedruckt befinden. Dort lesen wir die schöne Romanze, in welcher die Enkel, während Vater und Mutter sich unruhig umher treiben, wieder es mit dem Großvater halten, ihn in die stille dunkle Halle rufen, und sich von den alten Zeiten erzählen lassen, indem sie neugierig nach dem geheim verschlossenen Kästchen blicken, welches er unterm Mantel trägt. Andere kleine Gedichte aber daselbst sagen uns in einer Charakteristik der Monate, wie sichern und regelmäßigen Ganges sich das vorschreitend entwickelt, was aus wirklichen Keimen ins Leben schießt. Ferner hören wir die herrliche Fruchtbarkeit preisen, die Segen verbreitet, sobald sich nur erst zwey auf der Wanderung nach dem wirklichen Leben begegnet haben. Hält man nun die schöne Ballade mit Wilhelm Meisters Fortsetzung zusammen, so kann der in jener erwähnte Großvater wohl an Werners und Wilhelm Meisters Vater eben so gut erinnern, wie die in der Ballade nicht sichtbar werdenden, weder Vater noch Kinder bedenkenden Aeltern an Wilhelm Meister, und die sich an den Großvater haltenden Enkel an Felix, das glückliche Kind der unglücklichen Mariane, welches wir in den Lehrjahren den Vater umgeben sehen, ohne daß dieser es sonderlich beachtete.

Wilhelm Meister, ausgestattet mit seinem Lehrbrief, hat für diesen Besitz allem Andern, ja dem Leben selbst entsagen müssen, und soll dies Leben auch nicht wieder gewinnen. Darum darf er sich nicht über drey Tage an einem und demselben Orte aufhalten, damit er ja nirgend Wurzel fasse. Wie der ewige Jude ist er verurtheilt umher zu wandern. Aber zu bemerken und aufzuschreiben wird er nicht müde. Was er sieht und mitleben könnte, dafür besitzt er das Papier. Was er in der Stille durchempfinden konnte, dafür hat er das Papier, auf daß sogleich, wie es sich anmeldet, es niedergeschrieben und Natalien gesendet werde. Um nun auf dieser ewigen Wanderschaft sich nicht so sehr zu verirren, daß er weder wisse, wo die Himmelsgegenden liegen, noch welchen Grund und Boden er tritt, noch wo die sich befinden, mit denen er sonst gelebt und empfunden, kurz, um nur nicht ganz isolirt zu seyn, um doch noch so weit mit der Welt zusammen zu hängen, daß er sich, wenn sie ihm dereinst wieder gegeben werden sollte, doch abermals darauf zurecht finden könne, ist die Vorrichtung mit den kleinen Ausschnittchen aus der Landkarte getroffen. Er ist mit Felix bis auf die Berghöhe gelangt, und hat das Gränzhaus wirklich erreicht. Nun muß er natürlich umkehren. Es geschieht; der Weg geht um die Bergecke hinum und wieder in die Tiefe nieder. Felix macht sogleich einige Entdeckungen im Gebirge, aber es ist Katzengold, nicht bloß täuschend, fast so falsch wie die Katzen, was er aufrafft. Der Vater bleibt noch oben; Felix, einem Paare munterer Knaben folgend, geht ihm voran einem erfreulichern Anblick entgegen, während Wilhelm es mit Jarno zu thun bekömmt, der wieder die Sicherheit und Abgeschlossenheit in seiner Gewißheit selbst, der wieder à la hauteur ist, sich Montanus genannt hat, und, weil er sich oben auf den Bergen befindet, glaubt, er werde in das Innere aller Dinge nächstens eingedrungen seyn. Wilhelm wird aber in seiner Nähe wieder unheimlich zu Muthe, wie es bey der ersten Begegnung mit ihm der Fall gewesen. Auch erlebt Jarno bey der ersten Zusammenkunft eine nicht ganz angenehme Beschämung. Ein junger Neuling, ein Bübchen, hat, feiner wie er selbst, ihm die Kunstgriffe abgesehen, und eine Entdeckung gemacht, welche Jarno in Erstaunen setzt. Aber eben so gut ist er angeführt worden, wie Felix vorher mit dem Katzengolde. Unten in der Tiefe jedoch, in den halb verfallenen Mauern eines aufgehobenen Klosters thut sich ein erfreulicherer Anblick auf. In reiner Unschuld, stiller Bewußtlosigkeit und treuer Anhänglichkeit hat dort ein Schaffner so viel er vermocht von dem alten Klostergebäude erhalten, es für sein Leben und Bedürfniß eingerichtet,

auch, weil es sein Beruf nicht war, Klosterleben und Gottesdienst wieder herzustellen, wenigstens sein Geschäft nach dem alten Vorbilde fortgeführt, und es mehr erhalten, wie versucht es zu zerstören. Hier wird uns in einer anmuthigen Begebenheit ein Beyspiel erzählt, wie schon einmal die umhergestreuten Fragmente eines Ganzen sich nach und nach wieder aufgefunden, und zu dem vorigen Bilde zusammen gefügt haben.

Aus der stillen Abgeschiedenheit geht es wieder in die Welt, zu Anstalten, die großen Lebens- und Bildungszwecken bestimmt scheinen. Sie lassen wichtige Entdeckungen, befriedigende Wahrnehmungen vermuthen. Der lose Fitz, welcher meint, er werde weiter gelangen und dem gewissenhaften Schritte der sichern Gründlichkeit und Zeit voraneilen, wenn er Nebenwege geht, bleibt seinem unartigen Gebrauch wieder treu. Er behauptet, es müsse einen Weg durch die Tiefe unmittelbar hinein in den umschloßnen Platz geben. Er findet auch solchen; aber er ist zufällig entstanden, von Gewissenlosen benutzt, und mit einer Falle versehen worden, welche dies Mal jenen Knaben Fitz fängt. Er macht sich los, indem er das eingeklemmte Jäckchen daran gibt, in welchem sich ein späterhin entdeckter Schlüssel befindet, von dem man weder weiß, welchem Schloß er angehört, noch wie Fitz zu dessen Besitz gelangt. Inmittelst aber ist Felix durch einen andern Zufall zur Entdeckung eines wunderbaren geheimnißvollen Kästchens gelangt, zu welchem der Schlüssel fehlt, und auf welches die Neugier nicht wenig gespannt ist. Der vorliegende erste Theil schließt, nachdem er sich durch mehrere Episoden gewunden, mit der glücklichen Nachricht, der Schlüssel sey wieder gefunden.

Diesem Umriß nach stellt sich der neue Roman als ein Bericht von der Art und Weise dar, wie das aus dem Ganzen und Wirklichen losgerissene Einzelwesen zu jenem zurückkehren muß und zurückkehrt. Dazu werden denn die Ausschnitte aus der Karte benutzt, die zuerst nach dem Geburtslande der Mignon die Richtung angeben, hier und dort hin ziehen, auch dieß und jenes veranlassen. Aber immer noch ist das Wahre mit dem Falschen sehr gemischt, und nicht wenig obenauf liegt des letztern.

Diese Andeutungen genügen dem hier lediglich zu verfolgenden Zweck, einen Blick in die Absicht des Dichters zu öffnen, der den dagegen sich bildenden Tadel verschwinden macht. Dieser Tadel greift die Willkür der Zusammensetzung, die Formlosigkeit und die vernachläßigten Verbindungen an. Gerade dieß aber geht aus der Sache hervor. Denn es soll zuvörderst in einer zusammenhangslos gewordenen Masse von Einzelnheiten, keinesweges durch dichterische oder künstlerische Ergreifung der Einheit ein Zu-

sammenhang gesucht werden, sondern mehr durch einen Zufall, der das Gegebene auch im Zufall darstellt, derselbe sich wieder herstellen. Demnächst soll das Ereigniß sich so wenig wie möglich im dichterischen Wege zu Stande bringen. Daher Entfernung alles poetischen Motivirens und Vermeidung alles dessen, wodurch das Ganze in einen Guß gebildet sich darstellen könnte. Es sollen disjecti membra poetae uns dargeboten werden, damit wir selbst die Zusammensetzung vollbringen. Wir sollen Wirkliches und Fingirtes unterscheiden, und das letztere lediglich in den Verbindungen und Verknüpfungen finden, denen gerade deßhalb ein Gepräge aufgedrückt werden mußte, welches sie dem andern gegenüber als Fiktionen zur Verknüpfung zu bezeichnen hatte, fast wie das Verbindungsmittel der Novellen des Boccaz.

Erscheint nun nach dieser Darstellung die Gesammtheit Göthischer Werke als ein großes, innerlich zusammenhängendes und durch alle Theile sich gegenseitig ergänzendes Gedicht, so wäre dieß, recht schön, wenn dem Darsteller nur nicht der Vorwurf des Hineintragens gemacht werden möchte. Allein dieser, sogar wenn er vom Dichter selbst ausgehen sollte, kann nicht ganz treffen. Der Dichter mag sagen, er habe an manches ihm Unterlegte nicht gedacht, er mag sogar entgegengesetzte Intentionen angeben. Jenes würde nur die Echtheit seiner Poesie um so mehr beweisen. In jedem echten Gedichte liegt mehr als der Dichter Anfangs weiß, und er kann späterhin daraus selbst wieder lernen. Auf das Letztere aber wäre zu antworten, daß jedes wirkliche und erscheinende Wesen ein mehrfaches, und jede Auffassung eine beschränkte sey. Gerade deßhalb heben sich mehrere selbst widersprechende Auffassungen nicht nothwendig wieder auf. Im Auge kann der Eine nur Haut, der Andere nur Focus erblicken; und beyde können Recht haben. Thoren sind alle Physiker, die wähnen, sie werden hier je zu der Wahrheit gelangen, die sie suchen. Diese ist nur in dem Einen, von dem alles ist; sie entdecken höchstens Eigenschaften.

Endlich findet sich noch zu bemerken, daß diese Darlegung, wie Göthe aufgefaßt werden müsse, nur ein Anfang ist für gründlichere Bemühungen, welche wir Andern überlassen.

Wilhelm von Schütz.

Art. III. 1. Les Martyrs de la Foi pendant la Révolution françoise, par l'Abbé *Aimé Guillon*. Tom. I—IV. *Paris*, chez *Mathiot*, 1821.

2. Les Confesseurs de la Foi etc. par l'Abbé *Carron*, Tom. I—IV. *Paris*, chez *Adrien Le Cleve*. 1820.

3. Les Héros chrétiens etc. par Mr. l'Abbé *Dubois*. I Tom. in 12.

4. Die christlichen Helden in der französischen Staatsumwälzung. Aus dem Französischen übersetzt und mit Zusätzen vermehrt, von Andreas Räß und Nikolaus Weis, Professoren am bischöflichen Seminarium zu Mainz. Mainz, 1820, bey Joh. Wirth. Groß 8. *)

1. Es war voraus zu sehen, daß bey wiederkehrender Vernunft, Gerechtigkeit und Gewissenhaftigkeit die Leidensgeschichte der französischen Geistlichkeit eines der wichtigsten Aktenstücke aus dem Archive der französischen Revolution bleiben würde, ein Aktenstück, das, gleich den Martyrologien alter Zeit, die blutdürstigen Menschenbeglücker, die Götzendiener der Vernunft, die Frevler am Heiligsten bey der Nachwelt anklagen wird, und davor selbst diejenigen erröthen müssen, deren Hände rein geblieben sind in der allgemeinen Befleckung; denn gehörten sie nicht zu unserm Geschlechte, nannten sie sich nicht Aufgeklärte, Philosophen, Vertheidiger der Menschenrechte, welche das Recht Gottes und seiner Diener mit Füßen getreten, und wie Wahnsinnige gegen die Stadt Gottes gewüthet haben?

»Der Religion und den würdigen Dienern derselben errichtet »jener gewiß ein schönes Denkmal, welcher, wo nicht alle, doch »die meisten Züge der gränzenlosen Hingabe an Gott und der un»erschütterlichen Standhaftigkeit im katholischen Glauben, worin »die Priester Frankreichs der ganzen christlichen Welt das er»habenste Beyspiel in den Schrecknissen der revolutionären Anarchie »gaben, in einem Gemälde sammelt und treu darstellt.« So beginnt die Vorrede zu der oben angeführten deutschen Bearbeitung. Die Namen dieser christlichen Helden stehen mit goldenen Buchstaben im Buche des Lebens aufgezeichnet. Aber für uns, die wir Augenzeugen gewesen sind dieser Trophäen, durch welche die Barmherzigkeit Gottes auch in unsern neuesten Zeiten seine Kirche verherrlichen wollte, die wir beym wilden Anstürmen auf das Reich Gottes, beym Einsturz der gesellschaftlichen Ordnung die Besinnung verloren, und, betäubt vom Siegesgeheule der Hölle, wankend geworden waren im Glauben an den Ewigen, die wir kleinmüthig vermeinten, Gott habe seine Sache selber aufgegeben — für uns ist es Pflicht, Zeugniß zu geben der Nachwelt von den Wundern

*) Das unter Nr. 2 genannte Werk ist ebenfalls später von denselben Verfassern in deutscher Bearbeitung erschienen.

des Herrn, von der Stärke der Brüder in der allgemeinen Schwäche, von der Erleuchtung der Wenigen in der allgemeinen Finsterniß, damit unsere Nachkommen, gestärkt im Glauben an den Felsengrund der Kirche Christi, die Sünden der Väter gut machen und fest beharren für alle kommenden Zeiten in dem ewigen Bunde, den der Sohn Gottes am Kreuze besiegelt hat. »Für »euch vorzüglich, Jünglinge! die ihr euch zum Dienste der Altäre »bestimmt,« heißt es ferner in der Vorrede, »widme ich dieses »Werk; ihr werdet in den Beyspielen dieser heiligen Blutzeugen, »in ihrem Betragen während der Verfolgung den unwidersprech»lichen Beweis finden, daß sie den Hohn und die bitteren Spöt»tereyen, mit welchen die Gottlosen sie überschütteten, niemals »verdient haben. Ihr erblickt da das unschuldige Schlachtopfer, »welches in den Händen grausamer Henker noch seinen Feinden »von Herzen verzeiht, und sich den Rathschlüssen der Vorsehung »geduldig unterwirft,« damit, möchte man hinzusetzen, ihr ein gutes Salz der Erde werdet, ein frischer Sauerteig, geeignet, die geistige Masse des neunzehnten Jahrhunderts zu durchdringen und der Fäulniß zu steuern, damit sie nicht noch weiter verderbend um sich greife. Der große Dienst, welcher dadurch den zukünftigen Geschlechtern erwiesen wird, dürfte denn auch der wesentlichste, von den revolutionären Religionsfeinden freylich nicht beabsichtigte, Nutzen seyn, der von dem Werke jener Weltverbesserer und von den ekelhaften Nachspielen der großen französischen Tragödie übrig bleiben wird.

Der einzig gerechte Maßstab für die Schwere und Größe der, von dem revolutionären Frankreich der Kirche und ihren Dienern zugefügten Unbilden möchten freylich die inhaltschweren Worte Christi seyn: Was ihr dem geringsten meiner Brüder gethan, habt ihr mir — gethan. Doch wenn die Gegenwart und die Zukunft, das Allgemeine und der Einzelne endlich einmal nach so schrecklichen Erfahrungen überzeugt werden könnten, daß, wer aus dem christlichen Glaubens- und Sittenkodex auch nur ein Wort hinwegnehmen, versetzen oder verkehren, wer aus dem Bau Gottes nur einen Stein herausreißen will, allmälich unaufhaltsam zum Rebellen gegen das ganze Gesetz, und zum Zerstörer des ganzen Gebäudes herabsinkt; wenn man begriffe, daß menschliche Theorien für sich, ohne das Licht des Glaubens, die Welt in das alte Chaos zurück stürzen: so wäre Vieles und Großes gewonnen, und es dürfte aus dem Blute der französischen Glaubenshelden eine herrliche Saat hervorgehen.

2. Im Vordergrunde dieses Buches von den Leiden der katholischen Kirche in Frankreich steht billig der vierte Januar 1791, da die geistlichen Deputirten, Bischöfe und Priester, in

der Nationalversammlung troß der Wuth der linken Seite, troß des Mordrufs eines blutgierigen Pöbels von außen: »An die Laternen mit den Bischöfen und Priestern, die den Eid nicht ablegen werden!« standhaft den Eid verweigerten, womit sie die neue bürgerliche Konstitution der Geistlichkeit zu beschwören aufgefordert wurden. Dort ließ sich zuerst, denn er war der erste gerufen worden, der Bischof von Agen, Herr von Bonack, vernehmen: »Meine Herren! die Aufopferungen des Glückes kosten mich wenig; allein eine Aufopferung bin ich nicht im Stande zu machen, jene Ihrer Achtung und meines Glaubens. Ich würde zu sicher seyn, beyde zu verlieren, wofern ich den Eid, welchen man von mir fordert, leistete.« Nach ihm sprach ein Pfarrer derselben Diözes, Herr Fournee: »Meine Herren! Sie haben vorgegeben, uns in die ersten Jahrhunderte des Christenthums zurück zu führen; wohlan, mit der ganzen Einfalt jenes glücklichen Alters der Kirche sage ich Ihnen, daß ich mir eine Ehre daraus mache, dem Beyspiele, welches mir so eben mein Bischof gegeben hat, nachzuahmen. Ich werde seinen Fußsteigen folgen, wie der Diakon Laurentius jenen seines Bischofes Sixtus folgte; ich werde ihm folgen bis zum Martertode.« Der Pfarrer Leclerc von Camb, aus der Diözese von Seez, wurde hierauf gerufen, und erklärte: »Ich bin katholisch, apostolisch und römisch von Kindheit an, in diesem Glauben will ich sterben. Dieß werde ich nicht können, wofern ich den Eid leiste, den Sie mir absodern.« Endlich trat ungerufen Herr Beaupoil von St. Aulaire, Bischof von Poitiers vor die Rednerbühne und sprach: »Meine Herren! ich bin siebenzig Jahre alt, und fünf und dreyßig habe ich als Bischof verlebt: meine weißen Haare werde ich nie durch den Eid Ihrer Beschlüsse beflecken; nein, ich werde nicht schwören.«

Man glaubt sich bey solchen Vorgängen des achtzehnten Jahrhunderts vor den Richterstuhl irgend eines heidnischen Prätors zurück versetzt, zu seiner Rechten den Opferaltar irgend eines Götzen sammt den schadenfrohen Bonzen, zur Linken die blutdürstigen Henker mit allerhand Mord- und Peinigungswaffen, im Hintergrunde den fanatischen Pöbel, und vor dem Tribunale die frommen Christen mit auf den Rücken gebundenen Händen zu sehen; man glaubt die Worte zu hören: Nein, ich opfere nicht diesen Götzen von Stein, ich beuge meine Kniee nur vor dem einzigen, allmächtigen Gotte im Himmel. — So überraschend ähnlich sind sich die Zeiten. Noch mehr, gleichwie in alter Zeit das standhafte Bekenntniß, der unerschütterliche Muth in den grausamsten Peinigungen, nicht selten die schon Wankenden gestärkt, die schon Abgefallenen zum Glauben, zum Martertode zurück geführt, so geschah es auch in dieser Nationalversammlung. Meh-

rere Priester, welche, ohne Jakobiner zu seyn, geglaubt hatten, dem namentlichen Aufrufe zuvor zu kommen und den Eid mit Einschränkungen leisten zu können, kehrten von ihrem Irrthume zurück, suchten ihn zu verbessern, näherten sich der Rednerbühne und widerriefen mit lauter Stimme einen Eid, der, wie alles ihnen bewies, eine Glaubensverläugnung war. Alle, die schwach gewesen waren wie diese, vereinigten sich zum Widerruf, wollten denselben schriftlich niederlegen und ließen ihre Bekehrung durch die Presse öffentlich bekannt machen, als man diesen ihren mündlichen Widerruf wiederholt zurückgestoßen hatte. Nun erfolgte am 26. August 1792 der Beschluß der Nationalversammlung, daß alle Geistlichen, welche den geforderten Eid entweder noch nicht geleistet, oder den geleisteten zurückgenommen hätten, binnen vierzehn Tagen die Gränzen Frankreichs verlassen sollten, widrigenfalls sie durch das Militär aufgehoben und nach Guyana deportirt werden sollten. Drey Livres Reisegeld war für die Person täglich bewilligt. Wer nach gegebener Erklärung auszuwandern und erhaltenem Reiseschein in dem Reiche zurückbleiben oder nach seiner Auswanderung wieder zurückkehren würde, sollte zu zehnjähriger Verhaftungsstrafe verurtheilt werden. Kranke und Sechzigjährige waren zwar von dieser harten Verfügung, aber unter sehr lästigen Bedingungen, ausgenommen: sie sollten nämlich nach beygebrachtem ärztlichen und Obrigkeitszeugniß im Hauptorte des Departements in einem allgemeinen Hause vereinigt werden, über welches die Obrigkeit die Aufsicht und Polizey halten würde.

3. Dieser Verfügung zu Folge errichtete man zu Paris mehrere Verwahrungsörter, wo man diejenigen Geistlichen zusammenhäufte, die sich um ihre Reisepässe meldeten. Das Karmeliterkloster und das Seminar von St. Firmin waren schon angefüllt. Da verbreitete sich am ersten September Morgens das Gerücht von der Belagerung Verduns. Das war gleichsam die Losung für die Meuchelmörder des Priesterthums. Die Rollen wurden vertheilt. Der zweyte September, ein Sonntag, brach an; die Lärmkanone, die Sturmglocke setzte ganz Paris in Schrecken. Gegen Mittag bestätigte sich die Nachricht von der Einnahme Verduns, und alles drängte sich gegen den Saal der Nationalversammlung, welche eben ein Aufgebot von 60,000 Mann dekretirte. So wurden denn alle Pferde auf den Straßen in Beschlag genommen, die Wagen angehalten, darunter viele mit Priestern, welche zu vier, zu sechs und acht mit einander reisten, um sich die Bürde des Elends zu erleichtern. Diese nun wurden zurückgeführt und theils in die Abtey, theils in das Karmeliterkloster gebracht. Das Volk strömte in die Vorstadt

St. Germain nach. Die straßenräuberischen Gesellen jener Kommissäre, welche für das Aufgebot amtirten, stießen schreckliche Schwüre aus, sie wollten die Geistlichen die Karmagnole tanzen machen. — So langten drey Wägen mit Priestern an den Thoren der Abtey an. Den Priestern der zwey ersten Wagen erlaubte man auszusteigen und in das Kloster zu gehen. Kaum aber war der erste Priester aus dem dritten Wagen ausgestiegen, als der Anführer der Rotte unter dem Volke aussprengte, diese Priester hätten mit den andern Gefangenen ein Einverständniß, man habe sich Zeichen gegeben. Nun fing man im dritten Wagen an zu morden. Die Mörder stürmten die Zellen der Abtey St. Germain, und mehr denn zwanzig Priester verloren das Leben. Bey der schnell verbreiteten Nachricht, daß man die Priester erwürge, blieben alle Autoritäten von der Nationalversammlung bis zu den Viertelmeistern herab unbeweglich. — In die Abtey wurde auch der ehemalige Jesuit Lenfant, berühmter Prediger Kaiser Josephs II., dann Ludwig XVI., ein Priester von dem tugendhaftesten Wandel und hoher Frömmigkeit, gebracht. Er war dort der tröstende Engel für die Gefangenen, der durch seine rührende Beredsamkeit Viele zur Reue und Buße ihrer Sünden bewegte und über sie die Sündenvergebung aussprach. Als er zur Todesstrafe hingerufen wurde, begehrte das Volk, ihm das Leben zu lassen. Jeder rief ihm zu, retten Sie sich; aber als er seinen Rettern zuvor danken wollte, wurde er von vier Meuchelmördern ergriffen und starb mit den Worten unter ihren Dolchen: »Mein Gott, ich danke dir, daß ich dir mein Leben aufopfern kann, wie du das deinige für mich aufgeopfert hast.« Nebst diesem Lenfant starben den Heldentod an jenem zweyten September in der Abtey der Abbé von Boisgelin, ehemaliger Bevollmächtigter der Geistlichkeit, der Abbé von Chapt von Rostignac, Generalvikar von Arles und Abgeordneter an die Generalversammlung, der Abbee Royer, Pfarrer von St. Jean en Grève zu Paris, Saint Clair, Generalvikar von Die, Taveau, Kaplan in der Pfarrey von St. Leu, Capeau, Simon der Jüngere, Neveu, Gervais, Benoist der Aeltere und der Jüngere, Despommerais und noch acht bis zehn unbekannte Priester. Der Abbé Sicard, Lehrer der Taubstummen, und der Abbé Douglas wurden zwar gerettet; letzterer fiel aber doch zuletzt unter dem Schwerte der Henker. — Im Karmeliter-Kloster befand sich unter den dahin gebrachten Geistlichen der Erzbischof von Arles, und Johann Maria Dulau, der Ambrosius Frankreichs. Er hätte sich durch Hülfe seiner mächtigen Freunde retten können, besonders da sich seine Gesundheitsumstände täglich verschlimmerten.

Aber er wollte davon nicht Gebrauch machen: »Nein, nein,« sprach er, »ich habe es gut hier und bin in einer guten Gesellschaft.« Er nahm nicht die geringste Linderung an, versagte sich alle Bequemlichkeit, bevor nicht alle Priester die ihrige hatten. Ein hölzerner Stuhl war durch mehrere Tage sein Sitz, sein Bett, sein Bischofsthron. Die Wachen beschimpften und höhnten ihn; ein Gensd'arme ging so weit, ihn mit Tabakrauch ganz zu überdecken. Der Erzbischof blieb sich immer gleich und ertrug alles, wie ein Lamm. Als man ihn einstens aus dem Schlafe weckte und sagte: »Gnädiger Herr, hören Sie die Mörder?« antwortete er ruhig: »Wohlan, wenn der liebe Gott unser Leben begehrt, so soll das ganze Opfer schon gemacht seyn,« worauf er wieder ruhig einschlief. Ferner waren daselbst Franz Joseph Bischof von Beauvais, und Peter Ludwig, Bischof von Saintes, Brüder von der Familie Rochefaucauld. Letzterem ließ man die Freyheit; aber er begehrte ausdrücklich, das Loos mit seinem Bruder zu theilen. Franz Ludwig Hebert, General der Eudisten, gewesener Beichtvater des Königs, war dahin gekommen, weil er sein Ordenskleid, wie die Nationalversammlung befohlen, nicht ablegen wollte. An demselben zweyten September war kein Zweifel mehr, daß die Todesstunde auch für die dort versammelten Geistlichen gekommen sey. Durch die Gitter und Fenster, welche in den Garten gingen, sah man die Schwerter und Lanzen blinken, hörte die Drohungen: »Pfaffen, dieß ist euer letzter Tag, ihr müßt nun Karmagnole tanzen.« Gegen vier Uhr Nachmittag ließ man sie alle aus der Kirche gehen; eine halbe Stunde darnach stürmten die Mörder unter Flüchen und Drohungen durch die Kirche in den Garten, die Gend'armerie hinderte es nicht. Die unglücklichen Priester theilten sich in zwey Haufen; der erste, worunter die drey Bischöfe waren, begab sich in eine Kapelle am Ende des Gartens; dort beteten die Schlachtopfer, segneten und umarmten sich zum letzten Male. Zehn Mörder eilten dahin, — ein Priester geht ihnen entgegen, um sie anzureden, er sinkt, von einer Kugel getroffen, zusammen. Nun riefen sie mit schrecklichem Gebrülle: »wo ist der Erzbischof von Arles?« Der Abbé de la Pannonie, der zunächst stand, schlug die Augen nieder, ohne zu antworten; da wurde der hohe Prälat an seiner ehrwürdigen Gestalt erkannt, und nun redete ihn einer der Henker an: »Du bist also der Erzbischof von Arles?« »Ja, meine Herren, ich bin es.« »Ah, Verruchter! du bist's, der das Blut der Patrioten in Arles vergoß?« »Meine Herren, ich habe noch nie eines Menschen Blut vergossen, noch Niemanden in meinem Leben Böses gethan.« Der Erzbischof empfing nun einen Säbelhieb auf die Stirne und blieb gelassen. Man ver-

setzte ihm einen zweyten über das Gesicht; vom dritten Hiebe fiel er darnieder, stützte sich auf die linke Hand, ohne Klage. So ward er zur Erde hingeworfen, als einer der Bösewichte ihm die Lanze mit solcher Gewalt in die Brust stieß, daß das Eisen in der Wunde stecken blieb. Er sprang alsdann auf den noch zuckenden Leichnam, trat ihn mit Füßen und entriß ihm die Taschenuhr. Die zwey andern Bischöfe waren in der Kapelle mit den übrigen Priestern; alle lagen auf den Knien vor dem Fuße des Altares; ein Gitter trennte sie von der Mörderrotte. Diese feuerte wiederholt mit Flinten auf sie und tödtete den größten Theil davon. Der Bischof von Beauvais überlebte dieses erste Gemetzel; jenem von Saintes zerschmetterte eine Kugel das Bein. Hierauf eilten die Banditen zurück in den Garten. Dort wurde auf Menschen, auf Priester, wie auf wilde Thiere Jagd gemacht: man verfolgte sie von den Bäumen, hinter Gebüschen her, auf die Mauern, und mordete deren über vierzig. Herr Galais, Vorsteher der Gemeinde St. Sulpizius, hätte entkommen können; er kehrte freywillig in den gewissen Tod zurück, so auch der Abbé Lefevre. Weil dennoch einige der Schlachtopfer entkommen waren, führte man alle, die noch lebten, unter Säbelhieben in die Kirche zurück. Den verwundeten Bischof von Saintes trug man dahin und legte ihn auf ein Bett. — Es waren etwa noch hundert Priester übrig. Zu Folge einer neuen höllischen Maßregel, die einer der Verruchten angerathen, wurden nun zwey und zwey der frommen Dulder ergriffen, um sie neuerdings in den Garten zu führen. An der Treppe warteten die Henker, die einen nach dem andern mordeten. So wie nun die Reihe an diese Martyrer kam, standen sie auf und nahten sich ihren Henkern, die einen mit der Heiterkeit der Unschuld und im Vorgefühle baldiger Seligkeit; andere inbrünstig betend, die Augen auf das Brevier geheftet; dieser mit der Bibel in der Hand und daraus die Stärke für den letzten Kampf schöpfend; jener mit edler Stirne, einen Blick des Mitleids auf die Henker werfend, noch andere, nachdem sie zum letzten Male den Gekreuzigten angeblickt, mit den Worten: »Herr verzeihe ihnen, denn sie wissen nicht was sie thun.« Die beyden Bischöfe von Beauvais und Saintes waren die letzten, die an der Gartentreppe ermordet wurden; einen einzigen Geistlichen erdolchte man in der Kirche. Einige wenige rettete ein Mann von der Sektion Luxemburg, sechs Andere hatten einen sichern Zufluchtsort gefunden, wo man sie nicht suchte. Man kann die Beschreibung dieser Blutscenen nicht lesen, ohne Thränen zu vergießen. Einen gedrängten Auszug davon zu machen, ist fast nicht möglich, da jeder einzelne

kleine Zug an diesen Helden des katholischen Glaubens hohes Interesse erweckt.

Nach vollbrachtem höllischen Tagewerk schloß man endlich die Thore der Kirche auf, und ließ das Volk hinein, daß es durch seine Anwesenheit das Geschehene gleichsam gut heiße.

Im Seminar von St. Firmin wurden am Sonntage Abends und Montags darauf (den zweyten und dritten September) ebenfalls bey zwey und neunzig Priester in den Gemächern und Zellen, in Kellern und auf Speichern, selbst unter der Pforte des Seminars vor den Augen der Wache erwürgt. Viele wurden aus den Fenstern noch ganz lebendig herabgestürzt und auf der Straße mit Scheiterholz von Männern und Weibern todtgeschlagen.

4. Aus dem namentlichen Verzeichnisse dieser Schlachtopfer erhellet, daß von 238 Geistlichen im Karmeliter-Kloster und im Seminar des h. Firmin nur 41 sich retteten. Die Uebrigen, worunter nebst den obengenannten drey Bischöfen und dem General der Eudisten, Hebert, auch Dom. Ambros Chevreux, General der, um Frankreich so hochverdienten, Benediktiner, bey acht Generalvikare, viele Superioren und Direktoren der Klöster, auch Professoren, sonst aber meistens Pfarrer und Kuraten sich befanden, wurden alle in den ersten Septembertagen hingeschlachtet. —

Es gehört zu den besondern Vorzügen dieses Buches, daß nebst der möglichsten Genauigkeit bey der Aufzählung dieser Gräuel auch bis zur Evidenz (S. 257—290) dargethan ist, daß alle diese Verbrechen an der Religion und ihren Dienern nicht dem verführten und erhitzten Pariser Volke, sondern der raffinirten Tigerwuth jener am Heile des französischen Staates arbeitenden Philosophen und Kosmopolitiker zur Last fallen, welche im August und September 1792 in der Nationalversammlung und bey der Pariser Municipalität die meiste Macht in Händen hatten. »Es liegt deutlich vor Augen,« heißt es S. 258, »daß Danton (der Justizminister!), Lacroix, Marat, Robespierre, Petion (Maire), Manuel (Prokurator der Gemeinde von Paris) und noch einige Andere ganz kaltblütig das September-Gemetzel angeordnet, die Folgen davon berechnet haben, und dieß ohne gerade ein großes Geheimniß daraus zu machen.« Billaud de Varennes, der Stellvertreter Petions, hatte gleichfalls seinen Theil daran. Entsprungene Galeerensklaven und Banditen von Avignon waren die Werkzeuge dieser Schreckensmänner; Maillard, derselbe, der 1789 die Weiber nach Versailles geführt, der Anführer der Meuchler. — Was noch hätte verhindert werden können, das

ließen gottesläugnerische oder feige Unterbeamte, ja selbst wachthabende Posten, vor ihren Augen geschehen, und rapportirten dann Lügen statt Wahrheit an die Oberbehörde, indem sie vorgaben, es sey unmöglich gewesen, dem gerechten Zorne des Volkes Einhalt zu thun. — Demnach ist die Ermordung der französischen Priester einzig nur das wohlberechnete Werk verruchter und überlegter Grausamkeit; nicht einmal ein Werk der Furcht, denn was hätte man von zweyhundert Priestern fürchten sollen? und noch weniger der Politik. »Ein großer Mißgriff,« schreibt die Frau von Stael in ihren Betrachtungen über die französische Revolution, »vor dem sich doch die konstituirende Versammlung, wie es scheint, leicht hätte bewahren können, war die verderbliche Erfindung einer konstitutionellen Geistlichkeit; von Priestern einen Eid verlangen, der gegen ihr Gewissen ist, und wenn sie ihn verweigern, sie durch Entziehung einer Pension und später sogar durch Landesverweisung zu bestrafen, hieß diejenigen herabsetzen, welche diesen Eid leisteten, an welchen zeitliche Vortheile gebunden waren.« Aber, möchte man fragen, wie soll man das nennen, daß man die Priester, welche sich diesem Strafurtheile zu unterziehen kamen, sogar meuchelmordete? Hieß das nicht den Abscheu der Welt und die Gerichte Gottes mit höchster Gewalt herbey ziehen?

5. Doch wir fahren fort mit der Inhaltsanzeige des Buches. Die Pariser Municipalität begnügte sich nicht mit den, innerhalb ihrer Mauern verübten Verbrechen. Es wurden von ihr Kreisschreiben in die Departemente erlassen und zu ähnlichen Schandthaten mit klaren Worten aufgefordert. »Die Gemeinde von Paris,« heißt es in einem solchen Kreisschreiben, »benachrichtigt eilend ihre Brüder in den Departementen, daß ein Theil der blutgierigen Mitverschwornen in den Gefängnissen durch das Volk getödtet worden; dieß sind Handlungen der Gerechtigkeit (!!), welche ihm unvermeidlich schienen; ... ohne Zweifel wird sich die ganze Nation beeifern, dieses so nothwendige Mittel des öffentlichen Heils zu ergreifen. (Den 3. Septemb. 1792 —). In der That hatte der blutgierige Jourdan nicht erst auf die Aufforderung gewartet, und seiner Mordlust zu Avignon unter dessen edelsten Bürgern schon freyen Lauf gelassen. Herr Nolhac, ehemals Vorsteher des Noviziats der Jesuiten zu Toulouse, und seit dreyßig Jahren Pfarrer zu St. Symphorion in Avignon, der Vater der Armen, der Tröster der Betrübten, die Zufluchtsstätte der Unglücklichen, der Rathgeber aller Bürger, ward eingekerkert. Seine Erscheinung war für die Gefangenen daselbst die Erscheinung eines Engels des Trostes. Seine ersten Worte waren die eines Apostels. »Ich

komme, meine Kinder, um mit euch zu sterben; wir alle werden bald insgesammt vor Gott erscheinen. O wie danke ich ihm, daß er mich geschickt hat, um eure Seelen zur Erscheinung vor seinem Richterstuhle vorzubereiten.« Auf diese Worte warfen sich Alle zu seinen Füßen und umfaßten dieselben mit kindlicher Liebe. Schluchzend beichteten sie ihre Sünden. Er hörte sie an, sprach sie los und umarmte sie mit Zärtlichkeit. Bald darauf wurden die Schlachtopfer zum Tode abgeholt und deren verstümmelte Leichname in die Eisgrube geworfen. Herr Nolhac war der letzte, den dieses Loos traf. Man fand ihn daselbst mit funfzig Wunden bedeckt, ein Kruzifix auf der Brust in seiner Priesterkleidung. Der Abbé Novi, Vikar von Aujas, acht und zwanzig Jahre alt, wurde in der Stadt Vans auf den öffentlichen Markt geführt, wo schon acht Leichname ermordeter Priester lagen. Sein Vater wird gerufen, um den Sohn zur Eidesleistung zu bereden. Der Greis wirft sich ihm um den Hals und spricht unter Thränen und Seufzern: »Mein Sohn, erhalte mir das Leben durch die Erhaltung des deinen.« »Ich werde einen bessern Theil wählen, antwortete der Sohn, ich werde sterben, Ihrer und meines Gottes würdig. Sie haben mich in der katholischen Religion erzogen, ich habe das Glück, ein Priester darin zu seyn; ich kenne diese doppelte Wohlthat, mein Vater! es wird süßer seyn für Sie, einen Sohn als Blutzeugen, als ein vom Glauben abtrünniges Kind zu haben.« Der Vater umarmt den Helden noch einmal; die Henker entreißen ihm denselben. Nach zweyen Fehlstreichen nimmt der Dulder das Brevier, das ihm entfallen, ruhig wieder, richtet sich auf und empfängt den Todesstreich. — Herr Paquot, Pfarrer der Diözese von Rheims, wegen seines hohen Alters der Aelteste der Christenheit, wegen seines Lebens Heiligkeit auch der heilige Priester genannt, wurde, während er im Gebete auf den Knien lag, ergriffen und zum Rathhause geschleppt. Der Maire wollte ihn retten, indem er den Meuchlern zurief: »Es ist ein Narr, der den Kopf verloren, den die Schwärmerey verwirrt hat.« Aber der ehrwürdige Pfarrer bewies mit sehr gefaßten Worten, daß er weder Narr noch Schwärmer sey, und so wurde er denn zum Tode geführt. Ehe er den Streich empfing, umarmte er seinen Mörder und dankte ihm im Voraus, wie für eine Wohlthat, noch im Tode das Wort Verzeihung aussprechend. Zu Autun wollte der Maire den Pfarrer des kleinen Seminars von Clermont durch die unter das Volk gebrachte Lüge retten, er habe den Eid schon geleistet. Der würdige Geistliche verbat sich die Lüge und starb als Martyr. Herr Pinerot, Pfarrer von Chalange im Bisthum Seez, dessen Neffe, Vikar desselben Kirchsprengels, Herr Loiseau,

Licht zu sehen. Mit dieser Kleidung zwang man sie auf dem Verdecke zu speisen, dem Winde und Froste ausgesetzt, und die Nächte in einem, allen Winden bloßgegebenen Orte zuzubringen, ohne Decken, sogar ohne Stroh zur Lagerstätte. Die meisten konnten sich nur in ein Schiffsegel einhüllen. Daher raffte auch der Tod alle Bejahrten und Gebrechlichen im Winter 1795 dahin. Ihre Speise waren Zwieback, Bohnen aus Sümpfen, Stockfisch und eingesalzenes Fleisch, das nur halb gekocht war; sehr oft mangelte ihnen sogar süßes Wasser, um das sie verzehrende Feuer in ihren Eingeweiden zu löschen. Sie aßen gewöhnlich zu zehen mit einander, allzeit stehend unter freyem Himmel, die Füße beständig im Wasser, im Schnee oder Koth, gepreßt und zusammengezwängt. Zu diesen Beschwernissen gesellte sich noch die ekelhafteste Unreinlichkeit: zudem daß ihre Speisen von Soldatenköchen, die ganz mit Unflat bedeckt waren, zubereitet wurden, fanden sie sich noch genöthigt, dieselben öfters gerade an Oerter hinzustellen, wo sie eine Viertelstunde zuvor ihre Kleider von dem Ungeziefer gereinigt oder ihre Wunden verbunden hatten. Jene, die am nämlichen Tische aßen, hatten nur eine Platte oder hölzerne Schüssel, die oft nicht einmal gewaschen wurde. Gesunde und Kranke, mit der Mundfäule Behaftete und die davon frey waren, aßen zusammen. — Sobald die Nacht herannahte, sperrte man die Gefangenen zusammen in einen finstern schauerlichen Behälter von fünf Schuh und einigen Zoll Höhe, fest umschlossen von allen Seiten, mit engen und kurzen Betten; auf diesen elenden Lagerstätten waren sie so zusammengepreßt, daß der Körper des Einen auf jenem des Andern lasten mußte. Andere lagen mitten in diesem finstern Loche in Reihen hingestreckt, und wurden von jenen, die an ihr Lager wollten, oft mit Füßen getreten. Waren sie einmal in jenen gräßlichen Behältern eingeschlossen, so mußten sie selbst in der schwülsten Sommerhitze bis zum folgenden Tage bleiben. Ihre Noth mochte aufs Höchste steigen, sie mußten ohne Hülfe verschmachten. Daher die vielen Krankheiten, die Mundfäule, gräßliche Wunden, bösartige Fieber einrissen. Die Kranken wurden in zwey Schiffsboote vertheilt, deren das größere das Hospital hieß. Dort befanden sich sechzig Priester von den schmerzlichsten Krankheiten befallen, halbnackt auf Bretern liegend und zusammengepreßt. Oft stieg das eindringende Wasser bis an den halben Leib; kein Arzt, — nicht einmal Thee von süßem Wasser — bey der Nacht kein Krankenwärter — nicht einmal Licht. — Daher die Kranken, wenn sie zur Nothverrichtung von ihrem Lager schwankten, oft auf ihre schon halbtodten Brüder hinstürzten und durch ihren Fall den Geist aufgebend, die halbtodten Brüder vollends mit todtdrück-

ten. — Nur Wenige von eisenfestem Körperbaue sind jenen Leiden entgangen, und diese verbürgen die Genauigkeit des Erzählten. Wohl konnten diese von sich sagen: »Wir sind die Unglücklichsten unter den Menschen, und die Glücklichsten unter den Christen.« Dennoch waren alle diese Leiden nur ein Schatten gegen die Peinigungen, welche die nach Guyana Verbannten ertragen mußten.

Während der Ueberfahrt schon waren diese Unglücklichen, Kranke, Greise, auf einem Schiffe über einander gehäuft, auf Breter hingestreckt, von Ungeziefer gepeinigt, ohne Leinengeräth, ohne Kleider — mit schlechter Nahrung versehen, wie die größten Verbrecher. Dennoch hörte man nicht eine Klage von diesen Priestern. Endlich auf Guyana angelangt, wurden sie in mehrere Haufen abgetheilt, die einen nach Synnamari, die andern in die schauderhaften Wüsten von Apronayac und Konarama fortgeschleppt. Dieses Land liegt tief in dichten Wäldern, ist voll von Sümpfen, welche durch giftige Ausdünstungen die ganze Luft verpesten, und da findet man nur einige Hütten, gräßliche Wohnstätten des Schmerzes und des Todes. Als die Sonne diesen Unglücklichen das erste Mal in jenen Gegenden aufging, welch ein Anblick! Die Einen hatten blasse Wangen, ausgedörrte Lippen; auf der Stirne der Andern sah man das ganze Schrecknis ihres Unglücks abgemalt; wie Schattenbilder irrten sie umher, mit einem Buche in der Hand, ohne zu wissen, wo sie hingingen, was sie wollten, ob sie noch lebten; einige trafen zusammen ohne sich wahrzunehmen. Sie glichen herumwandernden Todtengerippen. Ein einziger Einwohner, der in diese Gegenden verbannt war, nahm sie mit Güte auf und tröstete sie. Er erlaubte ihnen, aus seinem Brunnen Wasser zu ziehen, und das war die größte Wohlthat für sie. Am nämlichen Tage drang Herr Brunegat, Kaplan von Bazoches, etwas tiefer in die Wüste hinein, und als man ihn suchte, ward er, des Lebens beraubt, an einer Hütte gefunden. Dieser gewaltthätige Tod machte einen so lebhaften Eindruck auf die Meisten, daß die einen ihren Verstand verloren, die andern von einem hitzigen oder Faulfieber befallen wurden; ein Theil starb an der Pest, der andere am Hungertode, am Ekel, an der Abzehrung, an der Unreinlichkeit. Sie waren noch nicht funfzehn Tage an diesem Orte der Verzweiflung, als das Hospital und die Hütten mit Kranken angefüllt waren. Die Nägel fielen ihnen ab, ihre Beine und Leiber schwollen ihnen auf, wurden voll Eiter und Blattern, verpesteten die Luft, und bekamen doch nichts zu essen als gesalzene Speisen mit Meerwasser gekocht. Ihre Getränke waren ebenfalls gesalzen. In einem Monat richtete die Pest so

gräßliche Verwüstungen an, daß keiner von diesen Verbannten sich mehr an den Fluß schleppen konnte. Zuletzt stürmten noch alle Plagen des Himmelsstriches auf sie los. Die Neger begehrten vier und zwanzig Sous von jedem, um jene verderblichen Insekten zu vertilgen, welche sich in die Haut der Menschen tief einfressen. Die Armseligen, denen man alles geraubt hatte, waren von einer so großen Menge Insekten befallen, daß ihre Körper bey ihrem Leben schon in Moder sich auflösten und von den Würmern zernagt wurden; die andern, welche die rothe Ruhr hatten, verpesteten, da sie ihre Todtengerippe nicht mehr bewegen konnten, alles mit einem so giftigen Gestanke, daß Niemand wagte, sich ihnen zu nähern. In diesem bedauerungswürdigen Zustande schmachteten sie eines grauenvollen Todes dahin, indem ihr Eingeweide in Blut und Eiter überging und von den Würmern schon aufgezehrt wurde. Jeder Tag brachte neue Uebel, ein Schlachtopfer folgte auf das andere. Seit langer Zeit weinten sie nicht mehr, denn der Schmerz hatte die Quelle ihrer Thränen ausgetrocknet. Derjenige, welchen am folgenden Tage der Schmerz hinweg raffen wollte, öffnete mit Freudengefühl die Erde, welche sich über ihm verschließen sollte. Ein Grab war das Ziel der Wünsche, — der Kirchhof, wo die Genossen des Elends ruhten, war der Ort, wohin stets die Blicke der noch Lebenden hingerichtet waren: hier vereinigten sie sich wieder, hier bezeichneten sie sich mit Freuden ihre erwünschte Ruhestätte. Der Freund erkor sich das Grab an der Seite des Freundes; auf die Erde, welche dessen Gebeine deckte, hingestreckt, wollte er sich nicht mehr von ihr trennen. — In weniger als vier Monaten waren mehr als 550 Geistliche dahingerafft, deren einziges Verbrechen dieses war, daß sie der Religion unverbrüchlich treu geblieben waren. Wir fragen nach allem diesen, ob die Karaiben, ob die wildesten Südsee-Insulaner hinsichtlich des Menschengefühles nicht hoch über den französischen Schreckensmännern stehen, und ob in jenen französischen Priestern als beweinenswürdigen Schlachtopfern des philosophisch-politischen Fanatismus nicht die ganze Menschheit beleidigt ist? Ueber die Scheiterhaufen der Inquisition haben die Philanthropen in alle Welt die Lärmtrompete erschallen lassen: aber was ist der Feuertod im Vergleiche des stündlichen Todes, denen die Geistlichen auf Guyana ausgesetzt waren? Gab es denn unter den Großmeistern der beeideten Priester Frankreichs gar keine menschliche Seele, die für die Leiden dieser Märterer ein Gefühl gehabt hätte? Doch genug davon; Gott hat schon gerichtet, und die Geschichte wird ihr Amt handeln.

8. Daß der Verfasser dieses Buches an die verabscheuungs-

würdigen Resultate der blutgierigen französischen Philosophie die Erbarmungen der christlichen Liebe angereihet hat, wird ihm alle Welt Dank wissen; denn auf diese Art wird dem Urtheile einer gerechteren Nachwelt nicht vorgegriffen, sondern nur der nöthige Vorschub geleistet, und der fromme Christ, der über der Ernte herzloser Weltverbesserer gleichsam erstarrt, erquickt und erholt sich an den Fügungen der obwaltenden göttlichen Fürsehung. Daß Papst Pius VI. seligen Andenkens als allgemeiner Christenvater auch ein Vater der französischen Geistlichen seyn würde, die um des Glaubens Willen ihr Vaterland verlassen mußten, war vorherzusehen, vorherzusehen auch die Gastfreundschaft der reichen Bischöfe Spaniens und der katholischen Geistlichkeit in aller Welt. (Der Bischof von Valencia ernährte zweyhundert dieser Flüchtlinge, ein Anderer wollte eher Stab und Ring verkaufen, als diese Glaubenshelden unversorgt lassen.) — Daß aber Laien, schlichte Landleute, selbst Akatholiken wetteiferten, diese geistlichen Auswanderer, diese Hirten ohne Herde, mit herzlicher Liebe aufzunehmen, zu speisen, zu kleiden und zu versorgen, das wird in den Jahrbüchern der christlichen Kirchen- und in der Weltgeschichte für immer mit goldenen Buchstaben stralen. Also sah man in den österreichischen Niederlanden ganze Wohlthätigkeitsvereine entstehen; die biedern Schweizer-Landleute theilten ihr schwarzes Brot, Butter und Käse mit den nach Labung schmachtenden Flüchtlingen: in vielen Kantonen waren die Hausbesitzer stolz, einen solchen französischen Geistlichen zu haben. Die Baronin von Sury im Solothurnischen kleidete diese Unglücklichen nicht nur, sondern errichtete für 120 Priester während mehr denn vier Jahren einen Freytisch, dieß alles durch Beysteuer noch anderer Wohlthäter, als der Herren von Arregger, von Surbeck, von Gibelin. Herr von Ferveays, Bischof von Lisieux, obgleich ebenfalls verbannt, gab einmal, als er gar nichts mehr hatte, seinen Ring vom Finger her. Dieser wurde ausgespielt, der Bischof gewann ihn und brachte ihn der wohlthätigen Frau zum zweyten Male, damit er verkauft und davon die Bedürfnisse der Geistlichen bestritten würden.

In Genf subscribirte man für sie und rettete sechshundert derselben in dem Augenblicke, als diese kleine Republik selbst von den blutdürstenden Jakobinern beängstigt wurde. In England wurden diese Priester gleichfalls mit Wohlthaten überhäuft. Reiche und Arme wetteiferten, ihnen Erquickung, Wagen und Geld anzubieten; die Jugend sogar leerte ihre Sparbüchsen aus, und arme Tagelöhner erboten sich, für diese Priester zu arbeiten, d. h. den Tagelohn mit ihnen zu theilen. — Es ist nicht mög-

lich, alle die edeln Züge brittischer Wohlthätigkeit anzuführen. Pitt gab diesen Geistlichen das Zeugniß, daß ihr Leben nur Frömmigkeit und Anstand athme; und mit welchem Feuer, mit welcher Gediegenheit haben nicht Burke und sein deutscher Uebersetzer der französischen Geistlichkeit das Wort geredet! In Frankreich selbst, mitten in der allgemeinen Verwirrung der Köpfe, in der Gluth und Wuth des Fanatismus, in der Gefahr des Augenblicks, fehlte es nicht an schönen, heldenmüthigen Beyspielen der Menschenliebe. Es wird nicht vergessen werden, wie der Uhrmacher Monot mit seinem Leibe den Abbé Sicard, Lehrer der Taubstummen, in Paris deckte, als dieser am 2. September in der Abtey ermordet werden sollte. »Mordet mich lieber,« redete der heldensinnige Bürger, »als daß ihr das Vaterland eines solchen Mannes beraubet; er ist der Vater der Taubstummen.« — Die Gemeinde von Saint Martin en haut, im Gebirge Lyonnois, nachdem sie durch die Herren Castellas und Gardes zu besseren christlichen Gesinnungen gebracht worden, wußte sich durch den ganzen Revolutionssturm rein von beeideten Priestern zu erhalten, und stiftete hierauf ein kleines Kollegium von Jünglingen, die für den geistlichen Stand erzogen wurden. Auch die Stadt Angers wird ihres Ruhmes nicht verfehlen für die gastfreundschaftliche Aufnahme der Priester aus dem Maine- und Loire-Departement.

Man hat die ausgewanderten französischen Geistlichen als Feinde des Vaterlandes verleumdet. Aber diese haben die Verleumdung auf eine glänzende Weise dadurch widerlegt, daß sie eingedenk der evangelischen Worte: »Thue Gutes den Feinden, so wirst du feurige Kohlen über ihr Haupt sammeln,« auch noch im Auslande nicht aufhörten, ihren Landsleuten, den französischen Kriegsgefangenen, Gutes zu erweisen. — Also die Abbé's Raulin und Fontenille zu Nördlingen, also der Abbé Huve zu Großwardein.

Durch die Sorgfalt des Abbé Broglie entstand eine ganze Kongregation von ausgewanderten französischen Priestern, welche in die Spitäler eilten, um den französischen Kriegsgefangenen mit christlicher Liebe beyzuspringen, und ihnen die beschwerlichsten Dienste zu erweisen. Mehrere Officiere von der Moreauischen Armee rühmten bey ihrer Rückkehr nach Frankreich laut das edle Benehmen der verbannten französischen Priester gegen ihre Landsleute im Auslande. — Zwey in der Schlacht an der Trebia gefangenen französischen Generalen wurde zu Grätz in Steyermark ein milderes Loos, einzig durch Verwendung von zwey ausgewanderten französischen Geistlichen. In London stiftete die verbannte Geistlichkeit Frankreichs einen Wohlthä-

tigkeitsverein für die in England befindlichen kriegsgefangenen Landsleute. Abbé Carron glänzte dort wie ein zweyter Vincentius de Paula durch Errichtung einer Erziehungsanstalt für die Kinder der ausgewanderten Franzosen, desgleichen mancher Zufluchtsstätte für Arme und Hospitäler, für Kranke und Schwächliche.

9. In welch grellem Kontraste mit diesem edelmüthigen Betragen der ausgewanderten Priester steht die Grausamkeit, womit man in den französischen Departementen gegen die Geistlichen wüthete, welche, durch leere Hoffnungen getäuscht, sich verspäteten und am Ende der gesetzten Frist noch nicht über die Gränze waren. Zu Rheims warf man den Abbé Romain lebendig auf einen Haufen glühender Kohlen, weil er nicht schwören wollte: mit Gabeln wurde das Feuer geschürt; das erschreckliche Wehklagen wurde durch den Ruf: »Es lebe die Nation,« überschrien. Abbé Alexander, Dechant der dortigen Kathedrale, dadurch erschreckt, erklärte schwören zu wollen; demungeachtet wurde er in die Flammen geworfen. Seinen Neffen zwang man, das Holz herbey zu tragen; und das geschah vor dem Gemeindehause, wo die Gemeinderäthe versammelt waren. Der Abbé von Puysegur, Generalvikar, ward drey Mal in die Flammen geworfen, verweigerte immer standhaft den Eid, und starb als vollkommenes Brandopfer. Der Abbé von Lescur, von revolutionären Bauern nach Rheims geführt, wurde vor dem Gemeindehause geköpft und dessen Leichnam gemißhandelt, ehe sie ihn ins Feuer warfen. Denselben Feuertod starben der Abbé Pacot, Pfarrer von St. Jean, der Abbé Levacher, Generalvikar, und der Pfarrer von Rilly. Zu Lyon wurde Abbé Lanoix, ehemals Kaplan der Pfarrey von St. Nizier, in Stücke zerhauen; die verschiedenen Theile seines Körpers hing man an Bäumen auf. — Ein terroristischer Prokonsul im Sommedepartement schrieb aus Amiens den 9. September 1793: »Vier und sechzig unbeeidete Priester lebten beysammen in einem Nationalhause. Ich ließ sie zwey und zwey zusammen fesseln, und so durch die Stadt führen, um sie in ein Zuchthaus einzusperren. Diese neue Art Ungeheuer, welche man der öffentlichen Schau noch nicht ausgesetzt hatte, machten gute Wirkung. Geben Sie mir Aufklärung, welche Bestimmung ich diesen fünf Dutzend Thieren geben soll, diesem schwarzen Vieh, das ich dem öffentlichen Gelächter Preis gegeben habe.« — Der Nämliche schrieb den 1. Brumaire: »Ehrlose Frömmler, meineidige Priester, lebten auf Heustöcken in der ehmaligen Abtey von Gard. Ihre langen Bärte scheinen anzuzeigen, wie sehr ihre Aristokratie durch das Alter eingewurzelt war. Diese schwarzen Thiere, die da versteckt waren, wurden entdeckt;

und nach ihnen fand man noch einen Schatz da vergraben. Um die Schwärmerey auszurotten, will ich die Verhaftnehmung der Priester, welche sich erlauben, die Fest- und Sonntage zu feyern, wieder anfangen. Kreuze und Gekreuzigter müssen vor mir verschwinden, und bald werde ich alle schwarze Thiere, Priester genannt, in die Verbannungsliste eintragen.« Derselbe erbrach an der Spitze einer Rotte die Kirchen, zertrümmerte die Kreuze, schlug den Heiligenbildern die Köpfe ab, verstümmelte die Statuen, trat mit Füßen auf die Kelche, und erfrechte sich, auf die heiligen Hostien zu speyen, und sie den Pferden hinzuwerfen. Die übrigen Gotteslästerungen dieses Bösewichts anzuführen, ist gegen die Natur. Zu Bayonne stürmte der abtrünnige Monastier an der Spitze der Sansculottes die Bildnisse der zwölf Apostel, die das Portal der Domkirche zierten. Der berüchtigte Fauchet, der Jesum Christum den ci-devant Seigneur nannte, zeichnete sich vorzüglich aus in derley Frevel. Die Lyoner Kommission verurtheilte alle Priester zum Tode, sie mochten der Religion treu bleiben, oder von ihr abtrünnig werden. Einem Geistlichen, den man gefragt, was er von Jesus halte und der in der Angst geantwortet, er glaube, dessen Sittenlehre habe die Menschen in den Irrthum geführt, schrie man zu: »Eile hin zur Todesstrafe, Verruchter! Jesus die Menschen betriegen? er, der ihnen die Gleichheit predigte, und welcher der erste und beste Sansculotte von Judäa war?« — Auf Herrn Gombaud, Pfarrer von St. Gilles zu Caen, den eines seiner Beichtkinder verrathen hatte, wurden, als er sich flüchtete, die Hunde gehetzt. — Der Prokonsul Carrier zu Nantes ließ achtzig zur Deportation verurtheilte Priester aus dem Departement Nievre in der Loire auf platten Schiffen (Klappkähnen) ersäufen und schrieb an die Nationalversammlung, er habe den Verbannungsbefehl senkrecht vollzogen. Bey dem darauf folgenden Saufgelage trank derselbe auf die Gesundheit der Pfaffen, die aus der großen Schale getrunken. Später wurde noch ein Schiff mit Priestern in die Loire versenkt. Zu Arras und Cambray wüthete Joseph Lebon wider die Priester (z. B. den Exkarmeliter Pater Gerard, den vier und achtzigjährigen Priester Aussart und viele andere).

Die Justiz, welche die Schreckensmänner an der Geistlichkeit übten, wird ewig ein Denkmal der Schande, eine Satyre auf alle Justiz bleiben. Boshafte Zeugen, schändliche Angeberey, nichtiger Vorwand, brachten den tadelfreyesten Mann unter das Beil. Darum starben diese Männer auch mit einer Festigkeit und Seelenruhe, welche an die glänzendsten Zeiten des Marterthums erinnern: also Johann Joseph Saunier, Nikolaus

Franz Barthelemy, Pfarrer von Sennonges im Vogesen-Departement, Ludwig Anton von Roche-Fontenille, Vikar des ehemaligen Bischofs von Agen, Peter Joachim Vauclempute, Kaplan von St. Nikolas des Champs, endlich der achtzigjährige Greis Abbé Fenelon, der Vater und Lehrer der armen Savoyarden in Paris, der wie ein Heiliger das Blutgerüst bestieg, der Pfarrer von Agni, Herr Bourbon in Lyon, ein Muster der christlichen Liebe. Oft regte sich der bessere Geist im Volke, so z. B. als Herr von Bonneval, Bischof von Senez, durch vier und zwanzig Gendarmes in die Vestung Seyne abgeführt wurde (er benahm sich während seines Prozesses und seiner Verbannung wie ein Apostel der ersten Christenheit —); aber im Uebrigen kann man kaum glauben, wie weit die französischen Weltverbesserer ihre Schlechtigkeit getrieben. Um das Volk in dem Wahne zu bestätigen, alle Klosterfrauen seyen Schlachtopfer, die, man brauche nur die Thüren zu öffnen, herauseilen würden, ließ man am Tage nach dem Befehl wegen Räumung der Klöster, auf den Spaziergängen des königlichen Pallastes einen Troß feiler Dirnen in Nonnenkleidern erscheinen; allein diese Dirnen sagten selbst aus, sie hätten zehn Thaler empfangen, um diese Posse zu spielen. Die wahren Klosterfrauen bewiesen sich nicht nur alle ihres Standes würdig, sondern zeigten sich im glänzendsten Lichte des christlichen Heroismus. Im Jahre 1794 hatte man in den Gefängnissen von Orange zwey und vierzig Nonnen aus verschiedenen Klöstern zusammengebracht. Gleich Tags darauf verbanden sie sich zu einer gemeinschaftlichen Lebensordnung und zu Uebungen der Frömmigkeit, worin sie nichts, nicht einmal das nahe Todesurtheil, zu zerstreuen vermochte. Eines Tages kam man, um Mehrere auf einmal zu richten; es war gerade zur Stunde der Vesper. Da sprach die Eine: »Wir haben unsere Vesper noch nicht gebetet,« worauf eine Andere erwiederte: »Wir werden sie im Himmel beten.« Die früher zum Tode Verurtheilten wurden von den Uebrigen glücklich gepriesen. Gegen sechs Uhr Abends verkündete die Lärmtrommel, daß das Henkerbeil in Thätigkeit sey. Da sanken die noch nicht verurtheilten Mitschwestern zum Gebete für die eben Sterbenden nieder, und sangen einige Augenblicke später das Te Deum und den Psalm Laudate Dominum omnes gentes. Jede der oben genannten zwey und vierzig antwortete, wenn man von ihr den Eid forderte: »Ich bin Klosterfrau, dieser Eid ist gegen mein Gewissen; alle gingen dem Tode mit Heiterkeit entgegen; viele dankten den Richtern und Henkern dafür, wie für eine Wohlthat. — Die Aebtissin von Montmartre, eine Montmorency, fast achtzig Jahre alt, taub und blind, wurde

dennoch angeklagt, als einer Verschwörung theilhaftig. — Der schon einmal erwähnte Joseph Lebon ließ alle Ursulinerinnen sammt der Oberin zu Arras hinrichten. — Das rührendste Beyspiel von Todesverachtung gaben die Karmeliternonnen von Royal-Lieu bey Compiegne. Auf den Mordkarren angefesselt, sangen sie, als befänden sie sich noch im Chore, das Salve Regina, und fuhren damit fort, während eine nach der andern das Blutgerüst bestieg, also, daß der Gesang erst endete, als das Haupt der Letzten, der Aebtissin fiel. Das Volk selbst wurde durch diese erhabene Standhaftigkeit wenigstens in so fern ergriffen, daß es aufhörte, Beyfall zu klatschen.

10. Schöner konnte die Erzählung von den Leiden der französischen Geistlichkeit, von den Tugenden derselben und der Verworfenheit ihrer Henker nicht wohl beschlossen werden, als mit der Leidensgeschichte und den letzten Lebenstagen S. H. Pius VI. seligen Andenkens. Hierauf folgen eine kräftige Darstellung der Verdienste der Geistlichkeit um die bürgerliche Gesellschaft, um die Menschheit, und Rückerinnerungen an einige berühmte Bischöfe Frankreichs im achtzehnten Jahrhunderte, als da waren Herr Caylus zu Auxerre, Herr Daphon zu Dijon, Herr Belzunce zu Marseille, der französische Borromäo. Dann werden Betrachtungen über den Sieg der Religion in den neuesten Tagen angestellt, wovon jeder Unbefangene, vom Gifte verderblicher Lehren rein Gebliebene, jedes Wort mit Freuden unterschreiben wird. Diese Betrachtungen tragen weder das Gepräge jener in sich selbst verliebten und mit sich selbst nur allzusehr zufriedenen Erdenweisheit, die nach Vollendung des Trauerspiels die einzelnen Akte und Scenen an das vermeintlich unfehlbare Richtmaß menschlicher Theorien legt, und bald auf analytischem, bald auf synthetischem Wege jede Faser in dem Kadaver der französischen Revolution untersucht, um darzuthun, daß aus der unnatürlichen Verbindung des Einzelnen zum Ganzen nichts Dauerhaftes hervorgehen konnte, daß die Rollen nicht genug durchdacht waren, daß Licht und Schatten ganz anders vertheilt, daß das Stück in seiner Anlage und Ausführung ganz anders hätte behandelt werden müssen; — sie tragen auch auf der andern Seite nicht das Gepräge jener kräftig-geistvollen Deklamationen, worin große Redner das Grundübel der französischen Revolution entschleyert, und, nachdem sie es in seiner nackten Abscheulichkeit zur Schau gestellt, mit dem ganzen tiefen Abscheu ehrlicher Männer verflucht haben; — sie sind nichts als ein mit Wahrheit und Mäßigung entworfenes treues Bild jenes letzten großen Abfalls von der ewigen Wahrheit des Christenthums, begleitet von gefühlvollen,

christlich frommen Klageliedern über diese bejammernswürdigen Gräuel der jüngsten Zeiten; sie sind eine Art rührenden Hirtenbriefs an die christliche Menschheit, bezweckend die Reue der Gefallenen und die Stärkung der Schwachen — ein apostolischer Kommentar des neuesten allgemein verständlichen Erweises der Wahrheit, daß Gottes Sache ewig, unüberwindlich ist, wie er selbst; daß alles Menschliche daran wohl von Menschen unter die Füße getreten werden könne, das Göttliche aber aus jedem Kampfe immer nur geläuterter und herrlicher hervorgehe. Möge nun die ganze Welt mit Pascal sagen: »Ich glaube den Zeugen, die sich erwürgen lassen!« — Möge nach diesem letzten Kampfe zwischen Licht und Finsterniß der Friede Gottes in die Herzen aller derer zurückkehren, aus denen er gewichen; möge der stolze menschliche Geist, nachdem er gebüßt die Frevel des Abfalls, zum kindlichen Glauben und Vertrauen auf Gott sich bequemen und darin Früchte bringen! Mögen sich die Philosophen neuer Zeit demüthigen, und die Waffen für die Religion schärfen, welche im Kampfe gegen die Religion stumpf geworden! — Ja, wir hoffen es, das Blut der französischen Geistlichen wird (wie das Blut der Märtyrer alter Zeit) nicht umsonst geflossen — es wird, wie schon einiger Maßen zu sehen ist, das versöhnende und reinigende Princip eines gottlosen Jahrhunderts seyn. Der Goliath des Unglaubens, der stolzen Selbstweisheit ist durch die Stärke der Schwachen überwunden, und die unbeschnittenen Herzen, von den Wundern der Zeit endlich zermalmt, werden sich wieder zu Gott kehren. —

Den Beschluß macht eine kurze Abhandlung über den Bürgereid, den die französischen Geistlichen haben schwören sollen. Wir wunderten uns Anfangs, diesen Gegenstand nicht gleich an der Spitze des ganzen Werkes zu finden, weil er gleichsam der Schlüssel zu dem großen Trauerspiele der Priesterverfolgung in Frankreich ist. Aber wir sehen nun ein, daß dieser Schlüssel eigentlich nicht für Laien, sondern für jene Eingeweihten sey, deren falsche Grundsätze über Kirchenrecht, Kirchenmacht und Kirchengehorsam eine der Hauptquellen der Priesterverfolgung in Frankreich gewesen, und welche, nachdem Gott selbst doch schon gerichtet, zur Stunde noch hartnäckig behaupten, daß über diese Gegenstände noch immer sub judice lis sey. — Denn um das Urtheil der Laien und jedes gesunden Menschenverstandes über jene Priesterverfolgungen zu berichtigen, war die treue Schilderung derselben und des heldenmäßigen Betragens der Verfolgten hinreichend. — Für Jene aber mußte auch ein Wort über das eigentliche Princip, über die Wurzel jener Begebnisse, in so fern sie in den Doktrinen eines Theils der Geistlichkeit selbst lag, gesagt werden, und da fiel der Gegenstand in die Gränzen der

Theologie und des Kirchenrechts zurück. Es galt zu zeigen, was es, kirchlich, theologisch betrachtet, mit jenem Bürgereide für ein Bewandtniß habe; denn sonst würde das Marterthum der französischen Glaubenshelden, wir wollen nicht sagen, von dem profanen Auge philosophischer Fanatiker und atheistischer Laien als eine Frucht religiöser Schwärmerey angesehen, sondern selbst von gewissen katholischen Schismatikern (eine geheimnißvolle, hochmüthige Sekte) als ein unzeitiger Eifer, als ein Marterthum um Nichts ausgeschrien werden. Nicht ohne Zulassung Gottes scheint der Gegenstand in neuester Zeit wieder zur Sprache zu kommen, damit endlich, nach allen Stürmen auf die Hierarchie, nach so vielfacher Verzerrung, Umkehrung und Verunstaltung des Begriffs der Kirche seit den Glaubenstrennungen des sechzehnten Jahrhunderts, nach den eigenmächtigen und gewaltsamen Eingriffen in die Macht und Gerechtsame der allgemeinen Kirche, endlich nach der gänzlichen Abwerfung alles Gehorsams gegen dieselbe im Angesichte der ganzen Welt von einer mächtigen Nation, wie es hieß, zum Vortheile des Staates, und wie es schien, mit gutem Erfolge; damit, sagen wir, endlich einmal für alle Zeiten die Unabhängigkeit der Kirche von aller irdischen Macht in Sachen des Gewissens als unerläßlich für den guten Fortbestand derselben und der Staaten, als gegründet in der Natur der göttlichen Offenbarung erkannt und an die Unumstößlichkeit des christlichen Glaubensfelsens geglaubt werde. — Philosophische Beweise darüber kann die Kirche als solche nicht geben, und philosophische Beweise dagegen nicht hören, — sondern sie sagt: So ist es der Wille und das Werk Gottes, so haben wir es empfangen, so muß es bleiben, und wären die vota saniora auch die minora. Wer nicht mit uns sammelt, der zerstreuet. Wie sich aber aus der Stimmenzählung ergibt, so waren von ein hundert fünf und dreyßig Bischöfen nur vier, und von sieben und achtzig Tausend Geistlichen kaum zweytausend, welche jenen schismatischen Eid abgelegt; nicht zu gedenken, daß von jenen vier Bischöfen zwey ihrem Stande entsagten, und einer seinen Fehler bereut haben soll, und daß von jenen zwey tausend Priestern sehr viele den geleisteten Eid zurück genommen haben. Was war demnach jenes Häuflein der Abtrünnigen, welchen die revolutionäre Freyheit mehr gefiel, als die echte kirchliche Disciplin? was war, fragen wir, jenes Häuflein anders gegen das große Weizenfeld der allgemeinen christlichen Kirche, als ein Büschel Unkrauts, das schon von sich selbst in der Zeit verdorrt ist, und nach dem Evangelium ins Feuer dürfte geworfen werden? — Uebrigens glauben wir dennoch, eben weil S. 812 von sogenannten Antikonkordatisten zu Blois und von wenigen Ueberresten geschworner

Priester die Rede ist, daß es in Frankreich (und wohl auch ander Orts) noch katholische Geistliche gibt, welche nicht mit Gott und der Kirche sammeln, sondern zerstreuen, eine stillwuchernde Opposition gegen die Kirche in der Kirche, die aller Welt, ja der schlechtesten Sache eher als der wahren Kirche aufrichtig zugethan seyn will, und, da sie nicht mehr schaden kann, wenigstens das Gute hindert und schadenfroh jubelt, wenn sie die Heimkehr zur alten Ordnung, wäre es auch nur um einige Stunden, aufhalten kann. R.

Art. IV. 1. Histoire du passage des Alpes par *Annibal*, dans laquelle on détermine d'une manière précise la route de ce général, depuis *Carthagène* jusqu'au *Tésin*, d'après la narration de *Polybe*, comparée au recherches faites sur les lieux; suivie d'un Examen critique de l'opinion de *Tite-Live* et de celles de quelques auteurs modernes; par J. A. *De Luc*, fils de feu G. A. *De Luc*, membre de la société de physique etc. etc. Avec une carte. *Genève*, 1818, 8.

2. A Dissertation on the Passage of *Hannibal* over the Alps. By a membre of the University of *Oxford. Oxford*, 1820. 8. Mit einer Karte und mehreren Zeichnungen.

3. Dissertation sur le passage du *Rhone* et des Alpes par *Annibal*, l'an 218 avant notre Ère, troisième édition, accompagnée d'une carte etc. etc. *Paris* 1821. (Vom Grafen Fortia d'Urban.)

Es gibt Gegenstände der Weltgeschichte, bey deren Nennung jedermann schon unwillkürlich aufhorcht, und bey deren Betrachtung das ein' und das andere seiner geistigen Vermögen in Bewegung gesetzt werden. Von diesen sind: Stifter oder Erneuerer der Religionen, welche die Völker, ehe noch das wahre Licht leuchtete, auf die annähernde Bahn der Sittlichkeit führten; Gründer der Städte und menschlicher Gesellschaften, welche sie herausführten aus dem wilden Zustande der Natur, sie Geselligkeit lehrten, und machten, daß da, wo ehemals der Mensch mit dem Thiere der Wüste um Lebenserhaltung rang, nun Tempel der Gottesverehrung, Musensitze, Palläste sich erhoben, die Heiligkeit eingegangener Verträge, die Sitte und edle Scham blüheten, das Band der Ehe eine Quelle der besten Lebensgüter wurde, deren der Mensch fähig ist; Namen von Künstlern, bey denen niemand gleichgültig bleibt, weil niemand ist, dem der eine und der andere nicht schon Belehrung, Vergnügen oder Begeisterung verschafft hätte. Höher aber noch als der Künstler, der äußeren Stoff bearbeitet, steht der Mann von Charakter, von überwiegender Größe, welcher als Führer von Tausenden sie zu sich selbst erhebt, der sie fürs

Recht in den Kampf auf Leben und Tod führt, der Gesetze und Sitten aufrecht erhält, sey es durchs Schwert der Gewalt, oder durch den unwiderstehlichen Zauber der Ueberredung. — Auch die gelten bey dem Menschengeschlechte, die, Einen Gedanken nährend, alles überwältigen, die unglaublichsten Kräfte entwickeln, und einen Muth beweisen, dem nichts widersteht. In die Reihe dieser zuletzt genannten Männer stellen wir ohne Bedenken unsern Helden Hannibal, ein Kind des Lagers, aufgewachsen unter Soldaten, die nur gewohnt sind, den strengen Befehlen zu gehorchen, Sohn des Hamilkar, welcher Karthago von der Plage des Söldlingskrieges und dem durch diesen drohenden Untergang gerettet hatte. — Er schiffte im neunten Jahr mit seinem Vater, nachdem dieser Afrika beruhiget hatte, nach Spanien über die Meerenge zwischen den Säulen des Herkules. Wie Hamilkar sich schon in Lybien bewiesen hatte, so zeigte er sich auch in Spanien, als ein tapferer und kluger Mann; er unterwarf in einem neunjährigen Kriege seiner Vaterstadt viele Völker, bis er sich in einer Schlacht zu weit vorwagte und in selber getödtet wurde. An Hamilkars Stelle ernannte Karthago den Hasdrubal zu seinem Feldherrn in Iberien. Dieser dachte nur darauf, die Karthaginensische Herrschaft in Spanien auszubreiten und zu befestigen, und erbaute deßhalb an vortrefflicher Stelle Neu-Karthago.

Als die Römer die Illyrischen Triumphe erfochten hatten, und die Gallier in Italien wieder eine Furcht einflößende Stellung nahmen, so bekamen die Römer Lust, selbst in Iberiens Angelegenheiten sich zu mischen, aber vorher die Gallier, die in Italien wohnten, zu bezwingen; sie schlossen daher mit Hasdrubal einen Vertrag, vermöge welchem die Karthaginenser nicht über den Ebro vordringen sollten.

Die Gallier, welche ehedem Rom geplündert hatten, vor denen bis aufs Kapitol alles zitterte, rüsteten fürchterlich, um wieder den Schrecken ihres Namens durch ganz Italien zu verbreiten; die in den fruchtbaren Gefilden der heutigen Lombardey wohnten, riefen auch die Alpenbewohner zu sich, ihnen vorstellend, welch köstliche Beute sie ehedem gemacht, und wie Italien seither wieder und für sie aufgeblüht wäre. Ganz Italien erbebte, nur die Römer ermahnten, schickten überall herum, boten alle Mannschaft auf, so daß die, welche Rom schirmen sollten, hundert funfzig tausend Mann Fußvolk und sechs tausend Reiter ausmachten. Zu den Waffen fähig aber waren (bey den Römern) siebenmal hundert tausend Mann zu Fuß und siebenzig tausend zu Pferde. Rasch, unbesonnen, fürchterlich im Anfalle, wie immer gallische Art war, drangen sie schnell bis auf drey Tage-

märsche vor Rom. Der römische Prätor, der Tyrrhenien hätte bewachen sollen, folgte ihnen im Rücken; da die Gallier dieß hörten, zogen sie sich zurück bis zum Val di Chiana*) gegen Siena, und erschlugen sechstausend Römer. Der Konsul Lucius Aemilius, welcher die Gegend am adriatischen Meere besetzt hatte, eilte nach Rom, als er vom Anmarsch der Gallier hörte. Da diese sich schon zurückgezogen hatten, folgte ihnen Aemilius auf dem Fuße nach. Die Gallier, mit Beute beladen, suchten diese zu retten, nach Hause zu ziehen und dann wieder aufs neue gegen Rom. Sie traten ihren Rückzug durch das Land der Tyrrhenier und längs der Meeresküste an. Gerade zu der Zeit kam der andere Konsul, Kajus Atilius, aus Sardinien und landete in Pisa, um nach Rom zu gehen. Hier gelandet, stieß er auf Gallier, die er gefangen nahm und durch sie erfuhr, wie nah ihm die Gallier wären, und daß ihnen der andere Konsul auf dem Fuß folgte. Atilius, obwohl überrascht, faßte sich schnell, befahl den Tribunen das Heer in Schlachtordnung zu stellen, er selbst eilte, einen nahen Hügel, der günstig lag, zuerst mit den Auserlesensten zu besetzen, an ihm mußten die Gallier vorbeyziehen. Die Gallier hatten keine Vermuthung von der Ankunft des Atilius, sondern meinten, Aemilius sey ihnen bey Nachtzeit zuvorgekommen, um den Hügel zu besetzen. Bald aber kamen sie durch Gefangene, die sie machten, ins Klare. Die Gallier stellten daher rasch ihr Fußvolk in Schlachtordnung, so, daß sie auf beyden Seiten, vorn und rückwärts, gegen den Feind gerüstet waren.

Aemilius hatte wohl die Ankunft des Atilius in Pisa erfahren, wußte aber nicht, daß er schon so nahe wäre. Da aber am genannten Hügel zwischen der Reiterey der Gallier und des Atilius sich ein Gefecht entsponnen hatte, so schloß Aemilius daraus auf das Mitwirken des Atilius in der beginnenden Schlacht. Die Gallier hatten die Gäsaten von den Alpen nebst den Insubriern dem Aemilius, dessen Angriff sie von rückwärts erwarteten, entgegen gestellt; die Taurisker und Boier, die diesseits des Padus wohnten, boten dem Atilius die Spitze. Die Wagen waren auf den Flügeln, die Beute auf den nahe gelegenen Bergen. So nun gegen vorn und rückwärts gerüstet, bot die Schlachtordnung der Gallier einen furchtbaren Anblick dar, und schickte sich gut zur gegenseitigen Unterstützung. Zuerst erhob sich der Streit am Hügel zwischen der ganzen Reiterey. Um diese Zeit geschah es, daß der Konsul Atilius, ta-

*) S. *Micali* l'Italia avanti il dominio dei Romani, t. IV. p 151. n. 1.

pfer fechtend, im Kampf erschlagen wurde, und sein Haupt ward den gallischen Königen gebracht. Die römische Reiterey schlug sich nichts desto weniger tapfer und behielt den Sieg und den Hügel. Indessen hatten sich die Fußvölker genähert, und hier zeigte sich ein Schauspiel, das alle, die es sahen, mit Staunen erfüllte. Das Treffen bestand aus drey Heeren, und es schien daher sonderbar, daß sie in eine solche Schlachtordnung gestellt waren, und auf diese Art fechten mußten. Wer kann entscheiden, ob der Stand der Gallier der gefährlichste war, weil die Feinde von beyden Seiten sie anfielen, oder ob er zum Siege das Meiste beytragen konnte? Denn sie mußten zwar gegen beyde Angriffe der Feinde sich wehren, zugleich aber hatten sie sich den Rücken gesichert, weil sie selbst hinter einander stunden. Die Hauptsache aber war, daß sie, weil sie vom Feinde eingeschlossen waren, sich nicht zurück ziehen, und mithin bey einer Niederlage sich nicht retten konnten. Dieß der Vortheil davon, daß sie von beyden Seiten dem Feinde die Stirne boten. Das nämliche machte auch den Römern Muth, weil sie den Feind in der Mitte und von allen Seiten eingeschlossen hatten. Hingegen war ihnen das Aussehen und das Getümmel des gallischen Heeres fürchterlich. Dieses hatte eine große Anzahl Trompeter bey sich. Auf einmal stimmte das ganze Heer sein Kriegslied an, und das Geschrey war furchtbar, denn nicht bloß die Trommeten und Soldaten, sondern auch die umliegenden Hügel schienen ein Kriegsgeschrey zu erheben. Der Anblick und die Bewegungen der nackten Männer (der Gäsaten), welche in jugendlicher Blüte mit ihren großen Körpern da standen, erschreckte die Römer.

Nun rückten die Soldaten mit den Wurfspießen, die sie sicher und mit Nachdruck abzuwerfen wußten, aus dem römischen Heere vor, und dadurch kamen die vordern Glieder der Gallier, die diesen Angriff nicht erwarteten, in großes Gedränge; denn die gallischen Schilde waren zu klein, um den ganzen großen nackten Mann zu decken; es fiel daher kein Wurfspieß vergebens.

Endlich, da sich die Gäsaten wegen der Nähe und der Menge der Pfeile nicht mehr vertheidigen konnten, trieb viele ihr tollkühner Muth mitten unter die Feinde, und sie stürzten sich in die Schwerter; andere wichen, und so ward die Ordnung gebrochen.

Darauf ließen die Römer ihre leichten Völker hinter die Schlachtordnung zurückgehen, und rückten mit den schwer bewaffneten Kohorten vor.

Die Insubrier, Boier und Taurisker leisteten den hartnäckigsten Widerstand. So viele auch fielen, sie verloren den Muth nicht, und nicht im Ganzen und nicht einzeln wichen sie den Römern; bis die Römer durch ihre bessern Waffen, den größeren

Schild, und das zum Stich und Hieb brauchbare Schwert, im Vortheil, die vom Hügel in die rechte Seite dem Feinde einfallenden römischen Reiter das gallische Fußvolk niederhieb und die Reiterey die Flucht ergriff.

Gegen vierzig tausend Gallier wurden in dieser Schlacht getödtet und zehntausend mit dem Könige Konkolitanus gefangen. Der andere König, Aneriostus, gab sich mit seinen nächsten Verwandten auf der Flucht den Tod.

Der Konsul Aemilius schickte die Beute nach Rom, das Geraubte gab er den Eigenthümern zurück. Er ging durch das Land der Ligurier, fiel den Boiern ins Land und kehrte dann mit Beute beladen nach Rom zurück.

Diesen Ausgang nahm der Einfall der Gallier, der ganz Italien mit der Unterjochung zu drohen schien.

Wir wollten Vorstehendes (aus dem Polybius entlehnt) etwas weitläufiger anführen, weil es uns am meisten die Nationen zu zeigen scheint, mit denen Hannibal verbunden die Römer in Italien selbst zu bekriegen beschloß.

Das nächste Jahr schickten die Römer die Konsuln Quintus Fulvius und Titus Manlius mit vielen Völkern und Kriegsmaschinen gegen die Gallier. Schlechtes Wetter und Krankheiten machten, daß sie nichts ausrichteten.

Im folgenden Jahre fielen die Konsuln Publius Furius und Kajus Flaminius wieder in Gallien ein.

Die Gallier, wuthentbrannt ob den ewigen Beunruhigungen der Römer, versuchten alles Mögliche, die Heiligthümer wurden ins Lager gebracht, daß sie immer mahnen sollten, tapfer für sie zu fechten; doch die bessern römischen Waffen und die Geschicklichkeit, sich ihrer zu bedienen, erwarben den Römern den Sieg an der Adda; die Gallier, des Krieges müde, baten unter allen Bedingungen um Frieden, den die Konsuln Markus Klaudius und Knäus Kornelius verhinderten. Die Gallier versuchten daher das Letzte, wandten sich wieder an die Gäsaten, die an der Rhone wohnten, mietheten ihrer dreyßig tausend und erwarteten die Römer. Die Konsuln kamen und belagerten Acerrae. Die Gallier Klastidium. Dieß entsetzten die Römer und nahmen Acerrae; die Gallier zogen sich nach Mediolanum, dem Hauptorte der Insubrier zurück, Knäus ihnen auf dem Fuße nach vor Mediolanum. Knäus zog sich auf Acerrae zurück um den Feind aus der Stadt zu locken; dieser kam heraus und erfocht einige Vortheile, bis die Vordersten der Römer sich wandten und die Gallier zur Flucht auf die nahe gelegenen Berge zwangen, und Mailand mit Gewalt einnahmen.

So viele Unglücksfälle machten, daß die Fürsten der Insubrier verzweifelten, und sich willig den Römern ergaben.

Die Gallier wurden bald ganz aus den Gegenden um den Padus, wenige Oerter am Fuße der Alpen ausgenommen, vertrieben.

Unterdessen blieb Hasdrubal, der Karthaginiensische Feldherr, acht Jahre in Iberien, und hatte seiner Vaterstadt durch seine Thaten und seine Leutseligkeit die wesentlichsten Dienste geleistet. Er wurde durch einen Gallier, der eine Privatbeleidigung rächen wollte, ermordet.

Karthago übergab dem Hannibal, der zwar noch sehr jung, doch voll Scharfsinn und Tapferkeit war, die Feldherrnstelle in Iberien.

Gleich nach Uebernahme des Oberbefehls verriethen alle seine Anschläge, daß er auf Krieg mit Rom sinne, und er führte dies Vorhaben bald darauf aus. Karthago und Rom wurden sich verdächtig, die Irrungen wurden häufig. Karthago dachte nur den Verlust in Sizilien zu ersetzen, und Rom war mißtrauisch auf alles. Dieß die Vorzeichen eines nahenden Krieges.

Für die erste Ursache des zweyten punischen Krieges ist Hamilkars Haß gegen Rom anzusehen. Wären nicht Unruhen im Innern gewesen, der Krieg wäre früher ausgebrochen.

Die zweyte und vorzüglichste Ursache aber war die Abtretung Sardiniens und der versprochne Tribut von 1200 Talenten. So gesellte sich der Haß des Volkes, der vorzüglich aus den verringerten Einkünften und der größern Bezahlung entstand, zum persönlichen Unwillen Hamilkars. Dieser war in Iberien glücklich, und dieses Glück ist als die dritte Ursache des zweyten punischen Krieges anzusehen; weil die Karthaginenser hofften, dieses Glück werde sie auch in Italien begleiten.

Der Schwur, den Hannibal nach seiner eigenen Erzählung schon im neunten Jahr seinem Vater leistete, die Römer ewig zu hassen, schildert uns die moralische Lage beyder Personen. »Ich war neun Jahr,« sagte Hannibal zum Antiochus, »als mein Vater mit dem Heere nach Iberien übersetzte. Als mein Vater dem Jupiter opferte, stand ich beym Altare. Das Opfer war vollbracht, die Ceremonien vorbey; da ließ mein Vater die andern sich entfernen, mich aber rief er und fragte mich liebkosend, ob ich ihn auf dem Kriegszuge begleiten wollte? Mit Freude bejahte ich es, und bat ihn noch darum. Darauf führte er mich zum Altar, hieß mich das Opfer berühren, und dabey den Römern ewige Feindschaft schwören.«

Der als Knabe diesen Schwur geleistet, bekam bald unter

den Augen seines Vaters vielfältig Gelegenheit sich außerordentlich hervorzuthun.

Hasdrubal fand keine Gelegenheit, den Haß der Punier den Römern fühlen zu lassen; was aber mittelbar eben so viel war, er versäumte keinen Augenblick, die Karthagische Macht in Iberien fest zu gründen.

Karthago fühlte zusehr den Verlust Siziliens, Sardiniens und die Versendung der großen Geldsumme, um nicht begierig auf alles zu horchen, was sie von diesen Nachtheilen befreyen konnte.

Hasdrubal starb; Karthago, aufmerksam auf die Stimme des Heeres, wem dieses den Oberbefehl zudenke, wählte Hannibal.

Kaum war Hannibal Feldherr, so unterwarf er die Alkaden; dann die Vakkaeer; Helmantika und Arbuvala nahm er nach langwieriger Belagerung mit Sturm. Ganz Spanien bis Sagunt war bezwungen. Hier in diesem durchschnittenen Terrain lernte Hannibal den kleinen und großen Krieg, und übte vielfältig seine überlegene Gegenwart des Geistes. Alles war zum Kriege gegen Rom bereit, nur fehlte dem jungen, ehrgeizigen, stürmischen, glücklichen Feldherrn noch der Vorwand dazu. Dieser fand sich bald. Sagunt, für sich in Furcht, schickte Botschaft auf Botschaft nach Rom, um zur Hülfe zu mahnen; es käme nun die Reihe an ihre Unterjochung.

Roms Gesandte kamen endlich nach Neu-Karthago. Hier fanden sie den jungen Feldherrn von seinen Siegen in die Winterquartiere kehrend. Er hörte sie an und antwortete auf ihre Ermahnungen, daß er Sagunt nicht berühren möge, weil die Stadt unter dem Schutze der Römer stehe. — »Es sey von jeher den Karthaginensern eigen, die Rächer des Unrechts zu seyn; bey einem in Sagunt entstandenen Aufruhr hätten die Römer einige Saguntiner unrechtmäßig getödtet.«

Zugleich schickte Hannibal nach Karthago, um anzufragen, was zu thun sey, denn einige Saguntiner hätten Karthaginiensische Bundesgenossen beleidiget.

Hannibal war hier im Fall von manchen klugen, aber eitel ehrgeizigen Männern, die eine andere Ursache suchen, als die klar vor ihren Augen liegt. Hätte Hannibal die Zurückgabe von Sizilien und Sardinien, und die Nachlassung des Tributs gefordert und die Römer hätten nicht eingewilliget, so hätte er dem Kriege den Schein eines gerechten gegeben; durch obige erdichtete Ursache aber kam dieser allen ungerecht vor.

Die römischen Gesandten überzeugten sich nun von der Un-

vermeidlichkeit des Krieges, schifften jedoch nach Karthago um auch da noch zuvor die friedlichen Wege zu versuchen.

Der römische Senat dachte nicht an die Möglichkeit in Italien selbst kriegen zu müssen, er verlegte in seinen Gedanken den Krieg nach Iberien.

Doch Hannibal, den Werth der Zeit berechnend, führte sein Heer schnell aus Neu-Karthago vor Sagunt, im ersten Jahre der hundert vierzigsten Olympiade, daher vor Christi Geburt 219.

So heftig Hannibal der Stadt zusetzte, sich überall als trefflichen Soldaten und Feldherrn bewies, so sehr ihm daran gelegen war, sie schnell zu nehmen, um dadurch den Römern jede Möglichkeit zu benehmen, den Krieg nach Iberien zu verlegen; so sehr er wünschte, dadurch den Schrecken seines Namens überall zu verbreiten, so konnte er Sagunt doch nur nach acht Monaten erstürmen.

Hannibal's Charakter wird vom Livius folgender Maßen geschildert:

»Sobald Hannibal nach Spanien geschickt wurde*), ward gleich das ganze Heer bey seiner Ankunft auf ihn aufmerksam. Die alten Soldaten glaubten, Hamilkar in seiner Jugend zu sehen; dieselbe Kraft seines Antlitzes, dasselbe Feuer seiner Augen, dieß war seine Haltung und seine Züge. Bald aber bewirkte er, daß sein Vater, um ihn beliebt zu machen, nur wenig mehr beytrug. Nie gab es einen Geist, der eben so zu den verschiedensten Dingen, zum Gehorchen und Befehlen, geschickt war; daher es schwer ist zu entscheiden, ob er dem Feldherrn oder dem Heere angenehmer war: ob Hasdrubal lieber jemand andern schickte, wenn es etwas tapferes und kluges auszuführen gab, oder das Heer unter einem andern Führer mehr Zutrauen hatte und wagte. Kühn war er, um Gefahren aufzusuchen, voll kalten Blutes und Umsicht in der Gefahr: durch keine Anstrengung konnte sein Körper ermüdet oder sein Geist besiegt werden. Gleich leicht ertrug er Hitze und Kälte; an Speise und Trank stillte er nur das Bedürfniß, nie die Lust; zum Wachen und Schlafen unterschied er nicht, ob Tag- oder Nachtzeit war. Was von Thaten übrig blieb, war der Ruhe gegönnt, und diese nicht durch ein weiches Lager oder Stillschweigen herbeygelockt. Viele haben ihn in einen einfachen Soldaten-Mantel gehüllt bey den Wachen und

*) Es ist von mehreren Kommentatoren schon der Mangel an Genauigkeit bey Livius an dieser Stelle bemerkt worden. Denn nach dieser Erzählung schien Hannibal erst jetzt nach Spanien geschickt worden zu seyn; da doch Polybius und Livius selbst oft das Gegentheil sagen.

Posten liegen gesehen. An Kleidung unterschied er sich nicht, wohl aber an Waffen und Pferden. Er war bey weitem der beste Reiter und Fußgeher, und war der Erste im Treffen, und der Letzte aus demselben.«

»Solchen Tugenden dieses Mannes glichen auch seine ungeheuren Laster: eine unmenschliche Grausamkeit, mehr als punische Treulosigkeit; nichts war ihm wahr, nichts heilig; keine Gottesfurcht, kein Eidschwur, keine Religion galt ihm. Mit dieser Anlage zu Tugenden und Lastern diente er drey Jahre unter Hasdrubals Befehlen, und unterließ nichts, was Hoffnung gab, daß er einst ein vortrefflicher Feldherr seyn werde«*).

Gegen die Vorwürfe der Grausamkeit und des Geizes sucht ihn Polybius zu rechtfertigen, und ertheilt ihm im Grunde ein größeres Lob, als das rhetorische des Livius.

Hannibal leitete alle Völker selbst gegen Rom, und er hatte an allem Theil, was in Karthago und Rom vorging. Nicht in Italien allein war er Feldherr, er leitete alle Angelegenheiten in Spanien, in Sicilien, in Griechenland und Illyrien; mit dem mazedonischen Philipp ging er, um die Römer zu schrecken, Bündnisse ein; daß er sich leider dabey grausamer und geiziger Leute, wie eines Hannibal (Monomachus genannt) und des Mago bedienen mußte, kommt nur zum Theil auf seine Rechnung; vorsichtig war Hannibal im größten Maße, so daß er den Feind oft täuschte, selbst aber nie getäuscht worden ist. Im 11. Buche, 19. Kapitel sagt Polybius: »Wer sollte nicht dem Hannibal die größten Lobsprüche wegen seiner Feldherrentalente, seiner Tapferkeit, seiner taktischen Kenntnisse ertheilen, wenn man genau und aufmerksam die lange Zeit überdenkt und in Erwägung zieht, wie oft er Hauptschlachten geliefert, wie unzählige kleinere Treffen er geschlagen, wie viel Städte er eingenommen, an wie viel Staatsveränderungen er Antheil genommen, und den Wechsel der Zeiten erfahren; wenn man endlich die ganze Summe seiner Plane und Thaten überlegt; daß er in Italien mit den Römern sich durch sechzehn Jahre immer herumgeschlagen, immer sein Heer auf den Beinen gehabt habe, ohne es je zu verabschieden; sondern daß er eine so große Menge Soldaten wie ein guter Führer immer dergestalt in Gehorsam hielt, daß nie eine Art Aufruhr weder unter ihnen selbst, noch gegen den Feldherrn entstand. Seine Heere aber waren nicht nur nicht aus Männern Eines Volkes, sondern, um so zu reden, nicht einmal Einer Erde zusammengesetzt. Denn sie bestanden aus Afrikanern, Spaniern, Li-

*) Lib. XXI. c. 4.

guriern, Galliern, Puniern, Italiern, Griechen; die nicht Gesetz, nicht Sitte, nicht Sprache oder irgend ein Naturgesetz verband. Und doch brachte es der Geist des Feldherrn dahin, daß so viele und so verschiedene Völker dem Befehle Eines Mannes folgten, und mit Einem Sinne gehorchten; obschon sie nicht immer gleiches Schicksal begünstigte: denn obschon sie fast immer sehr glücklich waren, so waren sie doch oft auch das Gegentheil. Wenn daher jemand dieß alles bedenket, so wird er darin eines der größten Verdienste Hannibals finden, und ohne Zweifel sagen: hätte Hannibal in andern Gegenden begonnen, und zuletzt die Römer angegriffen, so hätte er kaum etwas unternommen, was er nicht ausgeführt hätte. So aber, weil er mit denen angefangen, mit welchen er hätte enden sollen, so endigten seine großen Thaten da, wo sie den Anfang genommen hatten.«

Eine allgemeine Charakteristik Hannibal's schien uns nöthig, um den Mann genauer zu kennen, den wir auf seinem Wege voll Hindernisse begleiten wollen; und weil uns der Charakter des Mannes immer mehr Aufklärung geben wird, als Angaben, die obschon deutlich, doch immer, besorgen wir, angefochten werden dürften.

Ehe wir nun jenem auf dem Wege folgen, der ihn bey den Alten schon mit einer fast überirdischen Glorie umgab, der bey den Neuern mit den größten Widersprüchen angegeben wird; und der in den neuesten Zeiten wieder auf verschiedene Weise aufgesucht wird, wie wir in der Zergliederung der genannten Schriften zu zeigen Gelegenheit finden werden; glauben wir einem wahrscheinlichen Einwande begegnen zu müssen. Manche könnten sagen: Es ist uns sehr gleichgültig, ob und wo Hannibal über die Alpen gegangen sey. Denen unterfangen wir uns zu antworten: daß ein kühnes wohlberechnetes Unternehmen uns keineswegs deßhalb weniger merkwürdig scheint, weil es Jahrtausende von uns trennen, und wir möchten entgegnen, ob der, welchem die Geschichte überhaupt, der Spiegel der menschlichen Schicksale, ein lebendiges Interesse einflößt, die rein menschlichen Interessen nicht so aufzufassen habe, daß alles, was Großes, Schönes, Gutes, oder auch nur ausgezeichnet Kühnes je geschehen sey, so wie dessen Schattenseite ihn berühre, obschon er nicht gerade heute davon Nutzen oder Schaden ziehet? Dann dünkt uns ferner, daß von bedeutenderen Männern alles Wesentlichere immer Aufmerksamkeit erregen kann.

Auch scheint es uns nicht ohne Reiz, eine Frage aufzunehmen, die Polybius entschieden, obschon nicht mit der unverkennbaren Deutlichkeit, mit der ein genauer Geschichtschreiber

unserer Tage, da wir so viele Namen und Bestimmungen haben, eine so bewundernswerthe Unternehmung beschreiben könnte.

Wir müssen auch noch vorläufig über folgende Punkte ins Reine kommen.

Bey einer historischen Aufgabe muß man zunächst dabey stehen bleiben, ob das Faktum, das ein Geschichtschreiber überliefert, nach den uns bekannten Thatsachen möglich scheint; hat dieses keine Widersprüche in sich, so müssen wir uns um den historischen Führer umsehen; ist der gefunden und ein glaubwürdiger Mann, der im Stande war, uns die Wahrheit in ihrem ganzen Umfange sagen zu können und sagen zu dürfen: so erübriget nur, daß wir mit größter Unbefangenheit uns an den buchstäblichen Sinn seiner Angaben halten, um die Wahrheit so zu finden, wie es nur möglich ist.

Bey der vorliegenden Aufgabe handelt es sich wohl um eine Erstaunen erregende Thatsache: Hannibal's Marsch über die Alpen; doch dieser Marsch hatte Statt, so gut als irgend ein Feldzug in der Geschichte: er war daher nicht nur möglich, sondern geschah; wir haben hierüber einen Geschichtschreiber, der die Wahrheit im ganzen Umfange sagen konnte und durfte; es handelt sich daher nur darum, der alten buchstäblichen und den ganzen Sinn angebenden Beschreibung des großen Geschichtschreibers eine solche Auslegung zu geben, daß wir unsere Ortsbenennungen mit größtmöglicher Wahrscheinlichkeit den alten substituiren können.

Der Geschichtschreiber, an den wir uns hier im Widersprechungsfalle mit Ausschlusse eines jeden andern mit den Schriften 1 und 2, zum Führer nehmen, ist Polybius.

Polybius war zu Megalopolis in Griechenland in der hundert vier oder Anfangs der fünf und vierzigsten Olympiade, also von Erbauung Roms 550—556 geboren, also wenige Jahre nach Hannibal's Tode.

Wie Aristides dem Klisthenes, Cimon dem Aristides, Phocion dem Chabrias, Cato dem Fabius Maximus, Pompejus dem Sulla, also folgte Polybius dem Philipömen in allem nach und nahm ihn zum Muster *). Bey der Leichenfeyer des Philipömen trug Polybius die Aschenurnen. J. R. 572.

Ueber die Dienste, die Polybius seinem Vaterlande erwarb, ist nur Eine Stimme; deßhalb wurden ihm zu Megalopolis, Tegea, Pallantium, Mantinea Statuen mit Inschriften errichtet; die auf dem Piedestal seiner Statue zu Akacesium in Arkadien hieß: »Hätte Griechenland in allem

*) *Plutarch.* An sociis gerenda sit Respubl. p. 790 etc.

dem Rathe des Polybius gefolget, so hätte es gleich Anfangs sein Unglück vermieden; nachdem es aber gefehlt hatte, so verdankt es ihm allein seine Rettung«[1]).

Polybius verband Geist, ungemeine Belesenheit, Erfahrung im politischen und militärischen Leben; er hatte Reisen gemacht, wie zu seiner Zeit Wenige.

Im J. R. 588 ward er nach Rom gerufen, und 589 fängt seine edle Freundschaft mit dem achtzehnjährigen Scipio an.

Die Achäischen Geißeln, von denen Polybius einer war, wurden im J. R. 604 freygelassen. Vom J. R. 607 und 608 war Polybius bey der Eroberung von Karthago mit Scipio gegenwärtig. Nach der Eroberung Karthago's eilte Polybius nach Griechenland und erwarb sich um jede Stadt die größten Verdienste; dann scheint er sein Werk beendet zu haben, im J. R. 611 nach Aegypten gereiset zu seyn, und 620 den Scipio nach Spanien begleitet zu haben, und verschied ungefähr 634 im zwey und achtzigsten Jahre seines Alters.

Wenige Schriftsteller des Alterthums und der neuen Zeit haben so vieles und nach den Zeugnissen auch der Alten so Gutes geschrieben. *Cicero* de officiis lib. III. c. 32. *Polybius*, bonus auctor in primis.

Nicht durchaus gleiches gutes Urtheil könnten wir von einem andern berühmten Geschichtschreiber, Livius, fällen.

Statt unserer eigenen Parallele zwischen Polyb und Livius wird Jedermann gerne die Gibbons hören:

»Niemand bewundert mehr als ich das historische Verdienst des Livius; den majestätischen Fluß seiner Erzählung, in welcher die Ereignisse mit Schnelligkeit auf einander folgen, und doch ohne Uebereilung und Verwirrung; die beständige Schönheit und Kraft seines Styls, welcher die Leser aus ihren Zimmern auf den Schauplatz der Handlung versetzt. Aber wir haben es hier nicht mit dem Redner, sondern mit dem Zeugnißgeber zu thun. Unter diesem Gesichtspunkte erscheint Livius nur als ein Gelehrter, mit dem Staube seiner Büchersammlung bedeckt, wenig mit der Kriegskunst bekannt, sorglos in Bezug auf die Geographie, und welcher zweyhundert Jahre nach dem Zuge Hannibal's lebte.«

»In dem Ganzen der Erzählung sehen wir eher ein romantisches Gemälde, der Einbildungskraft zu gefallen, als eine treue und gedachte Schilderung, die dem Verstande genügen könnte. Der Gott[2]), der dem karthaginensischen Feldherrn erscheint, die Berge[3]) die nur ihm allein zugänglich sind, der Essig, mit dem er die Felsen sprengt, sind Fabeln, die Livius ohne Kritik und

[1]) *Pausanias* Arcad. lib. VIII. c. 37. [2]) *Livius* lib. XXI. c. 22.
[3]) l. 1. c. 37.

Untersuchung erzählt. Wir glauben den Homer zu lesen, wenn er die Thaten des Achilles beschreibt. Im Polybius dagegen begegnen wir nur ungeschmückter Einfachheit und vollem Verstand. Die Richtigkeit seines Denkens, die in diesem Zeitalter und Lande selten war, vereint mit der Nüchternheit seiner Einbildungskraft, die noch seltener ist, mochten ihm der Wahrheit die er vollkommen erkannte, den Vorzug geben vor einem Schmuck, den er vielleicht mehr geneigt war zu verachten, weil er selbst fühlte, er könne ihn nicht erreichen. Er hat die Länder zwischen dem Po und Ebro mit seinen Augen aufmerksam und sorgfältig untersucht, als er die kostbaren Ueberlieferungen sammelte, die ein Zeitraum von sechzig Jahren nicht vertilgen konnte; da konnte er sich mit einigen alten Männern vom Lande unterhalten, die in ihrer Jugend entweder Hannibals Einfall Widerstand geleistet hatten, oder seinen Fahnen gefolgt waren. Er unternahm seine Reise dahin mit dem ausdrücklichen Vorhaben, sich im Lande selbst zu unterrichten, und statt der Fabeln, die damals schon allenthalben verbreitet waren, eine getreue und erwiesene Geschichte über den berühmten Zug des Karthagers zu schreiben. Das Werk, was wir noch besitzen, ist die Frucht davon. Um die Vergleichung zu beendigen, muß ich noch hinzufügen, daß die Erzählung des Livius nicht mit sich selbst und noch viel weniger mit der des Polybius übereinstimmt. Seine Undeutlichkeiten und Widersprüche verwirren den geschicktesten Geographen, während die Erzählung des Polybius klar und wohl zusammenhängend ist.«

Wir werden also recht thun, den Polybius überall als den hauptsächlichsten Führer zu betrachten.

In der Vorrede des Werkes 1, sagt Hr. De Luc, daß er im Jahre 1795 in London den General Melville gesprochen habe, der im Jahre 1775 entdeckt haben will, daß Hannibal seinen berühmten Zug über den kleinen Bernhard gemacht habe. Der General untersuchte an Ort und Stelle, den Polybius in der Hand, die Beschreibung, und forderte Hrn. De Luc auf, alle Dokumente und seine Untersuchungen der gelehrten Welt mitzutheilen.

Die 67. Nr. des Monthly repertory of English literature für Oktober 1812 fiel Hrn. De Luc in die Hände; in demselben hieß es unter andern vom General Melville:

»Sich auf das Ansehen des Polybius stützend und von den Grundsätzen der Kriegführung (raison de guerre) geleitet, entwarf er die Straße, die Hannibal einschlug, um nach Italien zu kommen, von dem Orte an, wo dieser über die Rhone ging, wahrscheinlich in der Nähe von Roquemaure,

aufwärts gehend am linken Ufer dieses Flusses, bis ohngefähr Vienne, quer durch die Dauphiné bis zum Eingange in die Berge, in der Nachbarschaft des Dorfes Echelles, um nach Chambery zu gelangen, und von da über den kleinen St. Bernhard, um in das Aosta-Thal hinabzusteigen.«

»Dieser Straße, die so sehr durch die Ausleger der berühmtesten Geschichtschreiber und Alterthumsforscher vernachläßigt worden, obschon sie die natürlichste ist, folgend, fand der General Melville, daß die Beschaffenheit des Landes, die Entfernungen, der Lauf der Flüsse, die Lage der Felsen und Berge sehr genau mit den Umständen übereinstimmten, die Polybius anführt. Er fand selbst das Leucopetron, diese bekannte Crux criticorum, das noch an der Stelle ist, wie es Polybius beschreibt, und noch immer unter der Benennung des weißen Felsen bekannt ist.«

Diese Notiz rief ihm sein Versprechen desto mehr ins Gedächtniß zurück, und er schritt ans vorliegende Werk.

In der Einleitung gibt De Luc seine Gründe an, warum er dem Polybius allein folgen zu müssen glaubt. Aus der Einleitung erhellt noch, daß De Luc die beste Ausgabe des Polybius, die Schweighäuserische nicht kannte und nicht benützte (später nennt er sie doch); daß er sich sehr an die Uebersetzung ins Lateinische des Casaubon und an die ins Französische des Dom Vincent Thuillier hielt, nach der bekanntlich der Ritter Folard*) seinen Kommentar schrieb, und hiedurch in manchen Irrthum geführt wurde. (Daß daher die deutsche Uebersetzung dieses Dom Thuillerischen und Folardschen Polyb von dem Urtexte oder einer guten Uebersetzung sonderbar absticht, ist kein Wunder!)

De Luc scheint uns einen Fehlschluß zu machen, wenn er zwar sagt, er baue allein auf die Erzählung des Polyb, aber dann hinzusetzt p. 9. »Il falloit auparavant chercher dans les géographies anciennes, les passages les plus anciennement connus, ceux en particulier qui devinrent des voies romaines etc.; welchen ältern Geographen, besonders in diesen Gegenden, haben wir denn als Polyb? Also nur nach ihm, nur nach dem Sinne, den er angibt, in so ferne dieser doch mit der Natur verträglich ist, darf der Weg aufgesucht werden; daher halten wir dafür, war der Auszug aus der Histoire des grands chemins de l'Empire romain, par *Nicolas Bergier*, Edit. de *Bruxelles* 1728, so interessant dieser an und für sich auch ist,

*) Histoire de *Polybe*, avec un commentaire par *Folard* etc. *Amsterdam* 1743. in 4. 7 Bde.

nicht nothwendig. Es ist freylich anlockend, von einem so außerordentlichen Werke zu reden, als die Straßen waren, die, wie die Wege in Rom gepflastert, den ungeheuren Koloß des römischen Reichs nach allen Richtungen durchschnitten, und von Rom ausgehend, den Norden von Europa mit Afrika, mit dem Euphrat und Groß-Asien verbanden.

Selbst scheint Hr. De Luc sich zu verbessern, indem er sagt, daß die Kaiser August und Trajan, nebst den andern Herrschern, die meisten Straßen erst gebahnt haben, und diese zur Zeit der Republik noch nicht bestanden. Welcher folgerechte Schluß ist zu ziehen von Wegen, die um mehrere hundert Jahre später gebaut worden, auf ein Ereigniß, das freylich damals die Welt in Staunen setzte, über welches aber die Schriftsteller schon uneinig waren?

Eben so wenig als von den Straßen selbst kann ein sicherer Schluß von den Andeutungen und Maßen der Straßen, von dem Itinerarium Antoninianum und der sogenannten Charta Peutingeriana gezogen werden. Denn als Wegweiser eines so späten Ursprungs können sie uns nicht über ein Faktum aufklären, was früher schon bestritten worden war. Wer die Peutingersche Karte kennt, wird sich freylich wohl über die Art verwundern, mit welcher der stolze Römer den größten Theil der damals bekannten Welt ausmaß, auf Berge, Flüsse, selbst Meere wenige oder keine Rücksicht nahm. Die Maße der Entfernungen sind häufig richtig, doch nicht immer.

De Luc scheint Strabo nicht selbst nachgelesen zu haben, sonst hätte ihm dessen Zusatz auffallen müssen; er sagt nämlich, *Strabo Geogr.* lib. IV. p. 209. Edit. *Amsterd.* 1707 *):

»Er (Polybius) nennt nur vier Wege, durch die Ligurier am nächsten dem Tyrrhenischen Meere; dann durch die Tauriner, den Hannibal ging; hernach durch die Salasser, und der vierte durch die Rhätier.«

Und damit sucht auch sein Gegner (3) ihn zu widerlegen und nach seiner Ansicht, S. 87, ist ihm daher der Weg außer Zweifel. Der englische Schriftsteller, welcher der Meinung De Luc's beypflichtet, scheint dieser gefährlichen Klippe glücklich auszuweichen, indem er schon mit Cluver, ohne ihn jedoch zu nennen, sagt, S. 19: »Es scheint uns mit Bezug auf die Stelle in Strabo nicht thunlich zu behaupten, sie enthalte die bestimmte Aussage, Hannibal habe den zweyten Weg eingeschlagen, *εἶτα τὴν διὰ Ταυρίνων, ἣν Ἀννίβας διῆλθεν*, und sie ist deßhalb gegen die hier vertheidigte Meinung angeführt worden. Aber wenn wir bewei-

*) »Τέτταρας δὲ ὑπερβάσεις ὀνομάζει μόνον· διὰ Λιγύων μὲν τὴν ἔγγιστα τῷ Τυῤῥηνικῷ πελάγει· εἶτα τὴν δία Ταυρίνων, ἣν Ἀννίβας διῆλθεν· εἶτα τὴν δια Σαλασσῶν· τετάρτη δε δια των Ραιτῶν.«

sen, daß nach Polybius Hannibal einen andern Weg nahm, so folgt daraus, daß diese Worte dem Strabo angehören, und nicht dem Polybius. Strabo, der in der Zeit des Livius lebte, hat gewiß auch die Meinung dieses Geschichtschreibers angenommen.«

Nach De Luc's Meinung kann hier nur vom zweyten und dritten Wege die Rede seyn.

Der zweyte führte von Mayland durch Turin, Suze, Oulx, Cesana, den Genevre, Brianzon, an der Durance nach Embrun, dann Gap, Tallard, Sisteron und endlich Arles. Dieß der Weg, den der General Frederic Guillaume (de Vaudoncourt) in seinem schönen Werke *) den Hannibal ungefähr gehen läßt. Der General führt ihn nämlich auf der zweyten Karte, tom. I. p. 59: die Rhone aufwärts bis Valence, von Valence zurück nach Chabreuil, Aoste, Sarlians, Die, Luc, Valdrome, Serre, Upaix, Tallard, Chorges, Embrun, Réonier, Argentière, Briançon, Berg Genevre, Sezane, Col von Sestrières, oberhalb Valbotet, den Col Fenêtre und bey Fenestrelle, was nach des Generals Rechnung nur einen Rasttag zu Chorges und drey Tage Aufenthalt zu Fenestrelle, bey Tallard den Eingang der Alpen bestimmend, fünf und zwanzig Tage ausmacht, den Zeitraum von Polybius und Livius dazu eingeräumt.

Es gehört wirklich einiger Muth dazu, um zu finden und auszusprechen, daß so schöne Kenntnisse einen solchen Irrweg gegangen seyen; daß der General Völker in Schlachtordnungen überwinden läßt, die der alte Held vielleicht nicht kannte, und an Orten, die er vermuthlich nicht berührte. De Luc gibt zu, daß Livius bey seiner Erzählung des Marsches diese Straße im Auge gehabt habe. Daß aber Guillaume ihn auf seiner zweyten Karte herzustellen gesucht habe, gibt De Luc nicht an, obschon er es hätte wissen können.

Die dritte Straße ging von Mayland durch Novarra, Vercelli, Yvrea, Aosta (also das Land der Salasser), über die griechische Alpe oder den kleinen St. Bernhard, an dem rechten Isere-Ufer fort nach Montmeillan, Chambery, Yenne, Bourgoin, Vienne.

Es war Kaiser Augustus, der zuerst an dieser Straße bauen ließ, so wie auch an der über den großen Bernhard.

Doch erzählt Strabo (lib. IV. p. 205 Amsterd. Ed.)

*) Histoire des Campagnes d'*Annibal* en *Italie* pendant la deuxième guerre punique etc. par *Frédéric Guillaume*, Général de Brigade, à *Milan*, 1812. 3 Bände, 4. mit Planen und Karten.

daß sich die zwey Straßen bey Augusta Prätoria (Aosta) trennten, die eine über die Penninischen Alpen sey jedoch den Lastthieren unzugänglich, die andere über die griechische Alpe breiter und fahrbarer. Der Weg jedoch über letztere sey länger, d. h. nach De Luc's Auslegung der Weg über die Alpe selbst sey länger, nicht der bis zum Vereinigungs-Punkte — Lyon.

Es erübriget noch, sagt Hr. De Luc S. 23, vom Mont-Cenis zu sprechen. Ueber den führte keine römische Straße. Daher kann De Luc, seinem Grundsatze gemäß, auch den Hannibal nicht darüber gehen lassen, was doch auch mehrere, mitunter sehr berühmte Antiquare gethan haben. Z. B. Millin *):

»Auch der aber, für welchen die großen Ereignisse und die erhabenen Lehren der Geschichte mehr Anziehendes haben, als die Schauspiele der Natur, kann den Mont-Cenis zum Gegenstand seiner Betrachtungen wählen. Dieser mächtige Fels erscheint als eine ungeheure Scheidewand, die die Natur zwischen Gallien und Italien stellte. Die Meinungen über den Marsch des Hannibal durch das Land der Allobroger und über den Ort, an welchem er die Alpen überschritt, sind getheilt. Einige muthmaßen, er sey über die Penninischen, andere über die Graischen, wieder andere endlich, er sey über die Cottischen Alpen gegangen. So viel scheint ausgemacht, daß Hannibal seine Armee in dem Delta oder dem dreyeckigen Lande zwischen dem Zusammenflusse der Rhone und Isere habe ausruhen lassen. Die Entfernungen, die die Itinerarien geben, mit den Tagemärschen verglichen, müssen glauben machen, er folgte, wie dieß heute geschieht, dem Laufe der Ark, und er sey über den Mont-Cenis gegangen.«

»Obschon kein Itinerarium eine Militär-Straße über diesen Berg angibt, so ist es doch wahrscheinlich, daß ihn die römischen Generale mehrmalen übersetzt haben. Man behauptet, jedoch ohne Beweise, Marius und Pompejus seyen mit ihren Soldaten darüber gegangen. Pipin, um den Lombarden-König Aistulph zu bekriegen und dem Papst Stephan III. beyzustehen, führte sein Heer über den Mont-Cenis. Karl der Große that dieß mehrmalen, man findet seinen Namen zum ersten Male in den Geschichten dieses Fürsten« u. s. w.

Des Mont-Cenis geschah im Alterthume bis Karl den Großen nicht Erwähnung.

Den Mont-Genevre scheint Julius Cäsar mit seinem Heere überstiegen zu haben (bell. gall. lib. I., c. 11.) qua pro-

---

*) Voyage en *Savoie*, en *Piémont*, à *Nice* et à *Gènes*. *Paris* 1816, tom. I, p. 96.

ximum iter in ulteriorem Galliam per alpes erat, cum his quinque legionibus ire contendit. Ibi Centrones et Garoceli et Caturiges, locis superioribus occupatis, itinere exercitum prohibere conantur. Compluribus his praeliis pulsis, ab *Ocelo* (in der Nähe von Fenestrelles dem Genêvre zu) quod est citerioris provinciae extremum in fines Vocontiorum ulterioris provinciae die septimo pervenit: inde in Allobrogum fines.«

»Wo man zunächst in das jenseitige Gallien über die Alpen geht, da setzte er mit den fünf Legionen hinüber. Hier versuchten die Centrones, Garoceli und Caturiger, weil sie die Höhen besetzt hielten, dem Heere den Weg zu versperren. Er schlug sie in mehreren Schlachten, und kam von Ocelum, zu äußerst in der diesseitigen Provinz, an die Gränzen der Vocontier, und von da an die der Allobroger.«

Die Meinung, Hannibal sey über den Mont-Cénis gegangen, wird auch einem Manne zugeschrieben, der wohl der bedeutendste aus allen wäre, wenn es gewiß wäre, daß er sie selbst hatte, und daß er nach den Quellen gearbeitet habe. Beydes ist vielleicht zu bezweifeln. Im zweyten Theile der Memoires, die der General Montholon [1]) über Nap. Buonaparte herausgab, heißt es S. 151: »Hannibal hatte nie den Plan, die Alpen von rückwärts zu übergehen auf einem seinem Feinde unvorhergesehenen Punkte; er ging gerade aus, überstieg die Cottischen Alpen und ging nach Turin hinab. Hannibal,« fährt S. 156 der General fort, »hielt sich, nachdem er die Pyrenäen überstiegen hatte, in Collioure auf, durchzog das untere Languedoc unweit des Meeres, und ging über die Rhone oberhalb der Mündung der Durance und unterhalb der der Ardèche. — — er ging unterhalb der Ardèche, weil da die Bergkette anfängt, die fast senkrecht das rechte Rhone-Ufer bis Lyon beherrscht, während das Thal auf dem linken Ufer mehrere Lieues breit ist; es erstreckt sich bis an den Fuß der Alpen [2]).

»Er ist wahrscheinlich in der Nähe von Orange oder vier und zwanzig Lieues vom Ausflusse der Rhone über selbe gegangen; er nahm die gerade Linie von Orange nach Turin. Am vierten Marsch-Tage befand er sich am Zusammenflusse der

[1]) Mémoires pour servir à l'histoire de *France*, sous *Napoléon*, écrits à *St. Hélène*, par les généraux, qui ont partagé sa captivité, et publiés sur les manuscrits entièrement corrigés de la main de *Napoléon*. T. 2d, écrit par le général Comte de *Montholon*. *Paris* 1823.

[2]) Deßhalb hatte Hannibal nach unserer Muthmaßung keine Ursache es zu verlassen.

Isere mit der Rhone oberhalb Valence, oder der Drac mit der Isere bey Grenoble. Diese zwey Punkte stimmen sowohl mit Livius als Polybius überein; die Straße von Spanien nach Italien, die über die Rhone bey Pont St. Esprit, über die Alpen bey dem Berge Genèvre führt, und die Napoleon bauen ließ, ist die kürzeste Verbindung zwischen den beyden Halbinseln, sie geht durch Grenoble.«

»S. 161. Hannibal am Zusammenflusse der Rhone und Isere oder zu Grenoble angekommen, beendigte die Streitigkeiten, die zwischen zwey Brüdern um die Oberherrschaft Statt hatten; ging sechs Tage weiter und kam nach der ersten Voraussetzung in Montmélian an, wo er über die Isere ging (eine Entfernung von sechs und dreyßig Lieues), setzte seinen Weg in unebenen Ländern fort, und in neun Tagen legte er den Weg von vierzig Meilen zurück, der Montmélian vom Fuße des Mont-Cénis gegen Suse scheidet. Oder wenn er von Grenoble aufbrach, so verwendete er die sechs Tage acht und zwanzig Lieues von Grenoble bis zu St. Jean de Maurienne zu machen; von wo er hernach neun brauchte, um dreyßig Lieues von St. Jean de Maurienne bis Suse zu kommen [1]. Zwey und zwanzig Tage nach seinem Aufbruche von der Rhone kam er in Italien an, und warf sich auf Turin, das sich weigerte, die Thore zu öffnen, er nahm und zerstörte es; von da ging er nach Mayland, der Hauptstadt der Insubrier, die seine Verbündeten waren« [2]).

S. 162. »Der Marsch des Hannibal von Collioure an bis Turin war ganz einfach, es war der eines Reisenden: er nahm die kürzeste Straße [3]). Was die Beschwerlichkeit des Alpenweges angeht, so war sie übertrieben; es gab gar keine, höchstens konnten ihm die Elephanten einige Hindernisse verursachen.«

Und doch hatte Hannibal fast nur der Beschwerden willen von sechs und vierzig tausend Mann zwanzig tausend verloren! Welch ungeheurer Verlust in nicht ganz einem Monat, und ohne andere bedeutende Ursache als des Weges willen! Konnte dieß sich ereignen nach der eben gelesenen Erzählung? Der Vorwurf der Uebertreibung kann aber einem so besonnenen Schriftsteller,

---

[1]) Vom Eintritt in die Alpen bis zur Spitze brauchte Hannibal neun Tage. Daher stimmt dieß nicht überein mit dem, was Polyb im III. B. 53. Kap. vorbringt.

[2]) Anders und gerade das Gegentheil Polyb III. B. 56. K. und 60 Kap.

[3]) Also nach S. 157 über Grenoble und den Mont-Genèvre und doch ging er nach Seite 161 über den Mont-Cénis. Wie läßt sich dieß vereinigen?

wie Polybius, kaum gemacht werden. Wie stimmte aber Hannibal's unmittelbare Ankunft vor Turin mit seinen eingezogenen Nachrichten überein, die er von Italien hatte? Boier und Insubrier führten ihn; wohin werden sie ihn geführt haben, als in ihr Land, um mit ihm vereint Rache zu nehmen ob der Vertreibung der senonischen Gallier, oder der Besitznahme ihres Landes; ob der Anlegung der Kolonien von Piazenza und Cremona, Ansiedelungen, die die Römer wie Keile in die Länder, die sie hernach ganz nehmen wollten, hineintrieben?

Gleichfalls halten wir für unrichtig des Baron Rogniart Angaben [1]). Der setzt S. 576 den Rhone-Uebergang nach Montelimart, zwey und vierzig Lieues vom Ausflusse der Rhone entfernt, also zu weit oben; glaubt dann, Hannibal sey nach vier Tagen bey Lyon angekommen, was unrichtig, denn Scaras ist nicht die Saone, sondern die Isere; hernach glaubt Rogniart, Hannibal sey über Seyssel durch die Berge über den kleinen Bernhard, den er irrig Alpis penina nennt, und von da nach Aoste.

Möglicher Weise macht die erste berühmte Eröffnung dieses Weges, wie manches andere größere Verdienst, Pompejus dem Cäsar streitig. Doch ist die Stelle nicht deutlich genug, und es erhellt aus dem Ganzen, wie wenig genau es selbst Generale wie Pompejus mit ihren geographischen Berichten nahmen: Sallustius erwähnt: Als Pompejus gegen Sertorius zog, sagte er von sich [2]):

»Kaum empfing ich von euch den Namen des Feldherrn, so war das Heer in vierzig Tagen ausgerüstet, die Feinde, welche die Scheitel Italiens bewohnen, von den Alpen nach Spanien verjagt, und eine andere uns bequemere Straße als die des Hannibal eröffnet.«

Diese Aussage paßt auf den Genêvre. Doch nach Appian bell. civile, lib. I. hat Pompejus den Weg zwischen den Quellen des Po und der Rhone genommen, was eher der kleine Bernhard zu seyn scheint, weil er der mittleren Distanz beyder Quellen näher liegt.

Der Mont-Cenis wurde bey den Alten gar nicht überschritten. (Also würde Hr. De Luc, wie uns däucht, folgerecht weiter argumentiren, ist's nicht wahrscheinlich, daß ihn die Neuern kennen, denn warum sollen sie die schon gebahnten Straßen nicht einschlagen; da die bekannten noch dazu durch eine fruchtbare Alpe

---

1) *Rogniart*: Considérations sur l'art de la guerre. *Paris* 1816.

2) Nomine modo imperii a vobis accepti, diebus XL exercitum paravi, hostesque in cervicibus jam *Italiae* agentes, ab Alpibus in *Hispaniam* submovi; per eas iter aliud atque *Hannibal*, nobis opportunius, patefeci. Epist. ad Senat. Fragm. L. III. Hist.

führen, die unbekannte (die des Mont-Cenis) aber durch eine unfruchtbare? Und doch hat Karl der Große, der sich auf's Argumentiren verstand, nicht so gehandelt, und haben es seit dem die Neueren nicht.)

Der kleine St. Bernhard nach 1. und 2. von Hannibal und nach 1. vom Pompejus.

Der große St. Bernhard, zuerst vom Cäsar Bell. gall. lib. III. c. 1.

Die Straße von Mayland durch Como über die rhätischen Alpen, den Splügen, nach Chur in Graubündten durch Augustus eröffnet. Dieses sind die Wege, die nach Strabo den Römern bekannt waren. Vielleicht hat Hannibal keinen von den vieren gegangen: nämlich nicht durch Arles, Nizza, Genua; wie allgemein angenommen; — nicht über Brianzon und den Genêvre, nicht über den kleinen, nicht über den großen Bernhard, und wie später Karl der Große sich einen von den Römern nicht gebahnten wählte, so haben die Römer den Hannibal's nicht gewählt, weil er nicht überall hin bequem war, und er ist hernach in Vergessenheit gerathen, und daher die Unsicherheit über die Straße Hannibal's unter den römischen Schriftstellern.

Doch verfolgen wir unsere Werke weiter.

Es ist kein Zweifel, daß Polyb uns aufs Genaueste den Weg Hannibal's beschreiben wollte, denn nicht umsonst suchte er so viel möglich immer die runde Stadien-Anzahl anzugeben. Es ergibt sich indeß, daß bey der Addirung der Theilsummen des Durchschnittes durch Spanien eine Zahl von achthundert Stadien fehlt, und bey der Addirung der Zahlen des Weges nach Italien sechshundert Stadien, ein beträchtlicher Unterschied bey nicht größeren Hauptsummen als achttausend Stadien, als das Wegmaß durch Spanien; und neuntausend Stadien, als die Summe der Stadien von Karthago-nova bis zur Ankunft in Italien. Bey so bedeutenden Irrungen, die nicht bloß auf die Liebe, sich in runden Zahlen ausdrücken zu wollen, gerechnet werden können, scheint die Bemerkung wohl erlaubt, daß unmöglich beym Ausmaß der Stadien alles auf die uns aufbewahrten Zahlen ankommen kann. Zur Unterstützung dieser Bemerkung dient die Zahlenangabe in 3. S. 71, 72, wo in Zahlen die Entfernung von Karthagena bis an den Ebro zweymal um vierhundert Stadien weniger gesetzt sind. Träfe dieß bloß in diesen einzelnen Theilsummen zu, so könnte es für Druckfehler genommen werden; so aber ist dieser Ausfall auch sichtlich in den mit Buchstaben zweymal genannten verschiedenen Hauptsummen. Denn nach der Zählung des Grafen Urban wäre die Addirung

der Theilsummen von den Säulen bis zu den Pyrenäen nur sechstausend achthundert Stadien statt achttausend, und der Reise von Karthago nova bis Italien achttausend statt neun tausend Stadien.

Nach den Auszügen des 34., 39., 40., 41, 42., 43., 44., 45. Kapitels des III. Buches von Polybius untersucht De Luc den Weg von Karthagena bis an die Rhone; und vergleicht die Entfernung, vermöge deren er dann den Hannibal von Karthagena an der Meeres-Küste nach Valentia, und Tortosa über den Ebro, Barcelona, Girona, Ampurias über die Pyrenäen bey dem Col de Pertus (ohne sich viel aufzuhalten; nimmt es dann genauer von Amperias an nach Peralada), Junquera, Fort Bellegarde (Summum Pyrenaeum), Bellegarde nach Boulon, Elne, Castel-Roussillon, Salus, La Palme, Narbonne, Bézieres, St. Thiberi, Meze, Gigean, Sonstantion, Uchant, Nismes; dann von Nismes nach Remoulius, Rochefort, in die Nähe von Roquemaure, und stellt die Uebersetzung der Rhone eine kleine Lieue unter Roquemaure und vier Lieues ober Roignon fest.

3. p. 9. bestimmt diesen Punkt noch genauer bey Lers: »On convient assez généralement que ce fut à *Roquemaure*, en face d'une petite ville appelée dans ce temps-là *Aëria*, devenue depuis le château de *Lers*, et à présent une simple grange de ce nom.«

Interessant dünken uns beyde Kapitel in De Luc S. 51—62, und in Guillaume S. 35—37. Es befremdet uns wohl ein wenig, daß De Luc bey einem solchen Zusammenstimmen nicht einer Autorität wie Guillaume Erwähnung gethan habe.

Die Uebersetzung der Rhone durch Hanno stellt Guillaume (S. 38) oberhalb das Pont St. Esprit in der Gegend des Dorfes St. Andiol fest.

Es war nach De Luc und Fortia d'Urban etwa der 25. September des Jahres 218 vor Christi Geburt, daß Hannibal bey Lers über die Rhone ging.

Weiter liefert S. 63 De Luc die Uebersetzung des 47. Kapit. III. Buch, und dieser nicht genauen Uebersetzung und der Nichtberücksichtigung des Urtextes oder der Casaubonischen und Schweighäuserischen Uebersetzung schreiben wir den Irrthum zu, in welchen De Luc verfallen ist, da er sonst mit großer Belesenheit sehr vielen Scharfsinn verbindet, wie das Kapitel der Rhone-Uebersetzung zeigt.

Da wir später den Urtext mit einer so wörtlichen Uebersetzung

als es uns möglich ist, zu liefern gesonnen sind, so wollen wir dieses 47. Kap. des Polybius hier nicht genau, sondern nur auszugsweise anführen. »Nachdem Hannibal über die Rhone gesetzt hatte, ging er Strom aufwärts, als wenn er in die Mitte der europäischen Länder eindringen wollte. Die Länder um den Po, von denen wir schon so viel gesprochen haben, werden von dem Thale, durch das die Rhone fließt, durch eben die Berghäupter geschieden, die von Marseille anfangend bis an den äußersten Theil des adriatischen Meeres sich erstrecken. Diese Berge hat hernach Hannibal in den Gegenden um die Rhone überschritten und kam in Italien an.«

Im 49sten Kapitel sagt Polybius: Publius war erstaunt, da er an den Uebergang des Flusses kam, zu sehen, daß Hannibal einen Weg eingeschlagen hatte, den er nie geglaubt hätte, die Karthaginenser würden ihn gehen, da er durch so viele Völker wankelmüthiger und unsicherer Art führte.

Hannibal kam am vierten Tage, nachdem er über die Rhone gegangen, in eine Gegend, die man die Insel heißt. Polybius macht dann eine Beschreibung dieser Insel, daß man sieht, die Gegend, die von der Rhone, der Isere und den Bergen, die bey Yenne nach Grenoble sich erstrecken, sey damit gemeint.

Es unterliegt keinem Zweifel und kann kaum deutlicher gesagt werden, daß Hannibal seine Richtung immer nach der Rhone nahm. Polybius sagt dieß ausdrücklich im 39. 47. 50. Kapit. Also vier Tagemärsche die Rhone aufwärts, so ist Hannibal von Orange nach Palude, Pierrelatte, Montelimart, Valence, Pont de l'Isere (oder vielleicht etwas weiter?) gekommen. Hier fand Hannibal die feindlichen Brüder, von denen er den älteren, der ihn um Hülfe anflehte, auf den Thron setzte. Dafür erhielt Hannibal Unterstützung der Allobrogen, und wurde mit allem Möglichen zum Marsche über die Alpen ausgerüstet; daher führt De Luc Hannibal von Pont de l'Isere nach Tain, St. Vallier, St. Rambert, Vienne, Diemoz, Bourgoin, Tour du Pin, Aouste, St. Genis d'Aouste, Champagnien, le Balme, Yenne. Der General Melville glaubte von St. Rombert über *les Echelles* nach Chambery den Weg führen zu können; hierin weicht De Luc vom General ab, indem er mit Recht beweiset, daß kein Weg damals über *les Echelles* führte, sondern Hannibal ging an der Rhone fort nach Yenne, und dieß ist ganz dem Polybius gemäß; nur führt De Luc den Hannibal jetzt von der Rhone weg, und hierin

glauben wir nicht mit ihm einstimmen zu können, welches aus später anzuführenden Gründen klar werden wird.

Bey Vienne wird Hannibal seine großen Fassungen gemacht haben, und den 17. Okt. ohngefähr Yenne passirt haben.

Interessant ist das sechste Kapitel, oder die Beschreibung der Insel der Allobroger; sie ist voll der schönsten topographischen Schilderungen; sie ist zugleich eine Vergleichung mit dem ägyptischen Delta, auf welche Vergleichung Ref. nicht so viel halten würde, als De Luc.

S. 89 macht De Luc eine Verbesserung, die uns unzulässig scheint; er meint nämlich: »*Polybe* dit que depuis le passage du *Rhône*, *Annibal* conduisit son armée le long de ce fleuve, en se dirigeant vers l'est et laissant la mer derrière lui. Il considéroit ici la direction générale du *Rhône*, qui, suivant lui étoit du nord-est au sud-ouest. Mais nous savons maintenant que depuis *Lyon* jusqu'à la mer, la direction de ce fleuve est du nord au sud. Par conséquent, *Annibal* en remontant le long des rives du *Rhône* depuis le lieu où il avoit passé ce fleuve, ne se dirigeoit pas vers l'est, mais vers le nord.«

Wir hoffen später zu zeigen, daß er sich gegen Nordost wandte.

Vielleicht interessirt die Episode über die berühmte Grande-Chartreuse manchen, und wir setzen sie deßhalb hieher.

»Zur großen Karthause kann man nur durch sehr enge Defileen und Schluchten gelangen. Wenn man von dem Flecken Echelles hinaufsteigt, so führt der Weg durch das Dorf Saint Laurent-du-Pont, wo man dann in eine Schlucht eingeht, die rechts und links von sehr hohen Bergen begrenzt ist, deren Seiten sehr abschüssig und mit Wäldern besetzt sind. Die Spitzen sind mit schroffen Felsen gekrönt. Nach einem Wege von zwanzig Minuten von St. Laurent an wird die Schlucht so enge, daß sie durch ein Thor geschlossen werden kann. Felsenmauern ober- und unterhalb dieses Platzes machen jeden andern Durchgang unmöglich.«

»Ein' und eine halbe Lieue ober diesem Thore nähern sich diese Berge dergestalt, daß sie den Weg zu sperren scheinen. Der Weg ist in Felsen gehauen, und von Mauern in Bogengestalt aufgebaut, unterstützt und mit Lehnen besetzt. Nur durch große Arbeiten konnten die Karthäuser diesen Weg gangbar machen.«

»Nach drey Stunden aufwärts Steigen von *les Echelles* langt man bey der großen Karthause an. Dieß berühmte Kloster lag im Mittelpunkte eines Amphitheaters, schroffe Felsen und Wälder umgaben es. Die Mönche hätten keinen Ort wählen können, der wilder, abgeschiedener von der Welt gewesen wäre, oder sie

mehr von der Annäherung der Menschen geschützt hätte. Nur durch drey Defileen, jedes durch ein Thor gesperrt, war dahin zu kömmen.«

Wir werden später die Meinung des Verfassers brauchen, die er selbst über das Rhonethal hegt. S. 94. »Ich will hier ein Wort sagen, wie viel unter dem Thale zu verstehen ist, wodurch die Rhone fließt, so wie es Polybius sagt. Dieses Thal begreift nicht nur Wallis, sondern auch das des Genfer Sees und der Chautagne in sich. Am See von Bourget endet sich dieß lange Thal. Vom Fort d'Ecluse an, sind die Ufer der Rhone durch die Berge von Colombier, Chautagne und St. Innocent begrenzt; sie endigen am Kanal, durch den sich die Wasser des Sees von Bourget in die Rhone gießen.«

Weiter liefert De Luc die Uebersetzung des 50. 51. 52. Kapitels des Polyb, in denen gesagt wird, die allobrogischen kleineren Fürsten hielten sich immer entfernt, so lange Hannibal auf dem ebenen Lande marschirte; als aber die Allobroger der siegenden Partey sich zurückgezogen hatten, und die Karthaginenser in die Defileen einmarschirten, besetzten sie die vortheilhafteren Posten, durch welche Hannibal hindurch mußte.

Hätten sie ihren Plan klug verborgen, so hätten sie den Hannibal in nicht geringe Verlegenheit gebracht. Durch seine Gewandtheit und größere Kriegserfahrung aber blieb Hannibal glücklich in seinen Unternehmungen. Er zerstörte sogar eine ihrer Städte; ließ sich aber doch einmal von den Barbaren irre führen.

Was bey De Luc folgt, ist eine recht gute topographische Beschreibung des *Mont du Chat* u. s. f.; was wir jedoch zu vermissen glauben, ist die Ursache, warum nach der Erzählung Polyb's Hannibal sich hier vom Strome, der Rhone, sollte getrennt haben; warum sollte, wenn er die Rhone hier verlassen hätte, er es nicht früher gethan, und wie einige glaubten, sich an die Isere gehalten haben, und also statt ganz nach Vienne, Bourgoin ꝛc. zu gehen, von Tain über Voreppe, Grenoble, Barraux, Montmeillan gegangen seyn? Wir halten nicht dafür, daß dieser wichtige Punkt in der Marschroute Hannibals, die Verlassung der Rhone, ohne an einen andern Fluß gelangt zu seyn, durch Hrn. De Luc hinlänglich motivirt sey. Würde gleichwohl, wenn die Isère eine so wichtige Rolle im Marsche des Hannibal gespielt hätte, Polybius sie nicht wieder angeführt, und so den ominösen Namen des Σκαρας, Σκορας, Σκωρας, (Scaras) gewiß gleichbedeutend mit Ισαρας, (Isaras) nochmal wiederholt haben? —

De Luc vermuthet, die Stadt, welche Hannibal von den Barbaren erobert hat, sey Chambery (Lemincum), und

er führt deßhalb den Weg des Hannibal von: Chambery, Montmelian, Bourg-Evescal, St. Pierre-d' Albigny, Gresy, l' Hopital, Obline oder Tours, Roche-Cevin, Moustier, und macht hier und da die angenehmsten Schilderungen dieser reizenden Gegenden, in denen man in tiefen Thälern zwischen furchtbaren Bergen Alleen, wie die schönsten Gartenalleen, größtentheils von Nußbäumen, findet. Es sind dieß jene Thäler, die jeden Wanderer, der sie gesehen, mit solcher Sehnsucht nach ihnen erfüllen, daß ihr Andenken mit einer reizenden Schwermuth begleitet ist, der man immer nachhängen möchte; — welche ihre Söhne, die in den entferntesten Weltgegenden schweifen, immer in die Heimat ruft, der nichts hienieden gleichet. —

De Luc fährt im 10. Kapitel mit den Uebersetzungen des 53. und 54. Kapitels fort.

Hannibal, immer mißtrauisch und vorsichtig, ließ die Reiterey und Lastthiere vorausgehen, den Nachtrab bildete das schwere Fußvolk; das überall den Angriffen der Barbaren die Spitze bot. Doch setzten ihnen die Feinde dergestalt mit von den Höhen herabgerollten und geworfenen Steinen zu, daß Hannibal gezwungen war, sich über Nacht um einen Felsen (λευκοπετρον) festzusetzen.

Am folgenden Tage hatten sich die Barbaren zurückgezogen, und Hannibal führte sein Heer unter beständigen Neckereyen von Seite der Barbaren auf die Spitze der Alpen.

Hannibal langt am neunten Tage auf der Höhe der Alpen an, und lagert sein Heer durch zwey Tage um auszuruhen, und die Nachzügler zu erwarten.

Hannibal fand seine Soldaten niedergeschlagen, er hob ihren Muth, indem er ihnen vorstellte, wie nahe sie dem Ziele ihrer Anstrengungen seyen; denn Italien liege am Fuße dieser Alpen, und sich umschauend könne man diese als den Wall Italiens betrachten. Hier zeigte ihnen Hannibal Italien und die Gegend, in der Rom liege.

Nach Albani's Beaumont*) sind hier alle Details des Weges von Montmelian bis Scez ausgezogen; und Hannibal ging von Moustier nach Centron, Aixme, Bellantre, Bourg St. Maurice, Scez. Die Barbaren, die den Hannibal beunruhigten, seyen die Centronen gewesen.

Eine halbe Meile über Villar, am Eingange des engen Rekluse-Thales, behauptet General Melville den weißen Fels (λευκοπετρον) gefunden zu haben, um den sich Hannibal la-

*) Description des Alpes grecques et cotiennes. *Paris* 1806.

gerte, und sein Führer sagte ihm, es werde dieser Fels auch noch heut zu Tage *la roche blanche* genannt; die *masses informes de gypse blanchâtre* des Saussure*).

De Luc vermuthet, daß weder die Worte Polyb's noch die des Livius, daß Hannibal seinen Soldaten die flachen Länder am Po und selbst Rom mit dem Finger gezeigt habe, in buchstäblichem Sinne zu nehmen seyen; sondern daß er ihnen nur überhaupt davon sprach.

Von Scez ging Hannibal, dieser Darstellung zufolge, nach Villar, St. Germain, Hospice des kleinen St. Bernhard.

Nach De Luc's Meinung lagerte nun Hannibal auf dieser obern Fläche des kleinen Bernhard.

Nach zwey Tagen hob Hannibal das Lager auf und fing an den Berg hinab zu steigen. Hier begegneten ihm fürchterliche Dinge; denn den engen und von Abgründen umstarrten Weg hatte ganz neuerlich ein Felssturz ganz verschlossen; Hannibal dachte den Weg zu umgehen; konnte es aber wegen des alten und des neu gefallenen Schnees nicht. Hannibal ließ nun einen Weg bahnen, und nach drey Tagen Arbeit konnten endlich die Elephanten fortkommen.

Es wird das ganze 55 und 56. Kapitel in der Uebersetzung mitgetheilt.

Nach drey Tagen beschwerlichen Marsches kam endlich Hannibal in die Ebenen, und nachdem er in funfzehn Tagen über die Alpen gegangen war, betrat er kühn die Gegenden um den Po und das Land der Insubrier.

In diesem Theile der Erzählung sieht De Luc vorzüglich auf die Beschreibung des Hinabsteigens und mit Recht; nur Ref. hält nicht dafür, daß hierauf die Beschreibung, die aus Saussure's Voyages dans les Alpes, Passage du *Petit St. Bernard*, tom. IV. §. 2232. ausgezogen ist, passe. Im 54. Kapitel behandelt Polybius als Hauptsache die Versperrung des ohnehin schon so engen und mit Abgründen umgebenen Wegs, den Hannibal umgehen wollte, aber durch alten und neuen Schnee gehindert, es nicht konnte. Wir werden später den Auszug des nämlichen Kapitels sammt dem eines andern geben, das wir für passender halten

Der zwölfte Tag, meint De Luc wurde dazu angewendet, nach Le Tuile hinabzusteigen.

Der dreyzehnte Tag nach St. Didier Morgés und La Salle.

Den vierzehnten Tag gingen die Elephanten den engen Weg.

---

*) Voyages dans les Alpes. Tom. IV. p. 397.

Den funfzehnten Tag wäre die ganze Armee in der Umgegend der Stadt Aosta versammelt gewesen, und die Orte, welche die karthagische Armee berührt hätte, wären heut zu Tage: Das Hospice, Le Tuile, Pic St. Didier, Morges, La Salle, Villeneuve, Aoste, und die Zahl der römischen Meilen von Yenne bis Aoste, nämlich von Yenne nach Chevelu, Chambery, Moustier, Scez, Hospice, Aoste: 138. Weil 1200 Stadien 150 römische Meilen sind, so glaubt De Luc auch seines Kalkuls und daher seines Wegs sicher zu seyn. »Ce nombre ne surpasse que de 12 milles la distance que nous venons de trouver qui est plutôt au-dessous qu' au-dessus de la distance réelle. Voilà donc une nouvelle preuve, que nous ne nous sommes pas trompés de route, car cet accord sur les distances ne pourroit se rencontrer par aucun autre passage des Alpes.

Ainsi, par exemple, les auteurs qui font passer Annibal par le grand St. Bernard, sont obligés de placer l'entrée des Alpes à Martigny, et le pied des Alpes du côté de l'Italie, à la cité d'Aoste, où les deux routes du grand et du petit St. Bernard viennent se rencontrer. La distance de Martigny à Aoste n'est que 16 lieues, qui font 56 milles romains. L'Itinéraire d'Antonin ne compte que 25 milles *d'Augusta Praetoria* au *Summum Penninum*, et 25 milles de là à *Octodurus* ou Martigny, en tout 50 milles, distance qui n'est que le tiers de celle asseignée par Polybe.« (Also bey so kleiner Entfernung sechs Meilen Unterschied.)

»De même, si l'on suit Tite-Live par l'Alpe cottienne ou le Mont-Genèvre et que l'on place l'entrée des Alpes à *Briançon*, et le pied des Alpes du côté de l'Italie à *Suze*, dans la vallée d'Exilles, la distance sera de 30 milles, nombre qui s'écarte encore plus de celui de Polybe.«

Das vierzehnte Kapitel beym De Luc beschließt die Erzählung Polyb's; in der er sagt: Hannibal habe sich am Fuße der Alpen gelagert, damit sein Heer, sowohl Mannschaft als Thiere, sich erholten. Hernach forderte er die Tauriner auf, sich an ihn anzuschließen. Die aber hatten Krieg mit den Insubriern und waren gegen die Karthaginenser mißtrauisch. Hannibal rückte vor ihre Stadt und eroberte sie. Weiter liefert De Luc noch die Kapitel 60, 61, 62.

Im achtzehnten Kapitel behauptet De Luc natürlich konsequent, das Thal, in dem Hannibal sein Heer gelagert habe, sey das Aoste-Thal gewesen.

»L'armée se trouvoit alors dans le pays des *Salasses*,

(der Salasser also, und nicht, wie Polybius sagt, der Insubrier) peuple, qui n'avoit point été soumis par les Romains et qui étoit probablement allié aux *Insubres* (wohl möglich, aber gesagt wird solches nicht, da doch Polyb eben so gut Salasser als Insubrier hätte sagen können). Polybe ne paroît pas (der sonst so genaue Polyb!?) distinguer ces deux peuples l'un de l'autre, car il dit qu'Annibal ayant accompli le passage des Alpes, entra hardiment dans les plaines, qui avoisinent le Pô, et dans le pays des *Insubres.* (Wie wenn er einen andern Weg genommen hätte, um doch gerade in das Land der Insubrier zu kommen?)

S. 191 behauptet De Luc noch einmal, es haben ihm die achthundert Stadien den wahren Weg gezeigt, eine Sache, die uns bey der unsicheren Angabe der Stadienzahl sehr unsicher scheint: Cette marche de 800 stades est cependant celle qui nous a servi à trouver d'une manière si sûre (?) et si évidente (?) le défilé par lequel Annibal avoit pénétré dans les Alpes.«

Wir werden später die Gründe angeben, vermöge deren wir uns berechtigt glauben, die Konklusion, die S. 192 gegeben wird, nicht unterschreiben zu dürfen:

»Alle Beweise, die wir oben nach einander gesammelt haben, sind so viel als ein strenger Beweis. Nun können wir überzeugt seyn, daß wir den Weg, den Hannibal von Karthagena bis an den Ticino nahm, in seiner ganzen Ausdehnung und in seinen Theilen entdeckt haben.«

»Indem wir immer den Worten des Polybius mit größter Genauigkeit folgten, und ohne uns die geringste Abweichung vom buchstäblichen Sinne zu erlauben (überall?), sind wir zu einem so genügenden (?) Erfolg gelangt.« —

»Auf diese Weise hören nun alle Unsicherheiten (?) auf, die seit Livius, d. i. seit neunzehn Jahrhunderten, über den Weg bestanden haben, auf welchem Hannibal über die Alpen ging.«

Die zweyte Abtheilung des vorliegenden Werkes macht eine kritische Vergleichung aller Stellen Polybs und Livius's, die auf den so berühmten Marsch des Hannibal Bezug haben.

De Luc behauptet darin mit Recht, daß aus einer genauen Vergleichung beyder Schriftsteller erhellet, wie Livius seinen Vorgänger Polybius häufig bloß kopirt und mit Zusätzen bereichert habe, die häufig den Sinn, der im Polybius so klar ist, verwirrt haben.

Die Vergleichung, die De Luc neben einander setzt, um den Ueberblick zu erleichtern, fängt er mit dem 27. Kap. III. B. des Polybius, und 21. B. 31. Kap. des Livius an u. s. f. Es

fehlt hier an Raum, gleichfalls die Parallelstellen dieser beyden Autoren mitzutheilen.

Es sind diese Vergleichungen bey De Luc in zwey Kapitel, in die des Hinauf- und Hinabsteigens eingetheilt. S. 195—242.

Im dritten Kapitel führt De Luc seine Meinung über die Schriftsteller aus, die, größtentheils durch Livius irregeleitet, einen verschiedenen Weg einschlugen, und die ältern vorzüglichern Männer sind ihm: Folard, D'Anville, St. Simon. Folard und D'Anville wählten den Genevre; wir wollen uns daher itzt bey ihnen nicht aufhalten. St. Simon*) folgt der Meinung des Livius bis zur Durance, aber statt an den Genevre hinaufzusteigen, geht er in das Thal von Barçelonette. St. Simon führt den Hannibal bis Vienne, dann läßt er ihn an der Rhone zurückgehen nach St. Paul-Trois-Chateaux in den Ort, an dem er ihn über die Rhone gehen läßt. Diesen Weg von zweyhundert Meilen läßt er ihn für und wider nichts machen; eine Karte zeiget den Marsch. Es ist wirklich sonderbar, wie ein Adjutant des Prinzen Conti einen so ausgezeichneten Feldherrn als den Hannibal so viel Zeit verlieren läßt, ein Zeitverlust, der, da er auf den Ort des Ausgangs zurückführt, gewiß die ganze Armee, wie die Franzosen in neuerer Zeit gesagt hätten, demoralisirt haben würde.

Der Marquis läßt, nach der Karte zu urtheilen, die Straße über die Berge zwischen Nyons und Serre an die Durance zwischen Tallard und Bréoule gehen, und bey Bréoule ist nach St. Simon der Eingang in die Alpen. Welch ein Hin- und Hermarschiren in so gebirgigem Lande. Die Uebersetzung Dom Thuilliers, den grünen Zweig in Oelzweige, bewogen den edlen Marquis, die Armee der Karthager nach Barcelonette zu führen; »parceque c'est la seule ville de l'autre côté de *la Durance* où l'on puisse trouver des oliviers.«

Von Bréoule nach Barcelonette bey gleichem Terrain läßt St. Simon die Armee zwey und zwanzig römische Meilen in fünf Tagen machen, und früher gleiche Anzahl an jedem Tage.

Nachdem die Karthager nach St. Simon Barcelonette verlassen hatten, bestiegen sie durch das Thal Ubaye den Col de l'Argentière; anstatt aber in's Stura-Thal nach Piemont hinabzusteigen, irrt die Armee auf allen Gipfeln herum,

*) Histoire de la guerre des Alpes, ou campagne de 1744 par les armées combinées d'Espagne et de France etc. par M. le Marquis de *Saint Simon*, aide-de-camp du Prince de *Conti*. *Amsterdam* 1770.

um zum Viso zu kommen, auf dem der Po entspringt; und dann fährt der Marquis mit Unbefangenheit fort:

»Obschon ich nicht bestimmt weiß, welche Straße sich Hannibal durch die Alpen öffnete, um auf deren Gipfel zu gelangen, so verliere ich ihn doch eben so wenig aus den Augen, als der Jäger seine Kuppel Hunde, der sie die Steige auf den Höhen und die Schlupfwinkel eines Waldes, zu dessen Eingange er sie geführt hat, durchsuchen läßt; er sieht sie nicht mehr, doch höret er sie in der Ferne, und geht zu ihr, sobald sie die Tiefen verläßt. So finde ich mich auch mit Hannibal auf dem Berge Viso wieder, ohne mich um alle seine Umwege zu bekümmern, in die ihn der Betrug seiner Führer, sein Mißtrauen in sie, und seine Unkenntniß des Innern der Berge mag durch neun Tage geführt haben. — Man kann leicht vermuthen, daß der kleine König Magilus, der so wie alle andern Barbaren den Plan hatte, die Karthaginenser zu vernichten (?) und von ihnen Beute zu bekommen, ihnen den gefahrvollsten Weg der Gegend seines Vaterlandes gezeigt habe, das er gut kannte, und in dem leicht die Verschwörungen, die diese Barbaren unter sich angesponnen hatten, auszuführen waren. Titus Livius sagt deutlich, daß Hannibal auf den Berg Viso gekommen ist, auf diesen Berg, auf dem nur immer beständige Abhänge anzutreffen sind; nothwendiger Weise zeigt Hannibal von der Höhe des Viso, der sich über die Alpen erhebt, wie ein Vorgebirge über die Küste des Meeres, seinen Soldaten Italien und die Länder, die der Po durchströmt, die um sie am Fuße der Alpen herumlagen. Der Po entspringt am Fuße des Viso. Man behauptet denjenigen, die sich was darauf zu Gute thun, ein fern sehendes Auge zu haben, daß man von seiner Höhe die Ebenen Piemonts entdeckt; man zeigte sie mir auch, wie gewöhnlich allen Reisenden, aber ich muß gestehen, daß ich sie nur in der Einbildung sehen konnte, wegen der Bewegung der Luft und der langen Reihe Berge, die dazwischen ist.«

»Der Berg Viso ist der Ort, auf dem der Karthagische Held so große Proben seines Muthes und seiner Seelengröße gegeben hat. — Hannibal im vollen Marsche, findet sich plötzlich aufgehalten, er eilt herzu, um das Hinderniß zu besichtigen, er findet einen Felsen, dessen Abhang ungewöhnlich steil ist. — Dieser Steig ging von der Höhe des Berges bis zum Fuße hinab. — Die Einbildungskraft kann leicht die Ausdehnung eines Berges wie des Viso ermessen, ein Berg, den n[illegible] 2500(?) Klafter über dem Bette des Po erhoben hält. Eben so leicht begreiflich ist es, daß, da der Steig von Menschenhänden in den Felsen gehauen ist, er allen Erdfällen ausgesetzt ist, die von der Höhe hinunterstürzen, und

daher die Ungleichheiten, die die Jahrhunderte fest machten, Defileen bildeten, welche die Einheit der Oberfläche unterbrechen. Da der Berg nicht von Erde bedeckt war, und nur eine Oberfläche von Felsen darbietet, so hieb man den Steig hinein nach den Spuren, die noch von Hannibal übrig sind« rc.

Es scheint kaum glaublich, daß ein Militär zu solchen Hypothesen seine Zuflucht nehmen kann. Hannibal scheint also dem Marquis ordentlich wie ein Adler eine Aussicht um die andre zu suchen?!

Das vierte Kapitel des zweyten Buches enthält eine Widerlegung der Autoren, die den Hannibal über den großen Bernhard führen.

Es wundert Ref. daß Hr. De Luc die Abhandlung des vortrefflichen Geographen Cluver in Descriptione Italiae antiquae P. I. p. 363—383 nicht zu kennen scheint[1]). Dieser große Geograph zeichnet den Weg des Hannibal in die Insel zwischen der Rhone und Isere, von der Mündung des letzten Flusses in den ersten über Vienne nach Seissel, von da über Croisilles (?) nach Saxe und Martinach, und dann über den großen Bernhard.

Wir halten Cluvers Dissertation für die gelehrteste und der Wahrheit am nächsten stehende. Hätte er den Simplon-Weg gekannt, wir wagen die Vermuthung, er hätte diesen auch für den Hannibals gehalten.

De Luc befaßt sich in diesem Kapitel vorzüglich mit der Widerlegung Whitakers[2]).

Whitaker führt den Hannibal nicht über Narbonne, Beziers, Nismes; sondern durch Carcassonne, Lodine, Le Vigan, Anduse, und nach ihm kommt Hannibal bey Loriol an die Rhone.

Whitaker setzt daher die Insel zwischen die Saone und Rhone. Eine Sache, die nach der Beschreibung Polybs unmöglich ist.

Whitaker geht von Lyon bey Seissel wieder über die Rhone, über Genf nach Martigny und dann den großen Bernhard.

Höchst wahrscheinlich gehörte das ganze Land von Genf, Chablais und Faucigny zum Lande der Allobrogen.

Whitaker wird von De Luc der für einen Schriftsteller unangenehmsten Dinge beschuldigt, als: Berichte des Saussure

---

[1]) *Philippi Cluveri Italia* antiqua. *Lugd. Batav.* 1624. fol.

[2]) *Whitaker*, the Course of *Hannibal* over the Alps ascertained. *London* 1794, 8. 2 vol.

und Bourrit ins Englische übersetzt nach seinem Sinne gewendet zu haben.

»Il y a dans l'ouvrage de M. W. des choses si opposées à toute recherche judicieuse, si contradictoires avec les deux auteurs qui devoient lui servir de guides, que l'on perdroit son temps à vouloir le réfuter toutes les fois qu'il s'en écarte.«

Und doch schöpfte Whitaker auch aus der nämlichen Quelle wie De Luc, aus dem General Melville!

Das fünfte Kapitel handelt von den Meinungen Gibbon's und Abauzit's.

Gibbon neigt sich sehr zur Meinung, Hannibal sey über den großen Bernhard gegangen. Saussure stimmt mit der auch schon früher mitgetheilten Meinung des Millin überein, Hannibal sey über den Mont-Cenis gegangen.

Abauzit wagt nur nicht recht nach De Luc's Dafürhalten den kleinen Bernhard zu nennen.

Das sechste Kapitel enthält die Widerlegung derjenigen, die den Hannibal über den Mont-Cenis führen. Es sind: Simler, Groslé, Mann, Stolberg (und wie schon gesagt, dem Hrn. De Luc unbekannt) Millin. Polybius sagt: Hannibal forderte nach seinem Einmarsche in Italien und in das Land der Insubrier, die Tauriner auf, sich an ihn anzuschließen. Also ist Hannibal nicht gerade nach Turin gekommen, sondern er wendete sich erst aus dem Lande der Insubrier dahin; folglich kann er über keinen der Berge gegangen seyn, deren Straßen nach Turin hinabführen. Die Beschreibungen des Hinabsteigens stimmen nicht mit der Beschaffenheit des Mont-Cenis zusammen. Der Weg von Montmelian über den Mont-Cenis führt immer über die Arc hin und her, und führt durch die unfruchtbarsten Thäler; also Ursachen genug, daß Hannibal diesen Weg nicht genommen haben wird. In Betracht der Entfernung führt er früher nach Spanien als der über den kleinen Bernhard, es hätte daher Pompejus, der den über den kleinen Bernhard gegangen zu seyn scheint, nicht leicht sagen können, er habe einen für die Römer viel bequemern Weg als den Hannibals eröffnet. — Albanis Beaumont in den Reisen hat eine ähnliche Meinung.

Viel schneller als (1) werden wir (2) zergliedern können; denn nach der eigenen Aussage des Verfassers p. XIV. »It was my intention, after I had read it, to emplay myself in a translation of it,« ist De Luc so sehr sein Führer, daß er auf alle originelle Verdienste Verzicht leistet. Der Verfasser machte

im Herbste des Jahres 1815 die Reise selbst dahin, seine Ansichten an Ort und Stelle zu bekräftigen. Das Resultat davon ist wenigstens eine sehr hübsche Karte, die dem Werke beygegeben ist und welche die des De Luc'schen Werks bey weitem übertrifft. Den Verfasser unterhielt die Reise sehr gut, denn er fand: »the valleys of the Isere and of Aoste are extremely rich and populous, and cultivation is pushed almost to the very summit of the Alps.«

In der Einleitung, die recht gut geschrieben ist, wird der Vorzug des Polybius vor dem Livius gezeigt.

Wir pflichten sehr der Meinung des Verfassers bey, wenn er sagt S. 31. »Es ist sehr wahrscheinlich, daß jeder Stamm in Italien bey dem ihm zunächst liegenden Paß auf den Punkt vordrang, wo er sich niederließ, und daher dem auch am nächsten, von welchem er sich in Bewegung setzte.«

S. 32. »Es gibt noch einen andern Stamm, von welchem Polybius sagt, er sey von der andern Seite der Alpen und vom Lande um die Rhone auf Verlangen der Insubrier und Boier gekommen, ihnen gegen die Römer beyzustehen; deren König Viridomarus wurde durch Marzellus im Zweykampfe getödtet: diesen Stamm nennt Polybius Gäsaten, ein Name, der vom Solde dienen, hergeleitet wird. Er gibt also deutlich zu erkennen, daß Hannibal die nämliche Straße einschlug, wie sie, um die Alpen zu übersteigen; so daß wenn wir angeben können, wer diese Gäsaten waren und woher sie kamen, so hätten wir einen andern Schlüssel, uns in unserer Untersuchung zu leiten. Nach der Beschreibung, die Polybius von diesem Volke gibt, wie sie nackt ins Treffen gehen, um Sold dienen und unbändiger, wilder Art seyen, scheint es, daß dieses Volk kein Gallisches, sondern ein Germanisches sey, das vorwärts gegangen und sich in den Rhone-Gegenden niedergelassen habe.« (Also an der Rhone in Wallis vordrangen, und den Simplon? überschritten?)

Die »Remarks on the early history of the Alps,« S. 17 bis 40, haben anziehende, des Auszugs nicht weiter fähige Stellen.

Das erste Kapitel ist ganz dem Marsche der Karthaginensischen Armee aus Spanien an die Rhone gewidmet, und der Uebersetzung der Rhone. Es sind die nämlichen Berechnungen, wie im Werke De Luc's.

S. 23 ist eine kleine Abweichung von De Luc; der Engländer führt den Hannibal nicht über Yenne, sondern läßt Yenne links, und führt ihn von S. Genis nach Chevelu (Lavisco) und Bordeaux am Lac de Bourget.

Das vierte Kapitel, das den Marsch der Armee von Bourget nach Scez, die Beschreibung des Landes, durch das sie ging, und

Notizen über die Römerstraße enthält, läßt sich sehr angenehm lesen.

Das fünfte Kapitel enthält den Angriff der Feinde am Fuße der Alpen; das Hinaufsteigen der Karthagischen Armee auf den Gipfel; die Beschreibung des kleinen Bernhard, und das Lager daselbst.

Eine Kolonne Oesterreicher ging 1815, sechstausend Mann stark mit zehn Kanonen, über den kleinen Bernhard, und wahrscheinlich auch über den Mont du Chat.

Auf dem kleinen Bernhard ist ein Kreis von Steinen, den die Ueberlieferung den Kreis des Hannibal nennt, in dem er Kriegsrath gehalten haben soll.

Vom kleinen Bernhard ist eben so wenig eine Aussicht nach Italien, als von den andern Bergen, über die man nach diesem Lande hinuntergeht. Die Wasserscheide und so viele andere Dinge konnten nebst den beredten Worten des Führers den Soldaten Hannibals sagen, nun seyen sie auf der Grenze ihrer Arbeiten.

Das sechste Kapitel enthält das Hinabsteigen der Armee, die Beschreibung der Straße; die Ankunft zu Donas; die Belagerung und Hinwegnahme Turins; den Schluß des Weges. Das Herabsteigen und fast alle wesentlichern Dinge sind wie im De Luc behandelt. Der Verfasser vermuthet, Hannibal habe achtzehn Tage von Chevelu bis Donas gebraucht, und habe sich hier gelagert, und dann fährt der Verfasser fort, S. 85: »and by no other known passage over the Alps, excepting the great *St. Bernard*, could *Hannibal* have descended among the Insubrians.« (?) Wohin kam man denn über den Simplon?

Der Verfasser stimmt hier nicht mit De Luc zusammen, der den karthaginensischen General bey Aoste verläßt; weil Aoste unmöglich zu den Ländern um den Po kann gerechnet werden.

Ref. schließt mit dem Verfasser: »Würde Hannibal ein Land betreten haben, dessen Neigungen gegen ihn wenigstens zweifelhaft waren, und seine Armee zerstreut und sich selbst ohne Vertheidigung gelassen haben? Bey den Insubriern im Gegentheile, konnte er in voller Freyheit und ohne Sorge sich erholen, und was war natürlicher, als daß er sich zuerst gegen die Feinde seiner Verbündeten wendete? u. dgl.« Ja wohl! also im Lande der Insubrier, im eigentlichen Mayländischen!

Ferner geht der Verfasser S. 89 zur Widerlegung des Livius über.

Mit Recht, dünkt uns, bemerkt der englische Verfasser, daß

der Zustand der Alpen, wenn er auch eine kleine Veränderung erlitten haben sollte, doch im Allgemeinen der nämliche geblieben sey. Livius schildert aber in seiner poetischen lebhaften Weise die Alpen, die Hannibal überstieg, als so von Frost und Kälte starrend, und so entvölkert, und deutet dabey deutlich auf den Mont Genevre hin, als auf den Berg, über den Hannibal gegangen sey. Nun paßt aber die natürliche Beschaffenheit dieses Berges durchaus weder zu des Polybius, noch zu des Livius Beschreibung; denn der Verf. fand den Berg folgender Maßen: S. 104. »Die alte Straße ging beständig am linken Durance-Ufer fort, welche jedoch hier ein sehr unbedeutender Fluß ist. Das Hinaufsteigen bietet auf dieser Seite keine steile oder sehr schwere Stelle dar — der Gipfel selbst ist eine lange und breite Fläche, größtentheils ganz gut bebaut. Das große Dorf Mont Genevre ist fast in der Mitte; die Berge auf beyden Seiten erheben sich nicht über tausend Fuß über die Grundfläche, und sind auf beyden Seiten bis zur Spitze im Ueberfluß mit Brennholz bewachsen.« Eine Beschreibung, die sehr von beyden alten Schriftstellern abweicht; nach denen ist diese höchste Spitze bey Polybius kahl, bey Livius aber, alle Alpen. Solche und ähnliche schlagende Dinge werden gegen Livius vorgebracht, und auf die Art dürfte der Schluß nicht zu verwegen seyn: Livius kenne die Alpen nicht durch Autopsie, sondern nur von Hörensagen, und habe seine Erzählung nach der des Polybius geformt, ohne seiner hierbey Erwähnung zu thun, und selbe seinen Wege-Kenntnissen angepaßt. Kurz, Livius und Polybius können nicht zusammengehalten Ein und das Nämliche sagen, sondern sie weichen von einander ab, und der Letztere sagt Verschiedenes vom Ersten; warum? ist schwer zu vermuthen, wenn er nicht das Vorhaben gehabt hat, durchaus den Genevre als den ihm bekanntesten Weg dazu zu erwählen.

Wir sagen daher auch mit dem Verfasser: Hätte Livius gar nicht über diesen Gegenstand geschrieben, er wäre wahrscheinlich nicht so lange in Ungewißheit geblieben.

S. 115 beginnt der englische Verfasser die Widerlegung Letronne's, wie uns däucht mit siegreichen Gründen. Letronne läßt den Hannibal Rhone aufwärts bis zur Isere gehen, glaubt dann, Polybius berichte, er hätte statt der Rhone die Isere verfolgt; kömmt nach Grenoble, verläßt das reizende fruchtbare Isere-Thal, das Val di Gresivaudan, um an einen andern Fluß, den Drac stromaufwärts zu marschiren (glaubend der Drac und die Isere sey gleicher Fluß! daß Hannibal, von Eingebornen geführt!!) und setzte den Eingang der Alpen bey St. Bonnet aus keinem andern Grund, als

weil die hundert römische Meilen zu Ende sind; dann geht der Weg über Gap, Embrun, Briançon, Rivoli nach Turin.

Das neunte Kapitel, S. 127, ist der Widerlegung Folard's, St. Simon und Whitaker gewidmet.

Folard führte ebenfalls den Hannibal Rhone aufwärts bis an die Isere, hernach nach Grenoble; dann am Drac bis zur Vereinigung mit der Romanche; dann an der wilden Romanche, die durch die schauerlichsten, engsten, unfruchtbarsten Schluchten sich durcharbeitet, bis Briançon. Folard mag durch Spuren einer römischen Straße irre geführt worden seyn; denn durch solche Thäler führen nicht natürliche Wege, sondern die Macht eines großen Staats bahnt in ihnen Straßen.

Die Karte im Folard*) nennt Grenoble, Vizille, Bourg d'Oisans, Mont de Lens, Lautaret, Briançon, Genevre, Lezanne, Mont Sestrieres, Suze, Col del Fenestre, Pignerol.

Interessant ist die hier gegebene Beschreibung dieser Straße.

Folard läßt, wie nach ihm Guillaume, den Hannibal mit seiner Armee die Spitze von Barbottet erklimmen, um seinen Soldaten die Flächen Italiens zu zeigen.

Daß St. Simon ein Aehnliches mit dem Viso thut, haben wir schon gesehen.

Whitaker nimmt als Insel der Allobrogen das Inselchen, das die Saone und die Rhone bilden; in dieser Widerlegung stimmt der Engländer wieder völlig mit De Luc überein.

Es sey noch erlaubt, aus dem Werke (2) eine Stelle zu kopiren, weil sie ganz zur Feststellung unseres Systemes dient: »The most rational and easy way to penetrate through a very extended chain of mountains, is to trace the rivers which flow from them up to their sources, for subsistence and population are generaly to be found on their banks, and the road is usually mere easy, and the ascent more gradual» etc. richtig! warum hat diese Bemerkung den englischen Verfasser nicht dahin geführt, immer die Rhone zu verfolgen?

In der Vorrede zu dem Werke Nr. 3. bringt der Graf Fortia d'Urban die Titel manchmal etwas lang, und den Inhalt der Werke kurz vor, die über den Marsch des Hannibal gehandelt haben. Er bringt unter den neuern Dissertationen neun und dreyßig vor, und unstreitig überging der Graf manche. Die Vorrede nimmt zwey und dreyßig Seiten ein.

Der Graf stimmt mit allen, die das Unternehmen des Kar-

---

*) Histoire de *Polybe*. *Amsterdam*. V. 4. p. 20 etc.

thaginensischen Generals nur einiger Aufmerksamkeit gewürdigt, in dem gerechten Erstaunen ob der Kühnheit dieser That überein, und wirft mit Scharfsinn drey Fragen auf: S. 3.

1) Wo hat Hannibal die Rhone übersetzt?

2) Wo ist das Delta, oder die Insel, die Hannibal nach dem Uebergange über die Rhone betreten hat?

3) Wo ist Hannibal über die Alpen gegangen?

In der That beruhet die ganze Sache auf der richtigen Beantwortung dieser drey Fragen. Die Beantwortung der ersten Frage beruht auf Mandajors Antwort, die hernach Rollin und D'Anville annahmen, und wie in Frankreich so viel auf Autoritäten beruht, wie die kleineren Städte Paris alles nachahmen, so auch die kleineren Gelehrten den größeren. Manchmal ist auch die Hegemonie der Art nicht so übel; wie gerade in der Sache Mandajors, Rollin, D'Anville und nun fast alle der Meinung sind, Hannibal habe die Rhone beym alten Aeria, itzt der Scheune Lers überschritten.

Die zweyte Frage zerfällt wieder in drey.

Wieviel Zeit hat Hannibal gebraucht, um zur Insel (von welcher Polybius und Livius reden) zu gelangen?

Welche war die Insel?

Von welchem Volke war sie bewohnt?

Der Graf ist der Meinung, Polybius habe nur durch sein ἑξῆς nämlich: Ἀννίβας δὲ ποιησάμενος ἑξῆς ἐπὶ τέτταρας ἡμέρας τὴν πορείαν andeuten wollen: Hannibal habe sein Heer in vier Kolonnen getheilt, und jede Kolonne vier auf einander folgende Tage abmarschiren lassen; daher habe der Weg vom Uebergang über die Rhone bis zur Insel nur Einen Tagemarsch betragen. Wir vermuthen nicht, daß der Graf hier bey den Verständigen der griechischen Sprache Recht behalten werde; unglaublich schien Ref. wie der Graf, der viel von der militärischen Genauigkeit des Polybius redet, sie dem Livius vorziehend, sagen konnte, Hannibals Führer seyen Tauriner gewesen; — Tauriner, sie die Feinde der Insubrier, auf die sich Hannibal vorzüglich verließ?

Die Insel war nach des Grafen Meinung der kleine Raum, der im eigentlichsten Sinne eine Insel ist, die die Cygues bildet. Es scheinen uns alle Vermuthungen, um aus dem Skaras, die Cygues, Bicarus zu deduciren, wirklich verunglückt; die Insel wäre der Beschreibung, die Polybius davon gibt, ganz entgegengesetzt; der Graf hält sie für die Insel der Kavaren und nicht die Insel der Allobrogen; nicht bedenkend, wie es scheint, wie ein so mäßiger Raum in der kürzesten Zeit hatte 50,000 Mann mit allem Nothwendigen auf die Alpen-

reise versehen können; und so vieles Wesentlichere hat der Graf übergangen, sich beym Unwesentlichen aufhaltend.

Die Schrift geht S. 54 auf die dritte Hauptfrage über: »Wo ist Hannibal über die Alpen gegangen?« Bevor der Graf seine Untersuchungen über die Wegmaße der Alten anfängt, findet er für gut, zu sagen, S. 52: »Mr. *Letronne* dans le journal des savans, a depuis combattu avec force, et entièrement renversé le système de M. *De Luc*.« Dem Verfasser ist vom nämlichen Letronne ähnliches geschehen in eben dem Journal, 1819. Janvier p. 35.

Hier kommen zwey belehrende Tafeln über die Wegmaße der Alten vor.

Der Graf beschreibt dann den Weg weiter, und läßt die Armee in zehn Tagen hundert römische Meilen machen, also zehn römische Meilen oder drey Lieues auf den Tag. Ein wahrhaft bequemer Marsch! Auf diese Art war Hannibal auf dem Berge Seleucus angekommen, hatte die Trikastiner links gelassen, und war bey den Vocontiern eingedrungen.

Hier kommen auch die argen Berechnungsfehler vor, in denen der Graf sich immer nach allen, dem Ref. bekannten, Ausgaben um vierhundert Stadien irrt.

S. 77 kömmt eine Behauptung vor, die sich vielleicht noch wenige, einem Systeme zu gefallen, erlaubt haben; es heißt nämlich: »Il paroit que *Polybe*, qui ne connaissoit pas la route du *Rhône* à *Mons Seleucus*, parce qu'il avoit dû suivre avec *Scipion* celle d'*Arles*, qui était plus fréquentée, ne fait commencer les Alpes qu'à *Mons Seleucus*.« Es däucht uns eine solche Aussage verwegen, von einem solchen Schriftsteller wie Polybius, ähnliches zu vermuthen, da er doch sagt, er habe eigens, um diese Straße sicher zu bestimmen, die Alpen bereiset, und Augenzeugen hierüber vernommen; wir unterschreiben auch und glauben, der Graf habe sich selbst sein Urtheil gefällt, wenn er S. 94 sagt: »En général, si nous voulons connaître l'histoire ancienne, il faut lire attentivement les auteurs contemporains(!) (also hier den Polybius!) dans leurs textes, en les dépouillant de toutes les conjectures modernes et en les conciliant entr'eux, bien loin d'y chercher des contradictions pour substituer nos idées aux leurs, pour imaginer les faits au lieu de les raconter.«

Auf solche Weise ist Hannibal bis Briançon gebracht. Schade, daß der Graf nicht für gut gefunden hat, im Texte zu erklären, was doch auf der Karte angezeigt ist. Bey Rama, wo Hannibal über die Durance gegangen seyn soll, ist geschrieben: »Rocher taillé par *Annibal*.«

Von Briançon ging Hannibal auf den Mont-Genevre, hernach nach Cesana, über den Col de Sestrières, den Col de Fenêtre, lagerte sich beym Dorfe Barbottet, und von hieraus zeigte Hannibal seinen Truppen das Land der Insubrier, und selbst Rom; dann führte er sie die Alpen abwärts, ließ sie ausruhen, und nahm hernach Turin; dieß die Meinung des Grafen Fortia d'Urban, der, wie schon bemerkt, den Hannibal seinen Weg so schläfrig machen läßt, daß er binnen vier Tagen längs der Rhone zwey Lieues und 1 1/4 Lieue in neun Tagen zurückgelegt habe. (*Journ. des Savans.* Décembre 1819, p. 752, n. 2.)

Es ist kein leichtes, zu entscheiden bey so entgegen gesetzten Auslegungen, bey so verschiedenen Wegen, von denen ein jeder sich mit den schönsten Namen schmückt, wie z. B. der Biso mit denen des Johannes Müller [1]), St. Simon [2]). Der Biso aber ist bloß ein außerordentlich spitzes Horn [3]), über das keine Armee gehen kann; es ist kein anderer Grund vorhanden, diesen Weg anzunehmen, als daß man von der höchsten Spitze die Ebenen der Lombardey sehen soll; und doch sah sie St. Simon nicht (l. c.)

Der Genevre. Ueber ihn führen fast alle Franzosen den Hannibal; Mandajars, Rollin, d'Anville, Folard, Guillaume rc. rc. Ueber den Genevre kann Hannibal nicht gegangen seyn, dem ausdrücklichen Zeugnisse des Polybius zuwider, vermöge welchem Hannibal sich immer an die Rhone hielt; er kannte zu sehr den moralischen Einfluß auf den Soldaten, um je eine rückgängige Bewegung zu machen; es wendet sich der Sattel über den Genevre nach Turin, und nun sagt Polybius wieder eben so klar, Hannibal betrat Italien und das Land der Insubrier, und griff hernach erst die Tauriner an, und so nehmen wir auch des Alimentus Aeußerung, die Livius vorbringt, L. XXI. c. 38: *L. Cincius Alimentus* ex ipso autem audisse *Hannibale*, postquam *Rhodanum* transierit, triginta sex millia hominum ingentemque numerum equorum et aliorum jumentorum amisisse in *Taurinis*, quae Gallis proxima gens erat, in *Italiam* (caeteram?) degresso — die Turiner seyen das erste Volk gewesen, auf welches Hannibal in Italien stieß.

Aehnliche Beweise gehen gegen den Mont-Cenis. Der Weg zum Cenis aus der Insel geht an der Arc fort; warum hätte Polybius dies Thal nicht mit der Sorgfalt beschrie-

[1]) 24 Bücher der allg. Gesch. 1. B. S. 251. [2]) l. c. [3]) Ebel, Unterricht über die Schweiz, B. 4, S. 438.

ben, mit der er das Rhone-Thal bezeichnet, und den Namen des Flusses ausgesprochen? Zudem ist dies Thal so unwirthlich, daß es nie im Stande war, eine Armee, die durchzieht, zu ernähren oder streithafte Völker groß zu ziehen; die Beschreibung, die Polyb und Livius von den Bergen machen, paßt keineswegs auf den Mont-Cenis; und doch haben Männer für ihn gestimmt, vor denen wir Ehrfurcht hegen: Saussure, Millin, Graf Stolberg; auch über den Mont-Cenis kommt man zuerst nach Turin; was nach Polyb, wie gesagt, beym Hannibal nicht der Fall war.

Mit größerer Wahrscheinlichkeit, als die vorhergehenden, ist der Weg über die grauen Alpen, über den kleinen Bernhard, Cremonis jugum angenommen worden; wäre nur das Weggehen von der Rhone erklärt, wäre die Isere nochmal genannt, träfe die Beschreibung des Hinabsteigens nicht weniger mit der der beyden Schriftsteller überein, als die Beschreibung eines andern Berges; und führte der Weg, in Italien angelangt, nicht zuerst zu den Salassern; oder angenommen, daß Polyb dies Volk nicht kannte, wogegen Seybolds Meinung ist, so führte er zuerst zu den Laiern und Lebekiern, Völker, die Polyb im II. B., c. 17 nennt. Für diese Meinung stimmen am meisten die einzeln angegebenen Distanzen, auf die jedoch nicht zu viel zu halten zu seyn scheint; diese Meinung haben am stärksten die Herren Verfasser der Werke 1 und 2 durchgeführt.

Noch wahrscheinlicher, als über den kleinen, wäre uns der Uebergang über den großen St. Bernhard; denn zu ihm kommt man durch das nicht umsonst so genau beschriebene Rhone-Thal; gegen den großen Bernhard streiten aber die zu geringen Entfernungen bey der Alpen-Uebersetzung selbst, die Aeußerung Strabo's, daß erst Augustus über ihn die Straße fahrbar und den Lastthieren zugänglich machte; die Mündung des Bernhard-Ueberganges ins Aosta-Thal, das Land der Salasser, und tiefer der Lebekier; die Nichtübereinstimmung der Details des großen Bernhard mit den Angaben des Polybius. Von keinem Antiquare wird die zu Aosta befindliche Schrift, Transitus *Hannibalis*, für echt befunden. Wie sollte sie auch lateinisch, nicht vielmehr griechisch oder punisch seyn? Für den großen Bernhard sind die trefflichen Männer: Plinius, Cluver, Gibbon, Whitaker. Es erübriget uns daher kein Uebergang, der uns so sehr die meisten Bedingungen zu erfüllen und mehr mit den Angaben übereinzustimmen scheint, als der des Simplon; und um dieß mit einiger Wahrscheinlichkeit darthun zu können, sey die Zusammenreihung der Stellen im Polybius erlaubt, die nach unserem

Dafürhalten am meisten den klaren Sinn des Geschichtschreibers aussprechen.

B. II., K. 14. Polyb redet vom cisalpinischen Gallien, und sagt, es sey nothwendig, dies Land zu kennen, damit man wisse:

Auf welche Männer und welche Gegenden Hannibal vertraute, um den Sturz der römischen Herrschaft zu unternehmen [1].

und im nämlichen Kapitel fährt er weiter fort, indem er die Gestalt Italiens mit der eines Dreyeckes vergleicht (freylich etwas uneigentlich) und von dem Wall der Berge redet, die Italien von Massilien anfangend bis ins adriatische Meer umgeben.

An der genannten Bergkette, die man gleichsam für die Base des Dreyeckes ansehen muß, liegen gegen Mittag die Felder, die die nördlichsten aller italischen sind; von denen ist hier die Rede; sie sind an Güte und Größe durch Europa die ausgezeichnetsten, von denen wir in unserer Geschichte sprachen [2].

K. 15. Auf beyden Seiten der Alpen, sowohl auf der gegen die Rhone, als auf der gegen die oben genannten Felder, sind die hügeligen und flächeren Theile bewohnt, und diejenigen, die sich an die Rhone und den Norden hin wenden, von Galliern, die die Transalpinischen genannt werden; gegen obige Felder aber wohnen die Taurisker, Agonen (Salasser?) und mehrere andere barbarische Stämme [3].

Im 17. Kapitel redet Polybius vom großen Reiche der Etrusker, wie selbe alle Länder von den Alpen hinunter auch die Gegenden um Nola und Capua inne hatten; wie die Gallier, neben den Etruskern wohnend, diese plötzlich überfielen, und sie aus der Gegend um den Po und den Ebenen an den Alpen verjagten.

Die Gegenden, die zuerst um den Ursprung des Padus liegen, bewohnen die Laier und die Lebekier, nach diesen die Insubrier, damals das größte Volk; nach diesem am Flusse die Gonomanen [4].

---

[1] Lib. II. c. 14. Τίσι μετὰ ταῦτα πιστεύσας ἀνδράσι καὶ τόποις Ἀννίβας ἐπεβάλετο καταλύειν τὴν Ῥωμαίων δυναστείαν.

[2] Παρὰ δὲ τὴν προειρημένην παρώρειαν, ἣν δεῖ νοεῖν ὡσανεὶ βάσιν τοῦ τριγώνου, παρὰ ταύτην ἀπὸ μεσημβρίας ὑπόκειται πεδία τῆς συμπάσης Ἰταλίας τελευταῖα πρὸς τὰς ἄρκτους, ὑπὲρ ὧν ὁ νῦν δὴ λόγος, ἀρετῇ καὶ μεγέθει διαφέροντα τῶν κατὰ τὴν Εὐρώπην, ὅσα πέπτωκεν ὑπὸ τὴν ἡμετέραν ἱστορίαν.

[3] L. II. c. 15. Τῶν δ' Ἄλπεων ἑκατέρας τῆς πλευρᾶς, τῆς ἐπὶ τὸν Ῥοδανὸν ποταμὸν, καὶ τῆς ἐπὶ τὰ προειρημένα πεδία νευούσης, τοὺς βουνώδεις καὶ γαιώδεις τόπους κατοικοῦσι, τοὺς μὲν ἐπὶ τὸν Ῥοδανὸν καὶ τὰς ἄρκτους ἐστραμμένους, Γαλάται Τρανσάλπινοι προσαγορευόμενοι· τοὺς δ' ἐπὶ τὰ πεδία, Ταυρίσκοι καὶ Ἄγωνες, καὶ πλείω γένη βαρβάρων ἕτερα.

[4] C. 17. Τὰ μὲν οὖν πρῶτα καὶ περὶ τὰς ἀνατολὰς τοῦ Πάδου κείμενα, Λάοι καὶ Λεβέκιοι, μετὰ δὲ τούτους Ἴσομβρες κατῴκησαν,

K. 22. Deßhalb schickten die größten Völker, die Insubrier und Boier, sogleich einstimmig zu den Galliern, die an den Alpen und dem Flusse Rhodanus wohnen, und die Gäsaten genannt werden, weil sie um Sold dienen [1]).

K. 23. Die gäsatischen Gallier kamen mit einem prächtig gerüsteten und starken Heere an den Po Fluß [2]). — Die Insubrier und Boier beharrten in dem einmal gefaßten Entschlusse, obgleich die Veneter und Cenomanen durch eine Gesandtschaft, die sie von den Römern erhielten, bewogen, deren Freundschaft vorzogen; — als die Römer hörten, die Kelten hätten die Alpen überstiegen, schickten sie den Konsul L. Aemilius nach Ariminium.

K. 28. Die Kelten stellten die Gäsaten von den Alpen gegen die Seite der Fronte, von der sie den Aemilius erwarteten, neben selbe die Insubrier; auf der vordern Seite stellten sie die Taurisker und die Boier, die über dem Po wohnen [3]).

K. 34. Die Gallier wollten Frieden, doch die Konsulen Claudius und Knaeus widersetzten sich, so sehr sie konnten. Deßhalb wollten die Gallier das Letzte versuchen.

Und sie (die Gallier) beschlossen abermals, dreyßig tausend gäsatische Gallier, die um den Rhodanus wohnen, in Sold zu nehmen [4]).

Der unglückliche Ausgang dieser Anstrengungen von Seite der Gallier war die Einnahme Mediolanums durch die Römer, des Hauptplatzes der Insubrier. Sie unterlagen und mußten sich den Römern unbedingt ergeben.

B. III. K. 34. Nachdem Hannibal für die Ruhe aller Angelegenheiten Afrika's und Spaniens gesorgt hatte, lauerte er nur auf Gelegenheit und erwartete die Gesandten, die die Gallier an ihn schicken sollten; denn mit großer Klugheit erforschte er die Vortrefflichkeit der Länder am Fuße der Alpen und am Po-Flusse, die Menge und die Kühnheit der Bewohner im Kriege, und was die Hauptsache war, den unversöhnlichen Haß, den sie aus dem letzten Kriege gegen die Römer hatten, den wir im letzten Buche etwas weitläufiger behandelten, damit die Leser das, was wir nun erzählen werden, verstehen können. Deßhalb nährte er alle Hoffnung, versprach alles Mögliche, schickte fleißig zu den Fürsten der

---

ὃ μέγιστον ἔθνος ἦν αὐτῶν· ἑξῆς δὲ τούτοις, παρὰ τὸν ποταμὸν Γονομάνοι.

1) C. 22. Διόπερ εὐθέως τὰ μέγιστα τῶν ἐθνῶν τό τε τῶν Ἰσόμβρων καὶ Βοίων, συμφρονήσαντα, διεπέμποντο πρὸς τοὺς κατὰ τὰς Ἄλπεις καὶ τὸν Ῥοδανὸν ποταμὸν κατοικοῦντας Γαλάτας, προσαγορευομένους δὲ διὰ τὸ μισθοῦ στρατεύειν Γαισάτους.

2) C. 23. Οἱ δὲ Γαισάται Γαλάται συστησάμενοι δύναμιν πολυτελῆ καὶ βαρεῖαν, ἧκον, ὑπεράραντες τὰς Ἄλπεις, εἰς τὸν Πάδον ποταμόν.

3) C. 28. Οἱ δὲ Κελτοὶ τοὺς μὲν ἐκ τῶν Ἄλπεων Γαισάτους προσαγορευομένους ἔταξαν πρὸς τὴν ἀπ᾽ οὐρᾶς ἐπιφάνειαν, ἣ προσεδόκων τοὺς περὶ τὸν Αἰμίλιον, ἐπὶ δὲ τούτοις τοὺς Ἴσομβρας· πρὸς δὲ τὴν κατὰ πρόσωπον, τοὺς Ταυρίσκους, καὶ τοὺς ἐπὶ τάδε του Πάδου κατοικοῦντας Βοίους παρενέβαλον.

4) C. 34. Αὖθις ὥρμησαν ἐπὶ τὸ μισθοῦσθαι τῶν περὶ τὸν Ῥοδανὸν Γαισατῶν Γαλατῶν εἰς τρισμυρίους.

Gallier, die jenseits und auf den Alpen selbst wohnen. Hannibal glaubte, der Krieg könne in Italien allein gegen die Römer unternommen werden, wenn er die Schwierigkeiten des bergigen Weges überwunden hätte und in die Gegenden anlangte, von denen vorher geredet worden ist, und er zum vorhabenden Kriege die Gallier zu Bundsgenossen und Mitstreitern hätte. Als die Gesandten anlangten und der Gallier guten Willen und ihr Erwarten verkündeten, und aussagten, daß das Uebersteigen der Alpen zwar mühevoll und sehr beschwerlich, doch nicht unmöglich sey, führte er das Heer bey Frühlingsanfang aus den Winterquartieren [1]).

»Hier müssen wir erzählen, wo Hannibal sich in Bewegung setzte, und in welche und wie viele Orte er kam, und in welchen Theilen Italiens er anlangte [2]).«

K. 39. Von den Säulen des Herkules bis zu den Pyrenäen sind achttausend Stadien. Denn von den Säulen bis zur Neustadt, von wo Hannibal seinen Zug nach Italien antrat, sind dreytausend Stadien, die Neustadt nennen einige auch Neu-Karthago; von da an bis an den Iberus sind zweytausend sechshundert Stadien, vom Iberus bis nach Emporium sechzehnhundert Stadien, von Emporium bis zur Uebersetzung des Rhodan wieder sechzehnhundert; denn diese sind von den Römern sorgfältig bemessen, und alle acht Stadien durch Meilenzeiger bezeichnet worden.

Vom Uebergange über die Rhone sind, wenn man an dem Flusse selbst seinen Quellen zureiset, bis zum Anfange der Alpen, die nach Italien führen, vierzehnhundert Stadien; der Uebergang über die Alpen aber enthält zwölfhundert Stadien; wenn man über diese geht, so kommt man in Italien zu den Gegenden um den Po. Das ganze Wegmaß, was Hannibal von Neu-Karthago an zurück zu legen hatte, beträgt neun tausend Stadien. Wenn man auf die Länge dieses Zwischenraumes sieht, so hatte Hannibal schon fast die Hälfte

1) L. III. c. 34. Ἀννίβας δὲ, πάντα προνοηθεὶς περὶ τῆς ἀσφαλείας τῶν τε κατὰ Λιβύην πραγμάτων καὶ τῶν ἐν Ἰβηρίᾳ, λοιπὸν ἐκαραδόκει, καὶ προσεδέχετο τοὺς παρὰ τῶν Κελτῶν πρὸς αὐτὸν ἀποστελλομένους· σαφῶς γὰρ ἐξητάκει καὶ τὴν ἀρετὴν τῆς ὑπὸ τὰς Ἄλπεις καὶ περὶ τὸν Πάδον ποταμὸν χώρας, καὶ τὸ πλῆθος τῶν κατοικούντων αὐτὴν, ἔτι δὲ τὴν πρὸς τοὺς πολέμους τῶν ἀνδρῶν τόλμαν. καὶ τὸ μέγιστον, τὴν ὑπάρχουσαν δυσμένειαν αὐτοῖς ἐκ τοῦ προγεγενότος πολέμου πρὸς Ῥωμαίους, ὑπὲρ οὗ διήλθομεν ὑμεῖς ἐν τῇ πρὸ ταύτης βίβλῳ, χάριν τοῦ συμπεριφέρεσθαι τοὺς ἐντυγχάνοντας τοῖς νῦν μέλλουσι λέγεσθαι· διόπερ εἴχετο ταύτης τῆς ἐλπίδος, καὶ πᾶν ὑπισχνεῖτο, διαπεμπόμενος ἐπιμελῶς πρὸς τοὺς δυνάστας τῶν Κελτῶν, καὶ τοὺς ἐπὶ τάδε καὶ τοὺς ἐν αὐταῖς ταῖς Ἄλπεσιν ἐνοικουντας· μόνως ἂν ὑπολαμβάνων ἐν Ἰταλίᾳ συστήσασθαι τὸν πρὸς Ῥωμαίους πόλεμον, εἰ δυνηθείη διαπεράσας τὰς πρὸ τοῦ δυσχωρίας, εἰς τοὺς προειρημένους ἀφικέσθαι τόπους, καὶ συνεργοῖς καὶ συμμάχοις χρήσασθαι Κελτοῖς εἰς τὴν προκειμένην ἐπιβολήν. Ἀφικομένων δὲ τῶν ἀγγέλων, καὶ τήν τε Κελτῶν βούλησιν καὶ προσδοκίαν ἀπαγγειλάντων, τήν τε τῶν Ἀλπεινῶν ὀρῶν ὑπερβολὴν ἐπίπονον μὲν καὶ δυσχερῆ λίαν, οὐ μὴν ἀδύνατον εἶναι, φασκόντων· συνῆγε τὰς δυνάμεις ἐκ τῆς παραχειμασίας ὑπὸ τὴν ἐαρινὴν ὥραν.

2) C. 36. Ῥητέον ἂν εἴη, πόθεν ὁρμήσας Ἀννίβας, καὶ τίνας καὶ πόσους διελθὼν τόπους, εἰς ποῖα μέρη κατῆρε τῆς Ἰταλίας.

zurückgelegt; was aber die Beschwerlichkeit anlangt, so blieb ihm noch das Größte übrig [1]).

Unterdessen Unruhen im obern Italien; der Boier offne Empörung; der Insubrier alter Haß gegen die Römer entglühte von Neuem; es geschahen Thaten, auf die nur Krieg folgen konnte. — Hannibal rückte rasch an die Rhone; übersetzte sie eben so schnell; schlug durch Tapferkeit und List die dem Uebergang sich widersetzenden Gallier; als seine Armee darüber war,

K. 44, hielt er Heerschau, und führte die Fürsten ein, die mit dem Magilus waren; diese kamen von den Gegenden des Po; Hannibal ließ dem Heere durch einen Dollmetsch verkünden, was diese Gallier beschlossen hatten. Aus allem Gesagten hob am meisten den Muth der Soldaten: erstlich die Gegenwart derjenigen, welche sie riefen und Theilnehmer im Kriege gegen die Römer zu seyn versprachen; zweytens, die Glaubwürdigkeit ihrer Aussage, daß sie durch Gegenden geführt würden, in denen sie am Nothwendigen keinen Mangel leiden, sondern den Weg nach Italien bald und sicher zurücklegen würden; überdieß aber wirkte auf sie die Schönheit und Größe des Landes, in das sie kommen würden, und die Streitsucht der Männer, mit denen sie die Kämpfe gegen die Römer fechten würden [2]).

---

[1]) C. 39. Ἀπέχει δὲ τοῦ καθ' Ἡρακλείους στήλας στόματος αὐτὸς ὁ τόπος, περὶ ὀκτακισχιλίους σταδίους· ἐπὶ μὲν γὰρ Καινὴν πόλιν ἀπὸ στηλῶν εἶναι συμβαίνει τρισχιλίους, ὅθεν ἐποεῖτο τὴν ὁρμὴν Ἀννίβας τὴν εἰς Ἰταλιαν· τὴν δὲ Καινὴν πόλιν ἔνιοι Νέαν Καρχηδόνα καλοῦσιν· ἀπὸ δὲ ταύτης εἰσὶν ἐπὶ μὲν τον Ἴβηρα ποταμὸν, ἑξακόσιοι στάδιοι πρὸς δισχιλίοις· ἀπὸ δὲ τούτου πάλιν εἰς Ἐμπορεῖον, χίλιοι σὺν ἑξακοσίοις· καὶ μὴν ἐντεῦθεν ἐπὶ τὴν τοῦ Ῥοδανοῦ διάβασιν, περὶ χιλίους ἑξακοσίους· ταῦτα γὰρ νῦν βεβημάτισται, καὶ σεσημείωται κατὰ σταδίους ὀκτὼ διὰ Ῥωμαίων ἐπιμελῶς. Ἀπὸ δὲ τῆς διαβάσεως τοῦ Ῥοδανοῦ πορευομένοις παρ' αὐτὸν τὸν ποταμὸν ὡς ἐπὶ τὰς πηγὰς, ἕως πρὸς τὴν ἀναβολὴν τῶν Ἄλπεων τὴν εἰς Ἰταλίαν, χίλιοι τετρακόσιοι· λοιπαὶ δὲ αἱ τῶν Ἄλπεων ὑπερβολαὶ, περὶ χιλίους διακοσίους· ἃς ὑπερβάλλων ἔμελλεν ἕξειν εἰς τὰ περὶ τὸν Πάδον πεδία τῆς Ἰταλιας· ὥστ' εἶναι τοὺς πάντας ἐκ Καινῆς πολεως σταδίους περὶ ἐνναχισχιλίους, οὓς ἔδει διελθεῖν αὐτόν. Τούτων δὴ τῶν τόπων κατὰ μὲν τὸ μῆκος ἤδη σχεδὸν τοὺς ἡμίσεις διεληλύθει· κατὰ δὲ τὴν δυσχέρειαν, τὸ πλέον αὐτῷ μερος ἀπελείπετο τῆς πορείας.

[2]) C. 44. Αὐτὸς δὲ συναγαγὼν τὰς δυνάμεις, εἰσήγαγε τοὺς βασιλίσκους τοὺς περὶ Μάγιλον· οὗτοι γὰρ ἧκον πρὸς αὐτὸν ἐκ τῶν περὶ τὸν Πάδον πεδίων· καὶ δι' ἑρμηνέως τὰ δεδογμένα παρ' αὐτῶν διεσάφει τοῖς ὄχλοις. Ἦν δὲ τῶν λεγομένων ἰσχυρότατα πρὸς θάρσος τῶν πολλῶν, πρῶτον μὲν, ἡ τῆς παρουσίας ἐνέργεια τῶν ἐπισπομένων, καὶ κοινωνήσειν ἐπαγγελλομένων τοῦ πρὸς Ῥωμαίους πολέμου· δεύτερον δὲ, τὸ τῆς ἐπαγγελίας αὐτῶν ἀξιόπιστον, ὅτι καθηγήσονται διὰ τόπων τοιούτων, δι' ὧν οὐδενὸς ἐπιδεόμενοι τῶν ἀναγκαίων, συντόμως ἅμα καὶ μετὰ ἀσφαλείας ποιήσονται την εἰς Ἰταλίαν πορείαν· πρὸς δὲ τούτοις, ἡ τῆς χώρας γενναιότης, εἰς ἣν ἀφίξονται, καὶ τὸ μέγεθος, ἔτι δὲ τῶν ἀνδρῶν ἡ προθυμία, μεθ' ὧν μέλλουσι ποιεῖσθαι τοὺς ἀγῶνας πρὸς τὰς τῶν Ῥωμαίων δυνάμεις.

K. 47. Nachdem die Thiere übergesetzt waren, nahm Hannibal die Reiterey und die Elephanten auf, stellte sie zur Nachtzeit auf, und marschirte am Flusse fort, indem er seinen Weg Meer abwärts gegen Morgen nahm, als wollte er in die Mitte von Europa eindringen. Die Rhone hat ihren Ursprung über dem adriatischen Meerbusen gegen Norden und in den nördlichen Theilen der Alpen, fließt gegen Winter-Untergang und ergießt sich ins Sardinische Meer: größten Theils fließt sie durch ein Thal, von welchem nördlich die Kelten, Ardyer genannt, wohnen; die ganze mittägliche Seite aber begränzen die Seiten der Alpen die gegen Norden liegen; die Länder um den Po, von denen wir oben weitläufiger sprachen, trennen vom Rhonthale die Scheitel genannter Gebirge, die ihren Anfang bey Massilien nehmend bis an den Busen des adriatischen Meeres sich erstrecken, welche Hannibal von der Rhone entfernt, überstieg und Italien betrat [1]).

Polybius polemisirt dann weiter gegen diejenigen Schriftsteller, die die fabelhaftesten Dinge über den Zug des Hannibal vortrugen, z. B. wie unmöglich es sey, über die Alpen zu gehen u. d. gl.

K. 48. Denn sie erzählen nicht, wie die Kelten, die am Rhodanus wohnen, schon vor Hannibals Ankunft, nicht ein- oder zweymal, oder schon vor langem, sondern erst kürzlich mit großen Heeren die Alpen überstiegen, und mit den Kelten am Po vereint, gegen die Römer gefochten haben, wie schon oben gezeigt worden ist.

Hannibal verfuhr in seinem Beginnen nicht, wie jene berichten, sondern mit großer Klugheit. Er erforschte genau die Vortrefflichkeit des Landes, das er betreten wollte, und den Haß der Bewohner gegen die Römer; er bediente sich in den schwierigen Gegenden eingeborner Wegführer, die gleiche Hoffnungen mit ihm theilten. Wir können hierüber mit desto größerer Zuversicht reden, weil wir sie von Männern vernommen haben, die zu gleicher Zeit gelebt haben, dann haben wir selbst eine Reise in die Alpen unternommen, um die Gegenden in Augenschein zu nehmen und kennen zu lernen [2]).

---

1) C. 47. Περαιωθέντων δὲ τῶν θηρίων, ἀναλαβὼν Ἀννίβας τοὺς ἐλέφαντας καὶ τοὺς ἱππεῖς, προῆγε, τούτοις ἀπουραγῶν, παρὰ τὸν ποταμὸν· ἀπὸ θαλάττης ὡς ἐπὶ τὴν ἕω ποιούμενος τὴν πορείαν, ὡς εἰς τὴν μησόγαιον τῆς Εὐρώπης. Ὁ δὲ Ῥοδάνος ἔχει τὰς μὲν πηγὰς ὑπὲρ τὸν Ἀδριατικὸν μυχὸν πρὸς τὴν ἑσπέραν νευούσας, ἐν τοῖς ἀποκλίνουσι μέρεσι τῶν Ἄλπεων ὡς πρὸς τὰς ἄρκτους· ῥεῖ δὲ πρὸς τὰς χειμερινὰς δύσεις, ἐκβάλλει δ' εἰς τὸ Σαρδῷον πέλαγος. Φέρεται δ' ἐπὶ πολὺ δι' αὐλῶνος· οὗ πρὸς μὲν τὰς ἄρκτους Ἄρδυες Κελτοὶ κατοικοῦσι, τὴν δ' ἀπὸ μεσημβρίας αὐτοῦ πλευρὰν ὁρίζουσι πᾶσαν αἱ πρὸς ἄρκτον κεκλιμέναι τῶν Ἄλπεων παρώρειαι· τὰ δὲ πεδία τὰ παρὰ τὸν Πάδον, ὑπὲρ ὧν ἡμῖν εἴρηται διὰ πλειόνων, ἀπὸ τοῦ κατὰ τὸν Ῥοδανὸν αὐλῶνος διαζευγνύουσιν αἱ τῶν προειρημένων ὀρῶν ἀκρώρειαι, λαμβάνουσαι τὴν ἀρχὴν ἀπὸ Μασσαλίας, ὡς ἐπὶ τὸν τοῦ παντὸς Ἀδρίου μυχόν· ἃς τότε ὑπεράρας Ἀννίβας ἀπὸ τῶν κατὰ τὸν Ῥοδανὸν τόπων, ἐνέβαλεν εἰς Ἰταλίαν.

2) C. 48. Οὐχ ἱστορήσαντες γὰρ, ὅτι συμβαίνει τοὺς Κελτοὺς, τοὺς παρὰ τὸν Ῥοδανὸν ποταμὸν οἰκοῦντας, οὐχ ἅπαξ, οὐδὲ δὶς, πρὸ τῆς Ἀννίβου παρουσίας, οὐδὲ μὴν πάλαι, προσφάτως δὲ, μεγάλοις

Der Konsul war erstaunt, daß Hannibal es wage, auf diesem Wege nach Italien zu gehen.

K. 49. Hannibal kam nach vier Tagmärschen vom Uebergange zur sogenannten Insel, einer sehr bevölkerten und fruchtbaren Gegend, die ihren Namen von der Sache selbst hat; denn die Rhone und die sogenannte Isaras (*Isère*), die auf beyden Seiten derselben fließen, spitzen ihre Gestalt bey ihrem Zusammenflusse zu; sie ist an Gestalt und Größe dem Delta in Aegypten ähnlich, außer daß von diesem eine Seite das Meer und die andern die Stromtheilungen umgeben; jene aber schroffe, schwer zugängliche und beynahe unübersteigliche Gebirge bilden. Bey diesen angelangt, fand er in ihr zwey Brüder, die um den Thron stritten, und Lager gegen einander aufgeschlagen hatten. Vom älteren zu Hülfe gerufen und ersucht, ihm in der Behauptung des Thrones behülflich zu seyn, ging er dieß ein; weil er einsah, daß dieß sogleich zu seinem großen Nutzen ausfallen würde. Deßhalb stießen sie zusammen, vertrieben den andern, und er erhielt große Vortheile vom Sieger. — Er gab ihm hinlängliche Nahrungsmittel, Waffen, Kleider, Schuhe u. d. gl. Dinge, die nothwendig waren, um die Alpen zu übersteigen. — Was aber die Hauptsache war, er deckte den Karthaginensern, die nicht ohne Furcht die Reise durch das Land der Gallier, Allobrogen genannt, antraten, den Rücken mit seiner Macht, und sicherte ihnen den Durchzug, bis sie sich dem Alpen-Uebergang näherten *).

στρατοπέδοις ὑπερβάντας τὰς Ἄλπεις, παρατετάχθαι μὲν Ῥωμαίοις, συναγωνίσασθαι δὲ Κελτοῖς τοῖς τα περὶ τὸν Πάδον πεδία κατοικοῦσι, καθάπερ ἡμεῖς ἐν τοῖς πρὸ τούτου ἐδηλώσαμεν.

Ἀννίβας γε μὴν, οὐχ ὡς οὗτοι γράφουσι, λίαν δὲ περὶ ταῦτα πραγματικῶς ἐχρῆτο ταῖς ἐπιβολαῖς· καὶ γὰρ τὴν τῆς χώρας ἀρετὴν, εἰς ἣν ἐπεβάλετο κατιέναι, καὶ τὴν τῶν ὄχλων ἀλλοτριότητα πρὸς Ῥωμαίους ἐξητάκει σαφῶς, εἴς τε τὰς μεταξὺ δυσχωρίας ὁδηγοῖς καὶ καθηγεμόσιν ἐγχωρίοις ἐχρῆτο τοῖς τῶν αὐτῶν ἐλπίδων μέλλουσι κοινωνεῖν. Ἡμεῖς δὲ περὶ τούτων εὐθαρσῶς ἀποφαινόμεθα, διὰ τὸ περὶ τῶν πράξεων παρ' αὐτῶν ἱστορηκέναι τῶν παρατετευχότων τοῖς καιροῖς, τοὺς δὲ τόπους κατωπτευκέναι, καὶ τῇ διὰ τῶν Ἄλπεων αὐτοὺς κεχρῆσθαι πορείᾳ, γνώσεως ἕνεκα καὶ θέας.

*) C. 49. Ἀννίβας δὲ ποιησάμενος ἑξῆς ἐπὶ τέτταρας ἡμέρας τὴν πορείαν ἀπὸ τῆς διαβάσεως, ἧκε πρὸς τὴν καλουμένην Νῆσον, χώραν πολύοχλον καὶ σιτοφόρον, ἔχουσαν δὲ τὴν προσηγορίαν ἀπ' αὐτοῦ τοῦ συμπτώματος· τῇ μὲν γὰρ ὁ Ῥοδανὸς, τῇ δὲ ὁ Ἰσάρας προσαγορευόμενος, ῥέοντες παρ' ἑκατέραν τὴν πλευρὰν, ἀποκορυφοῦσιν αὐτῆς τὸ σχῆμα κατὰ τὴν πρὸς ἀλλήλους σύμπτωσιν· ἔστι δὲ παραπλησία, τῷ μεγέθει καὶ τῷ σχήματι, τῷ κατ' Αἴγυπτον καλουμένῳ Δέλτα· πλὴν ἐκείνου μὲν θάλαττα τὴν μίαν πλευρὰν καὶ τὰς τῶν ποταμῶν ῥύσεις ἐπιζεύγνυσι· ταύτης δ' ὄρη δυσπρόσοδα καὶ δυσέμβολα, καὶ σχεδὸν, ὡς εἰπεῖν ἀπρόσιτα. Πρὸς ἣν ἀφικόμενος, καὶ καταλαβὼν ἐν αὐτῇ δύο ἀδελφοὺς ὑπὲρ τῆς βασιλείας στασιάζοντας, καὶ μετὰ στρατοπέδων ἀντικαθημένους ἀλλήλοις. Ἐπισπωμένου τοῦ πρεσβυτέρου, καὶ παρακαλοῦντος εἰς τὸ συμπρᾶξαι καὶ συμπεριποιῆσαι τὴν ἀρχὴν αὐτῷ, ὑπήκουσε· πρόδηλον σχεδὸν ὑπαρχούσης τῆς πρὸς τὸ παρὸν ἐσομένης αὐτῷ χρείας. Διὸ καὶ συνεπιθέμενος, καὶ συνεκβαλὼν τὸν ἕτερον, πολλῆς ἐπικουρίας

K. 50. Nachdem Hannibal in zehn Tagen am Flusse achthundert Stadien zurückgelegt hatte, kam er beym Alpen-Eingang in sehr große Gefahr; denn die kleineren Fürsten der Allobrogen wagten sich auf dem flachen Felde nicht an die Karthager, theils weil sie die Reiterey, theils, weil sie die sie begleitenden Barbaren fürchteten [1]).

Dann fährt Polybius fort, alle Beschwerlichkeiten und Gefahren des Zuges über die Alpen zu beschreiben; die List eines räuberischen und verschlagenen Volkes; die Tapferkeit, Besonnenheit und das Berechnen des moralischen Einflusses Hannibals, wie er bald nachgebend, bald mißtrauisch, bald verwegen, bis zum Gipfel der Alpen gelangte, von wo er den ermüdeten, niedergeschlagenen Soldaten das Ziel ihrer Arbeiten, die Ebenen Italiens und die Gegend wies, wo Rom, ihre Feindin, liegen müßte. Der Soldat vergaß über frohen Hoffnungen von Beute und Ehre bald die überstandenen Gefahren und schöpfte neuen Muth. Auf der Höhe der Alpen lagerte Hannibal durch zwey Tage.

K. 53. In neun Tagen erreichte er die Höhen und lagerte sich und blieb zwey Tage [2]).

K. 54. Er rief die Soldaten zusammen, da die Nähe Italiens ihm eine gute Gelegenheit dazu bot; es liegt dies Land am Fuß dieser Berge, so, daß, wenn man auf beyde Seiten umherblickt, diese Alpen die Burg des ganzen Italien zu seyn scheinen [3]); er zeigte ihnen die Länder um den Po und erinnerte sie an die guten Gesinnungen der Gallier; er wies ihnen den Ort, wo Rom seyn müsse, und flößte hiedurch den Soldaten Muth ein. Am folgenden Tage brach er auf und begann abwärts zu gehen — er verlor aber bey diesem Hinabsteigen durch den schlechten Weg und durch den Schnee nicht weniger Menschen, als beym Hinaufsteigen; denn der Weg ist beym Hinabsteigen sehr eng und abschüssig; da der Schnee allen den Weg undeutlich machte, so stürzte alles, was in den Saum desselben kam und fehltrat, in Abgründe. Als sie aber an einen Ort kamen, durch den seiner Enge wegen weder die Elephanten noch die Lastthiere

---

ἔτυχε παρὰ τοῦ κρατήσαντος. Τὸ δὲ μέγιστον, εὐλαβῶς διακειμένοις πρὸς τὴν διὰ τῶν Αλλοβρίγων καλουμένων Γαλατῶν πορείαν, ἀπουραγήσας μετὰ τῆς σφετέρας δυνάμεως, ἀσφαλῆ παρεσκεύασε τὴν δίοδον αὐτοῖς, ἕως ἤγγισαν τῇ τῶν Ἄλπεων ὑπερβολῇ.

[1]) C. 50. Αννίβας δ' ἐν ἡμέραις δεκα πορευθεὶς παρὰ τὸν ποταμὸν εἰς ὀκταχοσιους σταδιους, ἤρξατο τῆς πρὸς τὰς Ἄλπεις αναβολῆς, καὶ συνέβη μεγίστοις αὐτὸν περιπεσεῖν κινδυνοις· ἕως μὲν γὰρ ἐν τοῖς ἐπιπέδοις ἦσαν ἀπείχοντο πάντες αὐτῶν οἱ κατὰ μέρος ἡγεμόνες των Αλλοβρίγων, τὰ μὲν τοὺς ἱππεῖς δεδιότες, τὰ δὲ τοὺς παραπέμποντας βαρβάρους.

[2]) C. 53. Ἐνναταῖος δὲ διανύσας εἰς τὰς ὑπερβολὰς, αὐτοῦ κατεστρατοπέδευσε, καὶ δύο ἡμέρας προσέμεινε.

[3]) C. 54. Ἐπειρᾶτο συναθροίσας παρακαλεῖν, μίαν ἔχων ἀφορμὴν εἰς τοῦτο, τὴν τῆς Ἰταλίας ἐνάργειαν· οὕτω γὰρ ὑποπεπτώκει τοῖς προειρημένοις ὄρεσιν, ὥστε συνθεωρουμένων ἀμφοῖν, ἀκροπόλεως φαίνεσθαι διάθεσιν ἔχειν τὰς Ἄλπεις τῆς ὅλης Ἰταλίας,

kommen konnten; denn hier war der Abgrund, ohnehin schon bey zweyhundert Schuh hoch, noch durch einen neuen Sturz vergrößert worden; da fing der Soldat wieder an den Muth zu verlieren. Der karthaginensische Feldherr wollte diese unwegsame Stelle umgehen, allein dieß machte die Menge des Schnees unmöglich, und er stand daher von seinem Vorhaben ab.

K. 55. — Er wendete daher die Soldaten an, und bahnte mit ungeheurer Arbeit einen Weg über den Abgrund, so daß in einem Tage schon die Lastthiere und Pferde fortkommen konnten — — dann ließ er die Numiden abwechseln; und nach kaum dreytägiger Arbeit konnten die Elephanten schon hinüberkommen; diesen hatte der Hunger hart zugesetzt; denn die Scheitel der Alpen und die diesen zunächst liegenden Orte sind fast allenthalben nackt, ohne allen Baum, und Winter und Sommer mit Schnee bedeckt; auf der Hälfte der Berge aber kommen auf beyden Seiten Bäume und Wälder fort, und sie können allenthalben bebaut werden.

K. 56. Hannibal versammelte an einem Orte das ganze Heer, stieg hinab, und kam am dritten Tage nach dem Uebergang über die genannten Abgründe in die Ebenen; nachdem er auf dem ganzen Wege vor dem Feinde und bey Flußübergängen durch die Abgründe und ungehbaren Wege in den Alpen nicht nur an Mannschaft, sondern mehr noch an Pferden und Lastthieren verloren hatte; er machte überhaupt den ganzen Weg von Neu-Karthago an in fünf Monaten, den Uebergang über die Alpen aber bewerkstelligte er in funfzehn Tagen, und betrat kühn die Gegenden um den Po und das Land der Insubrier [1]).

Das Heer, das beym Uebergang über den Rhodanus acht und dreyßig tausend Mann Fußvolk und mehr als acht tausend Reiter zählte, schmolz beym Uebergang über die Alpen auf zwölf tausend Afrikaner, acht tausend Spanier. Die Reiterey überschritt nicht sechs tausend Mann. Nachdem das Heer sich erholt hatte:

K. 60. — forderte Hannibal die Tauriner, die am Fuße der Alpen wohnen, und eben mit den Insubriern im Kriege begriffen, und gegen die Karthaginenser mißtrauisch waren, zur Freundschaft und zum Zuzuge auf. Da sie aber nicht Folge leisteten, rückte er vor ihre Hauptstadt, und nahm sie in drey Tagen [2]).

---

1) C. 56. Αννίβας δὲ, συναθροίσας ὁμοῦ πασαν τὴν δύναμιν, κατέβαινε· καὶ τριταῖος ἀπὸ τῶν προειρημένων κρημνῶν διανύσας, ἥψατο τῶν επιπέδων· πολλοὺς μὲν ἀπολωλεκὼς των στρατιωτῶν, ὑπό τε τῶν πολεμίων, καὶ τῶν ποταμῶν, ἐν τῇ καθόλου πορείᾳ· πολλοὺς δ' ὑπὸ τῶν κρημνῶν καὶ τῶν δυσχωριῶν κατὰ τὰς Ἄλπεις οὐ μόνον ἄνδρας, ἔτι δὲ πλείους ἵππους καὶ ὑποζύγια. Τέλος δὲ, τὴν μὲν πᾶσαν πορείαν ἐκ Καινῆς πόλεως ἐν πέντε μησὶ ποιησάμενος, τὴν δὲ τῶν Ἄλπεων ὑπερβολὴν ἡμέραις πεντεκαίδεκα, κατῆρε τολμηρῶς εἰς τὰ περὶ τον Πάδον πεδία, καὶ το τῶν Ἰσόμβρων ἔθνος.

2) C. 60. Μετὰ δὲ ταῦτα, προσανειληφυίας ἤδη τῆς δυνάμεως τῶν Ταυρινῶν, οἳ τυγχάνουσι πρὸς τῇ παρώρειᾳ κατοικοῦντες, στασιαζόντων μὲν πρὸς τοὺς Ἴσομβρας, ἀπιστούντων δὲ τοῖς Καρχηδονίοις· τὸ μὲν πρῶτον αὐτοὺς εἰς φιλίαν προυκαλεῖτο καὶ συμμαχίαν· οὐχ ὑπακουόντων δὲ περιστρατοπεδεύσας τὴν βαρυτάτην πόλιν, ἐν τρισὶν ἡμέραις ἐξεπολιόρκησε.

Polybius sagt im 11. B. 13. Kap. nachdem die Römer mit Hasdrubal einen Vertrag geschlossen hatten, suchten sie die Gallier, die Italien bewohnen, mit Krieg zu überziehen.

Kap. 14. Von diesen Galliern müssen wir etwas weitläufiger reden — Denn diese Gegenstände scheinen uns nicht nur wissens- und erzählenswerth; sondern durchaus nothwendig, um erkennen zu können, auf was für Männer und welche Gegenden Hannibal sein Vertrauen setzte, um die Herrschaft der Römer zu stürzen. Zuerst müssen wir vom Lande selbst sprechen, wie dieß beschaffen sey, und wie es gegen das übrige Italien liege. — Italien hat die Gestalt eines Dreyeckes — — — die Seite gegen Norden, die das Mittelland bedeckt, grenzt an die ununterbrochene Bergkette; welche von Massilien und den an das Sardinische Meer stoßenden Gegenden anfangend in Einem bis an den Winkel des adriatischen Meeresufers fortläuft, doch etwas früher aufhört, als daß sie das adriatische Meer erreichte. An der genannten Bergkette, die man gleichsam für die Basis des Dreyeckes ansehen muß, liegen gegen Mittag die Felder, die die nördlichsten aller italischen sind; von denen ist hier die Rede: sie sind an Größe und Güte die ausgezeichnetsten, von denen wir in unserer Geschichte sprechen.

Nach dem 14. Kap. des 11. B. meint Polybius das heutige Mailändische, das Land der Insubrier und tiefer das Land der Boier sey eigentlich merkwürdig, weil sie es seyen, auf die Hannibal vertraute, um Rom's Herrschaft zu überwältigen.

Nach Kap. 22. setzt Polybius die Sitze der Gäsaten in das heutige Wallis und über demselben in die Schweiz. Also die Gäsaten, die den Namen daher haben, weil sie um Sold dienen, sind die kühnen Ahnherren jener furchtbaren Schweizer, deren Fußvolk in allen Schlachten des Mittelalters mit so unerschütterlichem Nachdrucke focht und fast die meisten entschied. In ihnen wallte schon das kriegerische Blut, das sie auf die nämlichen Felder trieb, wie in neuern Zeiten; die Könige Concolitanus Avecoestus waren die nicht glücklicheren Vorgänger jener furchtbaren Fürsten von Sitten, die so oft mit ihrem nackten Mannenn die eisigen Alpen überstiegen, um in Italiens Triften für ihre Interessen zu streiten. Um Sold dienen, Reislaufen den heutigen Schweizern genannt, scheint in diesem Lande so alt, als zwischen diesen furchtbaren, glänzenden Zinnen der Natur, den mit Eis bedeckten Alpen, Menschen wohnen. Es gibt dort ein Gewohnheitsgesetz des physischen Einflusses, gegen das die Bitten, die frommen Ermahnungen, die herzzerreißenden Schilderungen Zwingli's nichts vermochten, wie durch fremden Soldatendienst die Unschuld der Sitten aus jenen friedlichen Thälern

gewiesen, wie die Genügsamkeit des Sennehirten durch schwelgerischen Prunk der Miethsoldaten vertilgt; wie selbst die Vaterlandsliebe vermindert, wie endlich das ganze System den Fluch des Vaterlandes, den der Väter, der Mütter und Jungfrauen verdienen. Die eindringlichsten Reden richteten gegen die Gewohnheit nichts aus, und das Solddienen der Schweizer ist seit so vielen Jahrtausenden eine Sache geworden, die selbst Männer, wie Johannes Müller, für ein nothwendiges Uebel hielten.

Mit den Insubriern und Boiern einverstanden, rückte Hannibal aus Neu-Karthago gegen Frühlings-Anfang in die Pyrenäen; überschritt die Rhone nach unserm Dafürhalten bey Pont St. Esprit; rückte den vierten Tag fort, immer an der Rhone; und zum Zeichen, daß Hannibal so viel möglich die Rhone gar nicht verließ, macht Polyb Kap. 47 eine weitläufige genaue Beschreibung des Rhonelaufes: dessen Ursprung mit viel Zuverläßigkeit, doch im Allgemeinen, andeutend, welches Ebel im Art. Rhone entgangen zu seyn scheint. Eben so ist auch das Rhonethal, das heutige Wallis, recht gut und unverkennlich beschrieben. Es ist dieß eines der merkwürdigsten Thäler der Welt, und die zurückgedrängten Bewohner deutschen Stammes sind vielleicht Descendenten der Gäsaten oder Cimbern, die später ebenfalls den Simplon zum Uebergange nach Italien wählten [1]. Nicht umsonst redet der so wortkarge Polybius so weitläufig vom Rhonethale, und weiset darauf hin, daß aus demselben erst unlängst die Gäsaten den Insubriern und Boiern zu Hülfe gezogen seyn.

Kap. 48. Hannibal kommt in das Land die Insel genannt. Wahrscheinlich nennt Polybius sie nicht von Allobrogern bewohnt; wohl aber dehnte sich Polybs Allobrogien längs dem heutigen Genfer-See aus, und Hannibal, sich an die Rhone haltend, ist in zehen Tagen von Vienne über Yenne, Seyssel, Genf bis Thonon marschirt. Von da aus in neun Tagen bis auf die Höhe des Simplon; hielt hier zwey Tage, und ging dann abwärts. Eigentlich ist der Weg von Vienne bis ungefähr Thonon nicht ganz mit den achthundert Stadien des Polyb zu vereinigen; doch wie schon oft bemerkt, trifft diese Stadienzahl überhaupt überein, ist offenbar ein Deficit in den Detail-Summen gegen die addirte Summe; auch schon bey dem Wege von dem Polyb sagt, die Römer hätten ihn genau gemessen; wie viel weniger ist Genauigkeit in den Angaben zu erwarten, bey einem Wege, den Polybius nur als Forscher gemacht hat.

Die Tagezahl paßt auf unsere Etappenmärsche [2], vermöge

[1] S. Ebel, Art. Simplon. [2] Post- und Marschkarte für die österr. und fremden ital. Provinzen, nebst Theilen der angrenzenden Länder, vom k. k. G. Mstr. St. Mailand 1810.

dieser ist der Weg von Orange bis Simpeln vierund zwanzig Märsche; eine Zahl, die mit der von Polybius angesetzten übereintrifft, nämlich: vom Rhone-Uebergang, den wir bey Pont St. Esprit setzen, bis ungefähr Vienne, vier Tage; von da bis Thonou an die Rhone, zehn Tage; von da bis auf die Höhe der Alpen, neun Tag = drey und zwanzig.

Kann man gleich nicht annehmen, daß dieser Alpenweg damals eigentlich fahrbar wie eine Straße gewesen, so war er doch gut genug, daß häufig Handelsverbindungen Statt fanden, daß die Gallier selbst da mit Weib und Kind einwandernd, die Etrusker aus diesen Ebenen vertrieben haben. Hannibal wandte auf seinem Wege von Neu-Karthago bis Italien fünf Monate an: ein Zeitraum, in dem ein so geübter, so kühner Feldherr öfters mit Horden kämpfend, die weniger feindlich gesinnt als beutesüchtig waren, das Unternehmen auf dem bezeichneten Wege vollführen konnte. Wenn Ref. an die Soldaten unserer Tage appellirt, und seiner Idee zufolge steht Hannibal keinem nach, so ist er gewiß, die Antwort zu erhalten; daß ein solches Unternehmen, wie das des Hannibal, durchaus eines großen Feldherrn würdig sey; es jedoch der Wunderdinge nicht bedarf, zu denen Livius seine Zuflucht nimmt, der die Quellen benützt zu haben scheint, über die Polybius sich schon lustig macht, als die Fabel von der Erscheinung u. dgl. Zugegeben nun, daß der Zeitraum von fünf Monaten, den Polybius mit dürren Worten angibt, der richtige ist, so fällt die zu große Bewunderung der Schnelligkeit weg.

Es ist eine häufig gemachte Bemerkung, daß Flußübergänge, mit Einsicht und Kühnheit unternommen, fast immer glücken; besonders wenn eine Umgehung dabey ist, wie hier.

Was fast eben so sehr in Erstaunen setzt, wie das Unternehmen selbst, sind die ungeheuern Verluste, die Hannibal auf der Tafel von Lacinium selbst angab. Hannibal ließ alles schwere Gepäck in Spanien, hatte nach dem Rhone-Uebergange noch 38,000 Mann Fußvolk und 8000 Reiter, diese schmolzen auf 20,000 Fußgeher und 6000 Reiter; ein ungeheurer Verlust wegen kleinen feindlichen Anfällen, und den Anstrengungen auf dem Marsche. Ref. ist überzeugt, ein Heer unserer Tage, das schon eilf Jahre mit den tapfersten Völkern Krieg führte, wird unter gleichem Verhältnisse keine größeren Verluste machen.

Warum nahm Hannibal diesen so weiten Weg? Aus keinem andern Grunde achtete er des weitern Weges nicht, um ins Herz seiner Bundesgenossen zu kommen; und dieß drückt Polybius aus, indem er sagt: und Hannibal stieg in den Gegen-

den um die Rhone über die Alpen, und kam ins Land der Insubrier. Geflissentlich übersetzt so Ref. die Worte Kap. 47: ὡς τόθ' ὑπεράρας Ἀννίβας ἀπὸ τῶν κατὰ τον Ῥοδάνὸν τόπων ἐνέβαλεν εἰς Ἰταλίαν, und will gar nicht von den günstigern Uebersetzungen Gebrauch machen: *Causabonus*: hos montes ea parte transgressus, qua oritur Rhodanus, Italiam intravit. Seybold: wo die Rhone entspringt.

Das Engl. Nr. 2. These were the mountains which Hannibal was to cross, upon quitting the banks of the Rhone, in order to enter Italy.

Von welchem Berge kann dieß gesagt werden, als vom Simplon? Und bey welch anderem Berge stimmt so die Beschreibung des Polyb Kap. 54, 55 mit Saussure überein? Ref. muß nochmal die Geduld seiner Leser anrufen, daß sie die Vergleichung selbst anstellen können. Vom kleinen Bernhard, redend sagt Saussure: »On vient dans un quart d'heure au village de *Villars dessous*. — — — On voit ensuite de l'autre côté du torrent, à l'entrée de la vallée d'où il sort, des *masses informes de gypse blanchâtre*. Hier sah der General Melville sogleich das λευκοπετρον des Polyb. Der Verfasser des Werks Nr. 2, p. 57, hat sehr Recht, wenn er auf diesen Gegenstand nicht sehr viel Werth legt. Wir sind der nämlichen Meinung und finden auch beym Aufsteigen des Simplon ähnliche weiße Gypsfelsen. §. 2229 sagt Saussure: L'Hospice — — — est situé dans un vallon — — — par-tout verd, mais sans arbres ni arbrisseaux (also auch nicht ganz mit Polyb übereinstimmend, der den Gipfel kahl und mit Schnee bedeckt nennt). §. 2230 wieder ein Gypsfelsen, der noch dazu wie eine Festung aussieht!)

§. 2232. A trois quarts de lieue on passe au village du *Pont serrant* — — en sortant de Pont-serrant, on passe un pont construit sur un torrent qui coule à plus de 100 pieds de profondeur. §. 2232. Le chemin est bon et assez large, mais sur une corniche très-élevée au-dessus de la Tuile. On voit là, sous ses pieds, des amas de neige qui se sont conservés depuis l'hiver, et qui forment des ponts sur ce torrent. Ref. hält dies Zusammenstimmen für sehr vage, und nährt die Hoffnung, daß Jedermann das mit der Simplon-Beschreibung viel übereinstimmender finden werde.

Die betreffende Stelle beym Livius ist folgende: Lib. XXI. c. 35.

»Uebrigens war der Weg abwärts weit beschwerlicher als aufwärts (wie fast alle Straßen von Italien zu den Alpen steiler und kürzer sind), denn er war fast durchaus mit Abgründen

umgeben, eng und schlüpfrig, daß man leicht ausglitscht, oder wenn man wankt nicht leicht stehen bleiben kann; daher fiel einer über den andern, und Menschen und Thiere tödteten sich.«

»Hernach gelangte man zu einem noch engern Fels, der so steil abhing, daß kaum ein leichter Soldat, sich ans Gesträuch und Wurzeln anklammernd, sich hinablassen konnte. Ist schon der Ort sehr jäh, so wurde er erst durch einen neuen Erdfall ein Abgrund von tausend Fuß. Da hielten die Soldaten nun am Ende des Weges, und dem Hannibal, der sich verwunderte, ward berichtet, der Fels sey unzugänglich.«

»Um also den Felsen, über den allein ein Weg seyn konnte, gangbar zu machen, und da er bearbeitet werden mußte, so fällte man ungeheure Bäume und machte einen großen Haufen von Holz, diesen zündeten sie an (der Wind, der sich erhob, begünstigte sie, und das glühende Gestein erweichten sie durch darauf gegossenen Essig *), so daß der Fels durchs Feuer vorbereitet mit dem Eisen bearbeitet werden konnte, und hieben einen Pfad hinein, so daß auch Lastthiere und Elephanten hinüber geführt werden konnten.«

---

*) Viele geben sich die Mühe, die Erzählung des Livius, daß Hannibal den Felsen, der ihm den Weg versperrte, mit Feuer und Essig gesprengt habe, zu erklären. Zu den neuesten Versuchen dieser Art gehört die des Hrn. Thomas Keever, M. D. in den Annals of Philosophy *March* 1823. S. 196. Der Doktor redet von den bekannten außerordentlichen Kraftäußerungen des Wassers in Dunst aufgelöst und fährt fort: »Durch den Grundsatz der plötzlichen Ausdehnung bekommt die ganze Sache eine Erklärung. Die kleinen aber häufig zerstreuten Wassertheilchen, die schon vor Jahrhunderten in die Poren und Bindungen des Felsens eingedrungen waren, bekamen durch das an der Basis des Felsens angerichtete ungeheure Feuer eine plötzliche Ausdehnung ihres Umfanges, und in kurzer Zeit eine solche Gewalt der Ausdehnung, daß sie die starken Fesseln, durch die sie schon so lange eingeschlossen waren, zersprengten. Während nun das Feuer seine ungeheure Kraft den Theilchen der eingeschlossenen Feuchtigkeit mittheilte, ließ Hannibal Essig auf die Oberfläche des Felsen gießen; was Wunder daher, daß sie dieser Flüssigkeit einen Theil der Wirkung zuschrieben, besonders wenn man bedenkt, wie wenig man damals in der Chemie Kenntnisse hatte, und auch selbst wissenschaftliche Männer nicht.« Wir halten hierdurch keineswegs die Angabe des Livius erklärt; aus der erhellt, Hannibal habe geflissentlich das Mittel mit dem Feuer und Essig angewendet, und der Erfolg sey der Durchbruch des Felsens gewesen. Also steht zu erklären: kann Essig und Feuer, wie es scheint, äußerlich angewendet, den Erfolg des Sprengens haben? Und Hannibal hat diesen Erfolg gekannt, nach der Erzählung des Livius. Die Antwort kann nur seyn: Entweder, Wir glauben dem Livius, daß Hannibal dieß Mittel angewendet hat, um den Felsen zu sprengen; wir wissen nur nicht mehr, daß dieß gesche-

Bey Erzählung dieses mühsamen Durcharbeitens wird man unwillkürlich an eine ähnliche Arbeit der französischen Soldaten erinnert, die Ebel[1]) erzählt. »Wenige Tage nachher mußten die Franzosen den Oesterreichern weichen, welche über den Simplon nach Brieg herabdrangen. — — Den 4. Oktober (also im nämlichen Monate wie die Karthager) dringt General Turreau wieder von Brieg auf den Simplon. Während des Marsches der Reservearmee über den großen Bernhard[2]) unter dem Konsul Buonaparte wurden den 27. May 1800 tausend Franzosen und Helvetier unter General Bethencourt über den Simplon gesandt, um den Paß der Desellen und Domo d'Osola einzunehmen. Schneestürze und Felssteine hatten eine Brücke weggerissen, und der Weg war in einer Breite von sechzig Fuß durch einen schrecklichen Abgrund unterbrochen. Ein kühner Freywilliger erbot sich, folgendes Wagestück zu versuchen. Er trat in die Löcher der geraden Felswand, worin die Balken der Brücke gelegen hatten, und indem er seine Füße von Loch zu Loch setzte, gelangte er glücklich auf die andere Seite. Das Seil, welches er mitgenommen hatte, wurde nun in Mannshöhe an den Felsen gespannt; der General Bethencourt war jetzt der Erste, welcher, sich an den Strick hängend und die Füße von Loch zu Loch setzend, den Abgrund überschritt und nun folgten auf die nämliche Art tausend Soldaten mit Waffen und Tornister beschwert« u. s. w.

Was stimmt mit diesen beyden Erzählungen mehr überein, als die Saussure's §. 2122. »Nach einer Stunde Wegs oberhalb Brieg trifft man auf abgesonderte Felsen, die aber Theile der Berge selbst sind. Es sind diese glimmerige Kalkfelsen« u. s. f. Diese halten den obigen »masses« u. s. f. das Gleichgewicht in Bezug auf das λευκοπετρον des Polyb.

---

hen kann, oder wie es geschehen kann; oder wir glauben dem Livius nicht.

Nach Hrn. Reevers Erklärung hätte diese Sprengung nur zufällig Statt gehabt. Zufall scheint nach Livius nicht im Spiel gewesen zu seyn, sondern Absicht. Den Zufall nun zugegeben, müßte wohl erst die Art Stein ausgemittelt werden, auf die solch ein Verfahren diese Wirkung gehabt hätte. Dieß ist, wenn erst der Uebergang sicherlich ausgemittelt wäre, eine Frage für den Chemiker.

[1]) Unterricht von der Schweiz. Art. Simplon S. 261.

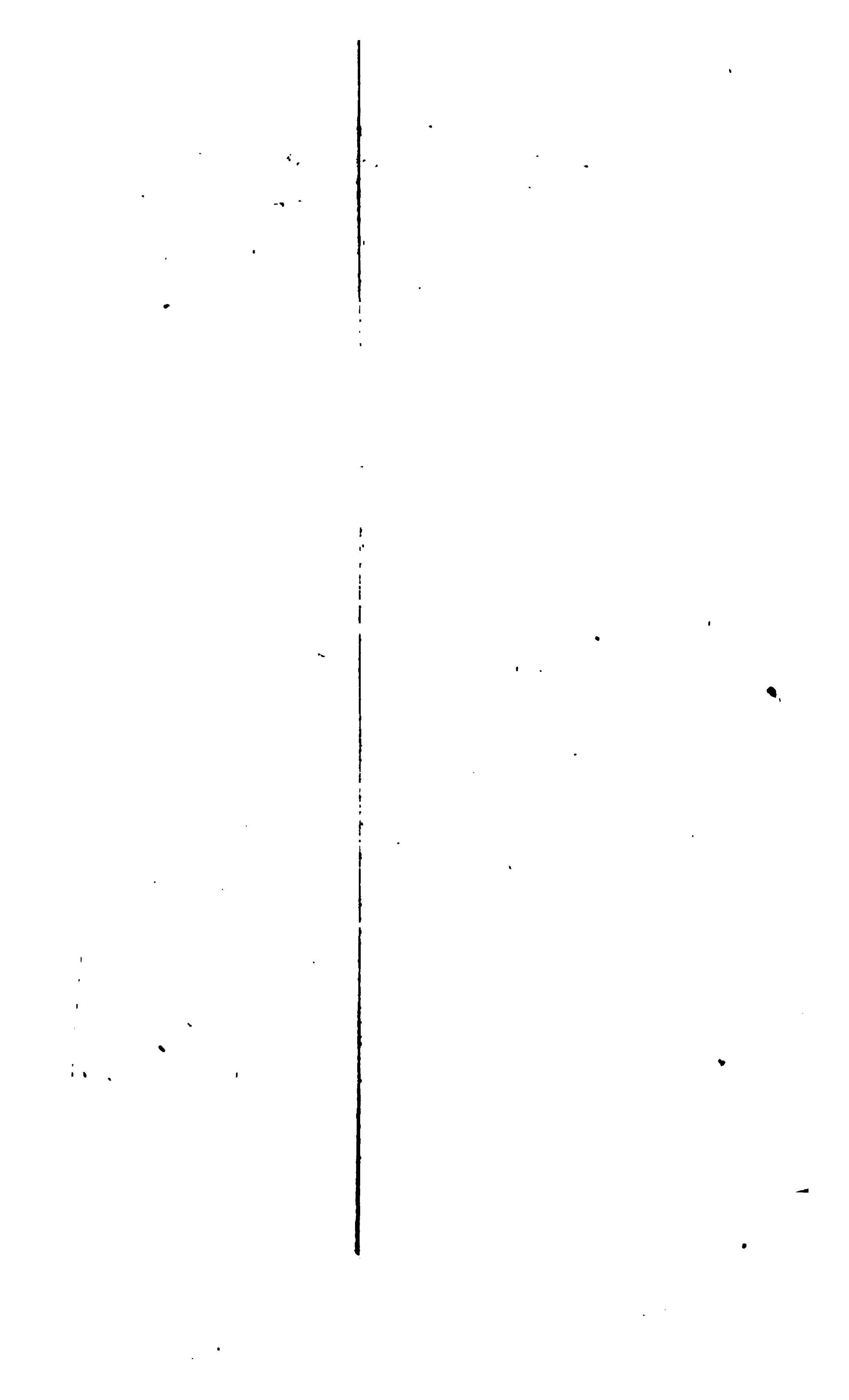
[2]) In Dei Passagi Alpini. *Milano*. 1804. p. 23. heißt es: Buonaparte sey zur Schlacht von Marengo über den Simplon gesetzt; solche Irrthümer kommen in einem fast gleichzeitigen von Militärs, wie es heißt, herausgegebenen Buche vor; wie viel weniger ist ihm daher über den Marsch des Hannibal zu glauben!

§. 2123. »Die Lärchenbaume nehmen nach und nach ab, und auf der Fläche hören sie endlich ganz auf. — — — Die Aussicht von dieser Einfassung ist traurig und wild; sie ist von bedeutend hohen Bergen umgeben, von denen mehrere Gletscher herabhängen.« Wie paßt dieß ganz zur Beschreibung des Polyb, und wie sieht dieß ganz anders aus, als beym kleinen Bernhard?!

§. 2127. »Beym Herabsteigen geht man über eine enge Brücke, welche über einen fürchterlichen Abgrund geworfen ist, auf dessen Grunde sich die Toccia bricht. Darauf geht man über diesen Abgrund über einen hervorspringenden Steig, der oft nur vier Fuß breit ist. — — Felsen begrenzen diesen Steig — Eine halbe Stunde von dieser Holzbrücke stürzt sich die Toccia in einen Schlund; der Sturz löst sie in Staub auf, die Luft, die durch den Fall hineingerissen ist, löset sich wie in hydraulischen Blasebälgen wieder los und wirft diesen Staub hinaus, der in der Sonne die Regenbogenfarben annimmt und Flammen einer erstaunenden Schönheit nachahmt. Bald darauf wird das Thal so enge, daß ein Granitblock, der sich vom Berge losgerissen hat, nicht ganz auf den Grund dringen konnte, zwischen beyden Ufern hängt und eine natürliche Brücke bildet.« So viel Uebereinstimmung haben wir bey keinem andern Alpenwege gefunden; wie aber selten Ein Ding entscheidet, so würden wir auf dieß Eine hier nicht so viel halten; wenn dieß nicht zugleich der einzige Weg wäre, der in das Herz der Insubrier führte; der so lange als möglich an der Rhone fortlief u. s. f. Unseres Erachtens stimmt dieser Weg mit den meisten positiven Aeußerungen überein, liegt am wahrscheinlichsten, weil er immer längst der Rhone, mit fruchtbaren Ländern umgeben, hinführt.

Wir hoffen, daß diese Untersuchung doch in so ferne manchen wissenschaftlich gebildeten Krieger ansprechen werde, weil sichs um ein Faktum handelt, das anerkannt zu den merkwürdigsten Handlungen menschlicher Geschichte gehört. Erkennen wir selbst den unendlich höhern Werth des Ausführens, so hoffen wir doch auch, dieses Untersuchen des Wie und Wo ist nicht ganz ohne Verdienst.

Arneth.



Art. V. 1. Das Schloß der deutschen Ritter zu Marienburg. Von Büsching. (Mit dem Vorspruche: Alles Große und Würdige erstehe wie dieser Bau.) Berlin, 1823, in Quarto. Dabey ein Heft mit 7 Kupfern in Folio.

2. Das Schloß Marienburg in Preussen, von Friedrich Frick. Berlin 1803. Mit deutschem und französischem Texte und mit 19 Kupfertafeln, in größtem Folio.

Die Prüfung und Erkenntniß dessen, was in jedem Zweige des Wissens, wie der Künste als vollendetes Muster, als unübertroffenes Kunstwerk sich ankündigt, dürfen wir wohl als einen gültigen Ersatz betrachten für hundert andere gewöhnlichere Erscheinungen im gleichen Gebiete, die sich mehr oder minder nach dem einmal erkannten Muster würdigen und beurtheilen lassen. In Betrachtung der Baukunst des Mittelalters ist diese Auswahl des Bedeutenden vor dem gemeinen und Mittelgute mehr als irgendwo Bedürfniß: denn ihre Denkmale sind in aller Welt vertheilt, zertrümmert, verändert, mit schwer erkennbaren Zusätzen aller Zeiten umbaut; die Nachrichten darüber, wo sie nicht ganz fehlen, schwankend, unzuverläßig, zerstreut. Wie der Kölner Dom in gewisser Hinsicht die schönste Epoche der Kirchenbaukunst vertritt, so darf das Schloß der deutschen Ritter zu Marienburg wohl als vollendetes Muster der höheren weltlichen (wir verstehen das Wort im Gegensatze zu jener) betrachtet werden; und aus diesem Gesichtspunkte sind die Bestrebungen mehrerer Gelehrten und Kunstfreunde, die zuerst die genaue Kenntniß jenes Schlosses vorbereiteten, höchst verdienstlich gewesen, aber auch von dem schönsten Erfolge gekrönt worden. Denn dieses Prachtdenkmal ist, durch die preiswürdige Fürsorge der königl. preußischen Regierung, aus dem Schutte, in welchen es Zeit und nichtachtende Gleichgültigkeit gestürzt hatten — größtentheils wieder erstanden — und da diese Erneuung mit der höchsten und reifesten Umsicht geleitet wird, und die werkthätigste Theilnahme aller Klassen des Volkes hinzutritt, so wird im Kurzen die Marienburg wieder so herrlich dastehen, als sie in der Zeit der höchsten Ordensblüte gestanden.

Am Schlusse des vorigen Jahrhunderts entwarf der preußische Hofbauinspektor Fr. Gilly auf einer Reise nach Marienburg mehrere gelungene malerische Ansichten des Schlosses, welche Hrn. Friedrich Frick veranlaßten, ein Werk in größerem Plane mit den genauesten Messungen und nach den vorzüglichsten äußeren und inneren Ansichten des Schlosses herauszugeben. Dieses in vielfacher Hinsicht vortreffliche Werk, welches wir unten noch näher kennen lernen werden, erschien im Jahre 1803. Der beygegebene Text erklärte aber nur sehr kurz dasjenige, was

die Plane und Ansichten darstellten. Auch gaben die neuern Untersuchungen und Entdeckungen, die bey Gelegenheit des Herstellungsbaues gemacht wurden, sehr viele Resultate und Aufklärungen, welche man in Fricks Werke umsonst sucht. Inzwischen machte der Direktor der Danziger Kunstschule, Prof. Breisig, die Marienburg neuerdings zum Gegenstande sorgfältiger Aufnahme und Zeichnung, und seinen höchst genauen, und, wo es die Sache zuließ, in natürlicher Größe ausgeführten Zeichnungen wird das größte Lob zuerkannt. Wir theilen des Hrn. Dr. Büsching Wunsch, daß Frick und Breisig sich zu Ergänzungsblättern jenes Werkes verbinden möchten. Auch die Geschichte des Schlosses fand inzwischen lebhafte Theilnahme. Als der Herstellungsbau schon bedeutend vorgerückt war, unternahm Dr. Büsching eine Reise dahin, und widmete dem Schlosse eine bis in die kleinsten Details eingehende sorgfältige Untersuchung, deren Resultate er in dem vorliegenden Werke, das die Verleger aufs Beste ausgestattet haben, niederlegt. So müssen nun beyde Werke, Fricks und Büschings, einander in die Hände arbeiten, da dieses sich häufig auf die Kupfer jenes beruft, welches hinwieder durch den sorgfältigen und lehrreichen Text, und die wenigen, aber vorzüglichen Tafeln Büschings seine Erklärung und Berichtigung erhält. Der Zweck dieser Anzeige kann, der Natur der beyden Werke gemäß, nur seyn, auf ihre Wichtigkeit für Kunst und Kunstgeschichte, so wie auf das in seiner Art einzige Prachtschloß in wenigen Worten aufmerksam zu machen: selten steht uns bey so vielen Details ein Urtheil oder eine Berichtigung zu, welche nur durch eigene Anschauung könnten begründet werden.

1. Herrn Büschings Werk.

Lehrreiche Aufschlüsse, welche am Eingange gegeben sind über die bedeutende Verschiedenheit der in einem gleichförmigen Plane erbauten Schlösser des flachen Preußenlandes, von den oft sehr zufällig auf- und zugebauten Burgen des berg- und felsenreichen Deutschlands, über das, was die Schloßbauart in Preussen vorzüglich auszeichnet, nämlich das Material, die herrlichen Ziegel statt des Sandsteines, Bruch- und Kalksteines, die eigenthümliche Ziegelmosaik (wenn wir so sagen dürfen) und die Art und Weise, die verschiedensten Gewölbe nach Bedürfniß über einander zu setzen, und jedes durch einen Pfeiler zu stützen — alles dieses bereitet vor und erklärt die ausführliche Beschreibung des Schlosses nach allen seinen Theilen, von dem frühesten Anfange bis zur Vollendung, von Geschoß zu Geschoß, von Zimmer zu Zimmer.

Der ganze ungeheure Bau besteht aus drey Schlössern, wovon das Hoch- und Mittelschloß für sich befestigt und von

der Vorburg durch Wall und Graben gesondert sind. Aber alle drey haben wieder ihre äußern Befestigungen, so daß das Hochschloß nur erstürmt und genommen werden konnte, wenn der Feind eine fünffache Befestigung überschritten.

Das Hochschloß, der älteste Theil, ist 1276 vollendet worden; das Mittelschloß entstand da, wo früher eine Vorburg gestanden, wenige Jahrzehende später, zur Zeit, als der Sitz des Hochmeisters von Venedig hierher verlegt ward, und ein neuer großer Raum ward nun Vorburg. Noch später aber, 1335, wurde der östliche Flügel des Hochschlosses verlängert, und dort die Gruft, Annenkapelle und Schloßkirche über einander gegründet.

Nach diesen wenigen geschichtlichen Daten, die der Verfasser an mehreren Orten einfließen ließ, wollen wir die Haupttheile des Baues etwas ausführlicher betrachten.

Das Hochschloß. — Hier tritt uns gleich beym Eintritte ein Kreuzgang entgegen, der um den Hofraum des viereckigen Baues herumläuft, ernst mahnend an den geistlichen Beruf der Ritter. — Durch mehrere Gemächer geleitet uns der Verfasser in den alten Kapitelsaal, der einst mit Bildnissen der Hochmeister, ihren Namen und Reimschriften auf den Wänden geziert war. z. B. (S. 19):

Bitten wir got vns beschern	Bitten wir Gott, uns zu bescheren
(Vrunde?) die sich turren wern	Freunde, die sich getrauen zu wehren,
Der ist nv vil groslich not	Deren ist nun viel große Noth,
Jr legen vil dirslagen tot.	Ihrer liegen viel erschlagne todt.
Demut vnd gotis vurchte	Demut und Gottesfurcht
Vil creftlich an ym wurchte,	Viel kräftiglich an ihm wirkte
Daz her dieser Werlde Gust	Daß er dieser Welt Freude
Versmehyte sam geringe lust.	Gleich geringer Lust verschmähte.

Von den übrigen noch erhaltenen Theilen dieses Schlosses verdienen die goldene Pforte, die alte Hauskapelle, und die Annenkapelle, endlich die ganz einzige Musiv-Bildsäule der Mutter Gottes nähere Betrachtung. —

Die goldne Pforte — so heißt der noch dem ursprünglichen Baue von 1276 angehörende Eingang in die Schloßkapelle, welchen Prof. Breisig theilweise in natürlicher Größe gezeichnet hat. Die Zieraten und Figuren sind sämmtlich von gebrannten Ziegeln. Eine recht sinnige Darstellung für ein Portal ist gewiß jene der fünf thörichten und fünf klugen Jungfrauen, so wie die Geschichte des im Tempel lehrenden Knaben Jesus, welche man seitwärts bemerkt. Die an den Knäufen angebrachten abenteuerlichen Figuren, wahre Künstlerschnurren, geben dem Verfasser Anlaß, vor übertriebener Deuteley zu warnen; und er läug-

net, wenigstens für Marienburg, bestimmt das Daseyn einer solchen Bilderschrift, wie man sie bald den Templern, bald den Maurern und Baumeistern zugemuthet hat. (S. 24.)

S. 27. Die Schloßkirche hat, ihrer Bestimmung für die Ritter gemäß, weder Schiff noch Abseiten; sie ist nur Chor, dessen Gewölbe auf reich verzierten Konsolen ruht, die mit Standbildern geschmückt sind. Sehr schön muß die Empore seyn, so wie das (italische) Madonnenbild auf dem Hochaltar.

Der darunter befindlichen Annenkapelle Gewölbschlußsteine zeigen (wie bey uns in mehreren Kirchen Wiens) die vier Evangelisten und andere Darstellungen. Mehrere Grabsteine darin.

Für uns Wiener muß der schöne nördliche Eingang dieser Kirche doppelt anziehend seyn, weil er ein rechtes Gegenstück zu dem nordwestlichen Eingange des St. Stephandomes bildet. Denn nicht nur in der Einfassung durch zierliche Blätterbogen, sondern auch in den bildlichen Darstellungen stimmen beyde überein. Hier ist im Bogenabschnitt zur Seite der Tod Mariä, und zwar auf ähnliche Weise wie in Wien vorgestellt: Die zwölf Apostel, die nach der Legende zum Tode Mariens von allen Gegenden versammelt wurden, stehen um das Bette der Sterbenden, in einer langen Reihe: Johannes reicht ihr das Licht, oben erscheint Christus, die als Kind gebildete Seele seiner Mutter in Händen haltend. (In der St. Stephanskirche steht der Heiland mit der Seele neben dem Haupte Mariä.) Der Verf. bringt sehr richtige Belege bey über das hohe Alter dieser Kunstüberlieferung, die wir in Bildern der griechischen Kirche von den Urzeiten bis heute wiederholt finden. — Gegenüber sind die h. drey Könige zu sehen, — über der Thür selbst aber die Krönung Mariens, umgeben von vielen musizirenden Engeln: eben so auch in Wien, nur daß bey uns Tod und Krönung in demselben Bogen vorkommen, dort aber unter der Darstellung der Krönung das biblische Gleichniß von den klugen und thörichten Jungfrauen, das auch die goldne Pforte hat — wiederholt wird.

Die gegenüberstehende, der vorigen ähnliche Thürhalle hat Frick auf der achten Tafel trefflich abgebildet: die Darstellung des Mittelstücks (S. 34) wagt Hr. Büsching nicht zu deuten. An den Seitenbogen sieht man über den zwey Aposteln Petrus und Paulus die Vorstellung des jüngsten Gerichts, auch auf eine uralte, traditionelle Weise ausgeführt. Neben Christus knieen Maria und Johannes der Täufer als Fürbitter. (Treffend erinnert der Verfasser hier an die herrliche Dreyeinigkeit von Dürer, und an das Danziger Bild van Eyks, wo jene beyden Heiligen dieselbe Stelle einnehmen, und Rez. setzt noch ein steinernes Hochbild an der äußeren Nordwand von St. Ste-

phan, die große Mosaik zu Prag, und mehrere Pergamentgemälde hinzu.) Gegenüber ist die Himmelfahrt Christi, doch ist leider alles nur von Stuck, also sehr der Zerstörung unterworfen.

Das in seiner Art einzige, und weit und breit berühmte, kolossale Marienbild von erhobener Musivarbeit steht an der östlichsten Seite des Hochschlosses, auf einer bedeutenden Höhe. Weit hinausschauend ins flache Land, täglich von den ersten Strahlen der Sonne begrüßt, und von ihr mit einem natürlichen Scheine umstrahlt, mag das fünf und zwanzig Fuß hohe Bild wohl ein Schrecken der heidnischen Feinde, und Trost und Freude den umwohnenden Christen gewesen seyn. Die Höhe des Gesichtes der Mutter Gottes beträgt drey und einen halben Fuß. Sie hält in der Linken das Jesuskind, in der Rechten das Scepter. Die Höhe des sitzenden Kindes ist sechs Fuß, und ein großer Mann reicht kaum bis an die Knie der Maria. Sie ist mit einem goldenen Unterkleide, mit rothem Mantel, den goldne Vögel und Blumen, und ein blaues Unterfutter schmücken, bekleidet; das Kind aber hat ein rothes goldgesticktes Kleid an, und einen Apfel in der Hand. Die Nische oder Blende, worin das Bild steht, ist nach innen golden, nach außen blau, mit goldnen Sternen besäet.

Kein Land und keine Zeit hat eine zweyte Mosaik dieser Art aufzuweisen. Die Reste, welche uns aus dem Alterthume von erhobener Mosaik aufbewahrt wurden, sind unbedeutend, und die neuere Zeit brauchte sie nur auf Flächen. Von dergleichen Werken ist in Prag an der Wenzelskapelle ein merkwürdiges Beyspiel v. 1370. In Oesterreich ist, uns wenigstens, keines bekannt geworden. Daß die Kenntniß dieser Kunst, die Steine und Gläser dazu aus Italien, namentlich wohl aus Venedig, durch die deutschen Ritter nach Preußen gelangte, erkennt Hr. Büsching an; doch stimmt er jenen nicht bey, welche das kolossale Bild in Italien verfertigt glauben; es ist wirklich aus der ganzen Art der Einsetzung des Kerns in die Kirchenmauer klar, daß die Arbeit an Ort und Stelle gemacht ist. Sollte sie nicht von einem Wälschen, der den Großmeister nach Deutschland begleitete, seyn verfertigt worden? — Fricks Abbildung soll treu seyn.

Das Mittelschloß, S. 38, ist der herrlichste und wichtigste Theil des ganzen Baues. Der aufmerksame Leser wird der zwar in die kleinsten Einzelnheiten eingehenden Beschreibung dieses Prachtbaues, mit Hülfe des Grundrisses, nicht ohne Belehrung, und gewiß mit steigendem Interesse folgen; um so schwerer aber ist es uns hier, in wenigen allgemeinen Umrissen ein deutliches Bild jener prachtvollen Gemächer zu entwerfen.

Das Ganze bildet ein Viereck, dessen nördliche und östliche

Seiten aber größten Theils schon zerstört oder umgebaut sind. Dem, was noch herstellbar ist, trachtet man immer mehr, seine ursprüngliche Gestalt wieder zu geben. Das Aeußere dieses aus vier Geschossen bestehenden Vierecks ist, weil die Vertheidigung und Sicherheit der nächste Zweck war, ernst und einfach, die Fenster und Thüren an den meisten Theilen viereckig, flach bedeckt, denn der Spitzbogen ist schwerer zu schließen, und das künstliche Steingezweige von Thürmchen ꝛc. hätte bey Belagerungen den Belagerten selber gefährlich werden können. An Festigkeit gleicht dieses Gebäude einer tausendjährigen Eiche, die ihre Wurzeln so tief in die Erde schlägt, als ihr Gipfel in die Wolken ragt; und es ist ein ganz eigenes erfreuliches Gefühl, ähnlich dem, was uns die Beschauung verborgener Tiefen der Natur gewährt, wenn wir bey Betrachtung der Grundrisse von Geschoß zu Geschoß, von Gewölbe zu Gewölbe geführt, die Geheimnisse der weisesten Zweckmäßigkeit vor uns allmälich aufgedeckt sehen; wenn wir wahrnehmen, wie schon im tiefsten Kellergeschoß die anscheinend unbedeutendsten Säulen, Glieder oder Bogen des höchsten Geschosses vorbereitet und begründet sind, wie die Schwere der Pfeiler, die Spannung und Stärke der Gewölbe von der Tiefe herauf bis zur luftigen Höhe — man erlaube mir diesen Ausdruck — eines Palmenhaines verklärt erscheint; wie alle früheren Vortheile der Kunst, alle Arten Gewölbe, das Tonnengewölbe, das halbzirkelförmige, das niedere und hochgeschwungene, einfache und vielgurtige Kreuzgewölbe im Spitzbogen, einander brüderlich tragen und erleichtern helfen, und wie also nichts in zwängende Kunst r e g e l n eingeengt, aber alles nach ewigen Kunst g e s e t z e n geordnet ist.

Ohne uns hier bey den untern Geschossen, welche, in der Tiefe die Heitzung durch das ganze Schloß, die Küchen, Vorrathskammern, Weinkeller; höher hinauf die Wohnzimmer und Säle der Gebietiger und Ritter enthalten, zu verweilen, versuchen wir nur, noch ein Bild von dem P r a c h t g e s c h o s s e des Hochmeisters zu geben.

Hier oben hört alles Gedrückte, bloß Feste und schwach Beleuchtete auf, und eine lichtvolle Höhe nach allen Seiten tritt uns entgegen. Durch den geräumigen Doppelflur gelangt man in M e i s t e r s G e m a c h, oder Audienzsaal, der mit allerley Wandgemälden geschmückt war, und durch einen herrlichen Gang in M e i s t e r s g r o ß e n R e m t e r, in welchen durch Reihen von Fenstern auf allen vier Seiten das volle Licht einströmt, ein Saal, dessen Gewölbe auf einem einzigen Granitpfeiler ruht. Dieser Saal ist wohl einer der herrlichsten des ganzen Baues; das wundervolle Gewölbe (siehe F r i c k s Zeichn. XVIII. 24) besteht aus sechzehn großen und vielen kleineren Spannungen. Noch mehr

steigt die Bewunderung, wenn man von außen die Festigkeit dieses ganz umfensterten Saales betrachtet: denn es sind zehn Strebepfeiler und zwey Seitenmauern, welche mit der Mittelsäule die Wölbung dieses großen Vierecks tragen; aber diese Pfeiler sind, um dem Lichte freyen Eingang zu gewinnen, gerade vor den Fenstern kühn unterbrochen, und durch Granitsäulen gestützt. Auch das Aeußere der Abendseite dieses Saales und der darunter liegenden Geschosse ist merkwürdig, und deßhalb vom Verf. durch eine eigene schöne Kupfertafel versinnlicht. — Der große Remter war, nach Büsching, ohne Zweifel der Speisesaal, wenn der Hochmeister ein großes Fest (ein Hochmahl, wie es damals genannt wurde) vornehmen Gästen gab. Der Schenktisch und die Bank ringsum fehlen auch hier nicht. Ueber dem Kamin sieht man noch die große steinerne Kugel, welche zu Heinrichs von Plauen Zeit von den belagernden Polen in den Saal geschossen ward, um den Mittelpfeiler zu zertrümmern, und die versammelten Ritter unter der eingestürzten Decke zu begraben. Die Kugel flog hart an dem Pfeiler vorbey in die Wand. (Dem umsichtigen Verfasser entging es nicht, daß auch mit der Zertrümmerung des Mittelpfeilers das auf so festen äußeren Grundlagen ruhende Gewölbe sicher nicht gestürzt wäre.) —

Aehnlich, nur kleiner, ist der daran stoßende kleine Remter. Nahe ist des Meisters Kapelle und seine demüthig kleine und unscheinbare Kammer und Hinterkammer (denn nur, wo der Meister den Orden vertrat, umgab ihn Pracht und Glanz), eben so unbedeutend sind »Meisters Stobechen« oder Stübchen und seine Dienerkammer.

Noch ist ein dritter Remter zu betrachten übrig. Es ist dieß jener bewunderte sechs und neunzig Fuß lange und halb so breite Saal, der Konvents- (oder Sammlungs-) Remter genannt. Er nimmt seiner Höhe wegen den Raum der beyden oberen Geschosse des an die Wohnung des Großmeisters stoßenden Flügels ein. In diesem Remter versammelten sich Gebietiger und Ritter, Gäste und Gesandte zur Tafel, zum Gespräch. Das Gewölbe dieses Saales ruht auf drey leichten, wie Wasserstrahlen aufsteigenden Granitpfeilern, mit schöner Verzierung, rund umher im Saale läuft eine steinerne Bank und an beyden Langseiten sind hohe spitze Fenster. Die Heiterkeit und das herrlichste Ebenmaß, wo nichts zu viel, nichts zu wenig ist, scheint diesem Saale, nach Hrn. Büschings Ansicht (S. 71), noch den Vorzug vor der mehr schroffen Pracht und Gediegenheit von Meisters großem Remter zu geben.

Die übrigen Theile dieses Flügels, den prächtigen Keller unter dem Sammlungsremter, und den schönen Giebel an der

Außenseite gegen Mitternacht ausgenommen, müssen, als von minderer Bedeutung, hier übergangen werden. Nur bemerken wir noch, daß auf diesem Flügel der große Eingang ins Mittelschloß gegen die Vorburg sich befindet. Diese ist ein gewaltiger Raum, welcher einst zum Turnierplatz, scheint es, bestimmt gewesen und eine Kirche fürs Gesinde, Vorrathshäuser, Ställe (denn alles dieß war aus der Nähe der Ritter entfernt) enthielt, und zum Theil noch aufweiset. — Gegen die Nogat zu ist der feste Buttermilchthurm (die Volkssage davon erzählen weder Büsching noch Frick), das Wasserthor, des Meisters Fischteich.

Hiermit schließt der Verfasser die eigentliche Beschreibung der Marienburg. In vier Anhängen handelt er aber noch von einigen dahin einschlagenden Gegenständen: zuerst von dem Gebrauche der gebrannten Erde zur Bildnerey, wo wir die auffallende Nachricht vernehmen, daß man auch in preußischen Gräbern ägyptische Thonfigürchen, dergleichen sonst in den Mumiensärgen liegen, gefunden habe, was vielleicht Folge einer frühen Handelsverbindung seyn könnte; hieran schließen sich Andeutungen von ägyptischen und etrurischen, griechischen und römischen Thonarbeiten. (Hier ist wohl die Behauptung S. 81, daß von griechischen irdenen Gefäßen nicht viel auf uns gekommen, etwas zu beschränken, indem ja die so zahlreichen unteritalischen oder großgriechischen Gefäße in diese Reihe gehören.)

Dann geht der Verfasser zu den Thonarbeiten der alten Preussen und Schlesier über, die vorzüglich in Urnen bestehen, die man in Gräbern fand, ohne eigentliche Malerey; denn die Striche darauf verdienen den Namen nicht. — Auch die Thonbildnerey nordischer Völker beschränkte sich wohl höchstens auf wenige Thiergestalten, dergleichen man in Schlesien gefunden. Im christlichen Mittelalter werden die Thonarbeiten im Norden seit dem dreyzehnten Jahrhundert häufiger angetroffen; Beyspiele davon in Danzig, Thorn, Marienburg, in Pommern und der Mark. Auch Schlesien hat ein schönes erhabenes Grabmal (Hochgrab) Herzog Heinrichs des Minnesängers, um 1300, ganz aus Thon trefflich gearbeitet.

Es ist ein sehr gewöhnlicher Mißverstand, wenn Viele bey Betrachtung nicht bloß der Marienburg, sondern überhaupt alter Schlösser und Wohnungen, alles zu eng, zu klein, zu niedrig finden: das geschieht, wie der Verfasser richtig bemerkt, weil sie den wahren Charakter jener Gemächer nicht gehörig unterscheiden: Sie wollen statt des Saales eine Halle, statt der Halle eine Kirche, während doch jedes seinen eigenen Zweck hat und nicht auch fremde erfüllen kann. Der Saal ist zur Wohnung bestimmt, er muß sich (zumal in einem festen Schlosse) nach

der Höhe der Geschosse, der Mauern, der übrigen Gemächer, auch nach dem Bedürfniß der Beheitzung richten; seine Länge muß zur Breite, und seine Höhe zu beyden im Verhältniß stehen: ist er höher, so wird er Halle, die nicht bewohnt wird, nur freye Verbindung gewährt und eine große Menge Menschen aufzunehmen hat, z. B. eine Kaufhalle. — Eine Halle aber hat bey ihrer Höhe nur geringere Spannungen und mindere Last, folglich ruht sie auf dünnen Pfeilern. Die Kirche trägt viel mehr, sie braucht also stärkere Pfeiler und größere Mannigfaltigkeit der inneren Abtheilungen. Alles dieses hat der Verfasser S. 85 f. kurz und bündig entwickelt, um jene Tadler und Unzufriedenen zu befriedigen. Wir glauben jedoch, daß man bey der Würdigung der Schloßbauart außer dem Gesichtspunkte der möglichsten Raumersparung und Festigkeit auch noch die große Einfalt und Genügsamkeit der Alten, wenn es auf wohnliche Räume ankam, in Betracht ziehen müsse. Eine kaum mannshohe Stube war dem Ritter wie dem Bürger gerecht: ihnen müssen also jene Säle, jene Hallen, die uns eng dünken, immer noch weit und hoch erschienen seyn; für heilige Gebäude waren die Gränzen ungleich weiter gesteckt, für diese kannte der fromme Eifer und die Freygebigkeit kein Ziel, wenn Kräfte und Mittel genug vorhanden waren.

Vermuthungen, wo der Haupteingang ins Mittelschloß gewesen, folgen hierauf: denn seltsam genug hat man ihn noch nicht herausfinden können. Der Verfasser stellt, in so weit uns aus der Betrachtung der Grundrisse ein Urtheil zusteht, eine nicht unwahrscheinliche Ansicht darüber auf (S. 88).

Zum Schlusse steht eine Erwähnung des Festes, welches 1822 zur Zeit der Anwesenheit Sr. k. H. des Kronprinzen von Preußen in Marienburg Statt fand, als seit 360 Jahren wieder zum ersten Mal ein deutscher Fürst Tafel gab im großen Remter. Ein Liedsprecher trat mit der Zither auf, und sprach ein zu jenem Feste gedichtetes Lied. Alle Anwesenden riefen dem »ritterlichen König und dem Königssohn« ein freudiges Lebehoch zu: da füllte der Kronprinz den Becher aufs Neue und rief den Versammelten zu: »Alles Große und Würdige erstehe wie dieser Bau!«

Die sieben vortrefflichen Kupfertafeln sind zum Verständniß des Werkes eine schätzbare Zugabe; sie enthalten die Grundrisse der vier Geschosse des Mittelschlosses, als des vornehmsten Theiles, einen Durchschnitt der Hochmeisterwohnung, die Ansicht eines Theiles des Mittelschlosses von der Nogatseite, und einen Plan vom ganzen Umfange des Schlosses Marienburg, wie es in der alten Zeit gewesen. — Eben so ausgezeichnet, wie die Kupfer, sind Druck und Papier des schönen Werkes.

Einige wenige Bemerkungen zum Texte, die wir, um den Auszug nicht zu unterbrechen, früher nicht einfügten, sollen hier ihre Stelle finden. S. 4 ist von einer Befestigung der deutschen Ritter in der Gegend von Graudenz die Rede. Hier fällt uns eine Stelle in der gereimten Erzählung von Herzog Albrechts von Oesterreich Ritterfahrt nach Preußen (1377) ein, worin uns diese damals noch wilde Gegend von einem Augenzeugen, dem Dichter Suchenwirt, geschildert wird (V. 473 ff.):

Ein wildnuz haist der Grauden,
Gen Westen noch gen Sauden
So poz gevert ich nye gerayt,
Daz sprich ich wol auf mein(en) ayt!
Wen an den satel stunt ein ros
In leten vnd in tiefem mos.
So lag vor ym ein grosse Ron,
Mit sparen tet man in gedon,
Es must hinvber in der not
Solt ez genvmen han den tot.

Eine Wildniß heißt der Grauden,
Gen Westen noch gen Süden
Bin ich nie so böse Fahrt geritten,
Das sprech ich wohl auf meinen Eid!
Denn stand ein Roß bis an den Sattel
In Letten und in tiefem Moos,
So lag vor ihm ein großer Rain:
Mit Spornen that man ihm Gewalt
Es mußt' hinüber in der Noth,
Und sollt' es genommen haben den Tod.

Ausdrücke, wie S. 6, Strecker und Laufer (wovon jenes wohl die in die Höhe steigenden, dieses die wagerechten Ziegellagen seyn werden), ferner: Danzgk (Abtritt, Kloake), Briefstuben (S. 49), und das so oft vorkommende Wort Remter, welches eine Abkürzung für Refektorium seyn wird, hätten wir wohl kurz erklärt gewünscht, da das Buch besonders nach allgemeiner Verständlichkeit trachtet.

Die Vermuthung, S. 18, daß die schief gestellten, spitzen Schilder Wappen enthielten, ist gewiß richtig, da wir z. B. in Wien dergleichen öfter am Aeußeren des St. Stephans-Domes antreffen.

S. 22. Die mit Weinlaub schön geschmückten Rundbogenstellungen (bey Frick, Tafel XVIII, 14) sind in dieser Zierlichkeit uns noch nie vorgekommen. Bey uns in Oesterreich sind sie viel einfacher, etwa wie an der westlichen Ecke des Hochschlosses und den Thürmen. Nach jener Zeit, 1276, mögen sie wohl kaum mehr erscheinen.

S. 54 finden wir eine Stelle, wo Text und Grundriß nicht recht zu stimmen scheinen. Die Rede ist nämlich von dem großen Doppelflur vor Meisters Gemach, welche nach der Beschreibung zwey ganz abgetheilte Säle sind: betrachten wir aber den Plan, Tafel IV, so steht das Gemach E mit dem Flur G gegen die Fenster zu, in ganz freyer Verbindung, ohne Mauer und Thür. Irren wir nicht, so fehlt hier im Grundrisse die genauere Andeutung. Der Herr Verfasser kann hier die beste Belehrung geben.

Herr Büsching hat sich durch dieses fleißige und gehaltreiche Buch mehrfaches bleibendes Verdienst erworben: um die gesammte Kunstgeschichte, welcher dadurch die Monographie eines der ausgezeichnetsten Denkmale alter Baukunst geboten ist; um die specielle Geschichte und Topographie Preußens, dessen Denkmale der Baukunst und Bildnerey hier, wenn auch oft nur in Andeutungen, zur Sprache gebracht sind.; endlich um den Herstellungsbau selbst, der ohne Zweifel, in so weit er noch nicht vollendet ist — durch des Verfassers Winke, Vergleichungen und Vorschläge, die er aus eigener Beobachtung und durch freundliche Mittheilung Anderer aufstellt, auf verschiedene Weise gefördert werden kann. — Dieses Buch scheint auch als Anhaltspunkt und Wegweiser für diejenigen gute Dienste zu versprechen, welche einmal über die Bauweise der Schlösser und Burgen anderer Länder gründliche und sachverständige Nachforschungen anstellen wollen.

2. Fricks Prachtwerk

verdient den allerschönsten Erzeugnissen in dem Fache architektonischer Zeichnung gleichgestellt zu werden, und bleibt eines der erfreulichsten Werke deutscher Kunst und deutschen Kunstfleißes. Die Kupferstiche, sämmtlich in bräunlicher Aquatinta, doch mit den strengsten und sorgfältigsten Umrissen, und überhaupt in dieser Manier musterhaft ausgeführt, sind allerdings hier die Hauptsache; der Text ist aber auch tüchtig als sachkundige Erklärung, welche, wie wir glauben, von Herrn Frick selbst herrührt, der den großen Vortheil hat, der Kupferstecher und gelehrte Beschreiber seiner eigenen trefflichen Zeichnungen zu seyn. Nur wenige Blätter sind noch von Gilly gezeichnet, alles rein Architektonische aber ist von Rabe.

Man hat diesen Blättern nicht ganz mit Unrecht den Vorwurf gemacht, daß sie zu sehr auf malerische Wirkung berechnet seyn. Besonders mag dieses in Absicht auf die Beleuchtung, worin der Künstler Meister ist, der Fall seyn. Indeß ist doch hinsichtlich der Zeichnung und Verhältnisse der größte Theil auch der wirkungsreichsten Blätter in den Einzelnheiten mit Strenge und Treue behandelt, und jener Vorwurf, der zunächst einige Blätter trifft, welche äußere Ansichten darstellen, wird durch eine Menge genauer Grundrisse des Ganzen und einzelner Theile, z. B. der zahlreichen Gewölbe, so wie durch Einzelndarstellungen der Zieraten, der Säulen, durch Profile und Durchschnitte so reichlich aufgewogen, daß sowohl der Künstler als der Forscher des Alterthums gleiche Befriedigung finden. Die schönen Grundrisse zeigen durch glückliche Ergänzung des in Trümmern noch vorhandenen, den ehemaligen Zustand der Hauptheile des Schlosses. Doch hat

auch gerade dieser Theil des Frickschen Werkes durch Büsching, der in günstigeren Zeiten (als ein großer Theil des Fremdartigen schon weggeschafft war) Nachforschungen anstellte, manche Berichtigung erhalten.

Nachdem wir das Gebäude selbst aus Büsching kennen gelernt, bleiben uns nur noch die Kupferstiche Fricks zu betrachten, einiges über selbe zu bemerken und weniges aus dem Texte des Frickschen Werkes auszuheben, was Büsching übergangen, oder worin beyde verschiedener Ansicht sind.

Die sehr in die Ferne gestellte Ansicht des Schlosses und der Umgebung, Taf. II, in einer flachen, sandigen Gegend, ist nur als Uebersicht von Werth, bietet aber dem Künstler kein erfreuliches Feld, und läßt am wenigsten so Herrliches erwarten, wie es die Nähe entwickelt. Darauf folgen die trefflichen und höchst nöthigen allgemeinen Grundrisse des alten, mittleren und neueren (besser niederen) Schlosses (der Vorburg) nebst der Stadt, so wie Grundrisse des alten und mittleren Schlosses nach den verschiedenen Geschossen: eine vorzügliche Arbeit in jeder Hinsicht. Das Portal des alten Schlosses, Tafel V, gewährt uns den Eingang. Dieses Blat, von Gilly gezeichnet, thut in Licht und Schatten des Guten etwas zu viel, und ist auch, nach Büsching, eines der ungetreuesten. Desto trefflicher ist die Tafel VI mit dem von Gilly gezeichneten Gewölbe, welches auf zwey niedrigen runden Säulen ruht und zum Ausgang aus dem alten Schlosse führt; mit einem noch vorzüglicheren im mittleren Schlosse, von Frick, das einen Theil des wunderschönen, durch großartige Festigkeit berühmten Kellergewölbes darstellt, das unter dem Sammlungsremter steht. So schön diese Zeichnung ist, so soll sie doch von dem ungeheuren Prachtkeller kaum einen schwachen Begriff geben. — Auf der VII. Tafel schaut man das Wunder von Marienburg, die kolossale Marienstatue in der äußeren Fensterblende hinter dem Hochaltare der Schloßkirche, deren äußere Ansicht gegen Osten sich hier darstellt, nebst den Umgebungen, z.B. dem viereckigen Thurm gegen Westen (der in den drey Absätzen mit Rundbogenzierden versehen ist, darin unsern Vorderthürmen am St. Stephan nicht unähnlich). Ein schönes, von Gilly gezeichnetes Blatt.

VIII ist die schöne mittägliche Eingangshalle in die Annenkapelle. — Die Darstellung im Felde des Spitzbogens ist etwas neblich gehalten, und Büsching weiß sie nicht zu erklären. Sollte sie nicht auf die Kreuzerfindung gehen? Dieß ist eines der schönsten Blätter; es ist von Frick gezeichnet und geätzt. — Noch schöner dünkt uns das folgende IX., der helle und hochgeschwungene Corridor (Gang) vor dem Kapitelsaale, wie ihn Frick nennt, oder vor dem großen und kleinen Remter des Meisters, im Pracht-

geschosse des Mittelschlosses. Malerische Wirkung ist hier mit strenger Treue vereint. Das Licht strömt voll durch die hohen Fenster ein, und zeichnet die schlanken Granitsäulen, auf welchen die Fensterwölbungen ruhen, aufs zierlichste aus. Der Zeichner ist nicht genannt. — Der Eingang in den großen Remter, in eben diesem Gange, ist nach Gillys meisterlicher Zeichnung auf der X. Tafel von Frick schön geäzt. Das Blatt sieht einem Oelgemälde gleich. Nun folgt der Remter (Kapitelsaal) selbst, Blatt XI, von Frick, mit seinem wundervollen, auf einem einzigen Pfeiler ruhenden Gewölbe, mit bunten Fenstern, mit Fahnen und Wappen, auch mit einer Prozession von Catels Erfindung malerisch ausgeschmückt, etwa so, wie er einst in jenen Tagen der Herrlichkeit mag ausgesehen haben. Doch bleibt, nach Büsching, das Bild weit hinter der Wirklichkeit zurück. Einen Theil der Außenseite des Saales zeigt das folgende Blatt XII, von Frick; es ist aber schief gestellt und mehr malerisch, als der sorgfältige Untersucher des Baues wünscht: deßhalb that Büsching wohl durch Zugabe seines schönen VI. Blattes.

Der unübertroffene Sammlungs-Remter (Fricks Refektorium) erscheint auf der XIII. Tafel, in einer würdigen Darstellung von Frick. Das folgende XIV. Blatt aber zeigt den (nicht ganz getreuen) Eingang zum Mittelschlosse, von Gilly, ein Paar Kellergemächer, den Buttermilchsthurm und das sehr schöne Wasserthor, alles von Frick.

Die nun folgenden fünf Blätter sind mit allen zur gründlichen Kenntniß und Würdigung des Schlosses nöthigen Details angefüllt. Sie machen den schätzbarsten Theil des ganzen Werkes aus, und auch Büsching beruft sich immer auf dieselben. Wir können nur im Allgemeinen erwähnen, daß man hier die Durchschnitte, z. B. des alten Schlosses (XV. 1), der Schloßkirche, (XVI), des Kapitelsaales oder großen Remters mit seinen vier Etagen (XVII) (bey Büsching aber noch genauer) findet, daß auch von dem Aeußern die vorzüglichsten Theile (Taf. XVIII) und die schönsten und zierlichsten Gewölbe in schattirter Manier schön beleuchtet hier vorkommen: der weit über hundert sich belaufenden Knäufe, Kragsteine, Säulen, Gewölbe, Gurtenansätze, Fenster, Gesimse, Zieraten gar nicht zu gedenken. Alle diese schönen Zeichnungen sind von der kunstgeübten Hand des Architekten Fr. Rabe gezeichnet, von Frick aber musterhaft gestochen.

Das letzte, XIX. Blatt, von Gilly gezeichnet, gibt Ansicht und Plan der alten Wasserleitung bey Georgensdorf.

Ein kurzer Inbegriff der Geschichte des Ordens und seines Hauptschlosses würde dem Werke Herrn Büschings noch ein Verdienst mehr beygelegt und allgemeinere Theilnahme gesichert

haben. Vielleicht unterließ er dieß, um Frick nicht zu wiederholen. Doch da nicht Viele dieses Prachtwerk benützen können, wäre selbst eine Ergänzung jener sparsamen Daten willkommen gewesen. Herrn Forsters Geschichte des Schlosses Marienburg ist uns nicht in die Hände gekommen. Wir beschränken uns daher auf eine Andeutung der im Texte des Frick'schen Werkes enthaltenen Daten.

Als die Christen um 1190 den Saladin in Acco belagerten, und tödtliche Krankheiten in ihrem Heere wütheten, ward der geistliche Orden der deutschen Ritter, Brüder des deutschen Hauses, Marianer, gestiftet. Der Orden wirkte auf mannigfache wohlthätige Weise in Palästina fort, bis die unglückliche Wendung, welche die Dinge dort nahmen, den vierten Großmeister, Hermann von Salza aus Thüringen, nöthigte, das gelobte Land zu verlassen. Er zog nach Venedig. Dort blieb — in steter Verbindung mit dem Orient — der Sitz der Hochmeister, bis 1303. Aber schon früher hatte Konrad von Masovien die Hülfe des Ordens wider die Preußen angerufen. Die ersten, die der Meister sandte, waren nicht glücklich. Hermann von Balk zog also als Landmeister mit Rittern und anderem Geleite gegen Preußen. Mit ihm begannen die Eroberungen auf dem, dem Orden geschenkten Gebiete. Fehden der neidischen Nachbarn, des Bischofs von Preußen und Herzog Swatopluks von Hinterpommern, konnten den Muth der Ritter nicht beugen. — Die Weichsel ward Gränze, 1248. Die Preußen, die die Taufe annahmen, erhielten die Gerechtsame deutscher Einzöglinge, der Adel ward ritterfähig, die Gemeinen erhielten erbliches Eigenthum, alle mehr Freyheit, als sie vordem besaßen.

Die älteste Marienburg war schon vor 1276 erbaut, damals saß hier als Komthur Heinrich von Wilnow. Nach Frick geschah aber 1281 eine Erweiterung, und das alte Schloß soll damals erbaut seyn. (Dieß erwähnt Büsching gar nicht, es scheint also, daß jene Nachricht wenigstens nicht ganz ausgemacht sey.) Die Blüte des Ordens bewog 1303 den Hochmeister, seinen Sitz von Venedig nach Preußen zu verlegen und Marienburg zu erweitern. Siegfried von Feuchtwangen, um 1309, legte also neue Gebäude an; so entstand das herrliche Mittelschloß und das niedere Schloß. — U. L. Frauenkapelle und die vergrößerte Schloßkirche soll Dietrich von Altenburg 1335 erbaut haben.

Im Kriege mit Jagello hielt das Schloß die schwere zweymonatliche Belagerung aus, und der durch Verrath geleitete Schuß, der die Ritter im Kapitelsaale begraben sollte, schlug

fehl. Wie aber stets Hochmuth vor dem Falle zu kommen pflegt, so regte der durch so viel Glanz und Glück gesteigerte Uebermuth der Ritter einen mächtigen, von Polen unterstützten Bund gegen sich auf. König Kasimir nahm 1457 nebst andern Schlössern auch die Marienburg in Besitz. (Von nun an fiel das Schloß mehr als dreyhundertjähriger Zerstörung und Mißhandlung anheim.) Der Hochmeister ging wie ein Verbannter nach Dirschau. Polen behielt die schönen Lande des Ordens. Marienburg eroberten die Schweden seit 1626 mehrmals; und 1644 brannte das alte Schloß nebst dem Thurme ab. Von 1729 vereinigte wieder Polen alle alten Besitzungen in Preußen, und damit auch die Marienburg: bis Friedrich II. 1772 das alte Pomerellen und damit auch unser Schloß an seine Staaten brachte.

So weit Frick im gedrängten Auszuge. Nun gibt er eine genaue Erklärung der Kupfertafeln und Beschreibung des Schlosses. Der bedeutendste Punkt, worin beyde Verfasser sich entgegen sind, ist, daß Frick italienische, namentlich venezianische Künstler vermuthet, wo Büsching, und vor ihm schon Fiorillo (Gött. gel. Anz. 1803, S. 254, u. Gesch. der zeichn. Künste II. 247) sich für Deutsche erklären. Wirklich ist, wenigstens das, was Frick S. 8 als italienisch erkennt, der gerade Sturz an Fenstern und Thüren, der deutschen Schloßbauart keineswegs fremd, und antikisirende Säulen sind aus der im Mittelalter überall üblichen Bauweise herübergenommen. Auch sagt Frick nicht, worin die Aehnlichkeit, die das Schloß (v. 1309) mit Venezianischen Gebäuden haben soll, eigentlich bestehe. — Eben so nennt Frick die kolossale Madonna von Mosaik venezianer Werk; soll dieß heißen, daß der ganze Koloß in Venedig zusammengesetzt sey, so möchte diese Ansicht schwerlich Beyfall finden. Daß aber wälsche Künstler in Marienburg, besonders zu den Werken der Bildnerey mit verwendet wurden, z. B. zu den Bildern der Eingänge der Annenkapelle, scheint Recensenten nicht unwahrscheinlich; um so mehr, da Büsching selbst S. 20 in den wechselfarbigen Steinen an den Wänden des alten Eingangs italische Einwirkung gesehen.

Alois Primisser.

Art. V. Des Communes et de l'Aristocratie, par Mr. *de Barante*, *Paris*, *L'Advocat*, 1821.

Herr von Barante gehört zu der Schule der von Fiévée so benannten Doktrinärs, an welche sich letzter Schriftsteller, der sie zuvor verspottet, nun auch in etwas anzuschließen scheint. Diese Schule will nicht den Machiavellismus der Revolution, die Ruchlosigkeit gegen das Vergangene, die Atheisterey im Staate und baare Impietät aller Ansichten; in so weit schneidet sie auf das Stärkste von den sogenannten Liberalen ab, die, sie mögen sich nun wenden und drehen wie sie wollen, wo sie geherrscht, mit Machiavellismus verfahren, das Alte gehöhnt, die Religion aus den Gesetzen vorgeblich in die Gedanken und Gefühle hinein vertrieben, also ganz außer Einwirkung auf die Welt gesetzt, endlich gedrückt und geplagt haben mit einem lächerlichen Aufwande philanthropischer und toleranter Redensarten und Deklamationen. Diese Gerechtigkeit einmal aber den Doktrinärs geleistet, so sind ihre Grundsätze nichts anders als die einer Art von honetterer Revolution, vom Charlatanismus und der prahlerischen Gemeinheit gesäubert. In der Praxis, und so wie sie zu den Geschäften gelangen, müssen die Doktrinärs untergehen und den Liberalen die Stelle räumen. Auch stoßen letztere die andern, wie sie können, lachend voran, und legen sie als Leitern an zu dem Gerüste ihrer Macht.

Einen großen Vorzug haben die Doktrinärs vor den Liberalen: es läßt sich mit ihnen reden und diskutiren. Sie hören den Gegner an, sie ergreifen so ziemlich redlich dessen Meinungen und Ansichten, sie wollen ihn verstehen. Mit den Liberalen aber ist schlechterdings nichts anzufangen. Nie haben sie auf die Reden und Einwendungen eines Gegners gemerkt, nie ihm geantwortet, außer etwa auf entschlüpfte Nebendinge, die sie dann mit Arglist auffassen, und als Hauptansichten darlegen. Sie lügen dreist dem Gegner das nicht Gesagte und nicht Gedachte an; kaum haben sie ihren Katechismus von Phrasen abgekanzelt, so trumpfen sie darauf als wie auf Unwiderlegliches, und ziehen sich in ihr Schweigen zurück. Es ist nicht nur eine furchtbare Ideenscheu und Gedankenleere, die ihnen eigen ist, sondern auch eine eigene praktische gewandte Natur, die sie zur Ausübung reinmaterieller Herrschaft, mit Vorbeygehen aller geistigen Influenz, oft sehr fähig macht. Diese Gedankenscheu und Gedankenleere ist den Doktrinärs eben so fremd, als die gewandte Praxis und die Kunst in der Politik des Moments. Die Doktrinärs sind Sophisten mit Geist, die sich über ihre Sophismen trügen, weil sie von der Moral ausge-

hen; die Liberalen sind freche Schwätzer, die über ihre eigenen Deklamationen lachen, über alles ungläubig sind, und den bloßen baaren Nutzen, das gemeine Interesse als Grundlage des Staates und menschlicher Handlungen betrachten.

Herr von Barante ist der für die Franzosen klarste, faßlichste, am leichtesten sich aussprechende aller Doktrinärs. Seine Keckheit und rasche Zuversicht kontrastirt mit dem steifen Gange des Herrn Guizot, und den doktoralen Aussprüchen des Herrn Royer Collars. Nicht als ob er nicht auch etwas von dem Preziösen im Style seiner Freunde angenommen, nicht als ob er sich nicht auch wie selbstgefällig in seinen eigenen Perioden anlächelte, und gnädige Vaterblicke zu ihnen herabsendete, aber er ist munter im Kontrast mit den andern; er hat mehr vom Weltmann, vom Tone höherer Zirkel, seine Landsleute fühlen sich mehr mit ihm in Harmonie: auch wird er öfter erwähnt und mehr gelesen. Auf allen Fall, obwohl nicht so bedeutend als Kopf, wie seine Freunde, ist er als Mann des Lebens ihnen zuvor.

Der Grundgedanke des Hrn. von Barante ist: jede Periode hat ihren eigenen Charakter und Geist, und wenn nur Lebenskräfte sich in ihr rühren, so ist jede verhältnißmäßig gut und wahr in der Stufe des Entwicklungsganges der Menschheit. Hr. Barante, wie man sieht, erwärmt sich an der Stael'schen Idee einer Perfektibilität in's Unendliche hinein; wie die Frau v. Stael aber, scheint er keinen rohen Wilden, oder besser zu sagen keinen Viehmenschen im ersten Keime der Jahrhunderte anzunehmen, sondern er erkennt die Güte sogenannter barbarischer Zeiten und Völker, und ihre Auszeichnung an Geist und Charakter. Dieß ist aber bey beyden Schriftstellern eine vollkommene und radikale Inkonsequenz. Entweder ist der Mensch ins Unendliche hinein perfektibel, und dann muß er nothwendig, wie die Materialisten behaupten, von der Bestialität ausgegangen seyn; oder er war so vollkommen als möglich in seinem Anfange, was seine Geistesgaben und natürliche Anlagen betraf, und dann ist seine Perfektibilität ins Unendliche hinein ein leerer Traum. Die sogenannte schöne Idee der Frau v. Stael, mit Konsequenz, im Sinne der Materialisten ausgeführt, ist nichts als Hochmuth, damit nur ja nicht der Mensch mit Gott zu beginnen habe, und, wie aller Hochmuth, trägt sie ihre Strafe in sich selber, sie erniedrigt den Menschen zum Vieh, und läßt ihn vom Thier ausgehen, um ihn nachher scheinbar zu erhöhen. Nach der Ansicht der großen Schriftstellerin aber und des Herrn von Barante hat die ganze Idee gar keine Haltung.

Hr. v. Barante läßt, um seinen Gedanken anzuwenden, die Feudalität als Feudalität gelten, findet sie vortrefflich und ih-

dem Zweck entsprechend, während der Epoche ihrer Ausbildung. Heute bewundert er die Resultate, den gesetzmäßigen Niederschlag der Revolution, nach demselben Maßstabe der Zeiten, und so theilt sich auch seine Bewunderung zwischen Protestantismus und Katholicismus; da hingegen die echten und wahren Liberalen, Männer der Aufklärung und moderner Perfektibilität ein Dutzend der Bewunderungen des Hrn. Barante vollkommen streichen, alles Vergangene als finster, abscheulich, verkehrt, abusiv, voll Pfaffen, Junker- und Hofthums, voll erdrückender Privilegien und sinnloser Korporationen in Masse bezeichnen. Aus der Inkonsequenz des Einen, und der Konsequenz der Andern geht aber auch ihre verschiedene Sprache hervor. Weil Barante das Alte nur als Altes, und nicht in sich selber verschmäht, so gibt er sich auch Mühe, es aufzufassen und zu verstehen, wessen die Andern rein überhoben sind.

Uebrigens beruht die ganze Doktrin der Perfektibilität auf einer unmoralischen Ansicht des Lebens bey unsern Liberalen, und in seiner Bewunderung des Jahrhunderts, hütet sich auch Hr. v. Barante nicht genug vor derselben. Nämlich der geistige Mensch ist ihnen wenig oder nichts; das Immaterielle, Höhere, ist für sie ein Aberglauben, die größten Geister vergangener Zeiten scheinen ihnen Querköpfe. Aufgeklärt sind die so läugnen, und all ihr geistig Wissen ist Läugnen oder Sophisma, Schein-Beweise durch Leidenschaften und diktatorische Sprüche aufgeputzt. Da hingegen das materielle Wissen ihnen das Höchste ist; und eben die großen Fortschritte im materiellen, der Stillstand im geistigen Wissen, und die dann aus materieller Kunde hervorgehenden Lebensbedürfnisse, sind ihnen das Höchste in der Menschheit, das Vollkommenste; also erheben sie nirgends den aufgeklärten Menschen, so wenig wie den Wilden, seinem Geiste nach über die Stufe der Thierheit. Aufklärung (lumières) ist, ihnen zu Folge, Polizey im Staate, Freyheit der Presse, um Aberglauben zu verhindern, oder die Gemüther zu verwirren und die materiellen Ansichten zu verbreiten, endlich Luxus und raffinirte Lebensbedürfnisse: in Allem ein vollkommener Egoism. Im selben Grade als die Liberalen das geistige Wissen verschmähen, schreiben sie den Mechanikern und Erfindern auch der geringsten Zweige der Industrie Genius, Aufklärung und Wissen zu; Kunst nennen sie das gemeinste Handwerk. Sogar den Pariser Stiefelwichsern haben sie den Ehrennamen artistes ertheilt, und in ihren Paradeausstellungen heimischer Industrie prangen Käse und Schokolade als Werke des Genius, neben feinen Zeugen künstlicher Maschinen.

Diese Verworfenheit und Immoralität liberaler Ansicht, ist nun allerdings dem Hrn. v. Barante und seinen Freunden fremd.

Er würdigt die Kunst und das geistige Wissen. Er erkennt, um neuere französische Beyspiele anzuführen, einen Genius im Grafen de Maistre, Tiefsinn im Hrn. v. Bonald, Talent in Chateaubriand, Geist in Fiévée, Gedanken in Montlosier an; er spricht mit Bewunderung von Lamennais, und huldigt durchaus nicht den irreligiösen Philosophen der letzten Jahrhunderte, noch den Koryphäen des heutigen Liberalismus. Wie aber seine Gedanken zur Anwendung kommen sollen, so laufen sie durchaus auf das vorhandene Revolutionäre hinaus. Die Kirche und alles Geistige gänzlich vom Staate trennend, reducirt er, der That nach, letztere auf den baarsten Materialismus; seine natürliche Aristokratie, Grundlage seines materiellen Staates, ist auch nur ein modern revolutionäres Prinzip der Oligarchie durch die Gleichheit, nur mit etwas frommen barantischen Wünschen und trügerischen doktrinellen Erwartungen umkleidet.

Die Doktrinärs erklären sich für allen möglichen äußeren Respekt gegen die Religion; also ist dem Hrn. v. Barante alle Priesterverfolgung, aufgezwungene philosophische Ansicht und Bannung kirchlichen Ansehens und öffentlicher Erscheinung des Katholicismus gehässig; zu gleicher Zeit aber kommt er mit den Seinen allen Wünschen der Feinde der Religion entgegen. Diese wissen nur allzuwohl was es heißen will, die Kirche auf das bloße Innere, auf das Gewissen zu beschränken, oder sie aus dem Staate, einigen Pomp und Ceremonienhandlungen vorläufig ausgenommen, nach Wesen und Wirksamkeit zu verbannen. Wo nicht Weltliches und Geistiges gemischt erscheint, das Geistige als innerste Wurzel und Triebfeder weltlicher Regungen, da verschwindet das Geistige rein und durchaus, erdrückt von dem siegenden Materiellen. Es gibt keine Mitte; entweder ist Religion wenn auch nicht Alles, doch in Allem, oder es existirt keine wahrhafte Religion in Bezug auf den Staat oder die Gesellschaft.

Und dann verstehen unsere Liberalen, ja auch unsere Doktrinärs, die vollkommene Independenz des Staates von der Kirche, und der Kirche vom Staate, auf ganz eigne Weise. Erklärten sie die wahre Independenz der Kirche, bald würden sie sie allmächtig machen; aber dieses wohl einsehend verbieten sie der independenten Religion alle Wege zur Macht, unter Vorwand weltlichen Einflusses. Der Staat ist frey, aber die Religion gefesselt. So untersagten die Revolutionären schon einmal den katholischen Gottesdienst in Namen der Toleranz, und, wie Locke, wollten sie die Kirche als intolerantes Institut rein zerstören und aufheben, zugleich aber befahlen sie bald den assermentirten Priestern zu glauben, bald wiederum nichts zu glauben, oder sie dekretirten ein oberes Wesen, oder gründeten auch die Theophilanthropie; dann

sollte man als Gotteslehre das Gebet für Napoleon und seine Konskription annehmen, dann wurden, wie unter Decazes, die Missionen gehemmt, die Konkordate verhütet, oder man verweigerte den Brüdern der christlichen Schulen (Geistlichen) das Lehramt, wenn sie nicht von der kaiserlichen Universität beordert worden. Letzteres haben sich eben die Doktrinärs zu Schulden kommen lassen. Sie auch widerstreben, daß die Kirche besitze; sie wollen die Geistlichen im Solde des Saates, sie also zu Staatsdienern machen, also das freye Kircheninstitut aufheben, und in ein weltliches Regiment umwandeln; was ist also ihre gerühmte Toleranz, und ganz insbesondere, was bedeutet ihre so laut gepriesene Unabhängigkeit des Staates von der Kirche, und der Kirche vom Staate? Noch einmal, Freyheit für den Staat und Zwang für die Kirche.

Die natürliche Aristokratie des Hrn. v. Barante und seiner Kollegen ist der Schlüssel ihrer politischen Systeme. Sie besteht aus einer Abstraktion des in England und, besonders, in Nordamerika einmal reell Bestehenden. In England nämlich, wo alles Neue aus dem Alten hervorgegangen ist, haben sich alte Vorrechte und Gewalt ehemaliger Landsherrn dahin gemäßigt, daß sie zu einem weitläufigen Patronate erwachsen sind, wo der sich in Schutz Begebende frey ist, sobald er dem sich aus dem Schutz ergebenden Verhältnisse entsagt. Es findet dort ein Verhältniß der Gutsbesitzer zu den Pächtern, der Friedensrichter zu denen unter ihrer Jurisdiktion Statt, wie das im vormaligen Frankreich sich nie vorgefunden, ein Verhältniß, welches dem englischen größeren Besitzer eine mächtige Klientel zusichert. In Amerika, wo alles mehr auf dem ursprünglichen Fuß demokratischer Gleichheit gestanden, sind doch so viel englische Sitten und Denkarten hinübergetragen worden, daß dort auch, auf dem Lande, Anlagen genug sind zu einer größern Ausbildung der Aristokratie, obwohl die radikale Aufhebung des Adels dort immer für ihre Befestigung störend seyn wird. Diese Lage Englands, besonders aber Nordamerikas, stellt Barante nun als Vorbild seiner natürlichen Aristokratie auf, und will sie in Frankreich einpflanzen, wo sie, erstens, nicht aus den Sitten hervorgegangen, wo, zweytens, auf dem Boden der heutigen Revolution ihr geradezu alles widersteht. In England sind die Magistraturen und Justiz auf dem Lande in den Händen des alten Feudaladels, in Nordamerika gehören sie ebenfalls den frühern Gutsbesitzern an; in ersterem Lande hat der erstere Adel, wenn er auch nicht mehr politisch anerkannt ist, seine Krone in einer Kammer der Pairs, und Feudalgesetze regieren zum Theil seine Familien; das findet freylich in Amerika nicht Statt, aber doch bestehen, durch die Sitten, den ursprünglichen ähnliche

Verhältnisse. In Frankreich ist, wenn auch nicht ganz in materieller, doch rein in moralischer Hinsicht der ganze alte Landesbesitz durch ehemalige Untergebene, Pächter und Bauern depossedirt worden; im Grunde wäre aber eine natürliche Aristokratie unter eifersüchtigen Elementen, die scheel auf die Reste der alten Gutsbesitzer hinabsehen, und denen man den Hochmuth eingeblasen hat, als seyn sie aufgeklärter wie die ehemaligen herrschaftlichen Familien und diese ihre natürlichen Feinde!

Das ist aber noch nicht die einzige Schwierigkeit bey der sogenannten natürlichen Aristokratie des Hrn. v. Barante. Was in England und Nordamerika lebendig besteht, sagten wir, hat er auf abstrakte Weise genommen, und es abstrakt idealisiren wollen. Also geschwind zur Unterlage dieser seiner natürlichen Aristokratie, ein recht demokratisches Element, als ewigen Gährungs- und Säuerungsstoff, damit die Aristokratie nur ja nicht verfaule, immer bey Athem erhalten werde, und aus der Demokratie gewissermaßen wie eine Blüte erwachse! Ihm zufolge darf es keine Familiengesetze für die größern Gutsbesitzer geben; Theilung soll da immer Statt finden wie auch in den kleinen Bauerhöfen; dann sollen auch die Friedensrichtereyen kein Vorrecht seyn für die größeren Gutsbesitzer, die Masse der kleinen soll sie immer erwählen, und von dieser Wahl soll die ganze independente Existenz der Vermögenderen abhängen. Zu gleicher Zeit wird die Regierung, mit ihrer Administration (— denn Hr. v. Barante gehört mehr als die andern Doktrinärs zur französischen administrativen Schule —) hineingemischt, auf daß sie Tumulte und Unordnungen verhüte, das Ganze regle und bestimme, nach französischen Ansichten einer freyen Wahl, und um zu gleicher Zeit und mit einem Schlage auf das Wunderbarste der Monarchie durch Oberaufsicht, der Demokratie durch Wahl, der Aristokratie durch Erwählung Genüge zu leisten.

Im Resultate kann die durch die Doktrinärs konstituirte natürliche Aristokratie nur auf drey Punkte hinauslaufen. Siegt die Monarchie, so ist das Ganze von Wahl und Erwählung eine wahre Spiegelfechterey, wie unter Napoleon, die Administration lenkt alles, und herrscht despotisch mit etwas demokratischer Form, die sie leicht zertrümmern kann, wie sie ihr nur zur Last fällt. Diese Stellung der Regierung in Beziehung auf die natürliche Aristokratie, ist aber schon eine erste große Immoralität, indem sie die angeblichen Aristokraten zu ihren Kreaturen macht, und bald ihnen den Zwang auferlegen wird, sich besolden zu lassen. Oder siegt die Demokratie, so zerfällt alles in eine ohnmächtige und in ihrer Lächerlichkeit verächtliche Anarchie; oder auch, trägt die sogenannte natürliche Aristokratie die Palme davon, so ist keinem Zweifel unterworfen, daß sich eine Masse von

oligarchischer Korruption auf dem Lande bilden wird. Diese Aristokraten, welche, aus oben erwähnten Gründen, in Frankreich nicht aus den alten Gutsbesitzern und dem alten Adel sich bilden können, werden entweder aus reichen und hochmüthigen Bauern bestehen, oder, da deren Anzahl gering ist, aus Städtebewohnern, Finanziers, Banquiers, Advokaten, großen Ankäufern von Nationalgütern, die auf dem Lande, in den Sommermonaten, ihr Ueberflüssiges verzehren, und durch Gold eine Klientel suchen, um nicht nur auf dem Lande eigenmächtig zu gebieten, sondern auch sich aller Zweige öffentlicher Gewalt zu bemächtigen, und zu ihren Gunsten die gesammten Elektionen an sich zu reißen. Frankreich würde, durch diese natürliche Aristokratie ein Raub der Oligarchen werden, über den Geldreichthum und die Tribunen die einzigen Herren. Oligarchie aber, in diesem Sinne, wäre eine ärgere Plage als der Despotismus. Da sie, auf lockerem Boden wandelbarer Geldumstände ruhend, und im Grunde von einer undankbaren Demokratie abhängend, immer ihrem Sturze nahe wäre, so könnte sie, ohne die raffinirteste Staatsinquisition, sich nirgends behaupten; und dazu rechne man noch die Faktionen unter den Oligarchen, welche wechselsweise, wie man das so oft gesehen hat, sich die Volksgunst entreißen wollen, so Demagogie emporrufen zur Waffe und Schreckbild gegen die Gegner und den Staat zerrütten.

Hr. v. Barante, haben wir angemerkt, gehört in etwas zur modernen administrativen Schule, die überall Uniformirung will, und eine abstrakte Unität als das Ideal der Staatseinheit aufstellt; ein wahrer Widerpart der modernen demokratischen Schule, die überall Alles uniform zersplittern will, und eine eben so schulgerechte Anarchie, als die andere einen schulgerechten Despotismus emporfördert; oft aber finden sich diese entgegengesetzten despotisch-liberalen Ansichten in denselben Köpfen vereint. Sie unter einander zu vermitteln, die Macht wie die Freyheit, das ist die zentrale Administration wie die individuelle Anarchie zu konstituiren, unter einander sie zu verbinden, so daß sie oppositionsmäßig feindlich, aber denn doch wiederum nicht zerstörend, sondern sich wechselsweise im Falle der Noth, hebend und stützend zu einander verhalten, das ist die schwierige Kunstaufgabe des Hrn. v. Barante, durch welche er sich im vorliegenden Werke, »von der Aristokratie und den Gemeinden« (richtiger von der Oligarchie und der Demokratie) durcharbeitet. Das Ganze ist ein unnütz verschwendeter Scharfsinn an erkünstelten Verhältnissen, in denen nirgends ein freyes Leben vorwaltet. Ins Einzelne hinein sondern und abtrennen, und überall von außen zusammenbinden, ohne inneres Ligament, ohne

flexibles Organ, darin besteht das Wesen jener politischen Denkart. Freylich verkennt Hr. von Barante nicht, wie die Liberalen, das Aeltere, Freyere, früherhin Bestehende; er meint aber, man könne es nicht schaffen, wo es einmal abgeschafft, und man müsse deßhalb zu einer Mechanik seine Zuflucht nehmen, die er dann auch als ein Produkt der politischen Vernunft bewundert, besonders weil sie zum Theil mit sein Geisteswerk ist.

Aus deistischen, oligarchisch-demokratisch-despotischen, und dann wieder administrativen Ideen und Ansichten ist das vorliegende, in mancher Hinsicht merkwürdige und beziehungsreiche Werk zusammengebaut, und nachdem wir einmal seinen Geist erfaßt haben, ist es uns möglich, seine Analyse vorzunehmen.

In dem ersten Kapitel gibt der Verfasser in Kurzem an, was die Gemeinden gewesen sind. Als Einleitung ist hier alles flach und nach oben gehalten. Die Gemeinden, sagt, nach Aussprüchen französischer Juriskonsulten, der Verfasser, sind älter, als die Monarchie, die Theile schritten dem Ganzen voran. Das Interessante ist zu erforschen, was von altem gallischen Verfassungswesen, von römischen Munizipalitäten, von fränkischen Arimanien oder Reichsbürgschaften (Rachimburgi), durch römisch-kaiserliche, auf fränkische Könige übergegangene Vorrechte, durch Feudalinstitutionen, allgemein werdende Vasallenschaften und herrschaftliche Gerichtsbarkeiten allerley Ursprunges auf das Mannigfaltigste modifizirt, auf die Gemeinden und Bürgerschaften des Mittelalters vererbt worden ist; welchen Antheil dann die königliche Politik, herrschaftliche Noth, Kreuzzüge und Einflüsse christlich gebildeter Innungen und Korporationen, kleiner Handwerkergesellschaften und Bürgergilden, auf die Ausbildung derselben Gemeinden und Bürgerschaften gehabt haben. Es hilft nichts mit Hrn. v. Barante zu sagen, daß die souveränen Kommunen der Feudalzeit in der Hierarchie des Lehensystems ein Glied gebildet, die absolute Gewalt sie mit allen Vergangenen endlich untergraben habe, und daß nur ihre Schattenbilder vor der Revolution noch ohnmächtig hin und her schwankten. Zu einem Stoffe, wie der von unserm Schriftsteller dargebotene, gehörte eine ganz andre historisch und juristisch begründete Einleitung. Sonst bleibt man, wie bey Fiévée, über die Natur und eigentlichen Gerechtsame der Kommunen immer in Zweifel; was waren ihre Gilden? welche ihre Magistrate? welche gesetzgebende Macht und was für ein Eigenthumsrecht übten sie? wie verhielten sie sich zum Staate? Eine Erforschung dieser Fragen wäre zu neuer Begründung der Gemeinden wichtiger, als alle administrative Theorien. Hätte Hr. v. Barante sie vorausgesandt, sein Buch wäre auch nicht so ausgefallen, wie es wirklich ist.

Sehr wahr sagt unser Schriftsteller, daß die Revolution alle positiven Rechte zerstört, wie eine leere soziale Theorie verfahren hat; daß sie eine Proklamation natürlicher, den Individuen zukommender Rechte ergehen lassen, und vorgegeben, diese sogenannten Rechte (Hr. v. Barante läßt das Chimärische derselben nicht genug fühlen) in Harmonie mit der gesammten abstrakt gedachten Gesellschaft (der Verf. bemerkt dieses nicht genug) zu ersetzen, ohne die mindesten Rücksichten auf die in dem Busen der wahren Gesellschaften (auch deren Wahrheit wird nicht hinlänglich bemerkt) bestehenden Verbindungen von Gemeinden zu nehmen. Revolutionär graziös sagt unser Doktrinär: »Die Revolution hat die Gemeinden vernichtet, und sie der Nation inkorporirt«. Welche Inkorporation, eine förmliche Vernichtung! und wie wenig Sinn auch die geringste revolutionäre Idee darzubieten im Stande ist! Hier wird die förmliche Auflösung aller gesellschaftlichen Verhältnisse Nation genannt. Und dann noch die der Revolution ertheilte Entschuldigung! Sie hat nicht sowohl zerstört, heißt es, als alten Schutt, alte Ruinen aufgeräumt; dieser Schutt, diese Ruinen hätten doch besser zu einem neuen Gebäude gepaßt, als der baare Sand der Wüste.

Die Guizotische Ansicht der Geschichte Frankreichs wiederholt Hr. v. Barante. Sie ist nichts als der Kampf königlicher Autorität, verbündet mit den Gemeinden, gegen die Herren und Großen, bis alles entnervt, in den Schooß absoluter Gewalt versank. Förderer des Despotismus, wie der Demokratie, haben dieß zum Oeftern behauptet, dem Thron oder der großen Menge zu schmeicheln; eine Geschichte von mehr als tausend Jahren läßt sich aber nicht so quintessenziren. Philipp der Schöne hat, der Erste eigentlich, eine zuvor schon angelegte gesellschaftliche Revolution in allen ihren Theilen vollendend, und das Gebäude wahrer Feudalität zernichtend, den von ihm also benannten tiers état gegen den Adel aufgereget, und zum Oeftern ist später ein ähnlicher Versuch der Entzweyung gemacht worden. Das Irrige in der Ansicht der Anhänger des Despotismus und der Demokratie ist nur vorzugeben, als sey der feudale Druck die Grundursache der Befeindung gewesen, da eben dieser sogenannte feudale Druck nicht nur viele Gemeinden zur Souveränität erhob, sondern auch in das Gebäude der Feudalität mit aufnahm. Einzelne Herren haben geplagt, wie das auch einzelne Gemeinden gethan haben. Die wahre Geschichte Frankreichs besteht aber nicht aus solchen zu allgemeiner Theorie erhobenen Einzelnheiten; sie liegt vielmehr in den Unternehmungen der königlichen Gewalt, die Feudalmonarchie zu stürzen, und ihr die absolute Monarchie zu substituiren, bis darauf die absolute De-

mokratie in der Revolution erfolgt ist, und man sich unter lauter Verlegenheiten herumschlägt, eine echte Aristokratie wieder zu konstituiren.

Hr. v. Barante sagt historisch wahr: unter den beyden Gründern der Egalität, während der Herrschaft des Kardinals von Richelieu und Ludwig des Vierzehnten, wurden die letzten Trümmer der Feudalverfassung und der Gemeindefreyheiten ins Nichts hinübergetragen.« Da begann die sogenannte Administration, oder der absolute ministerielle Wille; Alles, was die Autorität nur im geringsten Maße geheilt, wurde aufgehoben, und aus angestammtem Rechtsbesitz verstoßen. Die große Masse der Individuen kam unmittelbar unter die Hände der obersten Gewalt; man weiß bis zu welchem Gipfel dieß gestiegen ist. Es war ein Heil für die polizeyliche Ordnung, ein Unheil für das innere Leben des Staates. Und doch bedeckte diese scheinbare Ordnung und Bureaukratie die ärgsten Bedrückungen und Unordnungen aller Art; eine schlechte Verwaltung folgte der andern, das Regime der Intendanten und ihrer Subdelegirten saugte das Volk aus. Diese Administration, verdoppelt mit allen vom alten Rom ererbten Künsten des Machiavellismus, hat aber die Revolution, welche das alte Regime gestürzt, zur dauernden Staatsform erhoben. So ähnlich handeln die beyden Extreme: Despotismus und Demokratie!

In einem zweyten Kapitel beschäftigt sich Hr. v. Barante mit der Frage: »was denn die Gemeinden eigentlich seyn könnten.« »Die Charte, sagt er, hat über die positiven Garantien öffentlicher Rechte gewacht, also bedarf es keiner lokalen Repräsentation (ein flacher revolutionär-französischer Ausdruck); es ist nicht mehr vonnöthen, die ausübenden Diener der Gewalt durch bürgerliche Berathschlagungen kontroliren zu lassen; mit einem Worte, es bedarf nicht mehr der ursprünglichen alten Gemeindefreyheiten. Die zentralen Regierungsformen haben, durch die Charte, für individuelle Freyheit, Eigenthum, Industrie, loyales Verwalten der Gerechtigkeit und Oekonomie in den öffentlichen Ausgaben gesorget. Freyes Abstimmen der Abgaben, die Diskussion der Tribune, der dreyfache Wille nöthig für das Gesetz, die Verantwortlichkeit der Minister, das Petitionsrecht, die Preßfreyheit schützen alle Bürger. Es wäre gegen alle öffentliche Meinung, heut zu Tage den Gemeinden Begründung und Schutz der Freyheit zu überlassen.« Weßhalb sagt Hr. v. Barante nicht; wir wollen versuchen es zu sagen.

Wo erst die echte Freyheit in den Gemeinden ist, und wo es

wirklich wahre Gemeinden gibt, da stürzt die ganze Fantasmagorie unechter Freyheit zusammen; das fälschlich sogenannte Repräsentativsystem, welches nichts garantirt, als heute Despotismus und morgen Anarchie, läuft Gefahr zu scheitern. Das Volk lebt dann noch immer in seinen wahren Geschäften. Die Hauptnahrung wird der Revolution genommen; das nach dem Kopf zustürzende Blut des Staates, es bleibt am Herzen zurück. Männer, die nichts repräsentiren, als ihren eigenen souveränen Willen, werden sich dann nicht durch eine lächerliche Fiktion, Repräsentanten der Nation nennen. Wo sind ihre Mandate? wo ihre Verantwortlichkeit vor den Mandataires? wo die eigentliche Repräsentation? Ein Volk, in seinen Gemeindefreyheiten befestigt, wird der revolutionären Oligarchie übersatt haben; es wird ächte Repräsentanten mit positiven Mandaten und positiver Verantwortlichkeit, also die Formen der alten Stände begehren; es wird keine soziale Theorien, keine glänzenden Deklamationen verlangen, wohl aber daß seine Angelegenheiten einen wahren und großen Geschäftsgang geben; Anarchie und Despotismus werden so zu gleicher Zeit gelähmt, und das furchtbare Gebäude omnipotenter Kammern, wenn beyde von einem Geiste beseelt sind, oder omnipotenter Minister, wenn die Kammern sich entzweyen, und der Thron den Ausschlag gibt, hört auf zu seyn, und wird zu einem legitimen Gebäude wahrer und nicht souveräner oder omnipotenter Stände-Delegirten.

Die Revolutionäre zerfallen in zwey Ansichten. Die einen, wahrhafte Puristen, möchten alle Gemeinden in einer beständigen Anarchie, bald zu furchtbarem Despotismus ausartend, konstituirt wissen, sie nennen das ein Munizipalsystem; die andern, erfahrner, wollen dieses System als ideale Grundlage, aber nicht in der Praxis, sondern eine stets durch die Administration gehemmte und besorgte Gemeindefreyheit. Sieht man auf die Resultate, so wollen die Einen und die Andern, troß ihres Geschreyes über Gemeindefreyheiten, weder Gemeinden noch ihre Freyheiten; die Einen wünschen administrative Formen für die Menge, die Andern für die Gewalt. Zwischen beyden, den radikalen und den ministeriellen Revolutionären, schwanken die Doktrinärs, besonders aber Hr. v. Barante. Nachdem er also den Gemeinden ihre ursprünglichen Gerechtsamen aus guten, obwohl von ihm verschwiegenen Gründen nicht mehr zugestehen will, so ist interessant zu wissen, was seine Weisheit ihnen denn eigentlich ertheilt. Man wird sehen, daß es nur auf spärliche Formen der Administration hinausläuft.

Der Verfasser gibt nicht undeutlich zu verstehen, daß das heutige französische Volk nach Verwaltung seiner innern Geschäfte

wenig fragt, weil das Administrationssystem in der öffentlichen Meinung eine solche Kontrolle besitzt, daß es nirgends bedeutend lasten kann. Ihm zur Ehre gereicht aber einzusehen, daß ein solcher Verzicht auf die wirklichen Geschäfte, die sich über bloßes Privatinteresse erheben, das innere Leben einer Nation ertödtet. »Da jeder Bürger,« sagt unser Verfasser, »gänzlich der öffentlichen Angelegenheit entfremdet dasteht, getrennt ist von aller politischen Handlung, so gewöhnt er sich allgemach, die Regierung als eine ihm fremde Gewalt anzuschauen, die, für einen Tribut, gezwungen ist, den Bürgern Ruhe, Gerechtigkeit und Wohlseyn zuzusichern.« Durch eine freye und regelmäßige Handhabung lokaler Geschäfte, fügt Herr von Barante hinzu, muß man diesem Uebel abhelfen. Stützt man die repräsentative Regierung auf eine gesellschaftliche Verfassung wie die des byzantinischen Reiches, so wird sie kaum etwas anderes seyn als eine große Lüge. Er hätte hinzufügen können; paart man sie mit den alten und echten Gemeindefreyheiten, so hört diese ganze arrogante Lüge einer Repräsentation, die nichts außer ihr repräsentirt, gar auf zu seyn.

Sehr gut ist Herrn von Barante die Schilderung des absoluten Todes des Staates gelungen, wenn die Zentraladministration Alles in Allem wird, die Bürger aber nur für ihre eigenen Privatinteressen zu denken und zu handeln verstehen. Heut zu Tage hat man nur Beamte, sagt mit Nachdruck der Verfasser; emancipirt man aber die Gemeinden, so wird man Magistrate besitzen; der ersten Autorität ist öfter drückend, die der andern, an die sich kollektiv die Bürger mit Liebe, Rath und Gedanken anschließen, kann väterlich seyn. Wüßte Herr von Barante, wie wahr er hier spricht, wie sehr er sich aber auch dagegen an der Revolution versündigt, er hätte nicht so gesprochen. Doch, zum Heil für die Revolution, ist seine eigene Theorie der Gemeinden nichts anderes als ein mitigirtes Munizipalsystem von der Konstituante. Er mag so wahr sagen als er immer will, daß eine Verwaltung lokaler Interessen den so antirevolutionären Associations-Geist unter Bürgern, und eine Art aristokratischen Patronates der Gebildeten und Einsichtigen im Volke zu erschaffen bestimmt seyn wird; sein Gesetzesvorschlag schafft nichts als die Revolution und den Despotismus.

»Was war die Aristokratie des alten Régime,« frägt sich in einem dritten und wohlgedachten Kapitel Herr von Barante. Die Feudalität sieht er unrichtig als eine Hierarchie despotischer Patronate des Stärkeren über den Geringeren an; sie gewährte im Gegentheile überall freyen Schutz für freye Dienstleistungen, die eigentlich nicht gezwungen wa-

ren, oder wenigstens es ursprünglich nicht seyn sollten; der Mißbrauch ist aber nirgends die Sache. Uebrigens vertrug sich, trotz unseres Autors, das ganze Feudalsystem sehr wohl mit Gemeinden, Korporationen, Universitäten oder, wie Herr von Barante abstrahirend sagt, mit Industrie und Wissen; das beurkundet die Geschichte des Mittelalters, denn alles das wurde dem Feudalsystem einverleibet. Irrig ist also die Ansicht, als sey das Emporkommen des dritten Standes der Ruin der Feudalität; vielmehr war ihr Ruin die in der Art durch Hülfe römisch gebildeter Juriskonsulten um sich greifende königliche Gewalt. Diesen Flecken von vorn an ausgenommen, können wir dem dritten Kapitel des Herrn von Barante unsern Beyfall nicht versagen. Mit der Unabhängigkeit des alten Adels, dieses sieht er wohl ein, sank auch die Unabhängigkeit der alten Gemeinden; ihr Leben floß aus derselben Quelle. Da die königliche Gewalt diese verstopfte, so blieb nur der absolute Wille. Die Gewalt begnügte sich nicht damit, die alte und hochfahrende Aristokratie zu bändigen und zu unterjochen, sie wollte sie auch entnerven. Der alte Feudal- oder Nationaladel ward ein dem Lande entfremdeter Hofadel, zierlich, glänzend und gewisser Maßen noch groß unter dem vierzehnten Ludwig, verrucht unter den Regenten, gemein als Ludwig der funfzehnte an die Spitze kam, modern an Gesinnung und der Demokratie zujauchzend unter seinem Nachfolger, bis die Revolution ihn große Tugenden durch Duldung lehrte, und es sich bewährte, daß durchaus nicht die alten edlen Gefühle ganz untergegangen, nur durch Moden aller Art verzerrt worden waren.

Die schwierige Lage der alten Aristokratie im heutigen Frankreich zergliedert Herr von Barante mit Scharfsinn. Es sind durch die Revolution und die Emigration, und nicht, wie Herr Guizot lächerlich will, durch Franken und Gallier — wie zwey Nationen in der Nation, die sich beyde wechselseitig Amnestie ertheilen wollen, von denen keine eine Amnestie empfangen will, und welche darum sich hassen und verfolgen. Läge aber das Uebel nur in den Parteyen, die feste Hand und der eiserne Wille einer einsichtigen Regierung könnte demselben abhelfen; leider aber verschweigt Herr von Barante den bey weitem tieferen Keim dieses Uebels. Es liegt vor allem in der revolutionären Gesinnung, die, hätte es auch keine Emigration gegeben, den Adel feindlich betrachten würde, bloß weil er Adel ist, die kein anderes Staatsprincip anerkennt, als den baaren Nutzen, welche die Gesellschaft wie eine Manufaktur ansieht, in der das Gewerbe alles, das moralische Eigenthum aller Art nichts ist. Die Emigranten mögen noch so geschickt sich benehmen, sie mögen noch so sehr alle die ihnen von Herrn von Barante hart nachgewie-

senen Fehler vermeiden, Klugheit, Einsicht, Talente, edles Benehmen, Großmuth, Tugend, Patriotismus hülfen ihnen in den Augen der Revolution zu nichts. Ein Feind wie ein reißender Wolf steht ihnen gegenüber, der seinen Sitz hat in der Eitelkeit eines blöden und verwegenen Hochmuths; man will nichts Ererbtes gelten lassen, und man lodert auf gegen die, deren gesellschaftliche Stellung ihnen Vortheile zusichert, welche sich der bloße Erwerb nicht aneignen kann. Es möge Herr von Barante nun über den triumphirenden Hang und die Prätensionen des alten Adels mit Recht oder Unrecht behaupten, was er wolle, nirgends erblickt man an ihm die nämliche Gehässigkeit gegen die neue Lage der Dinge, welche man bey den Revolutionären gegen das alte Régime erblickt. Den Uebermuth des Leichtsinnes kann man durch Vorsicht dämpfen, den Haß verwundeter Eitelkeit und erbitterten Hochmuth niemals.

Das vierte Kapitel spricht von Versuchen »eine Aristokratie in Frankreich verfassungsmäßig einzusetzen.« Im verwichenen Jahrhundert, sagt Herr von Barante, hatten wir einen Adel ohne Aristokratie, das ist, seiner Ansicht nach ohne politischen Einfluß; denn unser Verfasser, wie die meisten modernen Politiker, nimmt die Worte Aristokratie, Demokratie, Republik, Monarchie in einem sehr unbestimmten Sinne. Unter Bonaparte wollte man auch einen Adel ohne Aristokratie, das ist ohne gesetzliche Rechte. Der neue Souverän wollte einen Adel von Titeln, um damit seinen Purpurmantel zu verbrämen. Der klügere Diokletian hatte in den alten Zeiten des römischen Kaiserreichs dasselbe Vorhaben, welches er dauernd der byzantinischen Verfassung übermachte. Wahr, sagt Herr von Barante treffend, ist nur das unabhängige Element im Adel; auch war Bonapartens Restauration desselben nur eine Täuschung.

Es ist sonderbar zu sehen, wie Herr von Barante, der so aktiv unter der Administration des Herrn de Cazès gegen alle Art Aristokratie zu Gunsten einer unumschränkten Administration mit eingewirckt hat, sich Mühe gibt darzuthun, wie sehr die ministerielle Partey seit 1814 die Fortschritte jeder Gattung unabhängigen Daseyns eifersüchtig gehemmt hat. Man kann mit keiner größern Offenherzigkeit ein mea culpa beten, obwohl der Verfasser dieses nicht eingesteht. Bald, heißt es bey ihm, wollte man den Einfluß und das noch vorhandene Restchen alter Existenzen und Erinnerungen untergraben; bald alte, in langjährigen Aemtern geleistete Dienste, wo sie sich nicht geschmeidig zeigen wollten, von sich weisen; bald ausgezeichnete Talente, feste Charaktere, weise Meinungen (mit denen er wohl sich, die Seinen und die Liberalen heute bezeichnen will) unterdrücken: überhaupt es

war ein ministerieller Krieg gegen alte, neue und ämtliche Superioritäten, so fern sie auf eigenen Füßen fest sich behaupten wollten. Noch einmal, Herr von Barante, ein mea culpa; man kann sich nicht stattlicher in Person anklagen.

Der Wahrheit wohl kundig, wird der edle Pair bey dieser Gelegenheit höchst geistreich und treffend. »Das kaiserliche Régime,« drückt er sich aus, »wie despotisch auch immer, hat doch nirgends sich so auflösend gezeigt, als unsere ministeriellen Regierungen (Decazes und seine Freunde). Wo nur das persönliche Interesse des Fürsten zu bedienen und zu berücksichtigen war, gab es eine gewisse Breite im Gehorsam. Jede Gesinnung konnte sich, mit ihrer eigenen, obwohl gemilderten Farbe, vor den Wagen der Gewalt spannen; die ministeriellen Kombinationen seit 1815 (bis 1820 könnte er zusetzen) gestatten aber keine Farbe mehr, sondern erheischen eine allgemeine Blässe und geistige Müdigkeit. Sie wollen eine Aristokratie angenehmer Nullität, graziöser Mitte.« »Etwas echte Aristokratie moralischer Einflüsse,« behauptet, nicht mit Unrecht, Barante, »gab es noch unter Napoleons Despotismus; wenn der Wille von oben im Allgemeinen geschah, so fiel die Ausführung im Einzelnen der Autorität anheim; unter den modernen Ministern aber (Decazes, Herr von Barante??) — waren die Beamten, ohne eine Gattung aristokratischen Einflusses, nur subalterne Kreaturen.« Hier nun tritt die Barantische Theorie in die Mitte zwischen der anarchischen Demokratie der Freunde revolutionärer Munizipalverfassungen, und der nichtigen Aristokratie ministerieller Beamten. Der Verfasser möchte, die Administratoren in den Provinzen, um eine erste Stufe von Aristokratie zu bilden, sollten zugleich im moralischen Sinne von dem Publikum der Departemente, im physischen von der Regierung abhängen, so daß letztere sie nicht blind zu leiten hätten. Sehr dunkel ist die Art, wie Herr von Barante diese eigene Aufgabe, die erste Sprosse seiner natürlichen Aristokratie, gelöset wissen will. Für den Beginn ist diese natürliche Aristokratie etwas erzwungen. Es begehrt der Verfasser eine englische Administrationsweise durch die Aristokratie, und dann wiederum eine demokratische, durch die Revolution, und eine ministerielle, durch königliche Beamte. Hier leidet er vollkommen an rhapsodischer Schwäche.

Mit vieler Feinheit decket der Verfasser die demokratischen Blößen des Wahlgesetzes von 1817 auf, tadelt aber mit Inkonsequenz das neue, welches etwas mehr Aristokratie im Auge hat. Die Gesetzgebung von 1817 und ministerielle damalige Dispositionen, sagt er, arbeiteten aller eigentlichen Aristokratie schädlich

entgegen; laßt uns nun sehen, fährt er fort, wie sich die alte Aristokratie selber durch eigene Triebkraft zu konstituiren versucht hat.

Herr von Barante erkennt, daß die Hauptelemente einer Aristokratie in den Händen des alten französischen Adels sich befinden. Er besitzt noch, trotz der Stürme der Revolution, einen beträchtlichen Theil des Territorialeigenthumes; er besitzt seit längerer Zeit als andere Eigenthümer, was so bedeutend ist für lokalen Einfluß; seine Lebensart erleichtert ihm öffentliche Dienstleistungen: im Allgemeinen lebt in ihm ein verständiger, erhaltender Geist, wie er meistens einem dauerhaften Besitze einwohnt. Man erinnere sich, sagt Barante, wie unter der kaiserlichen Regierung ohne Härte und Druck der alte Adel die Munizipalämter verwaltet hat. Mit der Restauration kehrte sich aber alles um. Die Emigranten wähnten, für sie allein wäre der Thron wieder erhoben worden. Sie erstürmten alle Gnaden und alle Besoldungen, als ob sie ihnen von Rechts wegen gebührten. 1815 griff die ganze alte Aristokratie die durch die Revolution ausgebildete Gesellschaft von allen Seiten an. Sie wollte eine Revolution gegen die Revolution. Herr von Barante, der im Einzelnen Recht haben mag, geräth im Allgemeinen außer aller Fassung, und bedenkt nicht, was er doch aus eigener Erfahrung weiß, daß auf dem schwankenden Boden der Revolution, das ist des modernen Nichtigen, sich nirgends wurzeln läßt. Nicht die Kontrerevolution kann dem alten Adel zum Fehler angerechnet werden, sie war ein Muß für die Gesellschaft; die Verkehrtheit lag nur in der Art und Weise, wie man öfter die Revolution angriff. Vor Beleidigungen, und dann auch vor Uebereilung, hütete sich 1815 nicht genug die alte Aristokratie.

Wahr sagt der Doktrinär, daß 1815 die aristokratische Kammer eine planmäßige und gründliche Gegenrevolution in den Gesetzen begründen wollen, und (es ist ein merkwürdiges Bekenntniß), zum ersten Mal seit der Revolution echte Beweise von Independenz gegeben, auf Freyheit gefußet; nur da dieses gegen die Revolution geschah, billigt Herr von Barante es nicht. Seit der Ministerrevolution von 1820 aber, meint unser Verfasser, sey auf einmal die Aristokratie, zum Besitze der Macht gelangt, wie er es nennt, nüchtern geworden, denke nicht mehr an die früher geforderten Institutionen, und begnüge sich mit den Stellen und Belohnungen. Was dieser Vorwurf Wahres hat, ist zum Theil moderner Charakterschwäche, zum Theil aber auch den bedrängenden Zeitumständen, und einem ewigen Kampfe gegen die Revolution nach außen zuzuschreiben, der zu nichts Positivem gelangen läßt. Indessen sind die scharfen Worte unsers Schriftstellers sehr zu beherzigen, und man kann nicht läugnen, daß viele

wahre Züge in einem Gemälde enthalten sind, welches mehr eine Aristokratie von Intriguen, als eine Aristokratie gesellschaftlicher Vorrechte entwirft. Nur ist bey Beurtheilung dieses Theiles des Werkes des Herrn von Barante seine mißlaunige Stimmung als Doktrinär wohl zu Rathe zu ziehen.

Das fünfte Kapitel handelt von der Parzellirung und unendlichen Vertheilung des Eigenthumes. Diese sind, nach dem Verfasser, in den Sitten der heutigen Nation und ihren Privatverhältnissen begründet; Gesetze können weder dafür noch dagegen, welches denn doch etwas zu sehr Abstraktion und nicht ganz richtig ist. Der alte Adel war schon vor der Revolution sehr verarmt, und diese hat allein nicht auf die Vertheilung des Eigenthums eingewirkt. Unter Ludwig dem Funfzehnten konnte sich der Adel nur, durch Hofverschwendungen verblutet und krankend an schlechter Oekonomie, durch zahlreiche Mesalliancen aufrecht erhalten. Aber der Staat verfiel nicht deßhalb, er blühte im Gegentheil, und dieses konnte nur durch größere Vertheilung des Eigenthumes Statt finden. Das alte Régime sah schon ein, welches heute als ein so großes Uebel auffällt, daß der mobile Reichthum, daß die Kapitale eine unumgängliche Stütze des Territorialreichthumes geworden. Oekonomie und Industrie wurden damals schon ein Muß zur Erhaltung des Besitzes. Kein Uebel, wenn es mit der gehörigen Einschränkung, und nicht im Sinne revolutionären Interesses genommen wird, und des auf baaren Nutzen gegründeten Systems, wie Herr von Barante etwas zu sehr will.

Nach ihm wäre zu wählen: entweder muß man im Staate den progressiven Anwuchs des Reichthums zu hemmen verstehen, oder die großen Eigenthümer müssen Theil an diesem Anwuchs nehmen wollen, das ist, der Industrie sich ergeben. Dieses verschmähte, unüberlegt, der alte französische Adel. — Wir fragen: kann es einen bloßen Industrieadel geben, und genügt nicht eine weise Oekonomie und das Wohnen in seinen Besitzungen zur Erhaltung aller Interessen des Adels? Kann die Landwirthschaft allein ihn nicht aufrecht erhalten? Wir sehen darin nichts Unmögliches, und ein Theil des kontinentalen Europas, so wie auch England, zeugen hier wider den Herrn von Barante.

Der Bauer, zum unabhängigen Eigenthümer geworden, thut sein Kapital in Ankauf kleinen Besitzes, und verfolgt diesen Plan hartnäckiger als Reiche, für die der Territorialbesitz nur ein Luxus ist; so kommt es, daß der kleine Besitz immer mehr zunimmt, und man nicht einsehen kann, wo die Zersplitterung ein Ende nehmen wird. Ihr erster Grund liegt aber im Verkauf der Nationalgüter durch die Revolution, und dann ganz besonders in den

Gesetzen, die, trotz der Möglichkeit zu Majoraten, stets dahin zwecken, alle Immobilisirung des Vermögens zu verhüten.

Als ungereimt deckt Herr von Barante mit Recht auf, daß Männer gegen das kleine Eigenthum deklamiren, welche das große nicht zu benützen verstehen, die nicht auf dem Lande wohnen, die in ihrem Besitze sich nicht als Patrone zu zentralisiren verstehen, die den wahren Geist der echten Landedelleute nicht besitzen. Es wäre indessen richtig hinzuzufügen, daß, durch die Revolution gewitzigt, die Zahl derselben sich bedeutend vermindert hat.

Ein Umstand, welcher auf die Vertheilung des Landeigenthums großen Einfluß hat, besteht darin, daß der Vater, welcher den Gesetzen nach durch Testirung seinen Aeltesten immer um ein Doppeltes befördern kann, hieran dadurch gehemmt wird, daß für die Jüngeren so wenig Aussichten für eine Laufbahn sind. Es gibt keine geistliche Beneficien mehr, die Militärbedienung hat aufgehört ein Privilegium zu seyn, so ist es mit vielen andern Anstellungen; Frankreich besitzt nicht diese ungeheuern englischen Kolonien, einer eifrigen Jugend immer offen stehend; wenige Besitzer kumuliren große Kapitale mit großen Besitzungen, schwer ist es also den Aeltesten an Land zu bevortheilen, während man gezwungen ist, die anderen Kinder darben zu lassen. Eine andere Organisation der Gesellschaft gehört dazu, um den Vater auf Zentralisirung seines Vermögens in den Händen eines Nachfolgers hinarbeiten zu lassen.

Die Zentralisation alles Landeigenthumes in England hängt dort auf's Genaueste mit der eines großen Theils des mobilen Reichthums zusammen; die Feudalaristokratie, ohne sich aufzugeben, ist dort allmälich in eine moderne Aristokratie übergegangen. Der Patron hat eine ausgedehnte Macht als Gutsbesitzer, Friedensrichter, und ist durch viele Privatgesetze bevorrechtet. Indessen ist die furchtbare Masse der Proletäre in England eine schreckliche Anklageakte gegen das allzugroße Zusammendrängen des Besitzes.

Das sechste Kapitel des Herrn von Barante gibt sich mit der so genannten Freyheit der Industrie ab, ein wahrhaft revolutionärer Tummelplatz, in dem alles Regellose frey genannt wird. »Die bürgerlichen Korporationen des Mittelalters sind, unserm Verfasser zu Folge, aus der Noth entstanden; verschworne Sklaven, zu etwas Besitz erwachsen, sahen sich gezwungen, ihren Oberherrn die Stirn zu bieten, schlossen deßhalb kleine Gesellschaften mit Statuten, und so entstanden die Gilden; nun aber, da niemand mehr sich individuell zu schützen hat, da alle Gesetze einem Jeden leuchten, müssen auch, mit der Ursache ihres Entstehens, die Gilden aufhören. Vergebens wirft man dem Mini-

ster Türgot vor, die Korporationen vernichtet zu haben; er warf nur den Leichnam um, niemand wird ihn mehr ins Leben rufen.«

Dieses Raisonnement paßt auf alles Vergangene, und ihm zu Folge würde nichts bestehen, nichts sein Daseyn fortführen können. Der Ursprung der Korporationen ist aber auch in demselben falsch angegeben. Daten lassen sich hier nicht für den ersten Ursprung nachweisen. Korporationen sind aber, wie Gemeinden, aus den alten Sitten lebendig erwachsen. Die erste Spur liegt in den Sitten des germanischen Heidenthums. Uralte Arimannien, Verbürgungen und Garantien wechselseitiger Rechte, germanische Civitate sind die früheste Grundlage der Bürgerschaften oder Gemeinden des Mittelalters, in deren Ausbildung römisches Munizipalwesen und eigne Entwickelung nach der Nothwendigkeit nebenbey eingeflossen; die Gilden hatten ebenfalls ihren ersten Grund in alten Genossenschaften, bedingt durch römische Klassifikationen der Gewerbe, christliche Formen und mönchische Associationen. Aus den mannigfachsten Elementen, geistig verbunden, hat sich hier, wie überall, die Einheit gebildet. Es ist lächerlich, in allen Stücken sociale Bildungen nur aus der Nothwendigkeit sich entwickeln zu lassen, als gäbe es keine tieferen Triebfedern in der geistigen Natur des Menschen, als habe der jugendliche Mensch nicht überall eine große Freude an Allem, was Bildung und Organismus genannt zu werden verdient.

Wahr ist, Innungen und Gilden waren überall in einem großen Verfalle, und gröblich entartet, wie so vieles Vergangene. Die Zeit hat auch ihre Rechte, nnd das bildet Englands Kraft, daß, an dem ältesten Historischen wie an einem nationalen Gemeingut noch haftend, es lebendig in die Zeit verwächst; sonst kann es geschehen, daß, wie unter dem alten Régime in Frankreich, einmal die Völker aufstehen und die alten Formen wie ein schwerfälliges Gewand von sich schütteln, um in den nackten, Sophismen so günstigen, Naturzustand zu treten. Korporationen wieder aufbauen, durch Gesetzesmacht, wie kurz vor ihrem Verfalle sie sich behaupteten, wäre ein Ruin für die heutige Industrie, das zeigt Herr von Barante mit Klarheit. Ein anderes ist aber gesetzlich etwas befehlen, oder dem freyen Willen es überlassen; heut zu Tage sind aber die Korporationen gesetzlich verboten. Man lasse sie frey, wie in England, und lasse neben ihnen die freye Industrie bestehen. Das Volk hat einen großen innern Hang zu Associationen von Gewerben mit Statuten, das offenbart sich auch noch heut in Frankreich. Der Widerstand kommt nur von reichen Fabrikanten, den Bankiers und den Kaufleuten, welche geschlossene Gesellschaften zu bilden zu hochmüthig sind, als ob sie dabey als

Körperschaften nicht politisch zu gewinnen hätten. Auch gibt es keine organisirte Bürgerschaft irgend einer Art mehr seit der Revolution, in diesem von Grund aus revolutionirten Lande; Verblendung aber ist es, auf solchen Zustand zu trotzen.

Die wahren Korporationen unserer Epoche, sagt Herr von Barante, bestehen nicht in den Fiktionen alter abgestorbener Gilden und Innungen, sondern in geselligen Verbindungen finanzieller Art, wo Kapitale zusammen geschossen werden, um industrielle Handelsunternehmungen, Assekuranzen und andere ähnliche Betriebe in Gang zu bringen und zu befördern. Diese vereinen die Bürger und knüpfen sie lebendig an das Gemeinwohl. England ist einen Theil seines Flores solchen Kompagnien schuldig, deren Spekulationen, wie auch noch so sehr vom Privatinteresse beseelt, doch von nicht geringem Patriotismus zeugen. Darin hat unser Schriftsteller Recht, und zeigt die Ungeschicklichkeit, mit welcher das alte französische Ministerium solche Gesellschaften, ob ihrer größeren Konsistenz und inneren Dauer, gescheut zu haben scheint. Gemeinschaftliche Interessen, und dieses beweist er mit Nachdruck, sind besonders fähig, die Parteyen mit einander zu versöhnen und sich die Hand bieten zu lassen. Große und nationale Spekulationen aber können gar wohl mit dem Adel bestehen, und ein vermittelndes Band abgeben zwischen ihm und der höheren Bürgerschaft, ohne daß dadurch der erste gefährdet werde. Die englische Aristokratie hat darüber sehr gesunde Begriffe, und die dortigen Kompagnien und größeren Gemeinunternehmungen sind es, welche das Land, nach seiner letzten Revolution, vor den Folgen der Faktionen gerettet haben. Es ist eine revolutionäre Tendenz in dem Hochmuth des heutigen Reichen, der keinen Adel gestatten will; aber diesen Hochmuth reizt und vergiftet man nur, wenn man bedacht seyn will, den nationalen Einfluß der neuen Kapitalisten zu unterdrücken, statt sich mit denselben zu verbinden. Ein so entschiedenes Faktum läßt sich nicht umwerfen.

Im siebenten Kapitel reitet Herr von Barante auf seinem Steckenpferd, einer so genannten Aristokratie im Geiste der Charte. Er führt den alten Feudaladel redend ein zum Volke im Beginne der Feudalität, er zeigt, welchen Schutz er damals der Gesellschaft gewährt, wie immer er auch ihn mißbrauchen können. Hier, wie immer, trifft aber Barante auf den Guizotischen Irrthum, den Feudaladel als ein eroberndes Volk (Franken) zu schildern, und die Vasallen geringeren Standes als Besiegte (Gallier); eine grobe historische Unrichtigkeit, da der Keim der Feudalität in den ältesten deutschen Institutionen lag, und sie nirgends eine Bedingung der Eroberung gewesen ist. Die heutige englische Aristokratie läßt unser Verfasser ebenfalls die Stimme

erheben, und mit dem öffentlichen Geiste prangen, der zum Heile der Nation sie beseelt. Dagegen führt seine französische Aristokratie eine insolente Sprache im Hofton, als existire sie nicht für das Ganze, aber das Ganze für sie. Das Volk erwiedert, durch den Hrn. v. Barante, es wolle eine Aristokratie, für den gedoppelten Schutz der Ordnung und Freyheit gegen Anarchie und Despotism, aber eine aus seinem Schooße gebildete, eine nationale Aristokratie, nach den heutigen Sitten.

Mit Einsicht räth Hr. v. Barante dem französischen Adel, nicht Hof- und launigen Kabinetsintriguen sich zuzugesellen, nicht dem ministeriellen Despotism, der einst ihn umgebracht, für etwas Gnade zu huldigen, sondern dem Volke zu dessen Schutz sich zu verbünden. Könnte und wollte dieß der französische Adel, was thäte die Revolution? Sie würde gedoppelt ihn hassen, und seine populären Bemühungen, und gedoppelt ihn anzugreifen verstehen. Wo haben jemals die Waffen der Revolution geruht, als die royalistische Opposition unter Decazes eine so kräftige Stimme für öffentliche Freyheiten erhub? Das war grade der Moment, wo man ihr am meisten mörderisch beykommen wollte. Die Revolution will Herrschaft und keine Freyheit; der alte Adel zeige sich nun ministeriell, oder im bessern Sinne des Wortes liberal, sie will ihn vertilgen, nur weil er Adel ist. Wie kann ein Mann von den Einsichten des Hrn. v. Barante sich beständig mit Träumen begnügen, und den wahren Charakter der Revolution, einen egoistischen, heuchlerischen, lügenhaften Eigenwillen so beständig verkennen oder verhehlen? Gleichheit ist die Sehnsucht aller von modernen Begierden verzehrten Gemüther, keineswegs aber Freyheit, denn erste vereinzelt, während die andere verknüpft; erste ist demokratischer, die andre aristokratischer Natur.

Auf daß, sagt Hr. von Barante, die Aristokratie wie ihr Name werde eine Regierung der Besten, muß sie kein erworbenes und unveräußerliches Recht besitzen, um über die anderen Bürger sich zu erheben (sie muß kein Feudaladel seyn, nach der verkehrten Ansicht des Verfassers von demselben), noch muß sie das Instrument und die Beamtin oder Delegirte der königlichen Autorität seyn (also kein ministerieller Adel von vornehmen Hofbedienten). Im ersten Falle würde sie für sich keine Pflicht anerkennen, und sich für souverän halten; im andern würde sie dem Volke weder Schutz noch Garantie darbieten. Die Aristokratie besteht aus Einflüssen und aus Unabhängigkeit. Ihre Lage muß ihr durch freye Zustimmung der Mitbürger gegeben werden (also eine Wahlaristokratie; im Grunde, Hr. v. Barante möge sich noch so sehr sträuben, eine Oligarchie, durch Einfluß des Reichthums und Korruption der Wähler). Diese

Wahlaristokratie soll nun die Gemeinden (Städte u. s. f.) verwalten. Will sich der alte Adel ihr unterfügen, so kann er mit den Kapitalisten und Männern großer Industrie durch Volksgunst in dieselbe aufgenommen werden, dann wird er also zu einem Theile einer höheren aristokratischen Bürgerschaft, jedoch ohne alles Patriziat, da sie immerwährend vom Volke abhängt. Diese Idee nennt Hr. v. *Barante* etwas *Reelles*, aus der jetzigen Lage der Dinge natürlich Hervorgehendes. Es ist nichts als Oligarchie, die sich immer aus der Demokratie hervorhebt, da letzte aller Herrschaft von Haus aus unfähig ist, aber eine Oligarchie voll anarchischen Faktionsgeistes.

Freye Wahl und unabhängige Deliberation müssen, unserem Verfasser nach, die Wurzeln seyn, aus der die heutigen Gemeindefreyheiten hervorzugehen haben. »Die *öffentliche Meinung*, drückt sich der vornehme Liberale aus, muß immer über Wahl und Deliberation, in der Gemeinde im Kleinen, wie im Staate im Großen gebieten, und zwar durch ihre offiziellen Organe, ihre Delegirten, die Wahlaristokraten, gewisser Maßen wie Offiziere der unsichtbaren Göttin. So kann nur eine Kontrolle und Verantwortlichkeit in Bezug der Vorsteher der Gemeinden Statt finden, wenn durch Wahl die Meinung sich beurkundet. Volksdelegirte sollen die Männer seyn, welche zu deliberiren bestimmt sind, sonst gibt es keine Gemeinden, sonst verneint man die Rechte der Individuen, und verweigert man eine stets wache Aufsicht.« Wir werden unten sehen, wie denn doch Hr. v. *Barante* die Souveränität des Volkes, welche er hier so positiv zugibt, zu umgehen gedenkt. Eine Wahrheit leuchtet aus diesem schwachen und unklaren Kapitel, dem Grundstein seines Werkes hervor: hätte es Gemeinden gegeben (Hr. v. *Barante* sagt, eine *kommunale Charte*, dieselbe für alle Gemeinden), so hätte das Volk auch durch die Administration ihm bekannte Leute zu Deputirten gewählt, und sich weder durch Comités directeurs, noch geheime Gesellschaften, noch Journale und Meinungen, noch ministerielle Bewerbungen welche aufbürden lassen. Dazu gehörten aber schon viele und seit Alters befestigte Gemeinden. Schwerlich hätten die von Hrn. v. *Barante* konstituirten einen so edeln oder selbstständigen Einfluß ausgeübt.

Ein achtes Kapitel beginnt nun mit den *Departementen*. Da, wie aus obigem hervorgeht, überall das Historische bey Seite geschafft, oder ein so aufgelöster Staat, wie das heutige *Frankreich*, als etwas Historisches genommen worden, um aus ihm aristokratische und demokratische Elemente hervor zu zaubern, so fällt auch die ganze Gemeindeorganisation des Hrn. v. *Barante* durch eine große Magerkeit von Erfindung und Unbehülflichkeit in der Ausübung in die Augen. In dem Kapitel

der Departemente will z. B. der Verfasser schon die nationalen und alten Provinzen verhütet wissen, so wie er in seinen Munizipalitäten die echten und wahren Gemeinden umgangen wissen will.

Sollen die Departemente, frägt er sich, große Fiktionen oder wirkliche Körperschaften seyn? soll es außer den Gemeinden (richtiger Munizipalitäten im revolutionären Sinne) noch Departemente geben, wie einst Provinzen, mit selbstständiger Verwaltung? Für die Munizipalinteressen entscheidet sich Hr. v. Barante mit Berufung auf die Erfahrung, muß es ein Provinzial-Centrum geben, sonst zersplittern kraftlos die ersten. Eine lokale Oberaufsicht über die ministeriellen Agenten, denn Präfekten will der Hr. v. Barante beybehalten (bald werden wir sehen wozu), ist vonnöthen, sonst würden sie unumschränktere Herren werden als die Minister. Da die Departemente nicht, wie die Gemeinden, allein stehen, sondern mit dem gesammten Lande Beziehung haben, so gebühren ihnen auch königliche Beamte, auf daß deliberirende Departementalverwaltungen der Regierung nicht allzusehr in die Quere kommen, und nicht außerhalb ihres Departementes herausschauen. Der Präfekt soll denn doch, nach Hrn. v. Barante, Herr des Ganzen seyn, aber ein höchst gebundener Herr; eine neue Quelle von Korruptionen und Aufforderung an die Regierung zur Erkaufung der Wähler oder der Erwählten.

Im neunten Kapitel handelt der Verfasser von den deliberirenden Körperschaften (Conseils généraux), denen, zur Kontrolle des Präfekten, die Leitung der Departementalinteressen gebührt. Gewisse Ausgaben, obwohl vonnöthen dem gesammten Staate, können nur bewacht werden von Jenen, welche sie, mit genauer Kenntniß ihrer Anwendung, deliberirt haben; man muß diese in ihre vollen Rechte einsetzen. Wie aber sind die Konseils zu bilden? Durch direkte Wahl. Das wollen die französischen Minister nicht. Hr. v. Barante findet, mit Recht, ungereimt, daß der Präfekt von einem Rathe, der über seine Verwaltung wachen soll, alle, die ihm nicht anstehen, beliebig entfernen kann. Es ist dieß ein leerer Ueberrest des Bonapartischen Regime. Fein sagt der Verfasser, unter Napoleon gab es nur Auszeichnung durch Stellen, und Jeder buhlte um dieselben; heute aber gibt es nur Auszeichnung durch Partey und Meinungen; die Beamten, ohne Zukunft, hängen nicht sowohl der Regierung an, als ihrer Partey, und die Generalkonseils, wie auch immer die Minister sie zu ernennen haben möchten, würden doch nichts anders seyn als Männer der Parteyen, lenksamer ihrem eigenen Willen, als der Bureaukratie; die Minister hätten sie ob ihrer Meinung ernannt, und andere Minister würden sie ob ihrer Meinung absetzen müssen, so fände ein ewiger lächerlicher Wandel in

der Administration Statt, ohne Würde und Festigkeit, weder im gesammten Staat, noch in den Lokalitäten.

»Ein Generalkonseil muß den Verein aufgeklärter und einflußreicher Männer eines Departementes bilden. Die Diskussion gemeinschaftlicher Interessen wird die Parteyen verbinden, da, wo der Streit der Meinungen sie aus einander hält. Die Kantone müssen eigens gebildet werden zur Wahl der Departementsräthe. Der Rath jedes Kantons, ein bedeutender Mann in demselben, wird im Generalkonseil denselben verfechten, die kleinen Munizipaladministrationen seines Kantons bewachen, die vom Generalkonseil beschlossenen öffentlichen Arbeiten leiten.« Das ist vortrefflich, aber wie diesen bedeutenden Mann der Kantone ausmitteln? Wer soll ihn ernennen? und, wenn er gewählt ist, wer soll ihn selber kontrolliren, und auf wie lange soll seine Wahl bestehen? Das sind die Schwierigkeiten im Systeme des Hrn. v. Barante, welche ihm den Tod bringen. Es sind, im kleineren Maßstabe, dieselben Illusionen wie in dem fiktiven Repräsentativsystem im Staate. Mit Einsicht möchte übrigens unser Verfasser dieser Aristokratie der Kantone einen Theil der gerichtlichen Polizey, der Jury und die Friedenärichtereyen, wie das in England Statt findet, zusichern. Hätte seine Aristokratie der Kantone ein besseres Fundament, nichts wäre an der Tauglichkeit der Attribute, welche er ihr zugestehen will, auszusetzen.

Im zehnten Kapitel handelt Hr. v. Barante von den Präfekten. Frey, sagt er, müssen die Deliberationen über lokale Interessen seyn, aber die Ausführung gehört der Administration, welche allein responsabel ist und seyn kann. In der That würde die Wahlaristokratie des Verfassers keine Art Verantwortlichkeit besitzen; das Volk könnte sie nur durch Aufstand zur Rechenschaft ziehen. Unser Autor begründet die Gesetzlichkeit der Präfekturen dadurch, daß erwählte Volksadministratoren nur das Lokale verfechten würden, kontrollirte Präfekten aber das Ganze im Auge behielten, ohne im Stande zu seyn das Lokale aufzugeben. Im Grunde ist des Hrn. Barante Vorschlag, was die Organisation der Departemente betrifft, das alte Administrationssystem, nur etwas erweitert, beyzubehalten; und seine ganze, aus der Demokratie hervorgegangene Oligarchie, ist nicht so gefährlich als es den ersten Anschein hat. Lokale Interessen sind, nach dem doktrinellen Schriftsteller, nur öffentliche, oder Staatsinteressen im geringeren Maße. Daher ihre Oberaufsicht und höhere Leitung der Regierung anheimfällt. Darin liegt ein Princip absoluter Monarchie, wie nur durch das nicht überall befolgte Regime der Intendanten es im alten Frankreich begonnen hatte aufzublühen. Es steckt immer noch in dem liberalen Doktrinär ein verkappter französischer Ministerielle. Ich möchte denn doch wissen,

welches des Präfekten Rolle eigentlich ist? Ausüben, ohne zu bedenken, da er nichts gegen die Deliberationen vermag und sich der Kontrolle unterfügen muß, oder das Ganze zu Lug und Trug machen? Beydes steht ihm frey, so wie es mit dem Könige der sogenannten Repräsentativverfassung eine ähnliche Befugniß hat.

Im eilften Kapitel gibt sich der Verfasser mit den ländlichen Gemeinden (municipalités rurales) ab. Die Umschreibungen kleiner Ländergebiete rühren von der geistlichen Anordnung her; es sind Kirchspiele. Die meisten sind nur durch die Revolution, welche die letzten Feudalschuldigkeiten aufgehoben hat, freygegeben worden. Der Bauer, sagt Hr. v. Barante, hängt an seinem Kirchspiel. Da ist die Glocke, der Pfarrer, das Grab, dort ist sein Kind getauft, da hat er den Akt der Ehe vollzogen. Man soll diesen ganz lokalen Sinn nicht aufheben, die kleinen ländlichen Gemeinden nicht zu sehr zusammen thun und vergrößern wollen. Es enthält dieses Wahrheit. Indessen ist eine überall angebrachte Administration eher plagend als beförderlich. Man muß, in dieser Hinsicht, weder zu viel, noch zu wenig thun. Unmöglich würde es seyn, Wahlautoritäten in die Kirchspiele einzusetzen, aber jedes derselben könnte zu einem Kantonalkonseil ernennen, das dann über die gesammten Kirchspiele sein Augenmerk richten würde. Wir glauben, mit dem Verfasser, daß diese untergeordnete Wahlform unschädlich ist, und ihren großen Nutzen mit sich führen kann. Die Sphäre ist wohl zu begränzt für demagogische Umtriebe. An der Spitze des Kantonalrathes erhübe sich dann von selber der Deputirte, welchen die Kantone an den Departementalrath abzusenden hätten. Ein großes Unglück, eine unnütze Tyranney und Plackerey ist die Subdelegation der zentralen Gewalt ins Kleinliche hinab, diese unter Bonaparte multiplicirten Unterpräfekturen und ihre Delegirten, gegen die sich Hr. v. Barante mit Recht erhebt. Die Hand der Gewalt muß nicht in das Geringfügige hineingreifen wollen, um Alles zu erdrücken.

Hr. v. Barante ist der Meinung, daß die Maires oder obersten Magistrate aller kleinen ländlichen Gemeinden durch die Volksdelegirten vorgeschlagen, durch die königliche Gewalt aber ernannt seyn sollten, um responsabel seyn zu können. Hier auch blickt wieder in ihm die Bonapartische Schule mit geschickter Redekunst durch. Im Grunde sieht man nicht ein, wozu dieses Doppelgeschlecht der halb vom Volke, halb von der Regierung stammenden Maires dienen soll? Es erscheint dieß als ein geschickter Kunstgriff, nichts weiter. Man sieht, wie der Verfasser selber sagt, daß er keine durchgängige Freylassung der Verwaltung der Gemeinden verlanget, daß er sie in nichts sich selber zu überlassen begehrt, daß er überall die allgemeine Landesadministration über

alles herzugezogen wissen will. Die absolute Gewalt ist ihm vonnöthen, um seine Anarchie zu korrigiren. Uebrigens, wie in den andern Theilen dieses Werkes, läßt sich auch hier der praktische Sinn des Hrn. v. Barante nicht ganz verkennen.

Ein zwölftes und letztes Kapitel redet von den Städten. Dieselben Grundsätze, so auf ländliche Gemeinden anwendbar sind, spricht sich der Verfasser aus, passen auch auf die städtischen; nur daß in den Städten alle Anforderungen in dieser Hinsicht strenger und positiver sind. Die Demokratie herrscht in den Städten, wo der Einfluß lebhafter und weniger dauernd ist, während auf dem Lande und in der Provinz alles auf Festigkeit und Stabilität begründet ist. Um über die Korruption und allerley Art Unordnung Herr zu werden, muß eine weise Bürgerschaft sich in den Stadtkollegien erheben; nur diese Bürgerschaft ist es eben, welche weder die Doktrinärs noch die Liberalen zu konstituiren verstehen.

Der Maire der Städte, im Schooße des vom Volke erwählten Munizipalrathes genommen (— nirgends drückt sich der Verfasser über Art und Weise der Wahl, noch über Klassifikation der Bürgerschaft aus, wovon doch Alles abhängt —), vom Munizipalrathe, dann der Bestätigung des Königs vorgeschlagen, muß, in diesem Rath, dieselbe Kontrolle finden, wie der Präfekt im Departementalrath, wie der Minister in den Kammern. Alles das klingt herrlich auf dem Papier, möchte aber an der Erbkrankheit des ganzen angeblichen Repräsentativsystems siechen, nichts Legales zu repräsentiren und nirgends in der Wahrheit verantwortlich zu seyn.

Zum Schlusse muß ich noch bemerken, daß Hr. v. Barante gar wohl einsieht, wie ohne Klassifikation und Eintheilung der Gewerbe und verschiedener geselligen Lebensweisen leicht die Verwaltung der Städte in oligarchische Tyranney irgend einer vorwiegenden Profession übergehen könnte. Er weiß sich nicht aus dieser Schwierigkeit heraus zu finden. Man soll die Gesellschaft, meint er, so nehmen, wie sie ist, das ist, ohne Klassifikation, und dann doch dahin zielen, daß keine ausschließenden Interessen allein repräsentirt werden, sondern alle Arten der Existenz in der Munizipalverfassung ihre Rechnung zu finden haben. Hätte der Verfasser diesen Knoten, welchen er seinen Lesern am Ende hinwirft, von vorne an aufgelöst, man hätte besser gewußt, wohin Hr. v. Barante abgezweckt, und sein interessantes, aber, in Ermanglung aller Grundbestimmungen nur wenig Ausbeute gebendes Buch hätte eine ganz andere Haltung bekommen.

v. Eckstein.

Art. VII. Kormczaia Kniga *). Moskau, 1816. 2 Bände, in Fol.

Kormczij, nach der modernisirten russo-slawischen, oder nach der echten altslawischen Form K'rmczij, heißt der Steuermann. Daraus haben die Russen die beywörtliche, weibliche Form Kormczaia Kniga gemacht, was wir, da Steuerbuch bereits zu anderer Bedeutung vorweggenommen ist, um so mehr, nach dem (oberdeutschen) Kehrruder der Donauschiffer, durch Kehrbuch übersetzen möchten, als selbst die slawische Wurzel K'rm mit dem deutschen kehren verwandt scheint, und die Polen geradezu aus dem deutschen kehren ihr kieruie (lenken, steuern, regieren) gemacht haben.

Die Kormczaia Kniga enthält also die Steuermannskunst, das Schifflein der Kirche wohl zu lenken. Sie ist also das Corpus juris canonici der griechisch-slawischen Kirche. Die Griechen selbst haben 1800 in Leipzig ein ähnliches Buch drucken lassen, unter dem Titel: *ΠΗΔΑΛΙΟΝ* (d. i. gubernaculum, Kehrruder **). Doch ist dieses griechische *πηδάλιον* nicht, wie man

---

*) Lies Kormtschaja Knjiga nach deutscher Schreibweise. Ref. erklärt, daß er in diesem Aufsatze die slawischen Sachen nach polnischer Orthographie schreibt, bey der zwar noch immer unangenehmer Konsonanten-Gruppen genug, aber doch weniger bleiben, als wenn man nach Art der Sprachmeister für Deutsche, undeutsche Laute in deutsche Zeichen zwängen will. Auch hat Kolbe nicht Unrecht, daß ciascuno etc. wohlklingender aussieht, als tschiaßkuhno.

**) Dieses in Deutschland wenig bekannten Buches, das nicht in den Buchhandel gekommen, vollständiger Titel ist: Εἰς δόξαν Πατρὸς, Υἱοῦ, καὶ ἁγίου Πνεύματος, τοῦ ἑνὸς Θεοῦ· ΠΗΔΑΛΙΟΝ τῆς νοητῆς νηὸς, τῆς μιᾶς, ἁγίας, καθολικῆς, καὶ ἀποστολικῆς τῶν Ὀρθοδόξων ἐκκλησίας· ἤτοι ἅπαντες οἱ ἱεροὶ καὶ θεῖοι Κανόνες, τῶν τε ἁγίων καὶ πανευφήμων Ἀποστόλων, τῶν ἁγίων Οἰκουμενικῶν Συνόδων, τῶν τοπικῶν καὶ τῶν κατὰ μέρος θείων πατέρων. Ἑλληνιστὶ μὲν, χάριν ἀξιοπιστίας, ἐκτιθέμενοι, διὰ δὲ τῆς καθ' ἡμᾶς κοινοτέρας διαλέκτου, πρὸς κατάληψιν τῶν ἁπλουστέρων ἑρμηνευόμενοι παρὰ Ἀγαπίου ἱερομοναχοῦ, καὶ Νικοδήμου μοναχοῦ. Καὶ μετ' ἐπιμελείας ἀνακριθέντες, καὶ διορθωθέντες, ψήφῳ τοῦ παναγιωτάτου καὶ τῆς ἱερᾶς καὶ ἁγίας Συνόδου, παρὰ τοῦ σοφολογιωτάτου διδασκάλου καὶ ἱεροκήρυκος κυρίου, κυρίου Δωροθέου. Νῦν πρῶτον τύποις ἐκδοθέντες ἀδείᾳ μὲν καὶ προτροπῇ καὶ ἐπιταγῇ τοῦ παναγιωτάτου καὶ οἰκουμενικοῦ πατριάρχου καὶ τῆς ἁγίας Συνόδου, ἐπιστασίᾳ δὲ καὶ ἐπιμελείᾳ τοῦ εὐτελοῦς ἐν ἱερομονάχοις Θεοδωρίτου ΑΘΝΤ. (d. h. Ἀθωνίτου?) τοῦ ἐξ Ἰωαννίνων· διὰ δαπάνης τῶν ὀνομαστὶ φερομένων ἐν τῷ τέλει τῆς βίβλου, εἰς κοινὴν ἁπάντων τῶν Ὀρθοδόξων, σοφῶν τε καὶ ἁπλουστέρων ὠφέλειαν. Ἐν Λειψίᾳ τῆς Σαξωνίας, ἐν τῇ τυπογραφίᾳ τοῦ Βραϊτκόπφ καὶ Αἵρτελ. Αω (1800). XVI und 556 S. in F. Titelkupfer: Im wogenden Meere ein einmastiges Schiff (offenes Boot); am Vordertheil eine Kirche, in der Mitte die Apostel und sonstige Väter (fünf ausgezeich-

vermuthen sollte, das Original der slawischen Kormczaia Kniga; diese ist vielmehr im Kern eine im dreyzehnten bis vierzehnten Jahrhundert von einem Serben oder Bulgaren unternommene Uebersetzung, deren eigentliches griechisches Original noch nie gedruckt worden (wiewohl es vielleicht handschriftlich in einer Bibliothek Europens oder Griechenlands noch vorhanden ist). Aus diesem Grunde, und mehr noch, weil wir das Kirchenrecht von sechs und dreyßig Millionen slawischer Christen (davon zwey Millionen in Oesterreich unter acht Bischöfen) in kirchenhistorischer und kanonistischer Rücksicht für interessant halten, haben wir gegenwärtige genaue Analyse der Kormczaia Kniga, nach deren neuester Auflage (Moskau, 1816, F.) unternommen.

Es wird sich zeigen, ob eine deutsche oder lateinische Uebersetzung des ganzen Corpus der Kormczaia gewünscht wird. Hier dürfen und wollen wir nur die interessanteren der unseres Wissens in griechischem Original unedirten Stücke derselben getreu übersetzen, die edirten aber nur nachweisen. So alt das Buch

---

net, die übrigen nur im Haufen) und endlich am Hintertheil Christus selbst, mit der Linken das Steuerruder, mit der Rechten die Segeltaue haltend. Darunter die Erklärung: »Durch dieses Schiff wird abgebildet Christi katholische Kirche, deren Kiel der orthodoxe Glaube an die h. Dreyeinigkeit, Balken und Breter die Dogmen und Ueberlieferungen, Mastbaum das Kreuz, Segel die Hoffnung und Liebe, Steuermann unser Herr Jesus Christus, Vordersteurer und Schiffsleute die Apostel und ihre Nachfolger und alle Kleriker; Schiffsschreiber und Notare die jeweiligen Lehrer; Passagiere alle orthodoxe Christen; Meer das Leben hienieden; sanfter Wind der Hauch und die Gnaden des h. Geistes; Winde die Versuchungen; das Steuerruder aber, das nach dem himmlischen Hafen lenkt, ist gegenwärtiges Buch der heiligen Kirchensatzungen. S. auch Chrysostomus, der die Kirche einem Schiffe vergleicht, Tom. VI. p. 426. Zeile 10 und T. VII, p. 502, Z. 20. ed. Eton.« Die Zueignung des Werkes an die große Kirche von Seite der Redaktoren Agapius und Nikodemus vom Berge Athos ist vom 4. Decemb. 1793. Pränumerirt ward auf 716 Exemplare, zu 15 Piaster. Das Verzeichniß der Pränumeranten (auf 7 Folio-Seiten) nach ihren Namen, Amt und Geburtsort ist äußerst interessant für die Statistik der griechischen Kirche dieser Zeit.

Auch die Walachen, die bis vor etwa 150 Jahren sich mit der griechischen oder der altslawischen Sprache in der Kirche und Kirchensachen beholfen, haben nun seit 1652 nebst anderen Kirchenbüchern auch eine Kormczaia in der Muttersprache. Da wir indessen deren Daseyn nur aus einer Citation des Prof. Dolliner in Pratobevera's Materialien für Gesetzkunde und Rechtspflege in den österr. Staaten, 5. Band, S. 83, kennen, so können wir nicht einmal entscheiden, ob sie aus dem Griechischen oder aus dem Slawischen übersetzt sey, wenn auch der Walache Klein ersteres versichert.

ursprünglich auch ist, enthält es doch für das westliche Europa, wie man sehen wird, unerwartet viel Neues [1]).

1) Titel: »Zu Preis und Ehre der einen, lebendigmachenden und untheilbaren Drey, des Vaters, Sohns und h. Geistes: auf Befehl des gottseligsten, selbstherrschendsten großen Herrn (Gosudar), unsers Imperators Alexanders Paulssohn, von ganz Reußen; zur Zeit seiner Gemahlin der gottseligsten Frau, Kaiserin Elisabeth, Alexiewna (Alexius Tochter); seiner Mutter, der gottseligsten Frau Kaiserin Maria Feodorowna (Theodors Tochter); des wohlgläubigen Herrn Zesarewitsch (Kaisers Sohn) und Großfürsten Konstantin Pauls Sohn und seiner Gemalin, der wohlgläubigen Frau Großfürstinn Anna Feodorowna; der wohlgläubigen Herrn Großfürsten Nikolaus Paulssohns und Michael Paulssohns, der wohlgläubigen Frau Großfürstin Maria Paulowna und ihres Gemals, der wohlgläubigen Frau Großfürstin Katharina Paulowna und ihres Gemals: und mit dem Segen der heiligsten dirigirenden Synode ward gedruckt dieses Buch Kormczaia in der kaisernden*) großen Stadt Moskau, in allem überein-

[1]) Statt einer ausführlicheren Einleitung zu dem Inhalte der hier mitgetheilten Bruchstücke dürfte nur auf die Unterscheidung hinzudeuten seyn, welche sich freylich dem ganz kundigen Leser von selbst darbietet, zwischen den Bestandtheilen nämlich, die den Symbolen der alten Konzilien bis ins neunte Jahrhundert mehr oder minder entnommen, positiven kirchlichen Gehalt und Geist haben, und denen, welche die in jener Zeit zur Reife gekommene und seitdem fortgesetzte Trennung von den occidentalischen Kirchen durch Verunglimpfung dieser letzteren erklären oder vertheidigen sollen. Die hierauf gerichteten Theile der Darstellung beruhen, wie man weiter unten sehen wird, größtentheils auf so abenteuerlichen Märchen, und zeigen, statt eines reellen Gehaltes, so sehr nur bloß einen unwissenden und leidenschaftlichen Haß des Konzipienten gegen den Occident, daß man eine solche Behandlung von Gegenständen, die ihrer Natur nach mehr als alle anderen Wissenschaft, Erleuchtung, Würde und Liebe erfordern, auch an einem Schriftsteller des dreyzehnten Jahrhunderts kaum wird verzeihen wollen. Um so mehr dürfte man sich über die Nachsicht wundern, womit man jetzt schon seit fünfhundert Jahren solche Hervorbringungen eines Geistes, der als das volle Gegentheil der Civilisation anerkannt werden muß, als bleibende Quelle liebloser Urtheile und gröblicher Irrthümer hat können fortdauern lassen. Soll so im Namen einer Kirche gesprochen werden, welche sich einer so erleuchteten Vorzeit und glänzenden Abstammung rühmt? Darf aus so unreiner Quelle die öffentliche Meinung ganzer christlicher Völker über andere christliche Nationen vergiftet werden? Und sollte es zu viel erwartet seyn, daß die über so vieles Aufklärung und Versöhnung verbreitende Zeit Würde und Ruhe in die Behandlung von Gegenständen bringen möchte, die mit Lehren in Verbindung stehen, welche unmittelbar an das höchste Erkennen und an die erhabenste Liebe erinnern? **

*) D. i. Residenz des Zaren. Im Slawischen steht ein Particip, nach dem griechischen βασιλεύουσα, was man uns erlauben wird, durch kaisernd nachzubilden, da weder Zar, noch König sich dazu eignen wollen, übrigens auch im Slawischen die byzantinischen Kaiser immer nur Zaren sind.

stimmend mit der ersten Ausgabe *), die begonnen ward unter dem heiligsten Patriarchen Joseph, und vollendet unter dem heiligsten Patriarchen Nikon im Jahre 7161 **), nun in zwey Theile abgetheilt, im Jahre von Erschaffung der Welt 7325, und nach der Menschwerdung des Wortes Gottes 1816, Römerzinszahl 5. im Monat Oktober.«

2) Ein Blatt Schmutztitel: »Erster Theil, enthaltend die Kanonen der h. Apostel, der allgemeinen und der örtlichen Synoden und der heiligen Väter.

3) Blatt 1: »Wahrhafter Bericht, warum der ökumenische Patriarch von Konstantinopel, und der von Alexandria, von Antiochia und von Jerusalem die römischen Päpste von der göttlichen morgenländischen Kirche, von der gewöhnlichen Kommemoration und dem Liebesbunde ausgestoßen, und ihrer patriarchischen Einsetzung nicht bedurft haben. Und wann, nach der Prophezeyung des heiligen und allbelobten Apostels Andreas, des Erstberufenen, in dem großen russischen Lande der christliche Glaube an den einen, wahren in Dreyheit gepriesenen Gott erglänzte, und die Gottseligkeit befestigt ward. Und wie der Großfürst Wladimir von Kiew, in der h. Taufe genannt Basilius, vom griechischen orthodoxen Glauben die Taufe, und den ersten Metropoliten Michael, Bischöfe und Priester, Mönche, Bücher, Sänger und die ganze Kirchenordnung nach dem großen Rußland von der morgenländischen Kirche von Konstantinopel empfangen, und auf welche Art die russischen Metropoliten von den Patriarchen von Konstantinopel die Gewalt erhielten, von ihren eigenen Bischöfen eingesetzt zu werden, und ihre Untergebenen einzusetzen, und wie durch Gottes Fügung in der kaisernden Stadt Moskau ein großer Patriarchenstuhl errichtet ward, und wer daselbst der erste Patriarch gewesen, und wie nach ihm andere von ihren eigenen russischen Metropoliten konsekrirt wurden.«

»Gott Vater der Große ohn'Anfang, der Furchtbare, Unsichtbare, Unbegrenzte, der hoch über den Himmeln in unnahbarem Lichte Wohnende, mit dem Beyrathe seines mitohnanfänglichen und jahrlosen, überewigen und immerseyenden Sohnes und Wortes, und unter Mitwirkung des lebendigmachenden und gleichweslichen Geistes, Eine Macht, untheilbar getheilt in Personen, und unmischbar gemischt in Einheit, unser gleichweslicher und gleichmächtiger in Dreyheit gepriesener einiger Gott schuf im Anfang, vom Nichtseyn den Menschen aus materiellen Elementen, und setzte ihn ein zum Bewohner und Wächter des Paradieses, nachdem er ihm jedes sichtbare und sinnliche Geschöpf, und was sich darin bewegt d. h. jedes Lebendige und Fruchttragende zur Beherrschung und zum Vergnügen vorgestellt, und mit einem Verbot, wie mit einer Grenze umzogen hatte: nicht zu essen vom Baume der Erkenntniß. Die böse aber und intellektuelle Schlange, die es nicht ertrug, den Menschen im Fleische ein engelgleiches Leben führen zu sehen, pfiff arglistig und lockte ihn lieblich zum Baume durch die Augen, damit er ihr auch mit dem Geiste folgte; und ach! die träge und mühselige menschliche Natur bewahrte nicht lange des Schöpfers Gebot, sondern durch des Nachstellers Worte süß entbrannt, berührte er (der Mensch) den Baum, und ward für den Fehltritt mit der Vertreibung bestraft. Und deßhalb ward er dem Tode unterworfen, nicht nur er, sondern auch seine Nachkommen.

*) Mit Ausnahme der Abweichungen; wovon unten.

**) Der Welt; davon abgezogen 5508, gibt das Jahr Christi 1653.

Damit wollte jedoch der allgütige Gott sein Geschöpf nicht bis ans Ende vom Feinde unterjocht wissen, und sandte viele und verschiedene Vorboten des Heils, um dadurch die künftige Menschwerdung des Erlösers zu verkünden. Doch auch so ward das Menschengeschlecht nicht von des Teufels Gefangenschaft befreyt; denn der Mensch, als ein irdenes Gefäß von Gott geschaffen, aber durch die Uebertretung vom Teufel zerbrochen, bedurfte abermals des Werkmeisters dieses Lehms, um wieder ganz zu werden, wie er früher gewesen. Darum hat am Ende der Jahre, wie die h. Schrift sagt, das mitewige, mitthronende und weltschaffende, jahrlose, von Gott Vater ergänzende Wort*) und Sohn Gottes, über Wort und Vernunft hinaus, nachdem er in dem schwachen Fleische ein überreines Gefäß, das seiner Herablassung zu dienen vermochte, die von Ewigkeit her vorherbestimmte und von Propheten vorhergesagte überreine Jungfrau Maria gefunden, durch Ueberschattung des h. Geistes sich in sie niedergelassen ohne Samen, wie dieser allein es weiß, und nachdem er von deren überreinem Blute sich Fleisch beygemischt, war er vollkommener Gott, wie von Anfang, und vollkommener Mensch unserthalben, nach allem uns gleich, außer der Sünde, wie der Prophet sagt: Keine Sünde beging er, und Trug fand sich nicht in seinem Munde (Ps. 31, Js. 50); und nachdem er alle Fürsorge und Menschenliebe in Hinsicht auf uns erfüllt, litt er Kreuz, Tod und Begräbniß (bey welch' allem die Gottheit nichts gelitten); so auch erweckte er durch die Kraft der Gottheit das Fleisch, rief die aus Finsterniß und Todesschatten und vergänglichen Klagen Herausgeführten zur Freude, und trug unser Fleisch von Erde, das er angenommen, durch Gottes Anstalt nun nicht mehr vergänglich und sterblich, sondern unsterblich und überrein, aus unaussprechlicher Menschenliebe mit sich in den Himmel, und setzte es zur Rechten des Vaters. Darauf erfüllend der Fürsehung Geheimniß, das er durch Davids Mund sprach: Ihre Botschaft geht aus in alle Lande, und ihre Rede an der Welt Ende (Ps. 18); lieblich sind ihre Füße, die da Frieden verkündigen (Js. 52, Naum 1.), d. h. nachdem er seine göttlichen und geliebten Jünger und Apostel belehrt und erleuchtet durch die Ankunft des übergöttlichen und gleichmächtigen und lebendigmachenden h. Geistes, und gegen Kummer und bevorstehenden Tod durch die Freude der künftigen Verheißungen beflügelt und gespornt, befahl er (ihnen) allüberall alle Menschen zu reinigen und zu erneuen, d. i. sie zu lehren und zu taufen auf den Namen des Vaters, und des Sohnes und des h. Geistes, der gleichweslichen und gleichewigen und gleichwirksamen Dreyheit.

Die göttlichen Apostel, statt ihres sonstigen ungelehrten Fischfangs, umfingen die ganze in der Finsterniß des Unglaubens lebende Welt wie mit einem Netze, und zogen sie ans Licht der Gotteserkenntniß herauf. Unter ihnen stach das auserwählte Gefäß, der Weltlehrer Paulus, nicht mehr übend die Kunst des Ledernähens, sondern mit der Lanze des göttlichen Geistes, nicht nur den Gegnern des göttlichen Evangeliums, sondern selbst der intellektuellen Schlange, dem Satan und den ihm unterstehenden Heeren die Augen aus; und wie ein Adler in hohen Lüften durchflog er die Welt und übersprang das Meer, überall die im Finstern Sitzenden erleuchtend, vollendete er, was den übrigen noch zu thun geblieben war, wie er selbst spricht: Was

*) Im Griechischen ist der Λόγος männlich, und paßt daher besser zum Sohne, als im Deutschen oder auch Slawischen, wo das Wort und Slowo Neutra sind.

noch mangelt an Trübsalen Christi, erstatte ich an meinem Leibe (Kol. 252)*). Und wo immer nun die gute Botschaft des Evangeliums verkündet ward, da wurden sogleich durch Auflegung der Hände der Apostel den Städten und Gegenden Bischöfe eingesetzt, und überall leuchtete die Gnade, und der vertriebene Teufel heulte. Nach dem Hintritt aber der h. Apostel beschlossen die Nachfolger derselben, die gotttragenden Väter, daß anstatt der Ober-Apostel, Petri nämlich und Pauli, der Papst in Rom den Stuhl der Apostel einnehmen, und nach diesem vier Patriarchen, an der vier Evangelisten Statt, den Rang behaupten sollten, in den Hauptstädten Konstantinopel, Alexandria, Antiochia und Jerusalem; in göttlichen Dingen aber sollten sie, wie Glieder eines Körpers, die Ueberlieferungen der Apostel in Eintracht bewahren, und Einen Glauben erhalten unter Einem Lenker des Heils der Menschen und Haupte, Jesus Christus. Und so war damals oberster Bruder der Papst von Rom, theils weil damals Rom den Vorrang hatte, und weil dort wie an der Ober-Apostel Statt der Papst gesetzt wurde; und nach jedes Papstes Tode ward abermal, mit Beyrath der vier Patriarchen, ein anderer Papst auf den apostolischen Stuhl erhoben. So hinwieder, wenn einer der vier Patriarchen gestorben war, ward sogleich mit Beyrath des Papstes von Rom, und der drey Patriarchen der vierte Patriarch auf den (erledigten) Stuhl erhoben; und während diese Dinge so verwaltet wurden, leuchtete unsre Religion gut[2]). Aber die

*) D. i. Kol. 1, 24. Das ganze neue Testament, mit Ausnahme der Apokalypse, die nicht in der Kirche gelesen wird, ist nämlich in 335 zaczala (Anfänge) abgetheilt.

2) Diese Darstellung wird, wie mehrere andere der Kormczaia, für diejenigen nicht ohne Interesse seyn, welche in den griechisch-russischen kirchlichen oder liturgischen Schriften solche Stellen beachten, die als unläugbare Ausflüsse aus alter Lehre und Uebung der orientalischen Kirchen, für den apostolischen Vorrang Roms auch von der Seite Zeugniß geben! — Als neu dürfte in dieser Schilderung ein des christlichen Alterthums Kundiger wohl besonders die Wendung finden; »Die gotttragenden Väter, die Nachfolger der Apostel beschlossen,« gleichsam um darauf vorzubereiten, daß dieselben Väter es zu einer andern Zeit auch wieder anders beschließen könnten; — wofern nicht Jemand diesen Ausdruck beschlossen nur überhaupt nehmen würde für: sprachen aus durch Beschlüsse, wobey denn nicht entschieden würde, in wie fern das in Folge apostolischer Ueberlieferung und göttlicher Einsetzung, oder sonst geschehen sey. — Weit verwandter aber mit der Sprache der alten Kanonen scheint noch diese Darstellung der Kormczaia zu seyn, als die um einige Jahrhunderte neuere im größeren Katechismus der Russen (Ορθοδοξος ὁμολογια της καθολικης και ἀποστολικης Εκκλησιας της ἀνατολικης, verfaßt von Petrus Mogilas, Metropoliten von Kiew, und im Jahre 1643, den 11. März von den vier Patriarchen der getrennten Kirche unterzeichnet), worin (bey der 84sten Frage) behauptet wird, daß die Kirche von Jerusalem die vornehmste aller Kirchen sey, weil von ihr aus das Evange-

alte Schlange, der intellektuelle Pharao, sich aufblasend vor Neid, ertrug es nicht lange, die Wahrheit der Religion verbreitet zu sehen, und nachdem er Helfershelfer seiner Bosheit gefunden, Menschen feurig an Frechheit, aber leicht an Vernunft, nach dem Apostel (Jud. 78), wie Wolken ohne Wasser, vom Winde umgetrieben, zwar gewetzter Zunge aber gelähmt an Verstand — in Rom selbst erfrechten sie sich die Wahrheit zu verkehren, und in der untheilbaren Dreyfaltigkeit die vom h. Geiste, den Aposteln und allgemeinen Kirchenlehrern ausgelegten Dogmen frecher, ja skandalöser Weise zu predigen *) den h. Geist, als ausgehend vom Vater und dem Sohne, und gewisse andere neue, von den h. Aposteln und Vätern nicht überlieferte Anordnungen einzuführen, und deßhalb fiel ab der Religion ganz Rom, mit vielen andern Städten und Gegenden, die dieser (Neuerer) Lehre annahmen, und so gräulichen Falles sind sie gefallen, ich denke nicht, ob sie sich aufrichten; denn sie liebten Menschenruhm mehr, denn Gottesruhm, und zogen es vor zu wandeln die Abwege ihrer Herzen, wie es vom alten Israel heißt: er ist fett und dick und breit geworden, und hat vergessen Gott, der ihn gemacht hat (5 Mos. 32) [3]).

Und wiewohl viele Jahre von den vier Patriarchen ermahnt, zur früheren Religion und Ueberlieferung der Apostel, und der h. ehemaligen

---

lium sich verbreitet habe, »obwohl späterhin die Kaiser die vornehmste Würde dem alten und neuen Rom gegeben hätten.« Von einer solchen bloß politischen Uebertragung eines hervorragenden Ansehens auf die römische Kirche ist nun aber in durchaus keinem alten Kanon oder Zeugniß die Rede, und dünkt uns in diesem Stücke die Kormczaia noch der Quelle näher und treuer zu seyn, als der spätere Katechismus. * *

*) Dieser Absatz ist im slawischen Originale, nach der vorliegenden und der Ausgabe vom Jahre 1787, nicht zusammenhängender. Es sind dieß, — man erlaube uns es hier ein für alle Mal zu erinnern — russische Anakolutha, die der Uebersetzer nicht meistern darf.

3) Dieser Theil der Darstellung muß, um verständlich zu seyn, aus den unten vorkommenden ausführlicheren Kapiteln 69 und 95 ergänzt werden. Bey der Kaiserkrönung Karls des Großen sind nämlich, so wird da aus einander gesetzt, die gräulichsten und fremdartigsten Ketzer nach Rom gekommen, mit welchen die hilflosen und rechtgläubigen Päpste lange Zeit hindurch ihre liebe Noth gehabt haben, bis es endlich dahin kam, daß ein Papst selbst, Formosus, sich zu ihnen schlug, die Lehre seiner Vorgänger auf den Kopf stellte, und es von dort an ärger und ärger wurde, besonders aber der sonderbare Papst Peter der Stotterer die Würde des christlichen Namens im Occidente so zu sagen, gänzlich austilgte. Zwischen diesem Gewebe der abenteuerlichsten Mährchen, die seltsam genug ausgesponnen werden, schimmert denn hie und da die Abweichung im Dogma über den Ausgang des heil. Geistes und die Verschiedenheit im Gebrauch des gesäuerten oder ungesäuerten Brotes beym heiligen Opfer hindurch, welche, ohne Zusatz erzählt, freylich keine Verachtung und Gehässigkeit einzupflanzen geeignet sind. Man nimmt aber aufs deutlichste wahr, daß der wunde Fleck nicht hierin eigentlich liegen konnte. **

römischen Päpste Silvester u. A. und der ökumenischen Patriarchen und anderer h. Väter, und den Lehren der sieben ökumenischen Konzilien beyzutreten — wollten sie nicht. Und nicht nur sie selbst verhärteten sich in ihrem Betrug, sondern zogen auch andere Nichtgefestete nach ihrer Wollust und Ruhmsucht, durch die Leichtfertigkeit der Gebräuche und neuer Ueberlieferungen (Lehren) arg und thöricht hinein. Und deßhalb wird der römische Papst mit denen, die ihm gefolgt, von den vier Patriarchen, oder vielmehr von der göttlichen allgemeinen Kirche von der üblichen Kommemoration und dem Liebesbunde ausgestoßen, und des Vorrangs verlustig; so daß fürder die übrigen Patriarchen von dem römischen Obern nichts bedürfen, sondern ihn für einen Ketzer und Schlechtgläubigen (jeretika i zloslowna, was im Griechischen αἱρετικὸν καὶ κακόδοξον voraussetzt), statt eines Hirten für einen Verderber der Herde Christi ansehen. Sie selbst aber verharrten vielmehr in der Furcht Gottes mit ihren Metropoliten, Erzbischöfen und Bischöfen und ihrem ganzen gottbeschützten Klerus, von Gott geleitet und gestärkt, und gegenseitig unterstützt und berathen, viele Jahre lang, und weideten die ihnen von Gott anvertraute Herde, sie wie ihren Augapfel bewahrend. Denn wenn von den vier Patriarchen einer zu Gott hinübergegangen war, da weihten die drey übrigen Patriarchen, nach unter sich gepflogenem Rathe, den vierten Patriarchen, und erhoben ihn auf den Patriarchenstuhl. Und als, der Sünden halber, das griechische Zarthum *) in viele Theile zerfallen und von unreinen Heiden **) beherrscht ward, und daher, bey sich ereignendem Todesfalle des vierten Patriarchen, der Barbarennoth halber die Patriarchen die üblichen Sendungen untereinander nicht pflegen konnten, so machten sie deßwegen es zum Gesetze, daß jeder Patriarch seinen Sprengel verwalten, und von seinen Metropoliten eingesetzt werden sollte.

Von Konstantinopel aus ***) aber wurden nach mehreren Orten hin Obere eingesetzt, d. h. die Metropoliten von Trapison (Trapezus) und Selun (Thessalonike), wie auch die der Bulgaren und Serben, der Walachen und Albaneser u. A. Denn die Bulgaren, ob sie gleich nicht unter der Oberherrschaft des griechischen Zarthums waren, hatten doch von ihnen (den Griechen) das Christenthum empfangen, und erhielten ihre Metropoliten aus der Hand der Patriarchen von Konstantinopel. Und das währte so lange fort. Als aber einst die griechischen Behörden, ich weiß nicht auf welche Weise, ob aus Habsucht oder Stolz, oder ihrer äußer-

*) Im Kirchenslawischen ist David ein Zar, wie Konstantin, weil auch im Griechischen beyde βασιλεῖς sind; und so auch Zarthümer alle βασιλεῖαι.

**) Im Slawischen ist pogan, wiewohl es an das lat. paganus erinnert, auch für sich unrein, pollutus, ohne eben Heide zu seyn.

***) Bis hieher mag dieser Vorbericht auch im griechischen Original so gestanden haben. Der nun folgende Artikel, der die Bulgaren, Serben, Walachen, Albaneser betrifft, ist aber höchst wahrscheinlich eine Bereicherung des ersten slawischen Uebersetzers, für den wir den serbischen Erzbischof Daniel halten möchten, wie sich unten zeigen wird. Die Ueberschrift aber des ganzen Vorberichts ist entweder ganz oder doch theilweise von dem russischen Redakteur; und nicht einmal recht angemessen, da sie, was Rußland betrifft, später abermal wiederholt wird, ohne die nämliche Spezifikation im Ganzen.

sten Armuth halber, die bischöflichen Gewalten nicht unentgeldlich ertheilten, sondern, wie einige sagen, die Wahrheit verhökten, und die Religion verkauften, d. h. Metropoliten nach der Bulgarey und anderen Orten hin für Geld schickten, nicht apostolisch die Kirche verwaltend, sondern Geld sammelnd, und der Zar der Bulgaren sich so von ihnen ungerecht behandelt sah, beschloß er sogleich, da er ja Zar*) war, daß hinfüro von seinen Bischöfen ein Patriarch in der (Residenz-)Stadt Ternowo eingesetzt würde; nicht vom Glauben abfallend, sondern der Konstantinopler Hochmuth und Habsucht fliehend. Und seitdem wurden viele Metropoliten vom Ternower Patriarchen eingesetzt, und in Ternowo selbst glänzten viele πρωτόθρονοι (Besitzer des ersten Stuhls, Patriarchen,) durch Tugend gleich der Sonne; darunter unser h. Vater Theophylakt, der Evangelien-Ausleger, und Johann und Euthymius und viele andere, deren verehrte Leichname ganz und unversehrt in der nämlichen Stadt Ternowo befindlich, Heilungen allenthalben ausgießen.

Aber auch das zum Reiche der Bulgaren gehörende Achrider Land*) erhielt von den Ternower Patriarchen seine Bischöfe. Die Serben aber befestigten ihren Glauben an Christus, unsern Gott, unter der Anführung ihres zarischen Prinzen, Sawa meine ich den Seligen, der vor der göttlichen Taufe Rastko**) geheißen, den König Remanja zeugte, genannt in der h. Taufe Symeon, der durch ein reines Leben, und mehr noch durch das Gebet seines Sohnes, des seligen Erzbischofs Sawa, nachdem er selbst auch die schönen Dinge dieser Welt verlassen, gewürdigt ward, göttliche Wunder zu thun und Wohlgerüche ohne Zahl auszuströmen. Der göttliche Erzbischof Sawa aber ward damals seines tugendhaften Wandels und Gemüths halber von dem griechischen Kaiser und dem Patriarchen geehrt, so daß er sogar die Macht erhielt, daß der Erzbischof in Serbien an seiner Statt***), von seinen (serbischen) Bischöfen gewählt und eingesetzt würde. Was auch geschah. Wiewohl manchmal auch welche aufgedrungen wurden von den griechischen Gewalten. Aber unter seinem Nachfolger, dem Könige Stephan, ward diese Einsetzung der serbischen Erzbischöfe durch die Landesbischöfe nicht mehr zerstört; ja sie fingen sogar an, der Größe des Reichs halber, wie die bulgarischen, sich Patriarchen zu nennen. Denn der Name Patriarch heißt nichts anders, als Vater der Väter, und richtiger Obervater, Haupt und Hirt seiner Untergebenen, der oberste oder höchste Bischof; denn was bey den Griechen Pater heißt, ist in unserer Sprache Vater, und arch der Anfang, das Erste, und zusammen der Väter Erster. Aber von dem seligen Symeon und Sawa, und ihren übrigen Verwandten, die wie

*) Hier ist es schon ganz ausdrücklich der weltliche Machthaber, welcher das Daseyn eines Patriarchen und die Einsetzung desselben durch die Bischöfe des Landes beschließt. Vorher beruhte das alles auf den Beschlüssen der Väter, nach der obigen Darstellung. — »Da er Zar war, so gut, wie jener.« Was hat aber die Zarschaft mit der Kirche zu thun? Freylich waren auch die Ansprüche der Patriarchen von Konstantinopel selbst größtentheils durch weltliche Verhältnisse veranlaßt worden.

*) Albanien, worin Achrida.

**) Rastko, ein Diminutiv von Rastislaw! (wachse Ruhm!) oder noch einfacher bloß von rasti (wachsen, das Kind möge glücklich fortwachsen). Noch jetzt sind mehr als die Hälfte der serbischen Taufnamen nicht aus dem Kalender, sondern national.

***) D. h. Sawa's Nachfolger.

Lichter in der Welt durch ihr Gebet und ihre Wunder erglänzten, schweigen wir hier *), da das Jahrbuch weitläuftiger von ihnen verkündet, hier aber nur der Ort ist, von den seligen Patriarchen und Metropoliten zu sprechen. Nicht allein aber in Serbien nur, sondern auch in Iberien erhielten die Metropoliten, der Entlegenheit der Wege halber, die Gewalt, von ihren Landesbischöfen konsecrirt zu werden, bis auf den heutigen Tag. Und nirgends ist dieserwegen Mißvergnügen, sondern die Religion leuchtet vielmehr überall.

4) Blatt 5: »Von der Bekehrung Rußlands, wie nach Gottes Fürsehung das russische Volk von der morgenländischen Kirche, d. h. von Konstantinopel aus, den christlichen Glauben und die ganze (Kirchen-) Einrichtung empfangen **).

Der allgewaltige Herr, unser übergütiger Herr Jesus Christus, der gute Hirte, der gekommen ist, selig zu machen alle Welt, und deßhalb vom Himmel herabgestiegen, predigend das Himmelreich, und (seine Worte) bestätigend durch Wunder, Alle herbeyrufend, und Allen Gnade und große Barmherzigkeit verleihend. Nach seiner Auferstehung aber und Himmelfahrt vertraute er dieses Werk des Heils seinen göttlichen Jüngern und Aposteln. Darunter fielen dem heiligen, glorreichen und allbelobten Apostel Andreas dem Zuerstberufenen, der gewürdigt worden, vor allen Aposteln Christum zu kennen, viele namhafte Länder und Städte als Antheil zu, wovon wir nur Byzanz erwähnen wollen, den geistlichen Thron des h. Apostels Andreas, der dort auch eine Kirche gebaut und den Apostel Stachij (Stachys?) zu ihrem Hirten geweiht hat. Doch ist er selbst der erste Hirt und Patriarch von Konstantinopel.

Zu dieser Zeit war auch Rußland der apostolischen Predigt nicht beraubt; auch Rußland, ob es schon ein entferntes Land ist, betraten apostolische Füße, das Evangelium des Heils verkündend; und auf welche Art, das höre nun. St. Andreas erhielt durchs Loos die Gegenden Griechenlands und ums schwarze Meer und die umliegenden Völker, wie wir oben erinnert; und nachdem er diese Christo zugeführt, ging er zu Meere nach Rußland, den Fluß Dneper hinauf, an dem er bis dorthin gekommen, wo nun die Stadt Kiew; da bestieg er den Berg, betete zu Gott und segnete die Gegend, und pflanzte das Kreuz

*) Dieses sichtbare Interesse an Serbiens Geschichte und Jahrbüchern führt uns auf die Spur des ersten Uebersetzers der Kormczaia. Wäre es also der serbische Erzbischof Daniel, der um 1340 starb? Selbst, daß die Synodalbibliothek in Moskau einen Codex der Kormczaia von 1280 hat, ist nicht unvereinbar mit unserer Annahme.

**) Dieser Abschnitt verräth auch in der Sprache seinen jungen russischen Ursprung. Vielleicht ist er erst für die erste Auflage der Kormczaia redigirt worden, wie der Bericht über die Errichtung des Patriarchenstuhls (auf Nikons Veranstaltung)? Der älteste Codex der Kormczaia in Rußland ist vom J. 1280. Er verdient in jeder Rücksicht eine kritische Ausgabe; oder vorerst doch eine nähere Anzeige, was für Stücke er enthalte. Die vielen handschriftlichen Kormtschien müssen in Rücksicht ihrer Bestandtheile eben so von einander abgehen, wie ehedem unsre ähnlichen Sammlungen.

auf, das Zeichen des himmlischen Zars, und mit prophetischem Geiste weissagend sprach er zu seinen Jüngern: »Sehet die Berge, auf denen Gottes Gnade erglänzen wird; und erstehen wird hier eine große Stadt, und viele Kirchen wird Gott darin erheben, und mit der h. Taufe erleuchten ganz Rußland. Und von da ging er gen das große Nowgorod (Neustadt), wo er, während seines Verweilens, gewiß viele Menschen, an denen Gott Wohlgefallen hatte, dem Glauben und der Taufe zuführte, und dann über das deutsche Meer*) nach Rom**) ging, und später abermal nach Griechenland zurückkehrte, und in Patrá um Christi willen gekreuzigt ward. Und dieses war das erste Vorhersehen seines heiligen Willens, eine Versicherung an das russische Volk, dem Stuhl vom Konstantinopel zum Zeugniß ausgefertigt***). Wunderbare Dinge in Wahrheit wirkte Gott durch St. Andreas, seinen ersten Jünger, indem er, jene seine Prophezeyung und Segen erfüllend, das russische Volk mit dem christlichen Glauben besuchte, und durch besondere Wunder befestigte.

Vom Metropoliten Michael.

Dieses aber geschah im Jahre 886 nach Christo, unter dem seligen Patriarchen von Konstantinopel, Photius, und dem Kaiser Basilius dem Macedonier****). Wovon Johann Zonaros (sic) und russische Jahrbücher also schreiben: Der Zar Basilius machte Frieden mit dem russischen Volke, mit der Bedingung, daß dieses zur Erkenntniß des christlichen Glaubens käme; und als diese versprachen sich taufen zu lassen, sandte er ihnen den Erzbischof Michael und andere Bischöfe. Doch aber dünkte es die Russen schwer, von ihren Gebräuchen zu unserm christlichen Glauben zu übertreten, und sie sprachen zum Erzbischof: Wenn wir nicht ein Wunderzeichen von dir sehen, nehmen wir nimmermehr deine Lehre an, und wollen keine Christen seyn. Da sprach er: Bittet was ihr wollt. Sie aber sprachen: Das Evangelium, was von Christus lehrt, werde in das Feuer geworfen, auf daß*****), wenn es nicht verbrennt, wir Christen werden, und uns gewiß sey, daß wahrhafter Gott sey der, den du predigest. Und der Erzbischof bewilligte dieß, und befahl eine Last Holz aufzuhäufen und anzuzünden; und die Hände und Augen gen Himmel hebend, sprach er: Verherrliche deinen Namen, Christe! Und nachdem er dieß gesprochen, legte er das Evangelium auf die Last Holzes, und es blieb lange in der Feuerflamme und verharrte unverbrannt; und von diesem Wunder verständigten sich die Barbaren von der Predigt, und glaubten und wurden getauft. Und das war ein

*) Am Rande erklärt durch: Waräger Meer.

**) Interessant ist, daß selbst nach griechischen Legenden alle Slawen-Apostel nach Rom gehen! Auch Cyrill und Methodius gingen nach Rom.

***) Offenbar liegt dem russischen Verfasser alles daran, seine Kirche dem Stahle von Konstantinopel zuzusprechen! Aus Reaktion gegen die lateinischen Unionsversuche von Polen aus?

****) Der Ρῶς, die aber wenigstens keine slawischen Russen waren, erwähnt Photius bereits in seinem berühmten Cirkularschreiben vom J. 866.

*****) Oder wäre das da nicht altslawisch (ut), sondern russisch (et) zu nehmen?

Wunder nach Gottes Fürsehung, die zweyte Versicherung des russischen Volks und dem Patriarchen von Konstantinopel, zum Gehorsam ausgefertigt.

Von der Taufe der Großfürstin Olga.

Darauf im Jahre 6463, unter dem Kaiser Johann Zimisches und dem Patriarchen Basilius Skomádrenus, erzählen und schreiben die Chronisten, wie daß die Fürstin Olga, die Großmutter Wladimirs, nachdem sie Wittwe geworden von ihrem Manne Igor, Fürsten von Rußland, kam nach Konstantinopel zum Kaiser Johann Zimisches, und es taufte sie der Patriarch mit vielen Bojaren *), und nannte sie Helená, und segnete sie sprechend: Gesegnet bist du unter den Weibern Rußlands, denn dich werden segnen Rußlands Söhne in der letzten Generation deiner Enkel. Und so brachte Helena, nachdem sie in ihr Land zurückgekommen, viele Russier **) zu Christo. Diese Helena ging, nach Gottes Fürsehung, und durch die Wirkung des h. Geistes, bis hin zum Stuhl des h. Andreas, nach Konstantinopel, von woher sie auch Geistliche mitnahm. Und dieß war die dritte Versicherung jener Russier, dem Konstantinopler Stuhle zur Weide ***) ausgefertigt.

Vierte Beglaubung der Russier an Christus; von Wladimirs und ganz Rußlands allgemeiner Taufe.

Und dieses kam darnach, wie um durch Gottes Fürsehung die Vorhersagung des h. Apostels Andreas vollkommen zu erfüllen, als allgemein Swjetoslaws ****) Sohn, und Enkel der vorbesagten heil. Helene, oder vielmehr ein Abkömmling Augusts, des römischen Kaisers *****), des Beherrschers der ganzen Welt, der Großfürst Wladimir den Glauben von Konstantinopel empfing, und getauft ward auf den Namen des Vaters, und des Sohnes und des h. Geistes, im Jahre 6496, und in dieser h. Taufe ward ihm der Name Basilius gegeben. Er taufte aber auch alle seine Söhne und Bojaren, und das ganze russische Heer der Stadt Kiew und der übrigen Städte und Gegenden. Und nach der Taufe ward er getraut in gesetzlicher Ehe mit der Zarewna (Kaisertochter) Anna. Und nachdem er dieß (die Hochzeit) mit Freude und Vergnügen vollbracht, und mit den griechischen Zaren den Frieden befestigt hatte, nahm er von den Griechen Lehrer des Glaubens, den Metropoliten Michael, Bischöfe, Priester, Mönche, Bücher und Sänger, und die ganze Kirchenordnung, und kehrte so mit seinem gottesfürchtigen und religiösen Heere, und der seligmachenden Beute nach Kiew

*) Bojaren, von bolji besser, oder nach russischer Mundart größer, entspricht also dem alten Optimates, oder dem neuen Magnat. Nach einer andern, noch üblicheren Variante: bojar, von boj, Kampf: also Kämpe, champion.

**) Russiow (statt Russow) in beyden Ausgaben. Und so unten, was wir immer durch die ähnliche Form: Russier, wiedergeben. Man sieht, daß der Redakteur aus und nach Legenden arbeitete.

***) D. h. daß der Patriarch von Konstantinopel auch diese russischen Schafe weiden soll, und kein anderer.

****) So hier; sonst in russischer Geschichte und Mundart immer Swjatoslaw.

*****) S. Schlözers Nestor, wo diese Fabel nach Verdienst behandelt wird.

zurück*). Und sogleich entstand in Kiew ein Metropolit, und nach Nowgorod setzte man einen Erzbischof, und in andre Städte Bischöfe, vom Patriarchen von Konstantinopel. Und so bewahrt und hält Rußland von jener Zeit an den griechischen Glauben und Kircheneinrichtungen vollkommen. Daraus sollst du wissen, daß nach Gottes Fürsehung dem Volke Rußlands und der ganzen Geistlichkeit die Religion ist anvertraut worden, zum thätigen Gehorsam unter dem apostolischen Stuhle Konstantinopels, morgenländischer Kirche**). Nachdem aber der Metropolit Michael zu Gott gegangen war, wurden auch nach ihm die übrigen Metropoliten vom Patriarchen von Konstantinopel geweiht; die Erzbischöfe aber und Bischöfe wurden von ihrem russischen Metropoliten eingesetzt.

Als aber der türkische Zar, ach! unsrer Sünden wegen, die morgenländische Kirche und die vier Patriarchen ganz unter sich gebracht, und man nicht der Einsetzung halber nach Konstantinopel gehen konnte, und daher sich durch Briefe nur mit den vier Patriarchen verständigte, erhielten einverständlich auch die russischen Metropoliten von den palästinischen Patriarchen***) die Gewalt, daß hinfüro russische Metropoliten der Einsetzung halber nicht mehr nach Konstantinopel kommen, sondern von ihren eigenen Bischöfen gewählt und eingesetzt werden. Dem bischöflichen Range nach aber, entschieden die Patriarchen, sollte der Metropolit von Rußland allen Metropoliten vorangehen; und, wenn ein allgemeines Konzilium Statt findet, sollte der Metropolit von Groß-Rußland einen überhöhern Vorsitz****) obenan nach dem Patriarchen von Jerusalem haben, sintemalen die Religion in Rußland leuchtete, wie die Sonne inmitten des Himmelskreises.[s]).

*) Der Redakteur meint also, daß Wladimir mit der ganzen gottesfürchtigen Armee auf der Hochzeit in Konstantinopel, oder wenigstens an der Grenze gewesen.

**) Die Tendenz des Aufsatzes ist hier als Epiphonem noch einmal ausgesprochen.

***) Wie namentlich von den palästinischen, und nicht von den konstantinopolitanischen?

****) Wir übersetzen getreu, und sind daher an dem nonsense, den man etwa hier finden wollte, unschuldig.

s) Dieß alles erinnert lebhaft an die Ausdrucksweise mancher alten Kanonen über die Rangordnung der Hauptkirchen, namentlich an jene der vom Abraam Echellensis aus zahlreichen orientalischen Handschriften von verschiedener Edition publicirten, nizäischen Konstitutionen. Es dürfte einige Leser interessiren, wenn wir Einiges aus dieser zu wenig benützten Quelle anführen.

»Kan. 44. Die Patriarchen sollen Aufsicht führen über jegliches Thun der Metropoliten und der Bischöfe welchen sie vorgesetzt sind. Findet der Patriarch daß etwas Ungebührendes geschehen ist, so möge er es abstellen, und darüber Bestimmung treffen, wie er es gut achtet; denn er ist von ihnen allen der Vater und sie sind seine Söhne. — Die Metropoliten aber sollen sein vornehmeres Ansehn über sich anerkennen, und ihn verehren als wie einen älteren Bruder, welchen die Brüder sich vorsetzen, und ihm wegen seiner guten Leitung und höheren Ansehens willige Folge leisten. Und der Patriarch verhält sich zu ihnen in Anwendung seiner Ju-

Und so ging es bis zu den Jahren des ewigdenkwürdigen und heilig ruhenden großen Herrn, des Zars und Großfürsten Joann Waßi-

risdiktion wie ein Vater zu seinen Söhnen. — Und gleichwie der Patriarch Gewalt hat über seine Untergebenen, also hat über alle Patriarchen der römische Papst Gewalt, eben so wie Petrus sie gehabt hat über alle Vorsteher der Christenheit, und ihre Versammlungen, weil er der Stellvertreter Christi ist über das Werk der Erlösung, über die Kirchen und die von ihnen geweideten Herden.«

»Kan. 37. Es sollen der Patriarchen auf der gesammten Erde nur vier seyn, so wie vier Evangelisten sind, und vier Ströme (des Paradieses) u. s. w. Und es sey der erste von ihnen, und ihnen vorgesetzt, welcher den Stuhl Petri zu Rom inne hat, wie es die Apostel vorgeschrieben haben. Nach ihm jener aber, welcher den großen Stuhl zu Alexandrien, nämlich des Markus inne hat. Der dritte aber sey der Bischof von Ephesus, welches der Stuhl des Gotterleuchteten und Göttliches verkündenden Johannes ist. Der vierte aber der von Antiochien, welches ebenfalls der Stuhl Petri ist. Und alle Bischöfe sollen vertheilt seyn unter die Hand dieser vier Patriarchen; die Bischöfe der kleinen Städte aber, welche unter dem Gebot der Hauptstädte stehen, unter die Hand der Metropoliten. Die Metropoliten aber in diesen großen Städten sollen ein jeder die Bischöfe seiner Provinz einsetzen; den Metropoliten selbst aber soll keiner der Bischöfe einsetzen, weil er größer ist, als sie.

»Kan. 38. Der Patriarchat von Ephesus soll übertragen werden auf die kaiserliche Stadt, damit gemeinschaftlich dem weltlichen Reich und dem Priesterthume Ehre erwiesen werde. Der Bischof aber von Ephesus soll ebenfalls geehrt seyn, und nicht gering geachtet wegen dieser Uebertragung: er soll geehrt seyn mit dem Namen eines Primas, d. h. eines Katholikos. — Auch der Bischof von Jerusalem soll nicht andern Bischöfen unterworfen seyn, sondern geehrt werden, und Verehrung genießen, weil er vorsteht der heiligen Stadt und in seiner Gewalt das Kreuz Christi ist und der Ort der Auferstehung Christi. (Ein anderer Kanon verwahrt jedoch ausdrücklich die Metropolitanrechte des Bischofs von Cäsarea.) — Auch soll geehrt werden, der den Stuhl zu Seleuzia inne hat, welche Stadt gegen Aufgang liegt, und Almodaien genannt wird, durch den Namen eines Primas (Katholikos); und er soll von nun an die Befugniß haben, Metropoliten einzusetzen, wie es die Patriarchen thun, damit nicht die Bewohner des Ostens Nachtheil von den Heiden erleiden, wenn sie nothwendiger Geschäfte wegen zu ihrem Patriarchen, nämlich dem von Antiochien, oder von ihm zurückreisen; denn der Patriarch von Antiochien hat hierzu seine Einwilligung gegeben, nachdem ihn die Synode deßwegen ersucht hat, daß ihm diese Schmälerung seiner Gewalt im Osten nicht mißfällig seyn möge. Denn hierin wurde nichts anderes bezielt, als der Frieden und die Ruhe der Christen in den Landschaften Persiens. — Auch soll geehrt seyn, wer den Stuhl zu Thessalonika inne hat, weil das also wohlanständig ist.«

»Kan. 39. Wenn Angelegenheiten vorfallen, weßhalb die Bischöfe

liewitsch von ganz Rußland, des Sammlers väterlicher Erbschaften *) und Eroberers vieler bessermen'scher Reiche, und auf seinen Sohn

---

im römischen Reiche (zu einem Konzilium) sich versammeln, und der vorgedachte Vorsteher zugegen ist, nämlich der Bischof von Seleuzia, welches Almodaien ist, so soll er geehrt, vorgezogen und großgeachtet werden, vor allen Metropoliten des römischen Reichs; denn er wird geachtet gleich wie ein Patriarch im Osten, und er soll den siebenten Sitz im Range haben, gleich nach dem Bischofe von Jerusalem. — (Die Folge wäre hier so bezeichnet: Rom, Alexandrien, Konstantinopel, Antiochien, Ephesus, Jerusalem, Seleuzia; — es wird aber der siebente Rang dem von Seleuzia nur in der melchitischen Edition angewiesen, in den übrigen dagegen der sechste; wahrscheinlich durch Weglassung von Konstantinopel, dessen ganze Erwähnung so wie die Uebertragung des Patriarchats von Ephesus ein eingeschobener Zusatz seyn dürfte. Die ganze Stelle über die Vierzahl der Patriarchate ist wohl zweifelhafter Echtheit; da die sonst anerkannten alten Patriarchate bekanntlich Rom, Alexandrien, Antiochien, und die später hinzugekommenen Konstantinopel und Jerusalem sind) — »Kan. 40. Die große Synode erlaubt aber nicht, daß die Bischöfe Persiens in einer Versammlung Gesetze abfassen ohne Erlaubniß des Patriarchen zu Antiochien; denn obwohl ihr Vorsteher die Würde eines Patriarchen überkommen hat, so ist jedoch dieses nur ihres Nutzens wegen und zur Abwendung von Unheil geschehen: — aber es ist ihnen deßwegen nicht erlaubt, zu binden und zu lösen, oder mit eigener Autorität kirchliche Gesetze zu geben, oder dazu zu thun, oder davon zu nehmen, sondern vielmehr sollen sie in allen Stücken Gehorsam leisten. . . dem Patriarchen (von Antiochien).« 42. Die Aethiopen sollen keinen Patriarchen aus ihren eigenen Lehrern oder durch eigene Wahl einsetzen, denn ihr Patriarch steht unter der Gewalt desjenigen von Alexandrien, welchem es zusteht, ihnen einen Primas (Katholikus) vorzusetzen, welches weniger ist, als Patriarch. Diesem, anstatt eines Patriarchen unter dem Namen eines Katholikus ihnen Vorgesetzten, ist es nicht gestattet, Metropoliten einzusetzen, gleich wie die Patriarchen sie einsetzen; denn er hat nur die Namensehre des Patriarchats, nicht aber die Gewalt. — Ferner, wenn es geschehen würde, daß eine Synode im römischen Gebiete gehalten würde, und er zugegen wäre, so soll er den achten Platz einnehmen, nach dem Bischofe von Seleuzia, welche auch Almodaien genannt wird, nämlich Babilonia Harac, weil diesem die Gewalt ertheilt ist, die Bischöfe seiner Provinz einzusetzen, letzteren aber ist nicht gestattet, Ihn einzusetzen.« rc.

Offenbar gehörte die Zahl der Primaten und der mit dem Patriarchentitel beehrten Bischofsstühle nicht zum Wesentlichen der Hierarchie, wohl aber die Anerkennung und Bestätigung jedes einzelnen Gliedes von Seite des gesammten Episkopats, als eines ungetheilten Körpers, durch die legitimen Organe, und in dieser Beziehung sind jene strengen und genauen Aussprüche über die verschieden abgestufte Unterordnung der Kirchen in den frühesten Jahrhunderten sehr merkwürdig.

den seligen und ewig denkwürdigen, übersanften großen Herrn, den Zaren und Großfürsten Feodor Joannowitsch, Selbstherrscher von ganz Rußland.

Von der Ankunft der Metropoliten.

Zu diesem religiösen Zar nun kamen aus der h. Stadt Jerusalem, und aus Konstantinopel und von andern Orten her viele Metropoliten, Erzbischöfe und Bischöfe, und andere vom bischöflichen und Klosterstande in Kirchenangelegenheiten und um Almosen und Auslösung der obwaltenden Noth halber. Er aber, der fromme Zar, ward den zu ihm kommenden Fremdlingen und Ankömmlingen wie ein zärtlicher Vater, und zeigte sich, nach der göttlichen Schrift, einen Arzt den Leidenden, ein Auge den Blinden, Führer den Lahmen, und bewirthete sie zur Genüge, wie sichs geziemte, den heiligen Oertern aber schickte er zu ihrer Erneuerung und Loskaufung und zur Ausschmückung der h. Kirchen Gottes

---

Und wie erscheint der oberste Primat der Bischöfe von Rom? Welchen Sinn hätte derselbe anders gehabt, als den, daß dadurch der Kirche im Ganzen in ähnlicher Weise ein Mittelpunkt der Einheit und ein oberstes Organ der Autorität gegeben werde, welche jeder Patriarch den zahlreichen Kirchen des ihm untergebenen Sprengels gab. Man stellte es sich etwa so vor, wie der kaiserliche Bevollmächtigte auf dem Konzilium zu Konstantinopel unter Hadrian II. es gegen einen der Widersetzlichen erwähnte: »Du vernimmst aus dem vierfach getheilten Erdkreise, nach dem gethanen Ausspruch der heiligen Kanonen, die Verdammung des Anathema, wohin willst du dich wenden? (an einer andern Stelle: Heut verurtheilen euch die vier Patriarchate, oder vielmehr die fünf (quatuor patriarchia, immo vero quinque) was bleibt euch übrig?) — Denn Gott hat seine Kirche auf die fünf Patriarchate gestützt und in seinen Evangelien verheißen, daß sie niemals gänzlich abfallen werden, da sie die Häupter der Kirche sind, — denn jenes Wort: »Die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen,« kündiget dieses an. Wenn nun zwey etwa fallen, so kommt ihnen Hülfe von den dreyen; wenn ja drey fielen, so kommt sie ihnen von den zweyen; wenn aber gar viere fielen, so ruft dennoch der Eine, welcher verblieben ist in dem Haupte Aller, in Christus unserm Gott, wiederum den ganzen Körper der Kirche zurück.« Wie aber sollte das zugehen, wenn nicht diesem Einen, demjenigen unter ihnen, an welchen die Appellationen gesetzlich gehen, ein ursprüngliches, die übrigen überwiegendes Ansehen beywohnte? Denn bey ganz gleicher Conditio, wäre kein Grund, warum drey weniger gelten könnten, als zwey oder vier weniger als Eines. Wo fünf mit gleicher Berechtigung herrschten, da wäre kein anderes Mittel, die Einheit des körperlichen Verbandes zu erhalten, als die Mehrheit; es war aber noch Niemanden eingefallen eine solche gleichvertheilte Vier- oder Fünfherrschaft als Grundverfassung der Kirche anzuerkennen. Es wäre eben so gut gewesen, als behaupten, daß es statt Eines Körpers der Kirche, ihrer Viele geben könnte. **

*) D. h. der das, was seine Väter gehabt hatten, und nachher verloren, wieder an sich brachte.

einen unzählbaren Schatz, und das von den unreinen Türken den religiösen Oertern Abgenommene befahl er loszukaufen. Und so handelnd gegen alle ihn besuchende ehrwürdige Väter, entließ er sie unter liebevollen Ehrenbezeigungen nach ihrer Heimat.

Von der Ankunft des Patriarchen Jeremias.

Nach Gottes Fürsehung aber kam unter diesem großen Herrn, dem Zar und Großfürsten Feodor Joannowitsch von ganz Rußland, nach der kaisernden Stadt Moskau Jeremias, von Gottes Gnaden Erzbischof von Konstantinopel, und ökumenischer Patriarch, und mit ihm der Monowaßer (sic) Metropolit Hierotheus, und der Elassoner Erzbischof Arsenius und viele andere Archimandriten und Hegumenen ehrwürdiger Klöster, in gewissen Angelegenheiten; denen der fromme Zar mit gebührenden Ehren entgegen zu kommen befahl. Und so ward nach wenig Tagen, durch den Rathschluß der überheiligen Dreyfaltigkeit, der vielen und unberechenbaren äußersten Frömmigkeit, und des standhaften Eifers halber für Religion, und auf den Rath dieses frommen Selbstherrschers und des ökumenischen Patriarchen Jeremias und der andern Hierarchen des griechischen und des russischen Sprengels in Großrußland, und noch einmal sage ich's, in der überberühmten und Gottbeschützten großen Stadt Moskau, in der h. und großen Kirche, in Rußland der Kirchen Mutter, unserer überheiligen Frauen, der Gottgebärerin und allzeit Jungfrau Maria, statt des Metropoliten- ein Patriarchenstuhl errichtet, und erwählt und erhoben ward in der russischen Metropolie auf den übererhabenen Patriarchenstuhl Job, Metropolit der kaisernden Stadt Moskau und ganz Rußlands, im Jahre nach Erschaffung der Welt 7097, den 26. Januar, vorher Bischof von Kolomna, ein frommer Mann, in den geistlichen Gesetzen erzogen, und im Gebete und in der Reinheit des Wandels sicher. Und von dieser Zeit an ward zufolge der Vorsehung und Veranstaltung der unaussprechlichen Gerichte Gottes im russischen Reiche, in der kaisernden Stadt Moskau, in der großen apostolischen Hauptkirche ein Patriarchenstuhl errichtet, bis auf den heutigen Tag, indem Gott nach seiner unberechenbaren Gnade es so lenkte. Der heiligste Patriarch Job aber errichtete nach dem Befehl und Rathe des selbstherrschenden Herrn Zars und Großfürsten Theodor Joannowitsch von ganz Rußland, in Großrußland in verschiedenen Orten vier Metropoliten: den von Nowgorod und Welikie Luki, den von Kasan und Swjasch, den von Rostow und Jaroslawl, und den Sarer und Podonischen. So auch Erzbischöfe und Bischöfe, so viel als hinlänglich waren, bestellte er nach der Ordnung an ihren Orten. Und es gab der ökumenische Patriarch Jeremias dem Stuhle der Kirche Gottes von Rußland, nach den Kanonen der Apostel und der heiligen Gotttragenden Väter die Gewalt, daß nach dem Hintritt eines Patriarchen unverwehrt ein anderer Patriarch auf den Stuhl der h. apostolischen Kirche in Großrußland gewählt und erhoben werde durch seine Metropoliten und Bischöfe, damit, sagte er, nicht die Kirche Gottes sich verwitwe, und die geistigen Schafe ohne obersten Vater und Hirten sich finden. Des vollkommenen Segens halber aber, sagte er, werde dieß, wo möglich, den vier Patriarchen berichtet, nicht deßhalb, daß ohne ihre Wahl der russische Patriarch nicht auf den Stuhl erhoben würde, sondern der vollkommenen Bescheidenheit halber, besonders aber, damit die Kirche zeige, daß sie (mit den übrigen) den Bund der Liebe in Christo habe,

damit wir, sagte er, Ein Glied seyn und Ein Leib, zum Haupte habend Jesum Christum. Der große Selbstherrscher aber sandte Schreiben ab auch an die übrigen Patriarchen, den Alexandriner, den Antiochener und den von Jerusalem. Wenn, spricht er, gewisser Hindernisse, und der Barbaren Noth, und der weiten Entfernung wegen es nicht füglich sey, ihnen, den ökumenischen Patriarchen, Schreiben zuzusenden darüber, daß in Rußland unverwehrte Wahl und Einsetzung des Patriarchen Statt habe durch seine eigenen Metropoliten, Erzbischöfe und Bischöfe, und die ganze geweihte Synode, und kein Zweifel darüber obwalten solle, sondern, spricht er, daß man ihn einsetze und auf den überhöchsten Patriarchenstuhl erhebe, und er geweiht werde von dem ältesten seiner Metropoliten, wie die von Konstantinopel, Alexandria, Antiochia und Jerusalem von ihren ältesten Metropoliten installirt und geweiht werden, das Beyspiel Christi in Allem nachahmend, wie denn selbst das Wort Gottes von seinem Knechte die Taufe empfing, indem sie ja nicht den Hoheiten dieser Welt nachjagen, sondern in allem das Vorbild der Demuth küssen und bewahren. Und diese Erklärung ließ, zum vollkommenen Zeugniß, der fromme Herr Zar und Großfürst Theodor Joannowitsch, von ganz Rußland Selbstherrscher, und der überheiligste Jeremias von Gottes Gnaden Erzbischof von Konstantinopel, dem neuen Rom, und ökumenischer Patriarch, und der neu eingesetzte heiligste Patriarch Job von Großrußland, mit allgemeiner geistlicher Einstimmung und kaiserlichem Rath auf eine Charte schreiben, mit Gold und rothen Farben, und siegelnd mit dem zarischen und den bischöflichen Siegeln und Händen, und den Unterschriften aller damals in Christo versammelten geheiligten Archierejen der russischen Kirche, bestätigen, und in den zarischen Schätzen unveränderlich aufbewahren, damit die russische Kirche von der Einsetzung des Patriarchen eine Rathserklärung habe, und auch in kommenden Zeiten unabänderlich nach diesem Vorbilde und Anordnung, so lange es Gott gefällt. Und diese Schrift auf Pergament, durch Gottes Gnade bis auf den heutigen Tag erhalten in der Schatzkammer der Haupt- und apostolischen Kirche, lautet, wie folgt:

Durch das Wohlgefallen des Allherrschers Gott, des Vaters, der vor den Jahrhunderten der Seyende war, der weder begonnen hat, noch aufhört; und den Vorschub seines eingebornen Sohnes, des Wortes Gottes, des unsterblichen, und dem es gefallen, um unsers Heils willen Fleisch zu werden von der h. Gottgebärerin und immerwährenden Jungfrau Maria; und die Wirkung des h. Geistes, des wahrhaften und lebendigmachenden, der vom Vater ausgeht[6]), der mit dem Vater und dem Sohne

[6]) Die alleinige Erwähnung des Ausganges des heiligen Geistes vom Vater ist wohl eine Folge der bekannten, aus der Trennung der byzantinischen Kirche hervorgegangenen, und mit jener Trennung zugleich zur Entfaltung gekommenen Abweichung im Dogma von der Processio sancti Spiritus. Alle nicht unirten Griechen stimmen bekanntlich darin überein, im Symbolum nur den Ausgang vom Vater allein zu bekennen, und Einzelne widersprechen mit großer Heftigkeit der Lehre vom Ausgang des Geistes auch vom Sohne, welche aus dem, was beyde Kirchen vom Sohne bekennen, fast von selber zu folgen und insbesondere ein nothwendiges Korollar von dem Ausspruch zu seyn scheint, Spiritus est amor, quo se amant inter se Pater et Filius. Uebrigens scheint auch die Verschiedenheit

mit angebetet und gepriesen wird; unsers in der Dreyheit gepriesenen Gottes; durch seine unaussprechliche Barmherzigkeit, durch die Bitten und die Gnaden unsrer christlichen Vertreterin, unsrer überheiligen und übergebenedeyten Frauen Gottgebärerin und immerwährenden Jungfrau Maria, auf deren Bitten blickend ihr einziger Sohn, das Wort Gottes, der aus ihr hervorgegangen auf eine unaussprechliche Weise; und um der Gebete willen der h. Propheten und Apostel, und aller Heiligen, und der großen Wunderthäter von Moskau, Peters. Alexius und Jonas, der auf dem ersten Stuhl der kaisernden Stadt Moskau gesessenen (πρωτοθρόνων), und der übrigen Heiligen, die unseren Reichen des großen russischen Zarthums erglänzt durch Vorstand und Gebete bey Gott — empfingen wir das Zepter des großen russischen Zarthums, zur Erhaltung und Aufsicht unseres religiösen großen russischen Reichs, um mit Gottes Hilfe es zu bewahren in Frieden, ungestört, und von Feinden unerschüttert. Wir der große Herr und Zar und Großfürst Theodor Joannowitsch von ganz Großrußland, von Wladimir, Moskau, Nowgorod; Zar von Kasan, Zar von Astarachan (sic), Herr von Pskow, und Großfürst von Smolensk, Twer, Jugrien, Perm, Wjatka, Bolgarien u. a., Herr und Großfürst von Nowgorod des untern Landes, von Tschernigow, Rjasan, Plotsk, Rostow, Jaroslaw, Bieloosero (Weißensee), Udor, Obdor, Kondin, und des ganzen sibirischen Landes und der nördlichen Gegend Beherrscher; und anderer vieler Reiche Herr und Selbstherrscher.

Durch das Wohlgefallen Gottes des Menschenliebenden, und unserer christlichen Vertreterin, der überreinen Gottgebärerin, ist zur Zeit unsers Zepterhaltens in unserem großen russischen Zarthum zu uns, dem großen Herrn, dem frommen *) Zar und Großfürsten Theodor Joannowitsch, Selbstherrscher von ganz Groß-Rußland, und vieler Reiche Herrn und Beherrscher, nach der kaisernden Stadt Moskau gekommen Jeremias, von Gottes Gnaden Erzbischof von Konstantinopel, dem neuen Rom, und heiligster ökumenischer Patriarch, und mit ihm der

der Behauptungen von Schriftstellern der getrennten griechischen Kirche unter einander in dieser Absicht sehr bedeutend zu seyn, und manche vielmehr nur auf einer Protestation gegen die Aufnahme des filioque ins Symbolum durch den Papst zu beruhen. Es ist gewiß hier nicht der Ort, in diese Materie tiefer einzugehen, und wer sich über die Natur der dogmatischen Verschiedenheit selbst, ihre Veranlassung und Entwicklung, so wie über die Aussprüche der alten lateinischen und griechischen Väter, über die hier entscheidenden Dogmen näher belehren will, findet darüber in den bekannten Werken erschöpfende Auskunft, namentlich in *Le Quien* Oriens christianus, *Paris.* 1740; *Natalis Alexander* in saeculo XI.; *Montacutius* ad epistolam secundam *Photii*; *Hermannus Schollinger*; *Dionys. Petavius* de dogmatibus theologicis, *Venet.* 1757. *Leo Allatius* de ecclesiae occidentalis et orientalis perpetua consensione; *Assemannus* bibliotheca orientalis; sodann des Patriarchen Jeremias Censura orientalis ecclesiae de praecipuis saeculi XVI. haereticorum dogmatibus. *Dillingae*, 1782.

*) Man sieht, der koncipirende Djak (Schreiber) wagte es aus sklavischer Furcht vor dem sanftesten Zar nicht einmal in des Zaren eigenem Mund die selbstlobenden Beywörter wegzulassen.

Monowasische Metropolit Hierotheus, wie auch der Erzbischof Arsenius von Elassona, und Archimandriten, Hegumenen und Priestermönche und ehrwürdige Mönche. — Und wir, der große Herr Zar und Großfürst Theodor Joannowitsch, von ganz Groß-Rußland Selbstherrscher, und mehr anderer Reiche, Herr und Beherrscher, nachdem wir über dieses übergroße Werk mit unsrer wohlgläubigen und christliebenden Zarin, der Großfürstin Irene, überlegt, mit Gottes Hülfe, und der überreinen Gottesgebärerin Gnade, in unserer kaisernden Stadt Moskau den übergroßen Stuhl eines Patriarchen zu errichten, zu Ehren der h. übergroßen Hauptkirche des ehr- und ruhmwürdigen Entschlafens der überreinen Gottgebärerin, und unserer Protothronen, der großen heiligen Wunderthäter, Peter, Alexius und Jonas. Und unsern zarischen Gedanken eröffneten wir dem überheiligsten Jeremias, von Gottes Gnaden Erzbischof von Konstantinopel, dem neuen Rom, und ökumenischen Patriarchen: Nachdem unsere Vorfahren, die großen Herren Zare von ganz Groß-Rußland, den h. und tadellosen christlichen Glauben empfangen, erhielten auch die Protothronen und neuen Wunderthäter Peter, Alexius von Kiew, und die übrigen vom ganzen großen russischen Zarthum, ihre Einsetzung von dem heiligsten Patriarchen der Kirche von Konstantinopel, dem neuen Rom, was wir durch Gottes des Allherrschers und der überreinen Gottgebärerin Barmherzigkeit bis auf diesen Tag unerschütterlich halten.

Du aber, überheiligster Patriarch Jeremias, durch die Gnade des überheiligen und lebendigmachenden Geistes des nämlichen übergroßen apostolischen Stuhls von Konstantinopel Nachfolger und Hirte und der Väter Vater, — und nachdem es dir gefallen, dieß Werk unserer zarischen Majestät zu vollbringen, und du dich darüber berathen mit uns, und dem Protothron Job dem Metropoliten der kaisernden Stadt Moskau und ganz Rußlands, und mit den Erzbischöfen, Bischöfen, Archimandriten und Hegumenen, und der ganzen geheiligten Versammlung unsers großen russischen und des griechischen Zarthums *), und nach der Gnade des h. Geistes, und unsrer zarischen Majestät Wohlgefallen, und deiner Wahl, des überheiligsten Jeremias, Erzbischofs von Konstantinopel, dem neuen Rom, und ökumenischen Patriarchen, und der anderen ökumenischen **) Patriarchen, von Alexandrien, Antiochien und Jerusalem, und der ganzen griechischen Synode, nach den Kanonen der göttlichen Apostel und heiligen Väter zu segnen und einzusetzen unter die Patriarchen den, dem (unser) Herr Gott, und die überheilige Gottgebärerin gewährt zu sitzen auf diesem übergroßen Stuhl der heiligen großen Wunderthäter, der Protothronen Peter, Alexius und Jonas, als Patriarch in der kaisernden Stadt Moskau. Und als solches

*) Der Patriarch und seine Begleiter repräsentiren also das griechische Zarthum! Und überdieß ist es der abgesetzte Patriarch Jeremias mit seinem Anhang; der nämliche, mit dem 1573—1578 der protestantische Prediger Gerlach als österreichischer Gesandtschafts-Kaplan in Sachen der Würtemberger Theologen so häufigen Umgang gepflogen, und ihn vielleicht eben dadurch auf den Gedanken der russischen Reise gebracht hatte. Der griechische Reisebericht, von Arsenius verfaßt, liegt handschriftlich in der Turiner Bibliothek, und ist gedruckt im Katalog derselben.

**) Allen vier Patriarchen den Titel ökumenisch zu geben, ist eigentlich nur russische Galanterie; die Byzantiner nannten nur die von Alt- und Neu-Rom so.

von dem frommen großen Herrn Zar und Großfürsten Theodor Joannowitsch, von ganz Rußland Selbstherrscher, und vieler Reiche Herrn und Beherrscher, der überheiligste Jeremias, von Gottes Gnaden Erzbischof von Konstantinopel, dem neuen Rom, ökumenischer Patriarch gehört, dankte er übervielmal Gott, und belobte den Gedanken und das Wohlgefallen des frommen und christliebenden großen Herrn Zars und Großfürsten Theodor Joannowitsch, Selbstherrschers von ganz Rußland, an dem Beginnen solch eines übergroßen Werkes, und sprach folgender Maßen: O du wohlgläubiger und christliebender, und gottgekrönter und gottgeehrter und gottgeschmückter und gotterhöhter, der du durch Religiosität des Erdkreises äußerste Enden bestrahlst, besonders aber unter den Zaren durchlauchtigster und glorreichster großer Herr Zar und Großfürst Theodor Joannowitsch, von ganz Rußland Selbstherrscher, und vieler Reiche Herr und Beherrscher, wahrhafter Gönner der Religion, du gottwandelnder und weiser Vermittler und wohlverständiger Förderer des heiligen Wesens des gottverordneten Gesetzes, Erforscher der Wahrheit der väterlichen Ueberlieferung, der du wohlverständig blühest in vollkommener Frömmigkeit! du willst ehren und schmücken die heilige, große Kathedrale der überheiligen Gottgebärerin, ihres ehr- und glorreichen Entschlummerns, durch den überhohen Thron des Patriarchenthums, und durch dieses übergroße Werk die kaisernde Stadt Moskau, und dein ganzes großes Zarthum, über alle berühmt machen und gepriesen, als welche (Kathedrale) in die ganze Welt hinaus leuchtet durch vollkommene Religion! In Wahrheit, in dir, frommer Zar, wohnt der h. Geist, und solcher Gedanke von Gott durch dich ausgeführt wird wahr und wahrhaftig Ew. Wohlgeboren Beginnen, und unserer Demuth und der ganzen geheiligten Versammlung die Vollendung dieses übergroßen Werkes seyn. Denn nachdem das alte Rom gefallen durch Apollinarische Ketzerey [7]), das zweyte Rom aber, das ist Konstantinopel, von Enkeln der Agarener *), den gottlosen Türken beherrscht wird, dein großes russisches Zarthum aber, ein drittes Rom, o frommer Zar! alle an Religiosität überschritten, und alles Religiöse in dein Zarthum sich in eins gesammelt, und du allein unter Gottes Himmel der einzige christliche Zar heißest, auf der ganzen Erde, unter allen Christen **); und nach Gottes Vorsicht, und der überreinen Gottgebärerin Gnade, und um der Fürbitte willen der neuen Wunderthäter des großen russischen Zarthums, Peters, Alexius und Jonas, und zu Folge deiner zarischen Bitte bey Gott, durch deinen zarischen Rath wird dieses übergroße Werk vollbracht. — Und durch die Gnade des heiligen und lebendigmachenden Geistes, und nach dem Wohlgefallen des frommen großen Herrn Zars und Großfürsten Theodor Joannowitsch, Selbstherrschers vom ganzen großen Rußland und vieler Reiche Herrn und Beherrschers, hat der überheiligste Jeremias, von Gottes Gnaden Erzbischof von Konstantinopel, dem neuen Rom, und ökumenischer Patriarch [8]), nach den Kanonen der göttlichen Apostel und der

[7]) Man vergleiche die ausführlichere Darstellung unten.

*) Agarener, Nachkommen Ismael's, des Sohns Abrahams, von der Magd Agar.

**) Man sieht, daß alle Sekten gleich stolisch denken: Wer kein griechischer Christ ist, ist keiner. Omnia peccata paria.

[8]) Dieser in gegenwärtigem Dokumente an funfzehn Mal sorgfältigst wiederholte Titel ist bekanntlich derjenige, welchen zuerst Jo-

heiligen Väter, und nach dem Rathe aller Metropoliten, Erzbischöfe und Bischöfe, Archimandriten und Hegumenen, und der sämmtlichen geheiligten Versammlung des großen russischen und griechischen Zarthums erwählt und gesetzt unter die Patriarchen, zu Verherrlichung der heiligen übergroßen Kathedral- und apostolischen Kirche der überreinen Gottgebärerin ehrenreichen und ruhmvollen Entschlummerns, auf den übergroßen Stuhl der Protothronen und großen Heiliger *) Peter, Alexius und Jonas, Job der kaisernden Stadt Moskau übergeheiligten Metropoliten von ganz Rußland. Und darauf haben, nach dem großen Glauben und dem Beschluß des wahren Freundes der Religion, des großen Herrn Zars und Großfürsten Theodor Joannowitsch, des ganzen großen Rußlands Selbstherrschers, und mehrerer Reiche Herrn und Beherrschers, zur Bekräftigung, um vollkommener Frömmigkeit willen, des h. und makellosen rechtgläubigen christlichen Glaubens, und zur Ehre des übergroßen Patriarchenstuhls der kaisernden Stadt Moskau, der überheilige Jeremias von Gottes Gnaden Erzbischof von Konstantinopel, dem neuen Rom, ökumenischer Patriarch, und der heiligste Job, von Gottes Gnaden Patriarch der kaisernden Stadt Moskau und ganz Rußlands, mit allen Metropoliten, Erzbischöfen, Bischöfen, Archimandriten und Hegumenen, und der ganzen geheiligten Versammlung des großen russischen und griechischen Zarthums Rath gehalten, und allgemein (synodalisch) beschlossen, daß seyn sollen in dem großen russischen Zarthum, in den vorgenannten und gottbeschützten Städten vier Metropoliten: (nämlich) in dem großen Gosudarthum Nowgorod, in den kaisernden Städten Kasan und Astrachan, in dem Großfürstenthum der Stadt Rostow, (und) nahe der kaisernden Stadt Moskau, auf Krutitzy; und 6 Erzbischöfe, und 8 Bischöfe. Und auf dem Concilio, und bey der Wahl und Einsetzung des Patriarchen, und bey der ganzen Synodal-Verordnung waren zugegen mit dem frommen großen Herrn Zar und Großfürsten Theodor Joannowitsch Selbstherrscher von ganz Großrußland, der überheiligste Jeremias, Erzbischof von Konstantinopel, dem neuen Rom, und ökumenischer Patriarch; Job, der heiligste Patriarch der kaisernden Stadt Moskau, und des großen russischen Zarthums; Alexander, Metropolit der Großherrschaft Nowgrad und Welikie Luki, und des ganzen Küstenlandes; Hermogenes, Metropolit der großen

hannes der Faster gegen Ende des sechsten Jahrhunderts annahm, und den die Bischöfe von Konstantinopel in der Folge behaupteten; während sie denen von Rom dem entsprechend den Titel παπα οικουμενικος gaben. Gregor der Große erkannte in diesem angenommenen Titel eine die gesetzliche Kirchenordnung, das Recht der Bischöfe, das der ältern Patriarchen, und die Einheit der Kirche aufs höchste gefährdende Anmaßung, gleichsam den Keim der späteren Trennungen. »Der König der Hoffart ist nahe«, so schrieb er an jenen Johannes, »und was nicht sollte gesagt werden, die Bischöfe reihen sich unter seinen Fahnen, sie, von denen alle Gläubigen die Demuth lernen sollten.« — Und wiederum: »Sie, welche auf der bloßen Erde liegend, in der Bußasche liegen sollten (der Strafgerichte Gottes wegen), gähnen nach stolzen Titeln und rühmen sich mit nichtswerthen und weltlichen Namen.« **

*) Sanctificatores, d. i. Bischöfe, Hohepriester, die Andere weihen.

Zarthümer Kasan und Astarachan; Barlaam, Metropolit des großen Knesthums Rostow und Jaroslaw; Hierotheus, Metropolit von Monowaßia (sic) des griechischen Zarthums; Gelasius der Sarer, Podoner und Koller Metropolit; Jonas, Erzbischof von Wologda und Großperm; Job, Erzbischof des großen Knesthums Susdal und Torus; Sylivester (sic), Erzbischof des großen Knesthums Smolensk und Dorogobusch; Metrophanes, Erzbischof des großen Knesthums Resan und Mürom; Zacharias, Erzbischof des großen Knesthums Twer und Starizy; Misael, Bischof des Goßudarthums Pskow; Joseph, Bischof des Apanage-Knesthums von Kolomna und Koschik; die Archimandriten und Hegumenen und die ganze geheiligte Synode des großen russischen Zarthums und des griechischen Zarthums haben synodaliter beschlossen, daß auch in zukünftigen Jahren in dem großen russischen Zarthum, nach der Gnade des h. und lebendigmachenden Geistes, und dem Wohlgefallen des frommen und christliebenden großen Herrn Zaren und Großfürsten Theodor Joannowitsch, Selbstherrschers von ganz Groß-Rußland, und vieler Reiche Herrn und Beherrschers, und dem Segen des heiligsten Jeremias, ökumenischen Patriarchen, als Patriarch eingesetzt werde, in der kaisernden Stadt Moskau, von den Metropoliten, Erzbischöfen, Bischöfen, Archimandriten und Hegumenen und der ganzen geheiligten Synode des großen russischen Zarthums der, dem Gott der Herr und die überreine Gottesgebärerin es vergönnen, und der fromme große Herr Zar und Großfürst Theodor Joannowitsch vom ganzen großen Rußland Selbstherrscher, und vieler Reiche Herr und Beherrscher es verleiht, und er (so) nach der Wahl der ganzen geheiligten Synode, nach den Kanonen der göttlichen Apostel und der h. Väter eingesetzt werde. Und der neueingesetzte Patriarch der kaisernden Stadt Moskau soll von seiner Einsetzung Bericht geben nach der kaisernden Stadt Konstantinopel an den ökumenischen Patriarchen, der damals dort seyn wird, über die Einstimmigkeit seiner Einsetzung. Und der ökumenische Patriarch der Kirche von Konstantinopel wird hinwieder in seinem Schreiben an den Patriarchen der kaisernden Stadt Moskau über seine *) Einsetzung schreiben. Und die Erzbischöfe und Bischöfe der gottbeschützten Städte des großen russischen Zarthums sollen nach der Gnade des h. und lebendig machenden Geistes und dem Wohlgefallen des großen Herrn Zaren und Großfürsten Theodor Joannowitsch, Selbstherrschers vom ganzen großen Rußland und der Wahl der ganzen geheiligten Synode eingesetzt werden vom heiligsten Patriarchen der kaisernden Stadt Moskau, und ganz Rußlands. Und über alle diese großen Werke, die auf den Versammlungen verordnet worden, haben der fromme große Herr Zar und Großfürst Theodor Joannowitsch, Selbstherrscher von ganz Rußland und vieler Reiche Herr und Beherrscher, und der überheiligste Jeremias von Gottes Gnaden Erzbischof von Konstantinopel, dem neuen Rom, und ökumenischer Patriarch, und der heiligste Job, von Gottes Gnaden Patriarch der kaisernden Stadt Moskau und ganz Rußlands, und die übergeheiligten Metropoliten, Erzbischöfe, Bischöfe, Archimandriten, Hegumenen und die gesammte geheiligte Synode des ganzen großen russischen und des griechischen Zarthums verordnet und bekräf-

*) Nach der slawischen Syntax ist hier die Einsetzung des Moskauers zu verstehen: o jego (illius), nicht o svojem (sua). Also Konfirmation?

tiget fest und unerschütterlich und unabänderlich zu halten, von Geschlecht zu Geschlecht, und in Ewigkeit.

Und wegen dieser Verordnung haben Wir, großer Herr Zar und Großfürst Theodor Joannowitsch, Selbstherrscher vom ganzen großen Rußland und vieler Reiche Herr und Beherrscher, mit dem überheiligsten Jeremias von Gottes Gnaden Erzbischof von Konstantinopel, dem neuen Rom, ökumenischen Patriarchen, und dem Protothron, dem heiligsten Job, von Gottes Gnaden Patriarchen der kaisernden Stadt Moskau und ganz Rußlands, und unsern Betern *), den übergeheiligten Metropoliten, Erzbischöfen, Bischöfen, Archimandriten und Hegumenen, und der ganzen geheiligten Synode des ganzen großen russischen und des griechischen Zarthums, diesen Brief zur Bekräftigung von Geschlecht zu Geschlecht und in Ewigkeit, niederzuschreiben befohlen; und zu größerer Bekräftigung haben wir befohlen, zu diesem Briefe unser zarisches Siegel anzuhängen. Und der überheiligste Jeremias, von Gottes Gnaden Erzbischof von Konstantinopel, dem neuen Rom, ökumenischer Patriarch, und der Protothron, der heiligste Job, von Gottes Gnaden Patriarch der kaisernden Stadt Moskau und ganz Rußlands, und die übergeheiligten Metropoliten, Erzbischöfe und Bischöfe ihre Siegel beygesetzt und ihre Hände beygeschrieben; auch haben die Archimandriten und Hegumenen und Kapitel-Mönche **) ihre Hände beygeschrieben. Und verordnet und geschrieben ward dieser Synodalbrief in der kaisernden Stadt Moskau, im Jahre nach Erschaffung der Welt 7097, Römer-Zinszahl 2, unserer Regierung im sechsten, und unserer Reiche des russischen im drey und vierzigsten, des Kasanschen im sieben und dreyßigsten, des Astarachanschen im fünf und dreyßigsten, im Monate May. (Folgen die Unterschriften von 2 Patriarchen, 5 Metropoliten, 5 Erzbischöfen, 1 Bischofe, 21 Archimandriten, und 18 Hegumenen ***).

Und der fromme große Herr Zar und Großfürst Theodor Joannowitsch, Selbstherrscher vom ganzen großen Rußland, ward übergroßer Freuden voll, und entsandte Dank zum allmächtigen Gott, der ihn gewürdigt, in dem großen Rußland, in der kaisernden Stadt Moskau die heilige apostolische Kathedrale mit einem Patriarchen-Thron geschmückt zu sehen. Und den überheiligsten Jeremias, Erzbischof von Konstantinopel, ökumenischen Patriarchen ehrten der fromme Zar und der heiligste Patriarch Job sehr, und gaben ihm und denen, die mit ihm waren, viele Geschenke, und das Nöthige, und reichliches Almosen ****); und den heiligen Oertern schickten sie zur Erneuerung und Loskaufung, und zur Verschönerung der heiligen Kirchen Gottes, unzählbare Schätze, und entließen (so die Fremden) nach liebreicher Ehrenbezeugung in ihre Heimat.

5) Blatt 15: Von des Patriarchen Jeremias Ankunft in Konstantinopel.

Als aber der überheiligste Jeremias, von Gottes Gnaden Erzbi-

*) Bekanntlich beten die Mönche, und die aus ihnen hervorgehenden Bischöfe ꝛc. für sich und uns; daher sind sie Beter κατ' ἐξοχήν.

**) Sobórnyja starci, oder soll man sie als Mönche, die auf der Synode waren, übersetzen?

***) Wo sind aber die Unterschriften der Kapitel-Mönche, die der Zar so eben auch erwähnte?

****) So daß er damit abermal den Patriarchen-Thron von Neu-Rom kaufen konnte (nach Bacmeister's Petersb. Journal. V. 341).

schof von Konstantinopel, ökumenischer Patriarch, in der kaisernden Stadt Konstantinopel angekommen war, hielt er auch mit den übrigen drey Patriarchen und anderen Vätern einen Glaubensrath, ließ die Entscheidungen auf Pergament schreiben und mit den Unterschriften und Siegeln bekräftigen; und sie befestigten dieses ersteingesetzten Patriarchen Gewalt, und sandten ein sehr angemessenes Schreiben (nach Moskau) ab durch Dionysius, Metropoliten von Ternowo und andre geheiligte Männer. Nebst den vier Patriarchen unterschrieben sich gotttragender Väter, Metropoliten, Erzbischöfe und Bischöfe 81 an der Zahl, auf daß die Kirche Gottes im großen Rußland über die Einsetzung (ihres) Patriarchen unabänderlich auch diese Urkunde auf Pergament haben möge; und durch Gottes Gnade ist dieses bis auf den heutigen Tag aufbewahrt in der apostolischen Kathedral-Kirche, und lautet, wie folgt:

Verhandlung, d. i. aufgesetzter Brief.

Jeremias', von Gottes Gnaden Erzbischof von Konstantinopel, dem neuen Rom, und ökumenischer Patriarch.

Nachdem der sehr fromme, sanfte und mächtige Zar des ganzen russischen und Moskauer-Landes, von Kasan, Astarachan und Nowgorod und anderer rechtgläubiger christlicher (Länder) Herr, Theodor Joannowitsch, unsre Demuth, bey unsrer leiblichen Ankunft dort, empfangen, und uns durch seine gegen uns bezeigte Liebe zur Weisheit und Gastfreundschaft bewiesen, wie groß seine Frömmigkeit gegen Gott, und seine Liebe zur Kirche Christi sey, ersuchte und bat er uns, daß wir mit synodaler und kanonischer Berathung einsetzen möchten den Erzbischof von Moskau, und auch ihn Patriarch nennen, wie die übrigen genannt und titulirt werden, zuerst nämlich der Konstantinopler ökumenische Patriarch, geehrt durch die Würde des seligen und apostolischen Zaren Konstantins des Großen, und nach ihm der Alexandriner, der Antiochener und der von Jerusalem, rechtgläubige Patriarchen; Als daher unsre Demuth mit eigenen Augen sah, und sich überzeugte, welche Ordnung, Ausdehnung und Größe seinem Reiche von Gott verliehen worden, und wie er heut zu Tage der einzige zugleich große und rechtgläubige Zar auf Erden, so hielt es unsre Demuth für unrecht seine Bitte zu verschmähen, und nahm daher seinen Gedanken wohl auf, und bestellte zum Patriarchen den Herrn Job, durch Ernennung und Gnade des heil. Geistes, und gab ihm einen Brief darüber, das patriarchische Chrysobullon, kraft welches Chrysobullons sie befahl und bekannt machte, daß genannter Erzbischof von Moskau, Herr Job, seyn soll der fünfte Patriarch, und haben solle die Patriarchal-Würde und Ehre, und gezählt und gehalten werde mit den übrigen Patriarchen in alle Ewigkeit. Dieses nun thaten wir dort an Ort und Stelle. Als aber unsre Demuth durch Gottes Gnade zurück zu unserem Stuhl in Konstantinopel gekehrt war, und das in Moskau nach dem Wohlgefallen und der Würdigkeit des obengenannten frommen Zaren Geschehene bekannt gemacht, und die übrigen heiligsten Patriarchen von Alexandrien, Antiochien und Jerusalem die Würdigkeit und die Sache vernommen hatten, willigten sie ein, billigten und hießen es recht, wohlverständig, nothwendig, und angemessen. Und sieh! abermal schreibt und bekanntmacht unsere Demuth mit diesen Patriarchen, und dieser ökumenischen Synode mit Einem Sinn, Eintracht und Willen im h. Geiste; und zwar erstlich befestigen und bestärken wir die an Ort und Stelle gemachte Einsetzung in Moskau

und den Patriarchen im Namen des obgenannten Herrn Job, und dann bestätigen wir auch das zu diesem Zwecke erlassene Patriarchal-Chrysobullon, worin dies alles weitläufiger beschrieben ist, allgemein bekannt machend, wie daß der neu eingesetzte Moskauer Patriarch, Herr Job, sowohl Patriarch heißt, als auch mit den übrigen Patriarchen gezählt wird, und den Rang und die Kommemoration habe nach dem Patriarchen von Jerusalem, so wie er selbst auch schuldig ist unsers und der übrigen Namen in der Kommemoration zu erwähnen, und für sein Oberhaupt und Ersten *) anzusehen und zu achten den apostolischen Stuhl von Konstantinopel, wie es auch die übrigen Patriarchen thun. Und diese Wohlthat und Patriarchal-Ehre und Namen, befehlen und thun wir kund, soll nicht nur dem Moskauer Patriarchen Herrn Job jetzt gegeben, versichert und unabänderlich seyn, sondern auch die nach ihm kommenden ersten Oberhirten der Moskauer Kathedrale befehlen wir Patriarchen zu nennen, nach der Regel und Weise, so gewesen und begonnen ist von diesem Moskauer Patriarchen Job, unserem im h. Geiste geliebten Bruder, und Mitdiener unserer Demuth. Hiezu ward auch gegenwärtige Synodal-Rolle ausgefertigt, zu immerwährender Bestätigung im Jahre 7098, am achten May.

(Folgen die oberwähnten 82 Unterschriften, und nach der 82sten noch der, auch sonst in kirchenstatistischer Hinsicht interessante, Zusatz des Moskauer Redakteurs dieses Berichts: »und auf der nämlichen Urkunde sind unterschrieben Namen von Klerikern.« Warum er nicht auch diese in seine Uebersetzung aufgenommen? Oder hätten ihm die Handschriften der Bischöfe schon zu viel zu schaffen gemacht? Auch der Patriarch von Antiochien ist nicht unterschrieben, wiewohl seine Gegenwart und Mitunterschrift in der Akte selbst angesagt wird. In Bacmeisters Journal wird als Ursache (ohne Quelle) angegeben, weil dieser Patriarch seine Stimme einem andern Bewerber gegeben habe.)

6) Blatt 18. v. Wahrhafter Bericht, wie der große Herr Zar und Großfürst Michael Theodorowitsch, Selbstherrscher von ganz Rußland, seinen Vater, den großen Herrn, übergeheiligten Philaret Nikititsch, Metropoliten von Rostow und Jaroslav, auf den überhohen Patriarchenstuhl der kaisernden Stadt Moskau und des ganzen großen Rußlands eingesetzt, im Jahre von Erschaffung der Welt 7127, den 24. Juny.

»Theophan von Gottes Gnaden Patriarch der heiligen Stadt Jerusalem und von ganz Palästina.

Durch die Gnade und Menschenliebe der heiligen, einwesentlichen und lebendigmachenden Dreyfaltigkeit, des Vaters, Sohnes und h. Geistes, ich demüthiger Theophan, Patriarch der h. Stadt Jerusalem und ganz Palästina's, bezeuge durch dieses mein Schreiben wahrhaft. Als ich war in der h. Stadt Jerusalem mit meinem Vorfahren dem heiligsten Patriarchen Herrn Sophronius, und andern dortigen gottliebenden Metropoliten, Erzbischöfen und Bischöfen, und sah im Osten und Süden die heiligen Kirchen Gottes verödet durch die ruchlosen Agarener, und die rechtgläubigen Christen der heiligen griechischen Religion in großer Bedrängniß und Untergang, und Trost nirgendsher: nur das Gerücht von

*) naczalo i pervyj, griechisch wohl ἀρχὴν καὶ πρῶτον.

dem frommen christlichen russischen Zar, wie daß der auf der ganzen Erde der einzige Herr und Bewahrer des makellosen christlichen Glaubens sey, hingegen die andern alle, wenn auch einige dem Namen nach Christen hießen, doch weitabgefallen seyn von der Wahrheit und ärger (!), als die ruchlosen Türken, den wahren Glauben verfolgten, und (also) keine Hoffnung in jenen Ländern (für unsern Glauben) wäre. Am meisten aber in der h. Stadt Jerusalem, wo des Erlösers Leiden, Auferstehung und Himmelfahrt vor sich gegangen, erfreute man sich bloß mit der Hoffnung auf die frommen, gottgekrönten und heiliggesalbten russischen Zaren; auf sie hoffend harrten die dortigen Christen, obgleich hart gedrängt vom Unglauben der Unreinen, durch das Vertrauen auf die Frömmigkeit der russischen Zaren, wie auf ruhigem Gewässer gekühlt, immer erwartend, wann es irgend wo Gott gefallen würde, diesen in Gefangenschaft gehaltenen Griechen die Freyheit und Linderung ihrer Marter zu gewähren. Nicht geringer Kummer aber faßte die dortigen Christen bey dem undankbaren Gerüchte, wie dies heilige russische Zarthum von den umliegenden Ländern große Noth und Bedrängniß erleide *); worin bestärkt und vergewissert die dortigen gotttragenden Väter ganze Nächte beteten, und unablässige Gebete zum allmächtigen Gott hinauf sandten! und daher gefiel es den heiligen und gotttragenden Vätern, die in der heiligen Stadt Jerusalem und in Palästina wohnen, mich (ihren) Bruder und Mitdiener abzuordnen, um den durchlauchtigen Zar, der in dem großen Rußland durch Religion glänze, zu sehen, und ihn um Dinge, die uns zur Loskaufung unsrer in der Knechtschaft der ruchlosen Türken wie in Meeres-Abgrund herumtreibender Brüder vonnöthen, und unserer andrer Nöthen halber anzuflehen; und am meisten wegen des Mangels an Kirchensachen, um damit das heil. Grab unsers Herrn Jesu Christi und die dort liturgirenden Väter zu begaben. Mit Freude machte ich mich auf den Weg, und seit ich von unserem Lande ausgegangen, lief bereits das dritte Jahr, und manche Leiden trafen mich unterwegs von der ruchlosen Agarener Brut, und kaum erreichte ich endlich den Hafen des Heils, des russischen Zarthums Gränze; noch aber war dieser Hafen von Wogen bewegt, und von dem menschenmörderischen (bösen) Feinde und seinen Helfershelfern umgarnt und geplündert. Aber der menschenliebende Gott, der den heiligen und gotttragenden Vätern, die mich dazu abgesandt, diesen Eifer verliehen hatte, verlieh auch mir, die kaisernde Stadt Moskau zu erreichen, und in den windstillen Hafen einzulaufen, und die heilige apostolische Kirche des russischen Thrones verlieh er mir zu sehen; und dann auch des gottgekrönten, christliebenden, und heiliggesalbten frommen Zars und Großfürsten Michael Theodorowitsch, Selbstherrschers von ganz Rußland sternglänzende Augen zu schauen, und seine selbstherrschende Rechte zu küssen ward ich gewürdigt. Auf ihn, wie auf ehemalige griechische Kaiser blickend, erfreute sich mein Geist, und aller Kummer, wegen unserer Gegenden und alle Beschwerden der Reise verwandelten sich mir in Freude, da seine durchlauchtige Freygebigkeit mich begabt und reich gemacht, und Almosen und milde Gaben von den zarischen Schätzen mich befriedigt haben: doch

*) Ruriks Geschlecht war vertilgt worden. Die Polen hatten Moskau erobert, und der polnische Kronprinz sollte Zar von Rußland werden. Nur die Unthätigkeit des polnischen Königs Sigismund III. verdarb wieder alles. Die Russen erhoben Michael'n Romanow, den Sohn ihres Metropoliten, auf den Thron Rußlands, den Vater Alexiej's, unter dem die erste Kormczaia erschien, und Großvater Peters I.

eine Sorge noch blieb vor Augen, nicht nur mir, sondern selbst unserm frommen und heiliggesalbten Zar«: die russische Kirche war seit neun Jahren ohne Oberhirten —

(Von hier an hat der Text dieser Urkunde weniger allgemeines, europäisches Interesse, und Ref. glaubt sich und den Lesern die Langeweile einer vollständigen wörtlichen Uebersetzung ersparen zu können.) Patriarch Theophan nimmt zwey Ursachen dieser Verwaisung an: entweder sey die von Gott bestimmte Zeit der Züchtigung noch nicht um, oder die Vorsehung bereite von weiten einen würdigen Oberhirten vor. Letzteres sey der Fall gewesen. Denn als der Vater des Zars, der Metropolit Philaret Nikititsch, aus der ungerechten und grausamen polnischen Gefangenschaft entkommen war, habe er, Theophan, sogleich gesehen, daß dieser unter allen der tauglichste Patriarch seyn würde, und so habe er nicht geruht, bis es ihm gelungen, ihn, den Zar, und die ganze Synode auch davon zu überzeugen, und am Johannistage den Philaret feyerlichst auf den Patriarchenstuhl von Moskau zu erheben. Bey dieser Gelegenheit habe er denn auch in der Schatzkammer (gazophylacium) der Kathedralkirche die (voranstehenden) Urkunden seines Kollegen, des Patriarchen Jeremias gefunden*), denen er auch vollkommen beytrete. Darauf macht Theophan allen Russen, vom Kaiser und Patriarchen angefangen, eine ganz erbauliche Predigt, woraus folgende Stelle hier stehen mag:

»Und wir, Unwürdiger, sind schuldig, nicht nur hier, in dem heiligen russischen Zarthum gemeinschaftlich mit allen geheiligten Vätern, sondern auch in unsern Ländern, wenn Gott mir verleiht sie wieder zu erreichen, mit allen ökumenischen Patriarchen, Metropoliten rc., besonders am Grabe des Erlösers, unablässige Gebete zu dem Allmächtigen hinauf zu senden — daß er unsern griechischen Glauben bewahre, — und daß er unserm christlichen Zar Michael Theodorowitsch seine Feinde zu Füßen lege, auf daß er der einzige Herrscher werde auf der ganzen Erde.«

Auch diese Urkunde des Theophan ist von der ganzen Synode unterschrieben, in Moskau, Monat Juny, im Jahre der Welt 7127 (also 1619, in welchem Jahre in Deutschland Ferdinand II. Kaiser ward). —

*) Die zweyte, von Konstantinopel aus geschickte wird hier von allen vier Patriarchen, und in allem von drey und achtzig Vätern unterschrieben genannt, während sie früher zwar auch von allen vier Patriarchen, aber doch in allem nur von zwey und achtzig Vätern unterschrieben hieß, und der Patriarch von Antiochien wirklich fehlt. Die Fortsetzung von Karamsins Geschichte, oder Erzbischof Eugenius wird uns auch hierüber belehren.

7) Blatt 26. »Im Jahr der Welt 7114 (sic)*) ward Patriarch: Hermogenes, vorher Metropolit von Kasan;

Im J. d. W. 7142, 6. Febr. Joseph, früher Metropolit von Pskow und Isborsk;

Im J. d. W. 7108 (sic, für 7150), 27. März: Joseph, früher Archimandrit im Kloster Simons;

Im J. d. W. 7160, 25. July: Nikon, früher Metropolit von Nowgorod und Welikie Luki und dem ganzen Küstenlande, durch gemeinschaftlichen Rath des geistlichen Bundes**), unter Leitung des heil. Geistes, konsekrirt von ihren russischen Metropoliten, Erzbischöfen, Bischöfen und der ganzen geheiligten Synode. »Und so soll es forthin gehalten werden nach dem Willen Gottes« ***).

»Dieser Bericht von des Patriarchen Einsetzung, wie durch Gottes Fügung im großen Rußland in der kaisernden Stadt Moskau, in der apostolischen Kathedralkirche der überhohe Patriarchenstuhl errichtet worden, ist gedruckt in das Buch: Kanonen der h. Apostel und der h. Väter****) zu Folge des Segens des großen Herrn, des heiligsten Nikon, Patriarchen von Moskau und ganz Rußland, im Jahre der Welt 7161 (1653), den dritten Juny.

8) Eine Rückseite. »Ausgeschrieben in Kurzem aus Matthäi†) Buche von den Kanonen:

a) Die Kirchensatzungen sind Vermittler der ewigen Seligkeit, Folio 123.††)

b) Die Kirchensatzungen legen Allen ein Gesetz auf, F. 2.

c) Die Kirchensatzungen sind eine Allen gemeinschaftliche Heilanstalt, F. 2.

d) Hülfsmittel (Subsidium) der Kirchensatzungen sind die kais. Gesetze, F. 124.

e) Den Kirchensatzungen kommt das Civilgesetz zu Hülfe, F. 3.

So viel aus Matthäi Buche. Die weltlichen Gesetze aber, von denen es in der Vorrede S. 13. heißt, daß sie den Kirchensatzungen bey-

---

*) Wie kömmt ein früherer Patriarch, von 7114, nach dem von 7127 aufs Tapet? Oder war es dem Redakteur genug, so viele zu nennen, als er etwa aufgetrieben, gleichviel in welcher Reihe? oder ist 7114 ein Druckfehler in zwey Auflagen? (denn Ref. hat auch die schönere, vom J. 1787, vor sich).

**) Nikon scheint, unter schwierigern Umständen, ein russischer Gregor VII. haben werden zu wollen. Er scheiterte an der zu nahen weltlichen Gewalt.

***) Aber bekanntlich fand Peter der Große es gerathener, das Patriarchat wieder aufzuheben, und die Kirchensachen auf protestantische Art durch eine Kanzley, genannt die h. dirigirende Synode, unter der Leitung eines weltlichen Prokurators besorgen zu lassen.

****) Also dieß ist der umständlichere Name der Kormczaia.

†) D. h. aus Matthäi Blastar's Σύνταγμα, das in Beveridge's Synodicon u. s. w. abgedruckt ist.

††) D. h. auf dem Blatt 123 der im J. (?) gedruckten slawischen Uebersetzung dieses griechischen Kanonisten aus dem vierzehnten Jahrhunderte. Das griechische Original ist in Beveridge's Synodicon abgedruckt, wie so eben erinnert worden.

gegeben seyen, haben wir in einen besondern Theil gebracht, zu gebührender kirchlicher Ordnung*) So heißt es auch in der Vorrede von Nikons zweytem Buche.« **)

9) Eilfthalb Blatt. »Buch, das griechisch Nomokanon heißt, slawisch aber Gesetzesregel ***). Erzählung von den sieben h. und großen ökumenischen Konzilien, und den neun partikularen, wann und wo jedes derselben sich versammelt« »Es muß nun jeder Christ wissen, daß es sieben h. große allgemeine Konzilien und neun partikuläre gebe. Vom ersten allgemeinen Konzilio. Von der Einfleischung unsers Herrn und Heilands, bis zum ersten Konzilio sind 318, und von Erschaffung der Welt 5718 Jahre. Es war dieses erste h. allgemeine Konzilium in Nicäa, unter dem großen und apostelgleichen Kaiser Konstantin, im zwölften Jahre seiner Regierung (er regierte aber ein und dreyßig Jahre). Der dort versammelten Väter waren 318.«

Die Aeltesten ****) aber der Versammlung waren folgende heilige Väter: Alexander von Konstantinopel, unter dem Patriarchen Metrophanes†), Alexander Papst††) von Alexandrien; Eustasius, Patriarch von Antiochien, Makarios von Jerusalem; und Sylvester und Julius von der römischen Kirche, zwey berühmte und glorreiche Throner†††); zwar kam von diesen zweyen keiner zur Synode, sondern jener schickte den Viton und Vicenz, zur Zeit seines Oberpriesterthums statt seiner zur allgemeinen Zusammenkunft, zwey Männer, die tugendhaft zu seyn ehrten, und durch den Presbyterstand leuchteten, wie Photios, der Patriarch von Konstantinopel schreibt, und Eusebius von Pam-

*) Die Gesetze der Kaiser in Kirchensachen sind hier im zweyten Theil der Kormczaia enthalten, »der gebührenden Ordnung halber« (gleichsam damit nicht Heiliges mit Profanem vermengt sey). Sollten sie in der ersten Auflage anders gestellt seyn? Es ist nicht wohl zu begreifen wie, da ja auch Photius sie immer nur am Ende citirt.

**) Nikon's vom schwarzen Berge, aus dessen Werke auch gegen das Ende etwas vorkommt.

***) Welche elende Wortübersetzung! Der Grieche nannte die Sammlung Νομοκανών, weil sie sowohl Gesetze (νόμους) der Kaiser, als Kirchensatzungen (Κανόνας) enthielt. Gesetzesregel, Regel des Gesetzes (zakona pravilo) läßt diese Verbindung kaum ahnen. — Daher ist auch im Walachischen das einfache Pravila (Canones), und im Slawischen die Sachübersetzung Kormczaia (Lehrbuch) mit Recht üblich geworden.

****) Slawisch starjéshiny, von star alt, wie senator von senex, und γερουσία von γέρων. Noch jetzt ist in der serbischen Familie starjéshina der pater familias, in Krain aber der Präsident eines Hochzeitgelages.

†) Die meisten Quellen geben dem Alexander selbst die Patriarchenwürde: aber der russische Redakteur scheint die Variante, die ihn zum bloßen Legaten herabsetzt, vorgezogen zu haben (um seinen Patriarchen mit dem römischen auszugleichen?).

††) Bekanntlich nannten sich die Patriarchen von Alexandrien von jeher lieber papa, πάππας.

†††) Nastolnik, der auf einem Throne sitzt, sey's Kaiser, oder Patriarch; beyder Stühle sind im griechischen Style Thronen.

20) Kap. IV. Von allen h. Aposteln zusammen, zwey Regeln. (Bev. Anh.)

21) Kap. V. Die h. ökumenische Synode in Nicäa. Erste Synode, unter dem Kaiser Konstantin d. Gr., von 318 h. Vätern, gegen den gottlosen Arius, der unsern Herrn Jesum Christum lästerte (und) den die h. Väter verfluchten, und (folgende) Kanonen dabey niederschrieben. Der ersten Synode zwanzig Kanonen. Kanon 1 u. s. w. (Bev. I, p. 58—84. Text und Auslegung aus Aristenus.)

22) Kap. VI. Der h. Partikular-Synode von Ancyra fünf und zwanzig Kanonen. (Vorbericht aus Zonaras in Bev. I, 375, Text und Auslegung aus Aristenus Bev. I, 376—401.)

23) Kap. VII. Kanonen der h. Synode in Neu-Cäsarea. (Bev. I, 402. Vorbericht aus Zonaras und Balsamon. Text und Auslegung aus Aristenus.)

24) Kap. VIII. Der h. Partikular-Synode in Gangra zwanzig Kanonen. (Bev. I, 416, aus Zonaras und Aristenus.)

25) Kap. IX. Der h. Partikular-Synode zu Antiochien in Syrien ein und zwanzig Kanonen. (Bev. I. 429.)

26) Kap. X. Die h. Partikular-Synode zu Laodicea in Phrygien versammelte sich, indem aus verschiedenen Provinzen des Gouvernements von Asien viele selige Väter zusammentraten, die auch Kirchengebote niedergeschrieben, wie sie hier aufgeschrieben sind. Der Synode zu Laodicea acht und funfzig Kanonen. (Bev. I, 453.)

27) Kap. XI. Die h. ökumenische zweyte Synode war unter Kaiser Theodosius d. Gr. in Konstantinopel; indem 150 h. Väter zusammenkamen von verschiedenen Gegenden, gegen Macedonius den Geistbestreiter, und acht Kanonen niederschrieben. (Bev. I. 85.)

28) Kap. XII. Kanonen der h. dritten allgemeinen Synode, zu Ephesus, da 200 Väter zusammentraten. Vorbericht Bev. I. 99. Dann: Schreiben der h. Väter dieser Synode an alle Rechtgläubigen (Harduini Coll. Concil. I, 1622). Endlich Aristenus Text und Auslegung (Bev. I, 99—110).

29) Kap. XIII. Der h. vierten allgemeinen Synode zu Chalcedon dreyßig Kanonen (Einl. und Aristenus Bev. I, 111—150.)

30) Kap. XIV. Der h. Partikular-Synode in Sardika, d. h. in Sredza*) ein und zwanzig Kanonen. (Einl. nach Zonaras und Balsamon, Text und Auslegung nach Aristenus, Bev. I. 482—508.)

*) Der bulgarische Name für Sardica. Doch kann von dem hier und sonst vorkommenden Localkasus, v. Sredce, der Nominativ Sredetz, oder auch Sredek, oder Sredka geheißen haben. Für Sredka würde das griechische Sardica, Serdica, dagegen das Triaditza des Mittelalters für die Form Sredza sprechen. Triaditza halten wir für das gräzisirte Sredza. Der Russe Alexiejew nimmt zwar den Nominativ Sredètz an: aber man weiß aus Dobrowsky's Institt. linguae Slav., wie unkritisch Alexiejew's Kirchenlexikon ist. Heut zu Tage ist alles, Stadt und Name, verschwunden. Es war in der Nähe des heutigen Sofia.

31) Kap. XV. Der h. Partikular-Synode zu Karthago 138 Kanonen. (Bev. I, 505—680.)

32) Kap. XVI. Was geschehen ist in Konstantinopel mit Agapius und Gabadius, die um den Bischofthron von Bostra stritten, unter Arkadius, dem Sohne Theodosius d. Gr. (Bev. I. 678.) Ein Bischof kann nur von wenigst zwölf Bischöfen abgesetzt werden.

33) Die fünfte allgemeine Synode ward gehalten in Konstantinopel, im Jahre 6047 unter Kaiser Justinian. (Aus dem allgemeinen Vorbericht über die sieben ökumenischen Konzilien ist der Artikel über das fünfte hier wiederholt, nach der von Höschelius edirten Synopsis.)

34) Kap. XVII. Kanonen der sechsten allgemeinen Synode in Konstantinopel, in der Trulla (Kuppel) des Palastes, d. h. in einem Terem*) der kaiserlichen Paläste. Kanonen 102. (Bev. 152—283.)

35) Kap. XVIII. Kanonen der siebenten allgemeinen Synode, die sich abermal in Nicäa versammelte, zwey und zwanzig. (Ohne weitern Vorbericht, bloß Aristenus Text und Auslegung, Bev. 284—330.)

36) Kap. XIX. Kanonen der in Konstantinopel, in der Kirche der h. Apostel gehaltenen ersten und zweyten Synode, siebenzehn (an der Zahl). (Einl. aus Zonaras Text und Auslegung aus Aristenus, Bev. I, 331—355.)

37) Kap. XX. Drey Kanonen der in Konstantinopel, in der Kirche der Weisheit Gottes, d. i. in der h. Sophia, versammelten Synode, die die siebente Synode bestätigte. (Aristenus im Bev. I, 360—364.)

38) Kap. XXI. Des h. Basilius des Gr., aus seinem Schreiben an Amphilochius, Bischof von Ikonium, und an Diodorus u. A. gesandte zwey und neunzig Regeln. (Aristeni Text und Auslegung, in Bev. I, 50—376.)

39) Kap. XXII. Ebendesselben Basilius d. Gr. von der Zeit der Sündigenden**) sechs und zwanzig Kanonen, in Kurzem: Der über seine Diöcese hinaus ordinirt, werde ausgestoßen u. s. w. (Bev. Anh.)

40) Kap. XXIII. Ebendesselben Basilius d. Gr. wie viel und was für Oerter der Epitemien (sic) d. i. Strafen (Bußen) Statt haben. (Bev. ibid..)

41) Kap. XXIV. Eben desselben Basilius d. Gr. an (einen) Presbyter, vom Gottesdienste und der Kommunion, und von denen, die sich um die Bußen nicht kümmern. (Bev. ibid.)

---

*) Wenn die Uebersetzung der Kormczaia außer Rußland gemacht ist, wie selbst Karamsin zugibt, so ist dieser Terem (specula) u. dgl. doch gewiß russische Glosse, die hier in den Text gekommen, während sie in dem Inhalte am Rande geblieben war, wie's recht ist. Uebrigens ist terem selbst, das griechische τέρεμνος.

**) So ist Basilii περὶ τίτλου καὶ χρόνου ἁμαρτημάτων hier übersetzt. Es ist die Zeit gemeint, wie lange für jede Sünde gebüßt werden sollte.

42) Kap. XXV. Ebendesselben Basilius d. Gr. an Gregor den Theologen, von dem Mönchsleben. (Basil. ep. II. ed. Garn.)

44) Kap. XXVI. Des h. Dionysius Erzbischofs von Alexandrien, wie man am Charsamstage die Fasten lassen soll. (Bev. Anh.)

45) Kap. XXVII. Des h. Peter von Alexandrien, Priestermärtyrers, vierzehn Kanonen über die zur Zeit der Verfolgung Abgefallenen. (Bev. Anh.)

46) Kap. XXVII. St. Gregors, Bischofs von Neu-Cäsarea, des Wunderthäters, von denen, die Einfällen der Barbaren ausgesetzt waren. (Bev. Anh.)

47) Kap. XXIX. Des großen Athanasius, Erzbischofs von Alexandria, an Ammon den Mönch, von denen die des Nachts Aergerniß leiden. (Bev. II, und Anh.)

48) Kap. XXX. St. Gregors des Theologen, von den Worten*), von eben den (aus Athanasius hergezählten, kanonischen) Büchern. Erstens die Genesis 2c. (Bev. Anh.)

49) Kap. XXXI. Des h. Gregors von Nyssa**), an Litonius (sic) Bischof von Meletin (sic) Kanon und Vorrede. (Bev. Anhang.)

50) Kap. XXXII. Timothei, des Erzbischofs von Alexandrien, eines der 108 h. Väter, die sich in Konstantinopel gegen Macedonius versammelt hatten, und welcher Timotheus den Theophilus zum Thronfolger***) hatte, funfzehn Regeln. (Bev. Anhang.)

51) Kap. XXXIII. Theophili, des Erzbischofs von Alexandrien Katechese auf Theophania, das auf den Sonntag gefallen, vierzehn Regeln. (Bev. Anh.)

52) Kap. XXXIV. Kyrill's, Erzbischofs von Alexandrien, aus dem Schreiben an Domnus fünf Regeln, und andere Kapitel aus seinen übrigen Schreiben an Eulogius von Alexandrien. (Bev. Anhang, alle acht Absätze.)

53) Kap. XXXV. Ebendesselben (VI) Kapitel, vom wahren Glauben, gegen Nestorius. (Bev. II. Anhang.)

54) Kap. XXXVI. Weisungen aus den Episteln der h. Väter, gegen das Ordiniren um Geld (gegen die Simonie, würde der Abendländer sagen): a) Basilius d. G. Weisung an die Bischöfe seines Sprengels (Bev. II., 375). b) Genadius und die in dieser kaiserndes Stadt Konstantinopel versammelte Synode dem Mitknechte N. N. (ebenfalls gegen die Simonie, Bev. II. 181; nur hat der Slave auch alle Unterschriften der 72 Bischöfe mit aufgenommen). c) Des Patriarchen Tarasius Sendschreiben an Adrian, Papst von Rom,

*) So hat der unstudirte slawische Mönch ἐκ τῶν Ἐπῶν übersetzt, statt aus Gregors Gedichten. Ἔπος hat nämlich beyde Bedeutungen, und nicht jeder Dolmetsch kann Bücher dolmetschen.

**) Der Russe schreibt von Nissa, wobey der Slawe an Nissa in Serbien denkt.

***) Thronfolger, da auch des Bischofs Stuhl ein Thron ist.

über den nämlichen Gegenstand. (Bev. II. 184—188.) Aber nach den Belegen aus dem Leben Johannes des Guldenmundes folgt im Slawischen noch a) Isidors von Pelusium Sendschreiben an Bischof Eusebius, b) aus dessen Sendschreiben an den Lektor Timotheus, c) dessen an Bischof Eusebius, d) dessen, an den Presbyter Zosimus, e) dessen, an Bischof Leontius, f) dessen an Bischof Eusebius, g) dessen an den Archidiakon von Pelusium, h) dessen, an Eusebius, i) dessen, an Bischof Hermogenes, k) der heiligen und frommen Kaiser, Basilius, Konstantius und Leons, des achten Titels 13. Kapitels.

55) Kap. XXXVII. Aus dem Schreiben der Konstantinopler Synode an Martyrius, Bischof von Antiochien, wie man die Ketzer, die zur katholischen Kirche kommen, empfangen soll: (Bev. Anhang, beyde Artikel.)

56) Kap. XXXVIII. Artikel der großen Kirche, nämlich der heil. Sophia, besiegelt mit dem goldnen Petschaft Kaiser Justinians, von Sklaven, die sich in die Kirche flüchten. (Bev. im Anhang.)

57) Kap. XXXIX. Demetrius, Metropoliten von Cyzikus, von Jakobiten und Chazizaren. (Bev. im Anh.) a) von Mysalianern, die nun Bogomilen heißen. (Bev. ebend.)

58) Kap. XL. Peters Erzbischofs von Alexandrien, an den (Bischof) von Venetien. Es war eben dieser zur Zeit des Patriarchen Maximus. (Bev. Anh.)

59) Kap. XLI. Des seligen Schwarzrocks *) (Mönchs) Nilus Sendschreiben an den Presbyter Charillius, welcher die Sünder rauh anfiel, und sagte, daß die Beichte der Lippen zur Buße nicht hinreiche, wenn nicht auch Werke des Fastens dabey seyen. (*Nili* epist. III. 243. ed. *Allat.*)

60) 32 Besonders signirte Blätter: Alphabetisches Register.

61) Schmutztitel: »Zweyter Theil, enthaltend Kanonen der Väter, und der griechischen Kaiser Verordnungen.«

62) Zwey Blatt Inhaltsanzeige, die, wie im ersten Theile, bey jedem Artikel wieder einzeln vorkommt.

63) »Kap. XLII. Aus dem Bande der göttlichen neuen Gebote (Novellen) des in Gott seligen Kaisers Justinian, verschiedene Befehle, die gebührend mit den göttlichen und geheiligten Kanonen übereinstimmen, und zum Ueberflusse ihre Kraft geben; denen wir eine gewisse Ordnung und Zahl gesetzt haben, damit das gesuchte Kapitel bald gefunden werde, da sie, wie gesagt, aus verschiedenen Novellen zusammengestellt sind, wie hier geschrieben steht, mit der Synodal-Kanonen. (Inhaltsanzeige der folgenden 87 Kapitel aus Justinians Novellen.)

64) Erstes Gebot von den neuen Geboten des Kaisers Justinian, von den ersten und großen Gaben Gottes, und von der den göttlichen und geheiligten Kanonen zustehenden Ehre, und wie es sich zieme, Bischöfe oder Kleriker zu ordiniren, und von der übrigen Oekonomie der Kleriker, männlichen und weiblichen, und verschiedener anderen Nothdurften, deren Vor-

*) Im Slawischen noch ohne Verachtung; ein Weißer ist dafür der Laie.

reden kurz vorher niedergeschrieben, der 87 Kapitel 1, 2 u. s. w. Der griechische Codex XXXIII. der Moskauer Synodal-Bibliothek enthält, nach Matthäi's Katalogen, diese Auswahl aus Justinians Novellen griechisch, in 80 Kapiteln).

65) Kap. XLIII. 1. Novelle des Kaisers Alexius Komnenus. (Duo talia etc. aus der Nov. IX. *Leunclav*. II, 145.) 2. Eben desselb. sponsalium nuptiarumque Nov. III. *), *Euncl*. II, 126. 3. Ebend. Domine mi sancte aus Nov. IV, *Leuncl*. II, 132.

66) Kap. XLIV. Aus verschiedenen Titeln, d. i. Abschnitten von Kaiser Justinians Novellen, verschieden gewählte Titel. Vom ersten Titel, 9ten K.: So jemand den Ordinanden verleumdet rc.

67) Kap. XLV. Auswahl aus dem von Gott den Israeliten durch Moyses gegebenen Gesetze, vom Gericht und vom Recht, 50 Kapitel. Nicht nimm auf eitles Gerede rc. (*Cotelerii* Eccl. gr. mon. I, 1—27).

68) Kap. XLVI. »Gesetz, zu richten die Leute, des Kaisers Konstantin des Großen.

Vor allem Rechte gebührt es sich, vom göttlichem Rechte zu sprechen. Daher hat auch der h. Konstantin das erste Gesetz verfaßt und es überliefert, also sprechend: Jedes Dorf, in dem heidnische Opfer Statt haben, oder heidnische Schwüre, die soll man der Kirche Gottes überliefern mit allem ihren Vermögen; und so viel Reiche in einem solchen Dorfe sind, die Opfer und Schwüre thun, sollen verkauft werden mit allem ihren Vermögen, und der Erlös werde den Armen gegeben. 2) Bey jedem Streit, Gerede und Gerüchte, soll der Knes und Richter nicht anhören ohne viele Zeugen, sondern sprechen zu den Streitenden, Verleumdern und Lisplern: Wo ihr nicht Zeugen stellt, wie das Gesetz Gottes befiehlt, so erwartet die nämliche Strafe, die ihr gegen den Andern verlangt. Gottes Gesetz befiehlt es so, und wer dieses nicht hält, der sey verflucht rc. rc. 3) Von der Beute. Wer ins Feld zieht gegen den Feind, soll sich bewahren von allen feindseligen Reden und Thaten, und an Gott gedenken und beten, und Anschläge machen zum Kriege rc. — Den sechsten Theil der Beute nimmt der Knes, das Uebrige wird zu gleichen Theilen unter alle vertheilt, denn die Supanen haben genug an dem Theile des Knesen rc. 4) Wenn ein Verheirateter sich mit einer Sklavin abgibt, die liederlich sich zeigt, so soll sie in die Fremde verkauft, und der Erlös den Armen gegeben werden; er aber soll sieben Jahre in die Faste gegeben werden rc. 5) Der eine fremde Magd beschläft, soll ihrem Herrn 30 Stlias **) bezahlen, er selbst aber auf sieben Jahre in die Faste gegeben werden, wie wir gesagt haben rc. 6) Dem h**en Schwarzrock soll nach dem menschlichen Gesetze die Nase abgeschnitten, und nach dem Kirchengesetze eine Faste von 15 Jahren auferlegt werden« rc. und s. w. 32 Kapitel dieser seltsamen Apokryphe, deren Original Refn. noch nicht vorgekommen.

69) Kap. XLVII. Von den Frjagen (Franken) und von den übrigen Lateinern ***).

*) Die Phrygier dieser Novelle hat der Russe, dem immer die Franken im Kopfe stecken, auch zu Frjagen gemacht.

**) Am Rande erklärt durch: Gulden. Vielleicht sind es Schillinge.

***) Eine wahre pièce curieuse, wie man selbst sehen wird. Wir übersetzen sie so treu, als möglich, und sind daher unschuldig an ihrer Dunkelheit. In Stevart's Anmerkung zum Caleeas kommen

Der römische Papst und alle Christen des Abendlandes, außerhalb des Jonischen *) Meerbusens, Ittalier (sic), Longobarden und Friagen, die auch Germanen heißen, Amalfiner, Venediger, u. A. mit Ausnahme des Kalabrischen Stammes und des Alamanischen Volks: von diesen sind jene in nichts von den alten Heiden verschieden, sowohl an Gottlosigkeit als an Gräuelthaten [9]), die Kalabrer aber sind Christen und rechtgläubig seit lange und in den Gebräuchen der apostolischen Kirche auferzogen alle **) sammt dem Papst, und das vor langer Zeit sind sie außer der katholischen Kirche, den evangelischen und apostolischen Lehren und den Ueberlieferungen der Väter fremd, der barbarischen Gebräuche halber, an die sie sich halten; von denen die schlechteren und häufigsten diese sind: Der heiligen Glaubens-Form, die aus den Worten des Evangeliums verfaßt ist, und deutlich so vom h. Geiste spricht: »Und an den h. Geist, den Herrn und lebendigmachenden, der da ausgeht vom Vater,« haben sie noch zugelegt: »und vom Sohne,« böslich und ärgerlich, vermeinend, in der Enge ihrer Sprache so schön zu philosophiren über des h. Geistes Ausgehen vom Vater, und seine Sendung von des Sohns wegen zu uns, und daß Ausgehen und Sendung in nichts verschieden seyn ersannen sie barbarisch und unwissender Weise. Statt des Brots opfern sie azyma (Ungesäuertes), und verleumden den Apostel Peter und die heiligen Väter, als hätten sie von ihnen solche Tradition. Ihre Bischöfe ziehen zur Zeit des Krieges mit ins Feld, und schlagen sich an der Spitze Anderer [10]). Sie fasten an Samstagen; und wenn auf den Samstag Christi Geburt oder Heiligung fällt, so lösen sie die Faste nicht auf, des Festtags ungeachtet. Die große Faste beginnen sie vom Mittwoch der ersten Woche an zu fasten; in der Käsewoche lassen sie das Fleisch nicht; sie wissen gar nicht, was die Käsewoche ist. Sie fasten nicht in der großen Faste, sondern essen selbst am Chardonnerstag Eyer und Käse und Milch; ihren

---

ähnliche von Dominikaner-Missionaren mitgebrachte Schilderungen der occidentalischen Christen vor.

*) In beyden Auflagen steht i Onskia luki, statt Ionskia, durch die krasse Ignoranz der Herausgeber; ersteres würde heißen: außerhalb auch des Onischen Meerbusens.

9) Diese allgemeine Beschuldigung der Gottlosigkeit wider die Italiener und andere occidentalische Nationen in Bausch und Bogen mit Ausnahme der Kalabresen und des alemannischen Volkes, — welche Ausnahme jene erstern keinem anderen Umstande verdanken, als daß sie noch spät unter dem griechischen Kaiserthume standen; das alemannische Volk aber, der abenteuerlichen Vorstellung des Konzipienten zu Folge in Britannien ansäßig, dem Umstande, daß seine Knesen als wohlgesinnte Leute, wenn gleich mit den Päpsten ausgesöhnt, gegen die lateinischen Kaiser sollen Krieg geführt haben, wie Kap. 95 bedeutet wird — wäre wohl allein ein genügendes Maß für Beurtheilung der Kenntnisse und Gemüthsstimmung des Abfassers.
* *

**) Noch einmal: wir übersetzen getreu; im Original ist nach auferzogen kein Unterscheidungszeichen, wiewohl der Sinn einen Punkt verlangt.

10) Sie thaten das als weltliche Große, es möge aber nicht gelobet werden. Der griechische Metropolit von Montenegro that's noch in unsern Tagen, nicht ohne Ruhm bey den Seinen. * *

Kindern aber erlauben sie durch die ganze große Faste hindurch Milch, Käse und Eyer zu essen. Heiligenbilder malen sie nicht in ihren Kirchen (!), als nur das Kruzifix; und selbst das Kruzifix malen sie nicht mit Farben, sondern machen es ganz aus Einem Holze, oder in Stein geschnitzt, d. h. ausgehauen. Wenn sie in die Kirchen Gottes kommen, fallen sie mit dem Gesichte zur Erde, und so liegend flüstern sie; und nachdem sie mit dem Finger ein Kreuz auf den Boden gemacht, und es geküßt, stehen sie auf, und damit verrichten sie ihr Gebet. Die Mutter unsers Herrn J. C. heißen sie nicht Gottesgebärerin, sondern bloß h. Maria. In den heiligen Altar kann jeder, der will, hineingehen, auch zur Zeit ihres Gottesdienstes, er sey von welchem Geschlechte, Alter oder Stand er wolle; so daß auch Weiber, wenn sie wollen, sich auf die bischöflichen Thronen setzen; so fein wissen sie zu unterscheiden Heiliges von Unreinem. Ersticktes essen sie, und von Raubthieren Angefressenes, und Aas, und Blut und Bärenfleisch, und Fischottern, und Schildkröten, und wenn es sonst etwas noch Unreineres und Grauslicheres gibt. (!) Ihre Priester und Bischöfe machen ihre Kleidung nicht von Wolle, sondern weben sie mit rothen Fäden und kleiden sich buntscheckig; dabey tragen sie auch Ringe und Handschuhe; und auf dem rechten Handschuh malen sie eine Hand, wie aus den Wolken, und auf dem linken das Lamm Gottes. Und diese ihre Bischöfe taufen nur mit Wasser, nachdem sie Salz dem Täufling in den Mund gelegt, und speyen in die linke Hand, und nachdem sie mit der Rechten den Speichel zerschmiert, salben sie damit den Täufling (!) Die Getauften aber, wenn sie erwachsen sind und gesündigt haben, salben sie mit Oel, zur Vergebung der Sünden, und werden dafür angesehen, daß sie zweymal taufen. Auch machen diese ihre Bischöfe noch gewisse andere Reinigungen und sprengen sich tagtäglich zur Vertreibung dessen, den sie fürchten, jüdischen Bräuchen fröhnend. Mit allen fünf Fingern geben sie auf eine sonderbare Weise den Segen, und bekreuzen mit der Mitte des Daumens das Angesicht. Vom Mittwoch der ersten Fastenwoche bis zu Ostern singen sie gar kein Alleluja [11]). Diakonen, Priester und Bischöfe, wenn sie ordinirt sind, verlassen ihre Weiber; und allen Priestern unter ihrer Gewalt predigen sie, ihre Frauen zu verlassen; aber nicht allein nehmen die Priester diese Predigt nicht an, sondern heiraten, wenn ihnen eine Frau stirbt, öffentlich die zweyte, einige wohl auch die dritte, und liturgiren ohne Furcht fort.

Wenn ihre Bischöfe sterben, so lassen sie sie ganzer acht Tage unbegraben, bis die ganze Diözese zusammenkommt, (sich?) nach ihrem Brauch anzieht, und über ihn singt, und dann begraben sie ihn. Sie legen ihm aber die Hände nicht kreuzweise über die Brust, wie wir, sondern sie dehnen sie zur Hälfte an den Hüften hinab, und verkleben ihm Augen, Ohren und Nasenlöcher und den Mund mit Wachs. So machen sie es auch mit weltlichen Leichen. Ihre Priester lesen drey und vier Mal in Einer Kirche Messe, oder wo es sonst sich trifft, nicht unterscheidend Heiliges von Unreinem. Jeder, der seine Tochter dem Sohne eines Andern zur Ehe gegeben, nimmt von dort wieder seines Verwandten Tochter zur Ehe für seinen Sohn, oder Bruder, oder sonst einen Befreundten. Wird einer vom Kloster ein Bischof, so läßt (man) ihn ohne Furcht auch Fleisch essen. Ihre Mönche selbst, wenn ihnen nur eine kleine Unpäß-

[11]) Fürwahr alles sehr wesentliche, unheilbar trennende, und mit eben so viel Weisheit als Liebe beurtheilte Dinge!

lichkeit zustößt, essen Fleisch; im Kloster essen sie aber alle, auch Gesunde, Schweinfett. Die große Faste halten ihre Länder und die benachbarten nicht gleich; Polen z. B. neun Wochen, die andern acht, und wieder andre mehr, andre weniger; die Ittalier (sic) aber, d. i. die Römer, fasten nur sechs Wochen. Das Kreuz des Herrn haben sie sonst alle Tage in der Kirche und verehren es, und blicken es an, und küssen es unter Verbeugungen; aber in der heiligen und großen Faste beugen sie sich weder davor, noch blicken sie es an, sondern verstecken es an einem dunkeln Orte, nachdem sie es mit einem Tuche verhüllt. Damit lassen sie auch das Alleluja. Aber am Charsamstage enthüllen sie es abermal von dem dunkeln Orte, und zeigen ihn als einen vom Grabe Erstandenen vom Altare dem Volke, und auf einmal rufen sie alle zugleich mit lauter Stimme: Alleluja; und rufen so lange Zeit alle, wie wir,' am Ostersonntage: Christ ist erstanden. Während ihre Priester nach (ihrer) Ordnung Messe lesen, und auch zur Zeit der Verkündigung des h. Evangeliums, oder der heiligen Geheimnisse, wenn da viel Leute versammelt sind nach ihrem Brauch, sitzen sie da ohne (Gottes) Furcht und diskurriren mit einander. Die Kommunion machen sie nicht so wie wir, sondern, 'wie sie gesagt haben*), wer kommunizíren will, den küßt nur der Messe lesende Priester, und den Kuß nehmen sie statt der Kommunion.(?!) Ordinationen von Klerikern und Bischöfen nehmen ihre Hierarchen nicht immer vor, sondern nur vier Mal im Jahre, an bestimmten Tagen; indem das Jahr in vier Zeiten getheilt ist: Frühling, Sommer, Herbst und Winter. Die ersten Monate beobachten sie des Eintrittes Gemeinschaften**), nämlich März, Juny, September, Dezember, die sie die Veränderungen der vier Zeiten nennen, und in den ersten Wochen des Märzen, Juny, September oder Dezember am ersten Mittwoch ordiniren ihre Bischöfe die Kleriker zu Bischöfen, die sie wollen***).

70) Kap. XLVIII. Des Civilgesetzes verschiedene Kapitel, in vierzig Titeln. Erster Titel, von der Uebereinkunft der Verlöbniß****) ec. (Ist das von Harmenopulus erwähnte πρόχειρον νόμων Basilius des Macedoniers.)

71) Kap. XLIX. Der gläubigen Kaiser, Leo des Weisen, und Konstantins Kapitel, von dem Kontrakte der Verlobung und von Ehen und andern verschiedenen Rechtsgeschäften (Fängt mit ὁ δεσπότης καὶ ποιητὴς πάντων, Leuncl. II. 79 an, dann übergeht es sogleich zu Leuncl. II. 100—130.)

72) Kap. L. Von dem Sakrament der Ehe, d. h. der gesetzlichen Heirat. (Eine Anweisung für den Pfarrer, ganz jung, vielleicht

*) So stehts im Original: jakoże rjesza.

**) Wörtlich übersetzt. Der Sinn ist in Stevarts Codex, daß man in dem ersten Monate jeder Jahrszeit ordinire.

***) Man kann billig fragen, was mochte wohl Katharina II. und ihren Synod abhalten, diese u. a. Farcen gegen die Lateiner in der zweyten Auflage (1787) eben so gut wegzulassen, als die Schrift von Nikita ec. worüber sie im Vorbericht Rechenschaft ablegen.

****) Ueber die Auflösbarkeit der Ehe in der griech. Kirche enthalten C. J. Pratobevera's Materialien zur Gesetzkunde und Rechtspflege in den österr. Staaten, 1821, V. Band, eine erschöpfende Abhandlung aus älteren und neueren Quellen, vom Prof. Dolliner.

nach einem lateinisch-polnischen Muster, mutatis mutandis, verfaßt): Der Ehe rc. Geheimniß ist von Christo eingesetzt, zur rc.

73) Kap. LI. Von gottlosen Ehen, rc. (Leuncl. I. 197.)

74) Kap. LII. Bericht, d. i. Andenken der geschehenen kirchlichen Vereinigung unter Konstantin und Roman, während dieser Kaiser war, jener aber als Vater des Kaisers in Würde stand, das Kapitel 52. (Ist die Ἕνωσις, der tomus Unionis, in Betreff der dritten und vierten Ehe, s. Leuncl. und sonst.)

75) Kap. LIII. Kirchenkapitel und kanonische Fragen und Antworten der heiligen Synode, die gewesen in den Tagen des übergeheiligten und ökumenischen Patriarchen Nikolaus von Konstantinopel. Anfrage Johannis, Mönchs und Schweigers*) auf dem heiligen Berge und seiner Mitschwarzröcke †). (Neunzehn Fragen und Antworten. Zum Theil im Bev. aber hier vollständiger.)

76) Kap. LIV. Antworten des überseligen Metropoliten Nicetas von Heraklea auf die ihm vom Konstantin von Pamphilien vorgelegten Fragen. (Jus Graecoromanum v. Leuncl. I. 310.)

77) Kap. LV. Des h. Methodius, Patriarchen von Konstantinopel, Testament über die, so abgefallen oder sich verunreinigt haben, auf verschiedene Arten und verschiedenen Alters.

78) Kap. LVI. Kanon für die Priester, die nicht alle geheiligten Kleider anziehen, sey's aus Unverstand, sey's Stolz oder Trägheit.

79) Kap. LVII. Des h. Nicephor, Bekenners, von Konstantinopel, und seiner Mitbrüder, Kanonen von den kirchlichen Verrichtungen. (Vergl. Leuncl. I. 195.)

80) Kap. LVIII. Antworten Johannis, des geheiligtesten Bischofs von Kitros an den geheiligtesten Bischof Kabasilas von Dratsch (Durazzo). (Leuncl.)

81) Kap. LIX. Von der Ordination, d. h. von der bischöflichen Handauflegung bey einem neugeweihten Priester, ausgeschrieben aus den Kanonen der h. Apostel, und der h. Väter. (Eigentlich das Rituale zu diesem Akt.)

82) Kap. LX. Kanonische Antworten Timothei, Erzbischofs von Alexandrien.

83) Kap. LXI. Des heil. und großen Basilius Drohung an die Mönche.

84) Kap. LXII. Kanonen des nämlichen h. Basilius von Klosterfrauen.

85) Kap. LXIII. Bey Tische, verschiedene Warnungen heiliger Väter.

86) Kap. LXIV. Ebenfalls, aus dem neuen Testamente von Mönchen.

87) Kap. LXV. Von Aaronskleidern, und von der Löwengestalt, und vom Stichar und dem Gürtel, dem Podir, dem Ephud, und dem vierzipfligen Kleide und dem Saum und dem Kidar.

88) Kap. LXVI. Wie zu verstehen die Vereinigung beyder Testamente, des Priesterthums Christi und der Löwengestalt **).

---

*) Hesychasten?

†) Man vergleiche die Anmerkung pag. 255.

**) Druckfehler für: Des engelgleichen Mönchsanzugs.

89) Kap. LXVII. Erklärung vom Mantel des Patriarchen, und des Metropoliten und Erzbischofs, und was das heißt ein Patriarch, Metropolit und Erzbischof, und Bischof, Archimandrit, Hegumen und Protopop, Protodiakon, Presbyter und Diakon.

90) Kap. LXVIII. Des h. Anastasius, vom Berge Sinai, Fragen und Antworten über verschiedene Fälle. Erste Frage, über die Kommunion ꝛc.

91) Kap. LXIX. Timothei, Presbyters der großen Kirche, und Skevophylax der überreinen Gottesgebärerin in Chalkopratien (sic) von den Unterschieden derer, so von Ketzereyen zu unsrer wohlgläubigen Kirche kommen.

92) Kap. LXX. Des seligen Nikon, Hegumens vom schwarzen Berge *), aus dem drey und sechzigsten Traktate des ersten Buchs, und aus der Vorrede des zweyten Buches: Ausspruch von den göttlichen Kanonen, von den gotttragenden Synoden, und den einzelnen h. Vätern, die gewesen, wie Ein heiliger Geist gewirkt sowohl auf den Partikular- als den allgemeinen Synoden, und müssen daher bis an der Welt Ende die Christen dieser ihre Kanonen halten und bewahren, nicht aber sie für Ursachen von Sünden halten, und daß, wenn einer einige von den göttlichen Kanonen zu vereiteln oder zu verbieten anfängt, er schuldig ist nach solchem Kanon auch die Strafe zu empfangen.

93) Vier Blatt: Beschreibung dieses Buches, Kormczaia, und an den lieben Leser.

Gleichwie in der Schifffahrtskunde der sinnlichen Welt den Seefahrenden vor allem Andern die Steuermannskunst am nothwendigsten ist, und durch die Leitung des geschickten Steuermanns die Schiffenden gerettet werden: so ist auch auf dem Meere dieser Welt, in der Schifffahrtskunde der göttlichen Schrift, vor anderm den in dem Schiffe, ich will sagen, in der Kirche Christi befindlichen am unentbehrlichsten und nützlichsten die Steuermannskunst, d. h. die göttlichen Dogmen, d. i. der heiligen Apostel und der h. Väter der sieben allgemeinen und neun Partikular-Synoden Ueberlieferungen, die in diesem Buche dargelegten Kanonen, durch welche insgesammt unterwiesen und gerettet werden alle auf dem Meere dieses Lebens Schiffenden durch die Steuerung wahrhafter Künstler, ich meine der Hirten und Lehrer; leicht und sicher durchsegeln sie die von unreinen Geistern aufgeregten Abgründe und Wirbel, d. h. alle von ihnen in uns aufgeregten Leidenschaften, Seelenleidenschaften zusammt den leiblichen, und übersetzen in die stillen und windlosen Häven der ewigen Seligkeit des himmlischen Jerusalems. Daher hat dieses göttliche Buch, nach seiner vorsichtsvollen Kunst, und nach dem von uns darin zu findenden Verstand schön und würdig den Namen Kehrbuch erhalten; welches nun, am Ende der Welt meine ich, von denen, die den geistigen Acker haben, oder den Weg, oder den Stein, oder Dornen **), nicht

*) Nicht unser europäisches Montenegro, oder Ragusa, wiewohl dort auch griechische Mönche leben, sondern Nigromontes des Ptolemäus, in Arabien. Fabricius u. A. nennen ihn sonst den Nikon von Raithu, einer in der griechischen Legende sehr berühmten Einöde am rothen Meere. Sein Πανδέκτης existirt in mehreren Bibliotheken handschriftlich. Hier also ein Stück in slawischer Uebersetzung gedruckt! Ob er wohl ganz übersetzt ist?

**) Der russische Koncipient, vielleicht Nikon selbst, hat das Gleichniß vom Sämann des Evangelii im Sinne.

verachtet und getreten sehen konnte der weise steuernde Steuermann, und vielverständige Künstler, der das Zepter des großen Rußlands behauptet, der religiöse Herr Zar und Großfürst Alexij Michailowitsch, sondern wollte zu seinem klugen und weisen Steuern seines Zarthums, zu besserm und trefflicherm Richten des neuen Israels, nicht des aus Aegypten, sondern des, von der grimmigen Sünde fliehenden, auch dieses geistliche Lehrbuch hinterlassen, wie ein zweyter Moyses mit Aaron, ich meine mit dem heiligsten großen Joseph, Patriarchen von Moskau und ganz Rußland, nachdem er es von Gott erbeten, und früher mit Gottes Finger in die Tafeln seines Herzens gegraben, gab er es dann auch durch den Druck heraus, zur Abhauung der Bosheit; denn da er sah, wie auf dieses Schiff, ich meine die Kirche Christi, die mit seinem glorreichen Blute erkauft worden vom Fluche des Gesetzes, eindrangen die Wogen des Feindes, und schonungslose Wölfe es ohne Erbarmen verschlingen wollten, ich meine eher die Papisten, welche in Wahrheit Wölfe heißen, wie ich glaube, daß auch der h. Paulus ihrer gedenkt, als er einst zu den Popen von Ephesus also sprach: »Ich weiß, daß nach meinem Hingange werden unter euch kommen gräuliche Wölfe, die der Herde nicht verschonen werden; auch aus euch selbst werden aufstehen Männer, die da Verkehrtes reden, die Jünger an sich zu ziehen.« u. s. w. Diese Verkehrtes redenden nun haben Manche nach sich hingeneigt, und sie sehr entfremdet von Gott und den vier ökumenischen Patriarchen dadurch, daß sie ihren göttlichen Dogmen sich widersetzt, und noch mehr diesen Kanonen der h. Väter, und nicht etwa in einem ungefähren Kapitel des Glaubens gefehlt, sondern gerade in dem bedeutendsten und dem Haupte der übrigen Ueberlieferungen, zu sagen nämlich, daß auch vom Sohne ausgehe der h. Geist, und mit altem, von Christo ganz entblößtem ungesäuertem Brote das unblutige Opfer zu vollbringen! Und mehr dergleichen Uebels ist von ihnen (den Papisten) aufgekeimt, wovon wohl manche noch Lebende, meine ich, sich berauschen werden vom Weine des Ehebrechens, d. i. ihrer Lehre, wie in der Apokalypse schreibt (Johann) der Theologe sprechend: »Und es kam einer der sieben Engel, die die sieben Schalen hatten, und sprach zu mir: Komm, daß ich dir zeige, das Urtheil der großen Hure, die da sitzt auf vielen Wassern; mit welcher gehurt haben die Könige auf Erden, und die da wohnen auf Erden sind trunken worden von dem Weine ihrer Hurerey [12]). Ich meine

[12]) Statt dieser zarten Gemüthsergießung gegen die Kirchen Europa's mitten unter den schönsten christlichen Sittensprüchen hat sich der Konzipient wohl gehütet, in die Erörterung der Fragen über die Form der kirchlichen Entscheidungen einzugehen, wie z. B. jene, wie es denn eigentlich möglich gewesen, daß der untheilbare und sichtbare Körper der orthodoxen Kirche ohne Haupt, und ohne Einheit gebende Autorität denselben untheilbaren und sichtbaren Körper der Kirche mit dem Haupte und Mittelpunkt von sich ausstoße? — oder: wie der ökumenische Patriarch den ökumenischen Papst, der gleichsam delegirte Inhaber eines großen Theils des Papstthums den ganzen Papst entthronen, oder der anmaßlich gleichberechtigte der allein berechtigte seyn konnte? — oder warum die Tochter Neu-Rom in geistlicher Hinsicht, und in der Repräsentirung des Ansehens Petri besser seyn wollte, als die Mutter, von welcher sie nur einen Ausfluß und Fortpflanzung ih-

aber eher die Sarmaten und Zißaren*), Franzosen und Spanier, ich will aber auch die Unsrigen ein wenig berühren, die die Ordination erkaufen. Daher gedachte er der Worte des Propheten, die auch Christus unser Herr einst gesprochen: »Der Eifer um dein Haus verzehrt mich,« und legte ihm (dem Eifer?) zum Beystand diese Steuermannskunst vor, dieses Buch meine ich den Steuermännern der Kirche, den (Ober-) Hirten und guten Lehrern, gegen diese grimmigen Wogen, ich meine die Ver-

res alten Vorrangs überkommen hatte? oder endlich warum der jüngste der Patriarchen größere Autorität, als ein jeder der vier älteren anzusprechen hatte? — Und überhaupt, wenn es eine definitive, göttlich begründete Autorität für Glaubensentscheidungen, auch in den bestrittenen Punkten gab, welche ewige Form, welches Grundgesetz der Kirche denn jenes Entscheidungsrecht dem Bischof von Byzanz einräumte? Hätte es aber keine solche Entscheidungsquelle in Betreff der kontrovers gewordenen Punkte gegeben, warum denn die Lehre des Occidents und vieler orientalischen Bischöfe von Photius oder Michael als arge Ketzerey verschrien werden konnte, oder weniger gelten sollte, als ihre und jedes andern Lehre? — Es wäre übrigens der Mühe wohl werth, im Zusammenhange nachzuweisen, welche Kunstgriffe angewendet wurden, um die Ansprüche der Bischöfe von Konstantinopel neben und gegen das anerkannt-gewichtvolle Vorrecht derer von Rom einzuführen, welche Mittel man brauchte, um die Zustimmung oder Konnivenz der letzteren entweder zu erreichen, oder doch daran glauben zu machen, und durch welche Wendungen des Ausdrucks man jenen Vorrang und oberste Würde anerkannte, und doch zugleich die Behauptung der gleichen Würde für sich bezielte. Gegenüber von Rom handelte es sich von Konstantinopel aus nicht etwa über die Gränzen der päpstlichen und der bischöflichen Macht, nicht über das Verhältniß des vergleichungsweise monarchischen zum aristokratischen Theil der Kirche; im Gegentheil waren die Vorrechte des Primates selbst die Grundlage der Ansprüche der Patriarchen von Konstantinopel. Aber es handelte sich davon, gleichsam ein zweytes Papstthum zu gewinnen, und nach und nach das ältere zu beseitigen. Man war bestrebt, von der obersten Würde der Kirche, welche ihrer Natur nach Eine ist, weil sie Einheit geben soll, einen so großen Antheil und so independent an sich zu bringen als möglich. Die Anmaßung, das alte Rom zu anathematisiren, war die letzte Entwickelung jenes Bestrebens, und es ist kein Zweifel, daß wenn die Kaiser ihre Herrschaft über den Occident behauptet hätten, die Patriarchen von Konstantinopel den geistigen Primat über den Occident für sich würden ausdrücklich vindizirt haben, wie es im Grunde schon in jener Anmaßung des ausgesprochenen Anathema über Rom, und z. B. in dem Gruß lag, den Photius sich sagen ließ, daß er die Sorge für die ganze Welt nach der Norm Christi erhalten habe (συμπαντος κοσμου επιςασιν etc.). **

*) Der Konzipient scheint die römisch-deutschen Kaiser (polnisch cysarz) zu meinen. Die Sarmaten sind die Polen. Dieser Konzipient mahnt an den »von den Frjagen.«

folger der Kirche, diese Papisten, und neue Simoniaten*); sintemalen auch der Arzt mit Fleiß dort Pflaster auflegen muß, wo die körperliche Wunde ist, der Krieger aber sich wapnen, und tapfer sich rüsten soll dort, wo der Feinde Kampf ist; so müssen auch die Steuerkünstler die Erfahrung ihrer Kunst zeigen zur Zeit des Sturms, und widriger Winde. Und er befahl sie (diese Kormczaia) zu drucken, zur Ehre und Verherrlichung der überheiligen einen und untheilbaren Dreyfaltigkeit des Vaters, Sohns und h. Geistes, und zum Ruhm und Bewunderung seiner zarischen Majestät von Geschlecht zu Geschlecht, und zur Erleuchtung und Unterweisung der Rechtgläubigen. Daher ihr rechtgläubigen Leser alle, besonders aber du Priester und Diener Gottes, reinige all dein Sinnliches, und zieh an alle göttlichen Waffen, blicke und wende dein geistiges Auge dorthin, von woher der Teufel, brüllend wie ein Löwe herankommt, suchend die Kirche Gottes zu zerreißen; rüste dich zum Kampfe tapfer, dich unterwerfend der starken Hand Gottes, und nichts wird dir schaden können. Sieh daher und gib wohl Acht auf dieß: denn zum Hüter seiner Kirche hat dich der Herr bestellt, wie der Prophet spricht: »Und du, Menschenkind, ich habe dich zu einem Wächter gesetzt über das Haus Israel: und du wirst es aus meinem Munde hören und ihnen predigen von mir aus. Wenn ich nun dem Sünder sage: Sünder! und du sagst ihm solches nicht, daß er sich warnen lasse, und dem Gottlosen, daß er umkehre von seinem Wege und lebe: so wird der Gottlose sterben in seiner Gottlosigkeit, aber sein Blut will ich von deiner Hand fodern. Warnst du aber den Gottlosen vor seinem Wege, daß er umkehre, und er thut es nicht, so wird er in seiner Gottlosigkeit sterben, du aber hast deine Seele gerettet.« Dich aber bitte ich noch insbesondere, rechtgläubiger Leser und Gefährte, der du von dem Geräusche und den Sorgen des Lebens umhergeworfen und umgeben bist, wohl unterwiesen oder auch nicht, lies die göttlichen Worte mit Liebe; denn süßer sind sie als Honig, wie denn der göttliche Prophet spricht: »Wie süß sind meinem Schlunde deine Worte, süßer denn Honig sind sie meinem Munde.« Und (so) wirst du entgehen können der Schlinge der autonomen List. Denn vielfach sind die teuflischen Künste und hinterlistigen Skandale, »denn sie machen ihre Worte weicher wie Oel, und doch sind es Pfeile« (Ps. 54); denke an Christi Wort, so er sprach: »der es zu fassen vermag, fasse es, denn nicht eine Gabe nur des h. Geistes wird allen gegeben, sondern nach Maß. Du aber fasse, soviel du vermagst, und denke nicht fleischlich hoch; denn fleischlich gesinnt seyn, ist der Tod, geistlich gesinnt seyn aber Leben und Friede. Und wenn auch in diesen Schriften einiges nicht leicht Verständliche ist, das Ungelehrten, und die den Sinn nicht geübt haben zum Unterscheiden des Guten und des Bösen, zum Anstoß und Aergerniß dient, so bitte du dagegen den, der allen gibt, um geistliche Weisheit, und lies fleißig, eifrig im Lernen, ob nicht auch dir Gott Jemand sendet zu deiner Unterweisung, wie einst Philippum zu dem mächtigen Eunuchen. An die Religion und Ueberlieferung der Kirche halte dich ohne Bedenken, und erwirb dir deren Tugenden. Als Anfang aber aller Weisheit habe immer im Herzen die Furcht des Herrn etc. (und dergleichen schöne Lehren mehr, durch sechs und vierzig Zeilen). Amen. — Es begann aber gedruckt zu werden dieses gottgehauchte Buch, Kormczaia, griechisch Nomokanon, sla-

*) Er mag Simoniaci von Polen gehört haben?

wisch Gesetzesregel, auf Befehl des wohlgläubigen und wohlgebornen Herrn Zars und großen Fürsten Alexej Michailowitsch, Selbstherrschers von ganz Rußland, und nach dem Rathe und Segen seines geistlichen Vaters und Beters, des großen Herrn und heiligsten Joseph, Patriarchen von Moskau und ganz Rußland, im Jahre 6158, des Monats November am siebenten Tag, als dem Gedächtnißtage der heiligen drey und dreyßig Martirer in Meletin, im fünften Jahre des Zarthums des Herrn Zars und großen Fürsten Alexej Michailowitsch von ganz Rußland, und im achten Jahre des Patriarchats seines Vaters und Beters, des großen Herrn heiligsten Joseph, Patriarchen von Moskau und ganz Rußland. Es sey aber euch, christgenanntem Erbe, allen bekannt, daß, um das Band des kirchlichen Friedens im Geiste der Sanftmuth fest zu bewahren, und damit nicht aus Zwietracht Streit entstehe in dem Körper der Kirche, man dieserwegen viele Uebersetzungen dieses heiligen Buches, Kormczaia, zur Zeugenschaft der Druckarbeit gesammelt habe, darunter eine von den übrigen in den vorhandenen Kanonen stärker (war), am meisten aber gab jenem Buche Zeugenschaft die griechische Kormczaia des Paißios, Patriarchen der h. Stadt Jerusalem, die von alten Schreibern geschrieben worden vor vielen Jahren, und welcher Patriarch Paißios zu jener Zeit in der kaisernden Stadt Moskau sich befunden*). In den Erläuterungen aber der h. Kanonen stimmen sie in allen Uebersetzungen vollkommen überein. Und als, mit Gottes Gnade, dieß heilige Buch, Kormczaia, ausgedruckt ward, dann gab ihm, um des wahren kirchlichen Verbandes und der Eintracht willen, und damit kein Zwist wäre in der Kirche Gottes, seine Zeugenschaft der große Herr, von Gottes Gnaden heiligster Nikon, Patriarch der kaisernden Stadt Moskau und des ganzen großen Rußlands, mit seinen Söhnen und Mitdienern im h. Geiste, den übergeheiligtesten Metropoliten, Erzbischöfen, Bischöfen, Archimandriten und Hegumenen; und was durch Druckfehler unrichtig war, das alles haben sie berichtigt, und zu Einer Harmonie verbunden. Und so sind, auf Befehl des großen Herrn Zars, und großen Fürsten Alexej Michailowitsch, Selbstherrschers von ganz Rußland, und mit dem Segen seines Vaters und Beters, des großen Herrn, von Gottes Gnaden heiligsten Nikons, Patriarchen von Moskau und dem ganzen großen Rußland, von diesem heiligen Buche 1200 Abdrücke ausgegeben an die h. Kirchen Gottes, zur Mehrung der Glorie des großen in Dreyheit gelobten Gottes, und der überreinen Gottgebärerin und aller Heiligen, und zur Unterweisung und Besserung der geheiligten Oberpriester und Priester und übrigen Kirchen-Zöglinge, und allen rechtgläubigen Christen zur Seligkeit; so wie die Harmonie und Eintracht der guten Verfassung der Kirche, was sie hält nach der Ueberlieferung der h. Apostel und der h. gotttragenden Väter, der sieben allgemeinen, und der übrigen Partikular-Synoden, im Jahre 7161**), am 15. Juny.

94) Acht Blatt. Des ersten Christen unter den Kaisern, des heiligen und seligen und apostelgleichen großen Kaisers Konstantin,

*) Ob dieser Kodex vom Patriarchen Paisius den Russen abgelassen worden? Und etwa in der Synodalbibliothek noch vorhanden (1812 nicht verbrannt) ist?

**) J. C. 1653.

sein kaiserlicher Befehl, gethan und gegeben der h. katholischen und apostolischen Kirche: Im Namen der h. und untheilbaren Dreyfaltigkeit rc. (Sind die in den Clementinis, Coloniae Agripp. 1549, Fol. S. 471 und 475 lateinisch vorkommenden (apokryphen) Confessio und Edictum Constantini magni, deren Aufnahme in die gottgehauchte russische Kormczaia einen Grafen de Maistre allerdings sehr angenehm überrascht hätte.)

95) Vier Blatt. Vom römischen Abfalle, wie sie abgestanden von dem wahren Glauben und der morgenländischen Kirche *).

Unter dem Kaiser Konstantin und seiner Mutter Irene, ward Andrean **) Papst in Rom, der auch auf dem siebenten ökumenischen Konzilio gewesen, zur Bestätigung der Verehrung der ehrwürdigen Bilder. Nach Andrean aber ward Papst in Rom Leo. Diesen Leo aber beneideten die Verwandten Andreans, und verjagten ihn vom Throne und aus Rom. Papst Leo aber sandte nach der Kaiserstadt ***), zum Kaiser Konstantin und seiner Mutter, um Hülfe von ihnen zu erbitten; fand aber keine, weil damals in Zargrad ein Aufstand war zwischen dem Kaiser und seiner Mutter. Auch waren Feinde im Anzuge vor Zargrad. Daher ging der Papst ins Land der Frjagen (Franken) zum frjagischen Riga ****), Karul. Karul aber reichte der Hilfe große Hand, und stellte den Papst wieder her in Rom, und setzte ihn auf den Thron. Papst Leo aber machte es mit den Bischöfen und den römischen Knesen ab, in Rom †) wieder einen frommen Kaiser einzusetzen, auf daß abermal das Zarthum von Rom ausgehe. Und diese Gnade ††) gab der Papst dem Karul. Papst Leo lud daher den Ketzer Karul ein und krönte ihn nach griechischem Gesetze zum Zarthum in Rom, doch mit Beymischung von jüdischen Gesetzen, und ich weiß nicht in welcher Absicht, salbte er ihn von Kopf bis zu den Füßen. (?) So riß nun das vorige Band zwischen den zwey Städten (des Reichs), zwischen Mutter und Tochter trat das Schwert, trennend und abhauend mit Waffengrimm die wohlgestaltete Jungfrau, Neu-Rom, die kaisernde Stadt, vom alten Rom. Karul aber, wiewohl er von Vater und Großvater her ein Christ hieß, und Christi Gesetze ehrte, brachte doch Priester mit und Lehrer, die insgeheim an sich hatten die Ketzereyen des Apollinaris, Macedonius, Severus, Dioskorus, Origenes und Eutyches; (!) und sie fingen an das Volk des Herrn zu verkehren, und zu lehren, nicht nur heimlich, sondern auch öffentlich, als vom Kaiser unterstützt, und sprechend, daß vom Vater und vom Sohne ausgehe der h. Geist; auch opferten sie Ungesäuertes, und (trieben) andere Ketzereyen mehr. Als aber Papst Leo sah, wie das Volk Gottes zu Grunde ging,

*) Abermal eine pièce curieuse!

**) Er meint den Papst Hadrian.

***) Slawisch: Zargrad, so heißt noch jetzt bey den Bulgaren und Serbiern Konstantinopel.

****) Riga, der neugriechische Nominativ vom lateinischen Rex (Ῥήξ), welchen Titel allein die Etiquette der βασιλεῖς von Konstantinopel den »barbarischen« Königen zuerkannte.

†) Der Grieche meint, daß der neue Kaiser auch in Rom selbst residirte.

††) Blagodat'; so ist das feudale beneficium vom Griechen (und, durch diesen, vom Slawen) übersetzt.

weil es Gefallen fand an ihren Lehren, und in Rom keine weisen Lehrer hatte, um solche ketzerische Lehre abzutreiben, wollte er nach Zargrad senden um solche Weise, konnte es aber nicht, weil damals Bilderstürmerey war in Zargrad, von Seite des Zars Theophilus. Er schickte aber nach Jerusalem zum Patriarchen Thomas, daß er ihm verständige Männer schicken möchte, die solche Ketzerey beschämen und hintertreiben könnten. (!) Der Patriarch von Jerusalem nun suchte aus und schickte nach Rom den Michael, Protosyncell der großen Kirche, und seine Mitschüler, die Brüder Theophanes und Theodor, und den Job. Sie aber erwählten*) unterwegs, nach Zargrad zu gehen, um den Bilderstürmer, Kaiser Theophilus zurecht zu weisen, und das Volk Gottes in der Sache der ehrwürdigen Bilder zu bestärken. Und sie kämpften viel, um der Religion willen, den Zar zurechtweisend. Zar Theophil aber litt nicht die Zurechtweisung der Heiligen, Michaels, Theophanes und Theodors, und befahl sie zu fahen und zu martern, und zerfetzte ihre Leiber mit Rindssehnen. Und St. Michael und mit ihm auch Job, gaben in diesen Martern ihre Seelen dem Herrn wieder, in Konstantinopel; die Geheiligten, Theophan und Theodor aber verwundete er, und verbrannte ihre Gesichter bis an die Wimpern und diese selbst folgender Maßen. Er machte eine eiserne Tafel, und schrieb darauf Buchstaben in jambischen Versen des Inhalts: »Jedem, der zu dieser Stadt pilgern wollte, d. h. nach Jerusalem, wo die überreinen Füße (Christi) gestanden zur Auferstehung der Welt, wurden offenbar dieses verehrungswürdigen Ortes böse Gefäße der übeldämonischen List, — so nannte er die Heiligen, Michael**) und Theophan und Theodor, — und da sie dadurch viel Unglauben veranlaßt, Schändliches und Böses durch ihre gottlose Gesinnung, jagte man sie weit hinweg, als Abtrünnige, d. h. von Jerusalem. Als sie aber nach dieser herrschenden Stadt gekommen, d. h. nach Zargrad, enthielten sie sich bösen Mordes nicht; daher wurden auch ihre Gesichter gebrandmarkt, als von Uebelthätern, und sie werden verurtheilt und verjagt von hier« ***). — Und (so) schickte sie der Kaiser

*) Schöne Gesandte, die entweder keine Instruktion haben, oder keine halten! Zur Ehre der Heiligen weiß aber nicht einmal die Legende etwas von ihrer Sendung nach Rom.

**) Aber Michael war ja bereits todt?

***) In Combefis Antiquit. Constant. kommt das Leben dieser zwey Heiligen vor, die von dieser jambischen Brandmarkung γραπτοὶ heißen. Theodor selbst beschreibt sie in einem Briefe an den Bischof von Cyzikum. Der Kaiser war selbst zugegen, und ließ sich die Jamben vom Verfasser vorlesen. Freylich mag diesen des Kaisers Kompliment: »Die Verse seyen zwar schlecht, aber für ihre Bestimmung schon gut genug,« eben nicht angenehm gekitzelt haben. Hier sind die Jamben selbst:

Πάντων ποθούντων προςρέχειν πρὸς τὴν πόλιν,
Ὁπου πανάγνοι τῶ Θεοῦ Λόγου πόδες
Ἔςησαν, εἰς σύςασιν τῆς Οἰκουμένης,
Ὤφθησαν οὗτοι τῷ σεβασμίῳ τόπῳ
Σκεύη πονηρὰ δεισιδαίμονος πλάνης,
Ἐκεῖσε πολλὰ λοιπὸν ἐξ ἀγνωσίας.
Πράξαντες αἶσχρα δεινὰ δυσσεβοφρόνως
Ἐκεῖθεν ἠλάθησαν ὡς ἀποςάται.

ins Elend; und dort schied Theodor ab zum Herrn; und bey seinem Verscheiden wurden Engel singend gehört, und er selbst mit ihnen singend. Theophanes aber blieb im Elend bis zum Tode Theophils. Aus solcher Ursache nun kam der h. Michael, Proto-Syncell der h. Kirche von Jerusalem, mit seinen Jüngern, nicht Einer von ihnen nach Rom [13]). Papst Leo aber, da er so das Volk Gottes verderben sah durch die vorgenannten Ketzer Karuls, und ihm nirgendsher Hülfe ward, und er in Verlegenheit war, was er thun sollte, — so schrieb er auf Tafeln das Bekenntniß des wahren Glaubens, und stellte es an der Wand der Kirche auf, damit die Eintretenden sprächen (läsen?) bekennend den Sohn vom Vater gezeugt, und den h. Geist vom Vater ausgehend. Dieß that er zur Stärkung der Gläubigen, und zur Widerlegung der Karulischen Ketzer. (!)

Nach Leo's Hinscheiden aber ward Papst, Benedikt. Dieser, ein Lateiner von Geburt, und kundig beyder Literaturen, der griechischen und der lateinischen, schrieb das Glaubensbekenntniß in beyden Sprachen auf, d. h.: Ich glaube an einen Gott (xc.), und befahl allen Christen (so) zu sprechen, Lateinern sowohl als Griechen, zur Widerlegung vorbesagter Ketzer, und ihre Hinterlist nicht anzuhören. Es schrieb aber Papst Benedikt an die vier Patriarchen, von Zargrad, Alexandria und Jerusalem *), nach seinem Tode die Päpste nicht in die Kommemoration der Kirche aufzunehmen, bis sie sich brieflich bekennen, wie sie glauben; (!) denn, spricht er, es hat in Rom Wurzel gefaßt eine arge Ketzerey, und sie alle eilen dem Untergange zu, indem sie sklavisch den heiligen Geist verehren, sprechend, daß er vom Vater und dem Sohne ausgehe, und Ungesäuertes opfern und andere arge Ketzereyen säen [14]). Auf Papst Benedikt aber folgte er-

Πρὸς τὴν πόλιν δὲ τοῦ Κράτους πεφευγότες
Οὐκ ἐξαφῆκαν τὰς ἀθέσμους μωρίας.
Ὅθεν γραφέντες ὡς κακοῦργοι τὴν θέαν
Κατακρίνονται, καὶ διώκονται πάλιν.

Die langweiligen Jamben hatten nicht Platz auf dem Angesichte der Heiligen; und da überdieß Abend ward, so ging man aus einander.

13) Man wolle sich erinnern, daß die ganze Einschaltung von den erwähnten Martyrern nur dazu dienen soll, begreiflich zu machen, warum der arme Papst Leo der rettenden Hülfe beraubt wurde gegen die vermaledeyten Ketzer des Knesen Karul.

*) Machen erst drey; der vierte, von Antiochien, ist vergessen, wie in der Bulle vom russischen Patriarchate.

14) Vielleicht ist hier nur ein entfernter Nachklang von den erweislichen Verfälschungen päpstlicher Schreiben und erdichteten Dokumenten; gegen welche sich z. B. auch Papst Nikolaus I. verwahrte, indem er von seinem wichtigen Schreiben an den Kaiser, welches auch seinen Legaten zur Instruktion diente, eine Ausfertigung zurückbehielt: zum künftigen Zeugniß, wie er später schrieb, »da wir schon damals argwohnten, daß unser Schreiben möchte verfälscht werden, wie wir es nachher erfahren haben, da einiges hinzugesetzt, vieles verändert, manches weggelassen wurde.« — Und wogegen er bey seinem späteren Schreiben an den Klerus von Konstantinopel für nöthig fand, ein ausdrückliches Anathema beyzufügen: »Wer dieses unser Sendschreiben zu Konstantinopel lieset, und etwas daraus denjenigen, an welche er dasselbe gerichtet findet, ver-

stens Andrean, zweytens Leon, drittens Stephan, viertens Paschal, fünftens Eugenius, sechstens Valentin, siebentens Gregor, achtens Sergius, neuntens Leon, zehntens Iwan (Johann) Englisch *) von Geburt, eilftens Benedikt, zwölftens Patriarch Niklas, (in Zargrad aber war zu selber Zeit Photius Patriarch, der zur Zeit Kaisers Basilius des Macedoniers lebte), dreyzehntens Andrean, vierzehntens Joannes, funfzehntens Martin, sechzehntens Andrean, siebenzehntens Stephan; diese alle waren wohlgläubig und eines Sinnes mit den vier ökumenischen Patriarchen [15]). Nach

hehlt, der sey Anathema. Wer dasselbe dollmetscht, und beym Dollmetschen etwas daran abändert, oder davon wegläßt, oder dazu thut, ausgenommen das, was die griechische Sprachweise erfordert ..... der sey Anathema.« Gegen solche Verfälschungen erließ das unter Hadrian II. und Basilius in J. 870 zu Konstantinopel gehaltene Konzil den 6. Kanon; sie wurden aber unter Johann VIII. bekanntlich in arger Weise wiederholt. — Eben so bekannt ist, daß die Zustimmung der päpstlichen Gesandten einige Mal theils erdichtet, theils auch wirklich von denselben im Widerspruch mit ihren Instrukzionen durch Drohungen oder Bestechungen erwirkt wurde. Es fand dieß Statt bey den Legaten Badoaldus und Zacharias unter Nikolaus I. und beym Eugenius und Petrus unter Johann VIII., wovon jene der Absetzung des Ignatius und diese den Synodal-Beschlüssen von 879 zugestimmt, wenigstens den Anmaßungen des Photius sich nicht widersetzt hatten. Von Jenen schreibt Nikolaus I. selbst, daß er mit der Synode sie verurtheilt und abgesetzt habe, weil Radoald nicht habe erscheinen wollen, Zacharias aber mündlich und schriftlich bekannt habe,« daß er unterlassen hätte, was ihm von uns aufgetragen worden war, und gethan, was ihm verboten worden war rc. « Und auch die letztern anathematisirte und entsetzte bey ihrer Rückkehr Papst Johann VIII., wie er auch den Photius selbst anathematisirte. — Und so wie Nikolaus I., Hadrian II. und Johann VIII., so haben auch die folgenden Päpste Marinus, Hadrian III., Stephan VI. und Formosus den Photius anathematisirt; so daß Formosus also die Reihe von denen, welche diesen Beweis von Schlechtgläubigkeit im Sinne der Kormczaia gaben, nicht anfängt, sondern vielmehr schließt. — Doch wozu Bruchstücke von echter Geschichte in eine Mosaik von Fabeln?

* *

*) Im Griechischen wird Ἀγγλικὸς gestanden haben. Der unwissende russische Uebersetzer, der von England nichts wissen mochte, nahms für Ἀγγελικὸς und übersetzte Angelskij, d. i. Angelicus.

[15]) Das einzige, was, wie es allbekannt ist, dieser vermeinten Sinnesänderung der Päpste in der wahren Geschichte entspricht, ist, daß zu Rom (woselbst die gegen anderswo herrschend gewordenen Irrlehren ad dogma fusius explicandum in die Symbola aufgenommenen Ausdrücke vor dem neunten Jahrhundert überhaupt nicht bey der Messe erwähnt wurden) auch erst seit dieser Zeit das Symbolum mit dem Zusatz: filioque abgesungen wurde. Die vollgültige Richtigkeit desselben hatten die Päpste auch vorher ausdrücklich anerkannt, und sich des nämlichen Ausdrucks von Alters her bedient. So hatte Leo der Große geschrieben, qui ab utroque procedit; und gleicherweise Gregor der Große de Patre procedit et Filio (Homil. 26. in Evang. c.

Papst Stephan aber, zur Zeit Kaisers Leo des Weisen des Sohnes von Basilius, ward in Rom Papst Formosus, der von den Galatern hergekommen, an sich habend die Ketzerey des Apollinaris, Macedonius und des Origenes, und die andern versteckten Ketzereyen jener Karul'schen Ketzer. Die frommen Leute aber, die um seine Ketzereyen nichts gewußt, ernannten ihn zum Papste. Er aber schrieb das Bekenntniß des wahren Glaubens mit List auf, und sandte es an die vier Patriarchen, und stellte sich wohlgläubig. Als er aber zum Papst bestellt war, fing er an, dem Volke Gottes solche Ketzereyen zu lehren, sagend; daß der h. Geist vom Vater und vom Sohne ausgehe; und ungesäuertes Brot befahl er zu opfern, d. h. zum Meßbrot keinen Sauerteig und Salz zu nehmen, auf jüdische Art, oder, wie der schlechtgläubige Apollinaris, todten Leibern zu liturgiren. (!!!) Wir (aber) sagen: was nicht sauer wird, geht auch nicht auf, und was ohne Salz ist, ist auch ohne Verstand. Noch eine andere befremdende Lehre predigte er, die auf römisch sogenannte Purgoturie (sic), auf russisch Fegfeuer; das hatte er von dem Erzketzer Origenes genommen, und er ließ es dem Volke auf den Gassen lehren, wie daß die sündigen Seelen sich in dem Fegfeuer reinigen, und von der Marter ins Paradies hinüber gehen, und dem Chor der Gerechten würdig beygesellt werden. Vergessen hatte er des Herrn evangelische Stimme, vom armen Lazarus und dem reichen Prasser, Abrahams bezeugende Rede, daß sie eine ewige Kluft offenbart zwischen dem Gerechten und dem Sünder, die nie überschritten wird [16]). Und so nahmen alle Lateiner leicht Formosi Lehre an, und trennten sich vom griechischen Zarthum und den vier Patriarchen. Nach dem ersten Papst Formosus aber, der die Ketzerey begonnen, ward der zweyte Papst Wnifantius (sic), der dritte Roman; der vierte Stephan, der fünfte Theodor, der sechste Johann, der siebente Benedikt, der achte Leo, der neunte Christoph; (alle) gleichgesinnt dem Papst Formosus, dem Ketzer. Und sie schrieben an die vier Patriarchen, und stellteu solche (Kirchen-)Ordnung auf, daß der h. Geist ausgehe vom Vater und vom Sohne, und man Ungesäuertes opfern müsse, und andere arge Ketzereyen, wie der verfluchte Formosus. Und von der siebenten ökumenischen Synode bis auf Papst Christoph sind 256 Jahre. Die Patriarchen aber nahmen sie nicht auf, zur Einsetzung auf den (römischen Patriarchen-)Thron. Zur Zeit aber Basilii des Bulgaren-Tödters war in Zargrad Patriarch Sergius, im J. 6552. Dieser bestrafte nach dem Rathe der drey (übrigen) Patriarchen, schriftlich den Papst von Rom, aus der h. Schrift, ob er sich etwa zum ersten Wohlglauben bekehrte. Er aber verharrte hartnäckig auf seinem Trug, und wollte sich nicht bekehren, sondern sie fielen alle ab von des griechischen Zarthums und der vier Patriarchen Rechtgläubigkeit, und nahmen Rom für sich, und wurden äußerste Feinde der Griechen, und Verfolger aller rechtgläubigen Christen. Und mehrere andere Länder und Städte verführteu sie zu ihrem Trug, von denen wir auch dieß (noch) erzählen wollen. Die Pioni *), die man Ugern (Ungern) nennt, sahen, wie die Völker Rußlands die heilige Taufe empfangen; und es machten sich drey ugrische Knesen nach Zargrad auf,

2.; Dialogi lib. 2. c. ult.; lib. I. numer. 30; lib. 5. numer. 65. cfr. *Johannes Diaconus* lib. 2. C. 2.).

[16]) Der Theologe würde antworten, daß der reiche Prasser als Verworfener im Zustande der Läuterung nicht gedacht werden könne.

*) Er mag von Pannoniern und Päoniern gehört haben.

um die h. Taufe zu erbitten. Sie wurden getauft, und kamen (wieder heim) in ihr Land. Die griechischen Archijerejen aber eilten nicht in jenes Land (Ungern) zu gehen, von wegen eines barbarischen Angriffs auf Zargrad, um sie zu unterweisen, und ihnen die heilige Schrift zu überliefern, sintemalen die Ugern in ihrer Sprache keine Bücher hatten. Und plötzlich schied einer von ihnen, ein Knes, Namens Stephan, hinüber zum Herrn, nachdem er viel gute Werke gethan. Wie aber die Lateiner sahen die Entkräftung der Griechen, kamen sie von Rom zu den Ugern, und überlisteten sie, und legten sie ihrer lateinischen Ketzerey zu. So auch ihre benachbarten Völker, die Uden und Piden*), und Njemzen, und Poljanen und Ljachen, und Tschechen, und andere Völker, die gegen Rom zu liegen, und sie legten sie ihrem lateinischen Trug zu [17]). Der Patriarch Sergius aber, und die andern ökumenischen Patriarchen, erwähnten nicht nur des römischen Papstes nicht unter den ersten (im Kirchengebet), sondern stießen sie aus, und übergaben sie dem Fluche.

Zur Zeit aber des griechischen Kaisers Michael des Peflagoniers (sic) ward Patriarch in Zargrad Herr Larius (sic) **). Dieser verfluchte ebenfalls die Lateiner, als die offenbare Ketzer geworden, als Unverständige und Unbedachte, und die nicht wüßten zu unterscheiden, sondern in ihrem eiteln Hochmuth sich aufgeblasen hätten, und von der vielen göttlichen Gnade abgefallen seyn. Darauf aber bestieg Peter der Stotterer ***) den römischen Stuhl, und dieser Gottlose warf vollends den

---

*) Die Uden werden wohl die Windischen in Innerösterreich seyn sollen: Uden aus Wenden slawisirt, so wie die Ugern aus den (polnischen) Wengern. Die Piden vielleicht für Jappyden? Die Poljanen sind die südlichen Polen, Lechen, die an der Weichsel, Tschechen sind die Böhmen.

[17]) Daß die Päpste nach dem argen Formosus, Wnifantius, Roman u. s. w., der Darstellung der Kormczaia zu Folge, allerley Unheil anstiften müßten, war zu erwarten. Die Bekehrung Ungerns denselben zum Verbrechen machen, ist um so ungereimter, da es sich in Betreff Ungerns wohl von keinen streitigen Gränzverhältnissen mit dem Patriarchat von Konstantinopel handeln konnte, und von dorther keine Verbreiter des Evangeliums oder nicht genug hinkamen. In dieser geistigen Art der Eroberung gilt doch wohl am unbestrittensten für die Diözesan-Rechte der Grundsatz: Primo occupanti. — Solche Beschuldigungen unterscheiden sich ihrem Gewichte nach nur wenig von den gleich nachher folgenden erbaulichen Erzählungen von dem fabelhaften Ungeheuer, Papst Peter dem Stotterer! — Es sey übrigens ferne, nach solchem Maßstabe, als diese Kapitel der Kormczaia ihn abgeben in irgend einer allgemeinen Beziehung die Verdienste der älteren Schriftsteller in der griechisch-russischen Kirche schätzen zu wollen; und von neueren zu reden dazu geben sie wohl noch weniger Anlaß. — Auch soll nicht übersehen werden, daß sich in jener Zeit, als diese Sammlung in Druck gegeben wurde, beleidigtes National-Gefühl mit Sekten-Geist verband, der Statt gehabten Besetzung Moskau's durch die Polen wegen. Man vergleiche Geist und Ausdrücke der Wahlurkunde Michael Romanows vom J. 1613. (Deutsch, Leipzig 1819.)

* *

**) Kyr Larij (wie Kyk (κύριος) Foma etc.) nahm der unstudirte russische Uebersetzer das Κηρουλάριος seines Originals.

***) Was mag wohl dieser Fabel zum Grunde liegen? Petrus Lom-

christlichen Glauben ab, und verwirrte ganz Ittalien (sic), und nachdem er viele arge Ketzereyen gesäet, befahl er den Popen zu sieben Frauen zu haben (!), und Konkubinen so viel einer will; er setzte ihnen keine Sünde,(!) und die Orgel, und Tympanen, und Musik befahl er in der Kirche zu spielen, und Bart, Knebelbart und den Schoos befahl er Männern und Weibern abzuscheren; (!) und ohne Epitemien und Buße befahl er zu absolviren, und sogar auf zukünftige Jahre erlaubte er Sünden ins Voraus zu vergeben. Noch änderte er auch das Synoxarium (sic), d. h. der Heiligen tägliches Andenken, und die Feyertage ab, und erlaubte am Samstage zu fasten, auf jüdische Art. Auch erlaubte er die Blutschande, d. i. in naher Befreundtschaft zu heiraten, und allen Gräuel, auch mit Hunden aus einer Schüssel zu essen [12]). Und andern Gräuel mehr säete der Gottlose; Schismen und garstige Verordnungen machte er, zur Schändung und Vernichtung der Kirche Christi. Wegen dieser aller und vieler vorhergehenden Ketzereyen wurden die Lateiner von der Kirche ausgestoßen, und dem Fluche überliefert. Zur Zeit aber Kaiser Konstantins des Manamachen (sic) versammelte der Patriarch Michael *), auf des Kaisers Rath, eine Synode, und übergab ebenfalls den römischen Papst und alle seine Ketzer dem Fluche, und daß sie verflucht und gebunden (ohne Absolution) seyen. Und die Päpste setzten oft von den Lateinern Kaiser ein in Rom: aber nie und auf keine Art wollten diese Kaiser ihnen gehorchen. Da ersann nun der Papst mit den Römern folgenden Rath. Er sandte nach Britannien zu dem alamannischen, das heißt nemzischen Knesen, um Aussöhnung (!); denn die britannische Insel hatte noch zu Kaiser Konstantins des Gr. Zeiten die Taufe angenommen. Aber sie hatten keine Bücher in ihrer Sprache, sondern in lateinischer Sprache hielten sie Bücher; und immer waren sie den Römern feind. Der Papst aber söhnte sich aus mit ihnen, und bestärkte sie mit vielen schweren Eiden, daß immer Frieden halten sollten die Alamanen mit den Römern, und glauben Einen Glauben; und deßwegen machte der Papst sich anheischig, in Britannien einen Kaiser (Zar) einzusetzen **). Und sie (die Britten), des zarischen Namens halber, und weil sie lateinische Bücher hatten, machten Friede mit den Römern. Und der Papst überlistete sie auf alle Art mit seinen Lehren in seine ganze Ketzerey hinein, und berief nach Rom ihren Knesen mit allen seinen Heerführern, und machte ihn zum Zar, und schrieb ein Gesetz auf, daß von Lateinern eingesetzt werden sollte der Papst in Rom, und in Britannien der Kaiser von Alamanen, an des griechischen Kaisers Statt. Und so auch in den größern Städten, statt der vier rechtgläubigen Patriarchen, setzte er seine vier Patriarchen, die sie Kardinäle nennen. (!) Und so entfernten sie sich

bardus? Lombardus verhört zum lo bardo, und der Magister sententiarum, der berühmte Haupttheologe seiner Kirche, der Erzbischof von Paris, in der Phantasie des entfernten griechischen Mönchs zum Oberhaupte derselben erhoben? Und doch erklärte Lombardus den Streit über den h. Geist für eine bloße Logomachie.

12) Könnten die liberalsten Tagesblätter niedlichere und leckerhaftere Märchen auf Kosten der Kirche erfinden?

*) Der unwissende Russe ahnte wohl nicht, daß dieser Patriarch Michael der nämliche ist, den er oben den Herrn Larius nannte.

**) Um ihn nicht in Rom selbst immer auf dem Halse zu haben. Sollte, da partem aliquam veri fabula semper habet, hier Richard v. Kornwallis, Rudolphs I. Vorgänger, zum Grunde liegen?

vollkommen und gänzlich von dem wahren Glauben, und wurden Feinde der Griechen und des orthodoxen Glaubens und der heiligen katholischen Kirche.

96) Dreyßig Blatt, alphabetischer Sachinhalt. Ganz am Ende: Preis in . . Lagen: . . Rubel, . . Kopejken*).

Schlußbemerkung.

Dieß also wäre das »gottgehauchte Lehrbuch« der russischen (und illyrischen) Kirche! — Gewiß theilen die Leser unser gerechtes Erstaunen und Bedauern, daß eine so große Kirche es nicht verschmäht, den Kern ihrer Gläubigen durch so abgeschmackte Fabeln gegen den Occident zu vergiften, und sich zugleich dem Erröthen ihrer eigenen durch Reisen oder Studien besser unterrichteten Söhne auszusetzen**) — Doch vielleicht ist, während wir dieß schreiben, die Abhilfe nicht mehr ferne. Schon ist die Kritik in Rußland selbst gegen die Kormczaia erwacht. Der gelehrteste von Rußlands Prälaten, Eugenius, jetzt Metropolit von Kiew, dem ältesten Stuhle Rußlands, bespricht sie in mehr als einem Artikel seines historischen Lexikons der russischen Schriftsteller geistlichen Standes (Petersburg 1819, 2 Bände). Er glaubt die Kormczaia von 1653 sey von Verkehrern (razwratnici) herausgegeben worden; die dem neuen Patriarchen Nikon keine Zeit gelassen hätten, sie ordentlicher zu besorgen; das Vorgeben ihrer Durchsicht und Vergleichung mit griechischen Originalien auf einer Synode sey eine Lüge, indem sich in dieser Ausgabe (und den nachfolgenden), nebst Druckfehlern, Auslassungen, überflüssige Zusätze, sinnlose Sätze***) rc. fänden. Es sey offenbar, daß sie aus einer sehr unkorrekten Abschrift gedruckt sey, in die vielleicht Blätter und ganze Ternio-

---

*) Daraus, daß die Zahl der Lagen, und der Preis nicht ausgesetzt, und so manche Artikel besonders numerirt sind, läßt sich auf mehr und weniger komplette Exemplare des Werks schließen.

**) Edle Gemüther mögen sich sogar zu der so arg verleumdeten lateinischen Kirche hinneigen. Zu dieser Vermuthung berechtigt eine 1815 zu Petersburg von Seite des h. dirigirenden Synods erschienene Schrift: Gespräche zwischen dem Forschenden und dem Ueberzeugten rc., deren Verf. (nach Stourdza der Erzbischof Philaret) den Katechismus von Montpellier als Repräsentanten der lat. Kirche zu widerlegen sucht; zwar in einer unsers Jahrhunderts würdigern, gemäßigteren Sprache, wenn nicht der hinten angehängte Auszug aus Photius Cirkularschreiben wieder alles verdürbe. Eben so gut und analoger zur Kormczaia hätte des Herrn Larius Brief an Peter, Patriarchen von Antiochien, im Auszuge mitgetheilt werden können: aber weder der Brief ganz, noch weniger die Antwort darauf.

***) Von allen diesen Gaben der Kormczaia haben auch wir den Lesern in dieser Uebersetzung, wenn auch nicht gerade den Zehent, doch hoffentlich genug mitgetheilt.

nen*) eingenäht (oder eingebunden) waren, die gar nicht zu der Kormczaia gehörten. Beyspiele ließen sich anführen aus der Vergleichung mit dem Nomokanon des Aristenus, aus welchem der erste Theil, und aus dem Harmenopulus, aus dem der zweyte Theil genommen sey. Mehrere Kapitel fänden sich weder in diesem, noch in jenem, und seyen (also) willkürlich in die slawische Ausgabe eingeflickt worden; die Herausgeber hätten nicht unterlassen, auch hier einige Artikel, ihren Klügeleyen entsprechend, einzurücken. (Er meint raskolnikische Lehrsätze, mit welchen Fingern man das Kreuz machen soll ꝛc.) Bey der zweyten Ausgabe 1787 habe man ein ganzes dergleichen Kapitel des Mönchs Nikita ausgeschlossen**). Nikon hätte die Herausgeber wegen dieser Interpolationen einer Untersuchung unterworfen. Sie wären dafür die ersten gewesen, die sich seinen Verbesserungen widersetzt, und Zerrüttung in die Kirche (als Raskolniken) gebracht hätten. So weit Eugenius, dem man indeß freylich manches auf sein Wort glauben muß, wie unserm Leo Allatius, oder Assemani, so lange sie uns ihre handschriftlichen Quellen bloß auszugsweise mittheilen. Desto besser für den Patriarchen Nikon, wenn er gegen diese Kormczaia protestirte! Wiewohl es uns scheinen möchte, daß die Herausgeber eben nicht absichtliche sondern nur unwissende Verkehrer waren, denen aus Reaktion gegen die päpstlichen Unionsversuche von Polen aus, der Kodex der Kormczaia zum Abdrucke am willkommensten seyn mochte, der das Meiste gegen die Lateiner enthielt. Nicht genug, man machte im Drucke noch die geharnischte Einleitung über Rußlands griechische Taufe, und am Schlusse die Druckgeschichte der Kormczaia mit sichtbarer antilateinischer Tendenz ganz neu hinzu. Katharina II. ließ im Jahr 1787, als eine zweyte Auflage der Kormczaia nöthig geworden war, bloß den Traktat des unbekannten Mönchs Nikita, der den Raskolniken zu günstig seyn mochte, und die Benennung: heilig, bey zwey Kirchenvätern, im Inhalte weg. Seit 1787 erschienen 1804 und 1816 ganz unveränderte Abdrücke von Katharinas II. Auflage. Der von 1816, den Ref. vor sich liegen hat, ist in typographischer Hinsicht, Papier, Lettern, Druck, tief unter seinem Muster. Recht! möge diese Kormczaia endlich gar nicht mehr gedruckt, sondern über einer ganz andern, zugleich der alten, erleuchteten griechischen Kirche und des Jahrhunderts der heil. Allianz würdigen, vergessen werden!

*) Z. B. Zwey Novellen von Alexius Kommenus kommen doppelt vor. ꝛc.ꝛc.

**) Siehe Nr. 13 dieser Anzeige.

Anzeige-Blatt
für
Wissenschaft und Kunst.

Nro. XXIII.

Kritiken über Euripides
von
Dr. Friederich Heinrich Bothe.

Vorerinnerung.

Man ist einig darüber, daß Euripides kritischer Hülfe noch sehr bedarf, so treffliche Köpfe sich auch seine Herstellung angelegen seyn ließen. Daher hofft der Verfasser, diese Bemerkungen über den, in vieler Hinsicht so anziehenden, Dichter nicht verschmähet zu sehen. Sie entstanden während der Ueberarbeitung des deutschen Euripides, der so eben in einer Ausgabe letzter Hand erscheint, und haben den Zweck, ohne Citatenprunk und anderes Schauwerk solcher Art, großen und kleinen Anstoß aus dem Wege zu räumen.

Eine Handausgabe, diesen Ansichten, wenn sie Beyfall finden, gemäß angeordnet, und mit metrischen Randzeichen, wie die, mehrmals von mir bearbeiteten, römischen Dramatiker, versehen, wird demnächst erscheinen, um auch von dieser Seite das Verlangen so mancher Liebhaber nach anspruchlos dargelegten Texten der Klassiker zu befriedigen.

Mannheim, im May 1823.

Dr. F. H. Bothe.

1. Der Cyklop.

Vers 49 ff., und in den antistrophischen Versen ist vermuthlich so zu lesen, da dieser sogenannte μεσῳδὸς den sechs ersten Versen des ἐπῳδὸς entspricht:

Jamb. dim.

1 Ψύττ᾽· οὐ τάδ᾽, οὔ, οὐ τάδε νέμῃ;

— — — — — — — —

Anapaest. paroem.

3 Ὠή, πέτρον τάχα ῥίψω!

— — — — — — —

— — — — — — —

Jamb. dim. brachycatal.

6 Κύκλωπος ἀγροβότα.

— — — — —

— — — — —

— — — — —

4 Κρήναισι παρ᾽ ὑδροχύτοισιν,

Glycon., usurpato paeone primo pro dactylo.

5 Οὐ χλωραὶ σταγόνες οἴνου, u. s. w.

V. 198 ist Rambach's σθένοι allerdings dem Sinne gemäß, nicht στένοι. V. 293. Σουνίῳ mit Musgrave. V. 495—518. Diese Stelle besteht aus einer Strophe und zwey Antistrophen. Die Verse 501, 2, 509, 10, 517, 18, sind je zwey in einen zu verbinden, einen asynartetus von dieser Form:

◡ ◡ — — ◡ ◡ — — ◡ ◡ — — ◡ ◡ — ◡ — — —

Dem zu Folge lese man V. 503: Παπαπαὶ, für Παπαὶ, ein gedehntes Stammelwort des Trunkenen, ähnlich dem ma-ma-madere und dem O-o-ocellus in Plautus' Mostellaria, V. 311, 316, 322; 511: ὄμμασιν; 512 mit Canter: μέλαθρον; 513: φιλεῖ zwey Mal; im Folgenden, wenn nichts Besseres sich findet, Λύχνα δ' ἀμμέν' οὐ δηώσει Χρόα σὸν, τέρ. ν., und im Schlußverse χροΐα für χρόα, welches sogar unattisch ist. V. 564. Ὥσπερ ἔμ' ὁρᾶς, weil ἐμὲ und οὐκ ἐμὲ entgegengesetzt werden. V. 608 ff.

Asynart., cret. dim. iamb.
Λήψεται — ἐντόνως

Asynart., iamb. hypercat. dochm.
Ὁ καρκ. — δαιτ.

Asynart. anapaest., iamb. dim. brachyc.
Πυρὶ — κόρας.
— — —

Dactylic. pentam.
Κρύπτ. — ἔρνος.
— — — —
— — — —

Archiloch.
Ἐξελ. — Κύκλωπος,

Troch. hypercat.
Ὡς πίῃ κακῶς.

V. 656 ff. vielleicht:

Dochmiacus catalect.
Ἰὼ, — γενναιότατ' ᾠδεῖτε,

Asynart., glycon. et pherecrat.
Σπεύδετε, καίετε (das verswidrige ἐκκαίετε ist aus der scriptura continua entstanden) — ξενοδ.!

Asynart., cret. dim. iamb. catal.
τύφ. — Αἴτνας

Penthemim. dactyl.
Μηλ. — τόρνευ',

Asynart., glyc. polysch., pherecrat.
Ἕλκε, — μάτ.

2. Danaë.

Vers 20 wahrscheinlich Δαν. δ' ἐπωνόμαζε. V. 30 ἄπυρος ὡς, weil der tragische Senar in den sogenannten locis paribus keinen Anapäst erlaubt. Im nächsten Verse κτῆμα τοῦτο für τοῦτο κτ., weil die Endsylbe von τοῦτο vor κτῆμα nicht wohl verkürzt werden kann. V. 33 muß man sich wundern, daß neuere Herausgeber noch immer anstehen, die Pierson'sche Wortumstellung, welche das Metrum verlangt,

in den Text einzuführen. V. 36 etwa καξεκεπλητ' οὐν σαφῶς. Ohne οὐν oder ein ähnliches Wort hinkt der Vers. V. 48 vielleicht, des Sinnes wegen: ὅς γε νουνεχὴς (ἐστι), χρεών. V. 49 ff. vielleicht so; wiewohl diese lyrische Stelle fast durchaus hart versificirt ist, und wenigstens hierin Euripides Hand nicht verräth; anderer Zweifel an der Echtheit dieses Bruchstückes zu geschweigen.

Dochmius hypercatal.
Τίς — οὗτος

Anapaest. dim.
Μῦθος — ἀκουάν;

Anapaest. paroem.
Ἐνθ' ἀσπ. μενεαίνουσ'

Asynart., tr. dim. et i. d. cat.
Ἀμφίδοξος τοῖσδε δώμ. κοιράνου πελάζω.

Asynarteti, 2 glycon. polyschem.
Τίς δ. ἐμὴν Δαν. — πτόλιν, ἣν
Μὴ π. ὤφελ' ἐς ὦ. φ. ὁ πρῶτος τάδε τολμήσας (φράσαι ist Glossem),

Asynarteti, 2 anacreont. polyschem.
Ὡς — ἀνδρός·
Πατὴρ δέ μιν κλ. ἐν σφραγῖσι δέμας φυλ. (παρθενῶσι ist ebenfalls Randglosse.)

Glycon., usurpato paeone 1. pro dactylo.
Ταῦτ' — θέλω.

Asynart., iamb. hypercat. et dochmius.
Ἀλλ' — χθονὸς.

Glycon. polyschem.
Τῆσδ' Ἀργ. Ἀκρίσιον

Asynart., 2 anacreontici polyschem. catal.
Πρὸ — κέαρ.

3. Elektra.

Ueber eine Verbesserung der Personenanzeige s. m. das bey Vers 399 Erinnerte.

Vers 1: παλαιὸν, παλαιόν τι, παλαιὸν πόλισμα. V. 27: ἐβούλευσ' αὖτις· ὠμόφρων δ' ὅμως Μήτηρ u. s. w. mit Musgrave. Ἐβουλεύσατ' ist verswidrig, und ohne Zweifel Glossem. V. 114 ff.

Asynart., antispast. et glycon.
Ἰώ μοί μοι· ἰ. Ἀ., (Κούρα ist Randglosse, der Vers zeigt es.)

Asynart., glycon. polyschem. et glyc.
Καί με τ. Κλ. — κόρα·

Priapeus.
Κικλ. — πολ.
— — —

Penthemim. dactyl.

mit Heath { Καὶ στ. ζ. / Ὦ — δὴ }

Glycon. polyschem.

Priapeus.
Κεῖσαι — Ἀγ.

Asynart., 2 glyc. polyschem.
Ἴθι — ἀδονάν.

In der Antistrophe, die hiernach anzuordnen ist, ἀδελφάν, da der Halbvers ein pherekratischer ist. Daß diese asynarteti keine Schimäre sind, zeigen unter andern die Verse 128, 9, welche in den Ausgaben so lauten:

Αἰσχίστων ἐπίκουρος, Ἄρ-
γει κέλσας πόδ' ἀλάταν.

Die unangenehme Worttrennung verschwindet, wenn man aus beyden einen asynartetischen macht, nämlich den Priapeus. V. 133, 4.

Ἰαχὰν ἀοιδὰν μέλος αἴδα, πάτερ,
Σοὶ κατὰ γᾶς ἐννέπω γέους

Man erstaunt über die Geduld so vieler Herausgeber, die alle an den Glossemen ἀοιδὰν und μέλος nicht den mindesten Anstoß nahmen. Sinn und Vers erscheinen zugleich, wenn man schreibt:

Asynart., 2 glyc. polyschem.
Ἰαχὰν αἴδα, πάτερ, σοὶ κατὰ γᾶς ἐνέπω, γέους, u. s. w.

Nachher:

Priapeus.
χέρα τε κρᾶτ' ἐπὶ κούριμον (nicht ἀποκούριμον, was die Bücher haben; auch nicht ἐπὶ κουρίμῳ mit Barnes und Musgrave) τιθ. θ. σῷ. (Diese drey Worte verband Heath in einen pherekrat. Vers.)

— — — — — —

Asynart., 2 glyc.
Οἷα — χεύμασι
— — — —

Similis.
Ὀλόμ. — ἄθλων
— — — —
— — — —
— — — —

Dochmiaci.
Ἰώ μοι (nicht Ἰώ μοί μοι) πικρᾶς — τομᾶς,
Πάτερ, σᾶς, πικρᾶς δ' ἐκ T. ὁδοῦ.

Asynart., 2 glyc. polyschem.
Βουλαῖς (d. h. ἐπιβουλαῖς, simplex pro composito, nicht ὁδοῦ βουλᾶς, oder ὁδ. παύλας mit Musgr.) — στιφ.

Asynart., 2 glyc., quorum posterior polyschem.
Ξίφεσι — θεμένα u. s. w.

V. 167.

Anapaest. dim. brachycat. logaoedus.
Ἀγ. ὦ κόρα,

Asynart., dochmius et anacreont. polyschem.
Ἤλυθον — αὐλάν.

Am Schluß der Strophe:

Antispast. dim.
Μέλλουσιν — στείχειν.

Daß dieser Vers und der antistrophische nicht Anapästen sind, zeigt der mangelnde Abschnitt nach dem zweyten Fuße. V. 176.

Priapeus.

Θυμὸν — ἔκπεσ.

Similis, sed glyc. est polyschem.

Τάλ. — νύμφαις,

Glyc. polyschem.

Ἑλατὸν χρυσέω πόδ' ἐμὸν (mit Canter, nicht πόλεμον, welches Musgrave umsonst vertheidigt).

Asynart., adon. et anacreont. catal.

Δάκρυσι — μέλει

— — — —

Asynart., 2 glyc.

Σκέψαι — πέπλων,

Asynarteti, glyc. polysch. et pherecrat.

Εἴπερ ποτ' Ἀγαμεμνονίας κ. τᾶς βασιλείας
Τᾶς Τροίας θ' ἁμοῦ π. μέμνασαι π. ἀλούσας.

Das bisherige Ε. ποτ' Ἀγαμέμνονος κ. τὰ βασίλεια τὰ Τροία θ' ἅ μου π. μέμναται π. ἀλοῦσα ist unverständlich und verswidrig. V. 192. Κρύσεα καὶ χάρισαι προσθέματ' ἀγλαΐας, καὶ für κε des Sinns, und προσθέματ' für προσθήματ' des Metrums wegen. Daß dieser Vers kein elegischer Pentameter ist, sondern ein dochmiacus, zeigt der strophische. Das versetzte καὶ hat nichts Auffallendes: m. s. Hesiod's Theog. 107; Herodot 4, 198; 6, 21; Heyne's Register zu Pindar in καὶ; Jacobs Anthol. Palat. VII, 447, 1. Seite 333 des 3. B., u. a. m.

V. 209 versgemäßer (was auch Einige vorwenden) πατρίων für πατρῴων, dessen Mittelsylbe verkürzt werden müßte. Im folgenden Verse, der ein glyc. polysch. ist, da in der Strophe ein pherekratischer steht, vielleicht οὐρείας ἂν ἐρίπνας mit Musgr., oder οὐρείασιν ἐρίπναις. Ναίω ναίουσα kann nicht recht seyn. Vers 211 Φονίοις. Vers 277 f. Hier zeigt sich die Gewandtheit der griechischen Sprache im Gebrauch der Zeitwörter.

ΟΡΕΣΤ. Ἐλθὼν δὲ δὴ πῶς φονέας ἂν κτάνοι πατρός;
ΗΛ. Τολμῶν, ὑπ' ἐχθρῶν οἷ' ἐτολμήθη πατήρ.

Welche Sprache erreicht diese Concinnität? 313 — τητωμένη·

Ἀναίνομαι δὲ γυναῖκας, οὖσα παρθένος·
Ἀναίνομαι δὲ Κάστορ', u. s. w.

Besser setzt man einen Punkt hinter τητωμένη, und schreibt dann Ἀναίνομαι γυναῖκας u. s. w. Dieses unnütze δὲ entstellt den tragischen Gesprächvers 382.

Κράτιστον εἰκῇ ταῦτ' ἐᾶν ἀφειμένα.

Εἰκῆ, unstreitig von εἴκω, cedo, scheint überhaupt das Nachgeben oder die Nichtwirkung des Geistigen, besonders im Menschen, gegen etwas Aeußeres zu bezeichnen; dieses Aeußere sey nun entweder das dem Anscheine nach vernunftlose und zufällige Treiben der Naturkraft, oder es sey die, von einer höhern Hand vorgezeichnete Weltordnung, die Vorsehung, oder, wenn man lieber will, das Schicksal. Im ersten Falle ist jene Nichtwirkung tadelhafte Unüberlegtheit und Gleichgültigkeit, da

Unterwerfung des Materiellen unter den Geist die Aufgabe unseres Lebens ist; im letzten Falle hingegen wird das Ertragen des Unvermeidlichen zur Weisheit, wie sie endlichen Wesen geziemt. Und dieser letzte Fall tritt eben hier ein. Daß die Menschen an sittlichem Werthe so verschieden sind, ist, wenn wir dem Orestes, oder vielmehr dem Euripides selber, glauben, das Werk einer übermenschlichen Kraft, an welche die irdischen Begriffe von Stand, Reichthum oder Armuth nicht hinanreichen. Der Weise hütet sich daher, jenen Werth nach so trüglichen Merkmalen zu bestimmen. Er läßt die Gründe der Erscheinungen auf sich beruhen (εἰκῆ ἀφίνσι ταῦτα), und begnügt sich, den Baum an seinen Früchten zu erkennen. So findet sich εἰκῆ auch anderswo in gutem Sinne. Der Alte bey Aristophanes, Wolken V. 43, sagt von seinem vormaligen Landleben:

Ἐμοὶ γὰρ ἦν ἄγροικος ἥδιστος βίος,
Εὐρωτιῶν, ἀκόρητος, εἰκῆ κείμενος,
Βρύων μελίτταις, καὶ προβάτοις, καὶ στεμφύλοις.

Und Kleon, Ritter 431:

Ἔξειμι γάρ σοι λαμπρὸς ἤδη καὶ μέγας καθιείς,
Ὁμοῦ ταράττων τήν τε γῆν καὶ τὴν θάλατταν εἰκῆ.

Dort bedeutet εἰκῆ glückliche Sorglosigkeit; hier das Wirken der Uebermacht ohn' alle Rücksicht, deren sie nicht bedarf, u. s. w. V. 399. Es ist augenscheinlich, daß dieses nicht Orestes spricht. Die Tautologie wäre zu auffallend. Pylades redet, und so ist seine Bezeichnung als κωφὸν πρόσωπον im Personenverzeichnisse falsch. Die Worte Ἐβουλόμην δ' ἄν, εἰ κασίγνητός με σὸς εἰς εὐτυχοῦντας ἦγεν εὐτυχῶν δόμους enthalten einen Doppelsinn, der den Zuschauern nicht entgehen konnte. Vielleicht auch besser Αἰνῶμεν οὖν u. s. w. V. 422 ἡ τάλαινα, die schändliche, wie bekanntlich τάλας, μέλεος, δύστηνος, öfters gebraucht werden. V. 439.

Asynart., anapaest. dim. catal. logaoed. et anapaest. monom.
Πρῴραις — εἰλισσ.

Asynart. 2 glycon., quorum prior polyschem.
Πορεύων — Ἀχιλῆ

Priapeus.
Σ. Ἀγ. Τροίαδε ἰ. Σ. ἀ.

In der Antistrophe ἐνάλιον. Ἀχιλλῆ, Τροίας und ἐνάλιον stören den Vers. V. 445 schreibe man Νηρῆς und ἔφερε: denn nicht alle Nereïden, sondern Thetis allein, die oft vorzugsweise so heißt, brachte dem Achill die Waffen. V. 451 Κόραι, die Töchter des Lykomedes. V. 455.

Dactylicus tetrameter hypercat.
Ἰλιόθεν — λιμέσιν

Pherecrat.
Ναυπλ. βεβ.

Asynart., pherecrat. et glycon., sive Priapeus inversus.
Τᾶς — κύκλῳ

Dochmiacus hypercat.
Τοιάδε — τετύχθαι

— — — — —

Choriamb. pentam. catal., cum loco mobili (⏑ — | — ⏑ ⏑ — | — ⏑ ⏑ — | — ⏑ ⏑ — | — ⏑ ⏑ — | ⏑ — ⏑).

Ποταν. — σὺν

Asynart., antispast. et anacreont.

V. 479.

Hexamet. heroïcus.

Ἐν — ἔπαλλον,

Asynart., antispast. et dochmius, in quo paeon 1. pro dactylo.

⏑ — — — | ⏑ — — ⏑ ⏑ ⏑ —

Κελαινὰ δ' ἀμφὶ νῶθ' ἵετο κόνις.

Asynart., penthemim. iamb. et pherecrat.

— — ⏑ — ⏑ | ⏑ ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ ⏑ — —

Τοιῶνδ' ἄνακτα δοριπόνων ἔκανεν ἀνδρῶν

Dochmiacus.

Τυνδ. — κούρα.

— — — —

Asynart., 2 glycon.

Πέμψουσιν — φοίνιον ὑ. δ.

V. 491 ὃν mit Pierson und Musgrave: denn Agamemnon, nicht Elektra, war von dem Greise erzogen worden. M. f. 412, 509. Eben so V. 507 ἐξέκλεψε für ἐξέθρεψε mit Pierson, weil der Greis den Orestes nur rettete, nicht erzog. Warum so augenscheinliche Verbesserungen nicht in die Ausgaben aufgenommen werden, besonders in die Handausgaben, die bloßen Text ohne andere Beyhülfe geben, ist kaum erklärbar. V. 540 ff.:

Asynart., antispast. et iamb. catal.

Τάλας ἀλαίνων, ἔβασε.

Anapaest. dim. (in welchem der fehlende Abschnitt nach dem ersten Fuße zu bemerken ist).

Θεὸς αὖ, θεὸς, ἁμετέραν τις ἄγει,

Glycon. polyschem.

Νίκαν, ὦ φίλα. Ἄνεχε χέρας,

Dochmiac.

Ἄνεχε λόγον, ἵει λιτὰς εἰς θεοὺς

Dochmius.

Τύχα σοι, τύχα

Dochmiac.

Κασίγν. ἐ. π.

V. 586. Ὁδὸν παρ' (anstatt γὰρ) αὐτὴν, mit Pierson, V. 625. Diesen Vers finde ich noch immer hier passender, als, wo er in den Ausgaben steht, hinter V. 628. V. 649 ff. Diese Strophen bestehen, mit Ausnahme dreyer Verse, aus Asynartetis, und sind so zu schreiben:

Asynart. anapaest. hypercat. in dissyllabum, glycon. polyschem. hypercat.

Ἀταλᾶς — κληδὼν

Asynart., 2 glyc. polyschem.

Ἐν πολ. — καλάμοις

Asynart. pherecrat. et glyc., uterque polyschem.

—⏑̄—⏑̄—⏑ ⏑ | —⏑̄—⏑̄—⏑ ⏑—

Πᾶνα μοῦσαν ἡδύθρο|ον πνέοντ', ἀγρῶν ταμίαν,

(Antistr. Κάλλιστον, Μουσᾶν θερά|πων. μολπαὶ δ' ἤϋξοντ' ἐραταί.)

Asynart., glycon. et glyc. polyschem. hypercat.

χρυσέων ἄρνα πλοκάμων πορ.· π. τ' ἐπ.

(Die Lesart der Bücher χρυσέαν ἄ. καλλιπλόκαμον ist tautologisch, und widerspricht dem antistrophischen Verse: χρυσέας ἀρνὸς ἐπίλογοι, der ein unverkennbarer glyc. polyschem. ist.

— — — — — — — — —

Galliambus.

Ἀγορὰν — μακαρέων

Anacreonteus choriambicus.

—⏑ ⏑— ⏑—⏑̄

Ὀψόμενοι τυράννων

Asynart., dochmius et penthemim. iamb.

Φάσμ. — Ἀτρ.

(In der Antistr. χρυσόμαλλον mit Heath.)

— — — —

V. 667 ff. Auch in diesen Strophen sind nur zwey Verse nicht asynartetisch; ja, wenn man es genau nimmt, nur einer, da der galliambus auch zu den asynartetischen zu rechnen ist. Wir schreiben so:

Asynart., dochmius, glyc. polyschem.

Τότε δὴ, τότε φαεννὰς ἄστρων μεταβάλλει ὁδοὺς

(vielleicht, weniger hart, μετέβαλλεν, oder μετέβαλλ' mit Heath und Musgrave.)

— — — — — — — — — — —

Asynart., 2 anacreontei.

Λευκὸν — ἐλαύνει

Asynart., anacr. catal. et similis acatal.

Θερμὰ — ἄρκτον

Galliambus.

Ξηρ. — ἀπειρόδροσοι,

(ἀπειρόδροσος ist gebildet, wie ἀπειροβίος, ἀπειροθάλασσος, u. a. m. Das gewöhnliche ἄπειροι δρόσου ist unmetrisches Glossem.)

Asynart., antispast. et anacr. choriambicus.

Καλλ. — στερ.

In der Antistrophe Ἀέλιον, mit Canter und Scaliger.

V. 712: πορεύεσθ', ἐστέ τ' ἐκ π. χ. mit Musgr. V. 716:

Νῦν μὲν παρ' ἡμῖν χρὴ συνεστίους ἐμοὶ
Θοίνην γενέσθαι.

Keine der vorgeschlagenen Aenderungen ist wahrscheinlich und genügend. Vielleicht: N. μ. γὰρ ὑμῖν χ. συνεστίοις u. s. w. Diese pronomina, so wie auch γὰρ und παρ', wurden oft verwechselt. V. 787. Κάρα, πίδειξιν, οὐχὶ u. s. w. mit Musgr. V. 791, 805. Amphibrachen; ein flüchtig hingaukelndes Sylbenmaß, das selten vorkommt. V. 794:

Καὶ στεφανηφορίαν
Κρείσσω παρ' Ἀλφειοῦ ῥεέθροις τελέτᾶς
Κασίγνητος σέθεν.
Νῦν οἱ πάρος ἁμέτεροι
Γαίας τυραννεύσουσι φίλοι βασιλεῖς
Δικαίως.

Nicht τῆς παρ' Ἀλφειοῦ ῥ. τελέσας, τυραννεύσουσιν φ. βασιλῆες, wodurch die Sylbenmaße zerstört werden. Die zwey letzten Verbesserungen sind von Musgrave. V. 802, 3.

Φέρ', οἷα δὴ 'γὼ καὶ δόμοι κεύθουσί μου
Κόμης ἀγάλματ', ἐξενέγκωμαι, φίλαι, etc.

Canter und Scaliger schreiben δὴ 'χω, aber auch das ist überflüssig. Der deutsche Uebersetzer hat folgende Vermuthung ausgedrückt: Φ., οἷα δὴ γῆ καὶ δόμοι etc. Die Erde bot Blumen, das Haus Bänder dar, den Sieger zu schmücken. Die Worte κεύθουσι und ἐξενέγκωμαι gehen eigentlich nur auf das nächste Substantiv, δόμοι, ἀπὸ κοινοῦ, aber auch auf γῆ. V. 805 νυν für νῦν, welches verswidrig ist; cujus quidem depravationis exemplis hunc poëtam scatere, tertio jam admoneo, sagt Canter. So auch Heath. V. 876 ff.:

Ἃ δ' εἰς γυναῖκας, παρθένῳ γὰρ οὐ καλὸν
Λέγειν, σιωπῶ, γνωρίμως δ' αἰνίξομαι,
Ὕβριζες, etc.

Ein auffallendes Beyspiel von Wortversetzung, oder vielmehr Satzverschränkung, dergleichen man bey Euripides zuweilen findet; denn die Konstruktion ist diese: Σιωπῶ δὲ (παρθένῳ γὰρ οὐ κ. λ., γνωρ. δ' αἰν.), ἃ ὕβριζες εἰς γυν., und wir bedürfen nicht des Musgrav'schen τὰ δ' ἐς γυν., das zumal keinen rechten Zusammenhang hat. Milder sind Verbindungen, wie diese, V. 1167: Ἀλλ', ἄναξ γὰρ ἔστ' ἐμὸς, Σιγῶ. V. 883: ὡδέ τις κακοῦργος ὤν. Ueber das vor seinem nomen stehende τὶς s. m. Jacobs zu Tatius S. 153, 6, und S. 191, 14. In den folgenden Versen ist dieses Pronomen zu verstehen, wie öfters aliquis bey den Lateinern. M. s. die Ausleger bey Horaz Sat. 1, 4, 79. V. 915.

Ὧι καὶ πόσιν καθεῖλες, Αἴγισθον κτανών.

Man setze das Komma hinter Αἴγ., und verstehe αὐτὴν bey κτανὼν, so ist kein Anstoß. V. 928. Καιρὸς, ὦ βασίλεια. Ein lückenhafter anapaest. paroemiacus, dem Heath durch Einschiebung von γ' ἐμοὶ, und Musgrave durch νῦν, hinter Καιρὸς aufzuhelfen versucht. Beydes ist unwahrscheinlich, Heath's γ' ἐμοὶ überdieß unpassend. Wir vermuthen, daß ὦ von Abschreibern herrührt, und man Καιρὸς zwey Mal setzen muß; welche Wiederholung höchst nachdrücklich ist. V. 1053 πυρᾶς anstatt πύλας mit Tyrwhitt: denn Becks Erklärung, ὑπερτείνας πύλας sey so viel als ὑπὲρ πύλας πόδα τείνας, ist ungenügend. Eben so, wie der Britte bemerkt, Iphig. in Tauris V. 26:

Ἐλθοῦσα δ' Αὐλίδ' ἡ τάλαιν' ὑπὲρ πυρᾶς
Μεταρσία ληφθεῖσ' ἐκαινόμην ξίφει.

V. 977. Besser ἐτρέφθην δ', ἥνπερ u. s. w. V. 1029 — μικρὰ γὰρ
Μεγάλων ἀμείνω σώφρον' ἐν δόμοις λέχη.

Unverständlich. Man schreibe σωφρονεῖν δ. λ., ἀμείνω (ὡς) σωφρονεῖν, geneigter zur Mäßigung. V. 1047:

Τί δαὶ πόσιν σὸν ἄγριον εἰς ἡμᾶς ἔχεις;

deutlicher wäre στέψας, ἐᾷς: τί αὐτὸν ἐᾷς ἄγριον εἶναι εἰς ἐμὲ καὶ Ὀρέστην; aber ἔχεις läßt sich wohl eben so erklären. V. 1078 ff. Wir theilen so ab, und schreiben:

Dochmius.
Ἀμοιβαὶ κακ.
Dochmiac.
Μετάτρ. — δόμων;
Dochmius.
Τότε μὲν ἐν λουτροῖς
Glycon., cui respondet glyc. polyschem.
Ἔπεσεν — ἀρχ.
Asynart., antispast. et creticus (◡ — — ◡ — ◡ ◡ ◡).
Ιάκχησε δὲ στέγα
Asynart. troch. et iamb.
— — — —
Dochmiaci.
Τάδ' ἐνέποντος· — γύναι,

(nicht ἐννέπ., welches das Sylbenmaß stört, wie Musgrave sahe.)

Φον. — δεκ. ἐν
Asynart., iamb. et troch. catal.
Σποραῖσιν ἐλθόντ' ἐμάν;

In der Antistrophe: λαβοῦσ'. Ἃ τλάμων etc., weil sonst die Endsylbe von λαβοῦσα für lang gelten müßte; welches hart wäre, trotz der folgenden muta cum liquidâ. Dann des Metrums wegen ἔσχεν für εσχε. Vielleicht auch κακῶν, τάλαιναν κακῶν, infelicem quod attinet ad mala, quorum tibi auctor fuit. Wenigstens ist diese Lesart der Bücher ἔτι ποτὲ τὰν τάλαιναν ἔσχε κακὸν platt, und mit κακὴν, was einem einfallen könnte, nicht zu helfen. Im Folgenden schreibe man ὄρει' ἅτις ὡς λέαινα u. s. w. für ὀρεί' ἅτις ὡς λ.: denn das Adjektiv heißt ὄρειος, ὄρεια, ὄρειον, nicht ὀρεῖος, ὀρεία, ὀρεῖον. V. 1099:

ΧΟ. Κλύεις ὑπώροφον βοάν;
ΚΛ. Ἰώ μοί μοι.

Man schreibe:

ΧΟ. Κλύεις ὑπόροφον βοάν; ΚΛ. Ὤι μοί μοι!

so ist der Dochmiacus hergestellt. V. 1109 ff. Wahrscheinlich:

Dochmiaci.
Ιὼ, Γᾶ τε καὶ Ζεῦ πανδερκέτα
Βροτῶν — μυσαρὰ,
Διγ. σώμ. κείμεν' ἐν χθονὶ πλαγᾷ u. s. w.

V. 1114 ff.:

Dochmius.
Διὰ πυρὸς ἔμολον
Asynart., troch. dim. catal. et ithyphall.
— ◡ — ◡ — ◡ — | — ◡ — ◡ — ◡

(ein schönes, elegisches Sylbenmaß, das auch 1127, in den Flehenden, V. 626, und sonst im Euripides sich findet; ähnlich der pindari-

schen Form, Olymp. 1, 3: Asynart., troch. dim. catal. et pherecrat. Εἰ δ' ἄεθλα γαρύεν ἔλδεαι, φίλον ἦτορ: denn so muß man schreiben.)

'Α τάλαινα ματρὶ τᾶδ', ἅ μ' ἔτικτε κούραν.

Jamb. dim.

Ιὼ τύχας, τᾶς (nach den Handschriften; in den Ausgaben fehlt der Artikel;) σᾶς τύχας!

Jamb. trim. hypercatal.

Μᾶτερ — πέρα γε

Jamb. dim.

Ηαϑ. — ὕπαι·

Asynart., 2 iamb. hypercat.

Πατρ. — δαι.

Asynart., dochmius et iamb.

— — —

Troch. tetram. catal.

Ἄρατα — ὤπασας (persecutus es, expulisti ex Graecia).

Asynart., iamb. hypercat. et iamb.

Λέχε' ἀπὸ γᾶς τᾶς Ἑλλανίδος.

Dochmiac.

— — — — — — — —

V. 1126.

Antispast.

ΗΛ. Ἰώ μοί μοι!

Asynart., 2 ithyphall.

Ποῖ — εἶμι;

Asynart., troch. dim. catal. et ithyphall. (M. vgl. 1115.)

Τίς — εὐνάς;

Jamb. tetram. catal.

ΟΡ. Πάλιν — αὔραν·

V. 1133 — ἐῶν πέπλων (ἐκ verstanden, wie oft)

Dochmiac.

Ἔβαλε μαστὸν ἐν φοναῖς, ὤ μοί μοι,

Bisher Ἔβαλεν, ἔδειξε μαστόν. Ἔδειξε ist offenbares Glossem. V. 1135:

Troch. tetram. catal.

Πρὸς — ἐγώ.

Jamb. tetram.

Σάφ' οἶδα — γόον.

— — — —

Jamb. trim. brachycatal.

ΟΡ. Βοὰν — γένυν

Asynart., iamb. dim. brachycat. et ithyphall.

Ἐμὰν — λιταίνω.

Asynart., 2 iamb. hypercat.

ΗΛ. Παρ. — ἐκρ.

Troch. dim. hypercat.

Ὥστε — βέλος.

Jamb. tetram.
XO. Τάλ. — σίδῳ
— — — —
Jamb. trim. hypercat.
OP. Ἐγὼ — ἱμαῖσι,
Troch. dim. catal.
Φασγ. κατ.
Jamb. dim.
— — —
Jamb. tetram.
HΛ. Ἐ. δ' ἐπεγχέλευσά (mit Musgr.) σοι, — ἅμα.
Archiloch. (wie 1154.)
— — — — —
Jamb. trim.
Λαβοῦ — πέπλοις,
Jamb. dim. brachycat.
Καθ. σφ.
Jamb. dim.
Φονέας ἔτικτες ἆρά σοι.

Ἄρα genügt dem Verse nicht. Daß ἆρα für ἄρα steht, ist bekannt: m. s. Aristophanes Plut. 877, und viele andere Stellen. V. 1194.

Σεμνὸν βροτοῖσιν εὐσεβὲς χρηστήριον.

Musgrave will, mit Clarke zur Ilias 4, 242, εὐσεβέσι. Wahrscheinlicher und schöner ist Σεμνοβροτοῖσιν. So σεμνόμαντις bey Sophokles, σεμνοπαράσιτοι u. a. m. Bald nachher wohl besser ἐλεῖν χθόνα, ἦλθεν Φρύγας, und 1234 πέπονθεν, πλὴν u. s. w. V. 1211 ist für das fremdklingende οἶκον Κεκροπίας εὐδαίμονα höchst wahrscheinlich zu lesen ὄγκον, ὄχθον, πάγον, Ἀρειόπαγον: m. s. 1180 ff. εὐδαίμονα, θήσοντά σε εὐδαίμονα. V. 1220:

XO. Πῶς, ὄντε θεὼ, τῆσδέ τ' ἀδελφὼ
Καὶ καταφθιμένης, u. s. w.

So die Bücher; allein καὶ καταφθ. ist weder dem Gedanken, noch dem Verse gemäß. Heath's ἀδελφὼ τῆς καταφθ. ist griechisch, aber der Vers wird hiedurch nicht geheilt, indem die Endsylbe von κατὰ vor einem Doppelkonsonanten unmöglich verkürzt werden kann. Wir vermuthen, daß der homerisirende Euripides ἀδ. τῆς καπφθιμένης schrieb, wie Homer κὰπ φάλαρα für κατὰ φάλαρα. Dieß bey Attikern ungewöhnliche κὰπ erklärte Jemand durch κατὰ, ein Anderer nahm es für καί. (M. vgl. Iphigenia in Aulis, V. 235.) Beydes an den Rand geschrieben, kam in den Text, und verdrängte den Artikel, den der Vers von sich zu weisen schien. M. vgl. Suppl. 987. (Κλεινήν τ' ἄλοχον τοῦ καταφθιμένου), wo Markland sonderbar genug schreibt: In anapaesto quidem hic secunda brevis esse potest, non in iambico metro u. s. w. Auch hier scheint dieselbe Zusammenziehung an ihrer Stelle zu seyn. V. 1223 ff. Wahrscheinlich:

ΔI. Μοῖρά τ', ἀνάγκης θ' ἡγεῖτο χρεὼν,
Φοίβου δ' ἄσοφοι γ. ἐ.
HΛ. Τίς δέ μ' Ἀπόλλων u. s. w.

Im Folgenden ist μητέρι, was einige Neuere den Alten (Canter

hat es noch) nachdruckten, gegen das Sylbenmaß. Man schreibe mit Barnes und Andern μητρί.

4. Die Flehenden.

V. 20 ff. König Adrastus selber liegt nicht zu Aethra's Füßen, sondern kniet erst vor Theseus. V. 151. Folglich paßt Κεῖται nicht in buchstäblicher Bedeutung. Daß aber Κεῖται ἔχων für ἔχει stehen könne, wie Markland will, ist unerweisbar. Schreiben wir:

Κοινὸν δὲ φέρτον ταῖσδ' ἔχων, χρείας ἐμῆς
Ἄδραστος, ὄμμα δάκρυσιν τέγγων, ὅδε
Λεῖται u. s. w.

V. 27. Μόνῳ schreiben Reiske und Markland. Schon Portus übersetzt auch *Soli* meo filio etc. Und wirklich hat μόνωι (das Jota subscriptum steht in alten Handschriften im Texte: m. s. Bast Epist. crit. p. 145) viel Aehnlichkeit mit μόνον. Doch ist μόνοιν beynahe noch wahrscheinlicher. V. 42 ff.

Jonic. a minore tetram. catal.
Ἱκ. σε, γεραιὰ, γεραιῶν ἐκ στομάτων

(γεραιὰ ist der Vocativ, dem Markland's und Reiske's γεραιῶν für γεραρῶν, welches allerdings anmaßend klingt, elegant entgegengesetzt wird. Γεραιῶν verkürzt die Mittelsylbe, wie oft.)

Choriamb. dim.
Πρὸς γόνυ πίπτουσα τὸ σὸν,

(Σὸν gilt für eine Länge, theils, weil es den Vers schließt, theils des Gedankenabschnittes wegen, den die Interpunktion bezeichnet. Der folgende Anapäst, welcher Markland Bedenken machte, thut nichts zur Sache.)

Anapaest. monom. hypercat.
Ἀ. μοι τ. λ.,

Asynart., anapaest. monom. et choriamb. dim.
Φθιμ. — μέλη

Jonic. a min. tetram. catal.
Θαν. — βορὰν, u. s. w.

In der Antistrophe ῥυσσὰ mit Mehreren. V. 52.

Jonic. a min. hexam.
Ἔτεκες — σῷ

Asynart., anapaest. monom. et choriamb. hypercat.
Μετὰ — διανοίας,

Jonic. a min. tetram. catal.
Μετ. — φθιμ.

Asynart., penthemim. dactyl. et choriamb. dim. hypercat.
Οὓς — ἐλθεῖν,

Jonic. a min. trim.
Τέκν. — θεῖναι

Asynart., anapaest. monom., choriamb. dim. ἰαμβίζων.
◡ ◡ — ◡ ◡ — | — ◡ ◡ — ◡̄ — ◡ —
Νεκ. — τάφον.

V. 65.

Alcaïcus.

Διάδοχος· ἀχεῦσιν προκόλων χέρας.

προκόλων, des Sylbenmaßes wegen, mit Heath und Musgrave.
V. 69.

Troch. tetram.

Διὰ παρηΐδος ὄνυχα λευκὸν αἱματοῦντε χρῶτα φόνιον·

nicht χρῶτά τε φόν·, gegen das trochäische Sylbenmaß, das in der ersten, dritten und fünften Stelle den Grundfuß verlangt, in den übrigen aber vierzeitige Füße zuläßt: daher man nicht παρῇδος für παρηΐδος zu setzen braucht, wie Heath und Markland wollen. Die Konstruktion ist diese: αἱματοῦντε χρῶτα φόνιον (ab effectu), ὄνυχα λευκὸν (ἔχοντες: s. Matthiä's ausführl. griech. Gramm. §. 427) διὰ παρηΐδος. Unkenntniß dieser Ellipse veranlaßte die Zusetzung des τέ.

Asynart., 2 penthemim. iamb.

Τὰ — κόσμος.

V. 74 αἰεὶ mit Heath und Markl. V. 79 Τίνων γόον τ' ἤκουσα u. s. w. mit Elmsley in der Anmerkung zur Medea V. 102, 3, wo er bemerkt, daß nachläßige Abschreiber öfters die copula im Vordergliede auslassen. Γόων unverändert zu lassen, und dafür κτύπου zu schreiben, paßt weniger, weil ein Akkusativ, Νεκρῶν τε θρήνους, folgt, und also ἤκουσα mit diesem Kasus und mit zwey Genitiven zugleich konstruirt würde; ein Uebelstand, den man gern vermeidet. V. 160 des Tauchnitz'schen Abdruckes, der auch in der Folge zu verstehen ist, wird so, nach den ältern Ausgaben, interpungirt: Τί δέ; πλέον ἦλθον u. s. w., welches die lateinische Dolmetschung so gibt: Quid? Quinctiam ivi invito Amphiareo. Τί πλέον; τί δὲ πλέον; sind bekannte Aeußerungen der Ungeduld, oder des Unwillens; so wie der Deutsche sagt: Was mehr? oder Was ist das mehr? Theseus, der die schwache Seite des Adrastus berührt hatte, wird durch diese Aeußerung etwas unsanft zurückgewiesen, und ermahnt, das Gespräch auf etwas Anderes zu lenken; allein der hiedurch gereizte Theseus trägt nun vielmehr die Farben noch stärker auf, indem er dem Argiverkönige Verachtung der Götter vorwirft, und, daß guter Muth ihm mehr gegolten habe als guter Rath. So wenigstens ließe sich die Stelle zur Noth fassen. Allein höchst wahrscheinlich ist Musgrave's Τὸ δὲ πλέον, ἦλθον u. s. w. Nonnus 31, 126:
— εἰς χθόνα Κύπρου

Ἀπλανὲς ὄμμα τίταινε, τὸ δὲ πλέον, ὑψόθι Βύβλου

Ἀσσυρίου σκοπίαζε. Auch 16, 334; 41, 335. M. s. Musgr. V. 223. (Ὅστις κόρας μὲν —)

Ξένοισιν ὧδ' ἔδωκας, ὡς ζώντων θεῶν.

Dieser Vers wurde (wie es allerdings leicht geschehen konnte) von allen Herausgebern und Uebersetzern mißverstanden, indem man θεῶν eigentlich nahm, da es figürlich gesagt ist von Menschen, die ihrer Vorzüge wegen den Göttern gleich geschätzt werden. M. s. über diese Bedeutung von θεὸς und deus Musgrave zu Sophokles Elektra V. 150 der Brunck'schen Ausgabe, die Ausleger zu Horaz, Od. I, 1, 30, u. a. m. Ζώντων steht für ὄντων, wie ζῆν und vivere oft vorkommen.
V. 250.

Χαίρων ἴθι δή, μὴ γὰρ βεβούλευσαι καλῶς.

So die Pariser Manuscripte, denen verschiedene Herausgeber gefolgt sind, ohne den Sprachfehler zu achten. Am wahrscheinlichsten ist, was unter andern Markland vermuthet: χαίρων ἴϑ· οὐ δὴ γὰρ βεβουλ. καλ. Nachher schreiben wir:

Αὐτοὺς πιέζειν τὴν τύχην ἡμᾶς ἄγαν,

nicht αὐτὸς und λίαν, weil jenes dem Gedanken widerspricht, dies aber die Anfangssylbe eigentlich lang hat. M. s. Herakl. V. 204: Αὐτοὺς, sponte nostra, non provocatos injuriis. ΑΓΑΝ und ΛΙΑΝ konnten wohl verwechselt werden; doch ertragen wir auch λίαν. Vers 252 ist ἐννοίαισι für ἐν νέοισι eine der schönsten Verbesserungen Musgrave's. V. 264 f. (Θεοὺς — ϑέμεναι μάρτυρας)

Ὡς οὐδὲν ἡμῖν ἤρκεσαν λιταὶ ϑεῶν.
Ὅς Πέλοπος ἦν παῖς, Πελοπίας δ' ἡμεῖς χϑονὸς
Ταυτὸν πατρῷον αἷμά σοι κεκτήμεϑα.

So Canter, Barnes, Markland, Musgrave und Andere, nach den Handschriften. Alle vermuthen zwischen dem ersten und dem folgenden Verse sey etwas ausgefallen, das in den neuesten Ausgaben durch Sterne bezeichnet wird. Der einzige Petit, Miscell. 3, 17, wollte hinter ϑεῶν nur ein Komma gesetzt wissen, und dann so fortfahren: Ὡς Πέλοπος ἦν παῖς u. s. w., eine Aushülfe, die nur wegen des wiederholten Ὡς mißfällt. Daher vermuthen wir Ὡς οὐδ. ἡμῖν· ἤρκεσεν λιταῖς (propter preces) ϑεῶν, Ὅς u. s. w. Παῖς, welches Petit durch pronepos übersetzt, bedeutet öfters bloß den Nachkommen, wie z. B. in der Medea V. 825 die Athener ϑεῶν παῖδες μακάρων heißen. Die Veränderung der Anrede in den Worten Πελοπίας — κεκτ. hat nichts Anstößiges. V. 275 τεϑναότων für τε ϑνατῶν mit Musgrave, und folglich κομίσαι für κόμισαι. V. 278. Κρίνετε χέρας kann nicht richtig seyn; vielleicht Κραίνετε, regite, welche Wörter in den Handschriften verwechselt werden: m. s. die Register zu Jacob's Anthol. Palat. Der Vers ist ein bekannter asynartetischer, der aus zwey überzähligen Jamben besteht. Der folgende gehört zu derselben Versgattung, indem er aus zwey glyconiis zusammengesetzt ist. V. 280 und 281 sind in einen dactylicus tetrameter zu vereinigen, wie G. Hermann im Buch de Metris, Seite 266, bemerkt. Ueber den, anstatt des Grundfußes am Schlusse gebrauchten, Kretikus, δειλαίαν, vergleiche man auch unsere Bemerkung zu Seneca's Oedip, V. 448. Uebrigens so interpungirt mit Scaliger: καὶ χέρα, δειλαίαν Οἴκτισαι ἀμφὶ τέκνων μ' ἱκέταν, nicht χέρα δειλαίαν: denn Theseus Hand kann nicht δειλαία genannt werden. Am Schlusse dieser lyrischen Stelle Βλέψον ἐμῶν βλεφάρων ἔπι δάκρυον, nicht ἐπιδάκρυον, welches Wort sich anderswo nicht findet, und σοῖσι γούνασιν, nicht σοῖσιν. V. 368.

Glycon. polyschem. hypercat., in quo paeon 1. pro dactylo.

‿‿ ‿ ‿‿ ‿ — ‿ ‿ ‿ — ‿

Ἐκλύετε (von κλύω) τάδε γ', ἐκλύετ' ἄνακτος

Asynart., dochmius et choriamb.

— — — — — — — — —

Πελασγία, καὶ (für καίπερ) καταργοῦς.

Da Ἄργος ein Kollektivbegriff ist, so hat ἐκλύετε, für ἔκλυες, keine Schwierigkeit; wohl aber sind die Worte καὶ κατ' Ἄργος außer Zusammenhang, und Musgrave's μέγαλα Πελασγία (er übersetzt Pia erga

deos et magni aestimanda in Pelasgia et ad Argos) theils dem Sylbenmaße weniger gemäß, indem anstatt des ersten Päon καὶ μέγαλα in der Antistrophe ein Choriambus, γᾶν δὲ φίλαν, steht, welchem die alte Lesart καὶ μεγάλα (für μεγάλη) völlig entspricht; theils ist die Ausdrucksart affektirt, und der ganze Gedanke schielend, da des Theseus That nicht allein in Pelasgien, oder im Peloponnes, sondern in der ganzen gesitteten Welt für fromm und groß gelten mußte. Wir lassen daher die Anrede καὶ μεγάλα Πελασγία unverändert, schreiben aber καὶ καταργοῦς, καὶ καταργοῦσα, wiewohl säumend. »Hörst du,« ruft der Chor, »hörst du des Theseus frommes Wort, o große Pelasgia, wiewohl du säumest, um unser Leiden unbekümmert?« Am Schlusse der Antistrophe stellt Markland's τὰν vor Ἰνάχου den Vers her. V. 377.

Τί μοι πόλις (oder Τί μοι πτόλις, mit Musgr., nicht Τιμόπτολις)
 κρανεῖ ποτ'; ἆρα φιλιά μοι

Τιμεῖ (mit zwey Pariser Manuscripten, denen auch Markland folgt;
 nicht Τιμοῖ. So κρανεῖ, ληψόμεθα.) —

Am Ende des Chors Νέμουσ für Νέμεις mit Markland, um das unwirksame Asyndeton hinwegzuschaffen. V. 398 ist Musgrave's ὡς ἔοικεν οὐ σάφ' εἰδότι wahrscheinlich. V. 411.

Ἓν μὲν τόδ' ἡμῖν, ὥσπερ ἐν πεσσοῖς, διδῷς
Κρεῖσσον.

Theseus hat dem Herolde nichts bewilligt, oder nachgesehen; vielmehr bittet durch diese Worte der Thebaner um Verzeihung, daß er jenen τύραννος genannt. Also muß es διδῷς heißen, wie öfters der Conjunctiv anstatt des Imperativs gebraucht wird. M. vgl. V. 1196, und Matthiä's vollständ. griech. Gramm. S. 729. V. 422. Γηπόνος δ' ἀνὴρ πένης, εἰ καὶ πένοιτο, u. s. w. Das homerische πένομαι würde schon überhaupt in dem homerisirenden Euripides zu dulden seyn, wenn auch als ἅπαξ λεγόμενον: es paßt aber vorzüglich im Munde des Theber Heroldes, der auf Schönrednerey Anspruch macht, und allem Ansehen nach die ähnlich klingenden Laute πένης und πένοιτο (nichts von γηπόνος zu sagen) zu einem Wortspiele mißbraucht. V. 434. Καὶ τόδ' οὐκέτ' ἔστι ἴσον. Richtig Markland: ἔστ' ἴσον, was auch Musgrave billigt. Τόδε, ὁ νόμος, welches Wort im vorhergehenden Komma steht. V. 443 ἔστ' ἰσαίτερον mit Düport, des Metrums wegen. V. 445. Ὑπουσιν, ὑπάρχουσιν, wie Reiske das Wort erklärt. Einer Aenderung bedarf es nicht. V. 453. Marklands πλείονα βίαν (majorem facultatem violentiae) verdient Aufmerksamkeit, was auch Musgrave einwendet, theils des im Allgemeinen passenden Sinnes wegen; theils darum, weil es dem handschriftlichen βίον so ähnlich ist. Da dieses letztere im nächst Vorhergehenden steht, und überdieß der Antiklimax πλοῦτον καὶ βίον mißfällt, so ist an einer Verderbung des Textes kaum zu zweifeln. Doch nehmen auch wir Marklands Aenderung nicht an, erstlich weil πλείονα βίον ἐκμοχθεῖν eine natürliche Folge des Reichthums, also die Lesart der Handschriften dem Zusammenhange sehr gemäß ist: dann deßhalb, weil die vermehrte βία des Tyrannen ein umfassender Begriff ist, der sowohl die Anmaßung des Bürgervermögens, als den Mißbrauch der Jungfrauen in sich schließt, so daß die disjunctive Partikel ἢ (ἢ παρθενεύειν παῖδας u. s. w.) nicht paßt. Aus diesen Gründen scheint uns vielmehr das erste βίον verderbt, und wir setzen dafür Marklands βίαν, indem wir so schreiben:

Κτᾶσθαι δὲ πλοῦτον καὶ βίαν τί δεῖ τέκνοις,
Ὃς τῷ τυράννῳ πλείον ἐκμοχθῇ βίον;

Πλούτου βίαν, vim divitiarum, sind gewöhnliche Ausdrucksarten, über die man Matthiä (vollst. gr. Gr. §. 430), Muretus Var. Lect 3, 4, und Andere vergleichen kann. Das Hyperbaton von καὶ wird Niemand irren. V. 458.

Καὶ ταῦτα μὲν δὴ πρὸς τάδ' ἐξηκόντισα.

Marklands πρὸς τὰ σ', anstatt πρὸς τὰ σὰ, überdieß eine sehr harte Elision, ist unnöthig (ταῦτα πρὸς τάδε, wie 519 πρῶτα πρὸς τὰ πρῶτα, u. s. w.); nicht aber V. 462 das Valckenaerische πάλιν (für πόλει: ὡς τάχος πόλει χωρεῖν), welches alle Herausgeber mit Recht billigen. V. 481 ist Musgrave's ἐν κάκιστον wahrscheinlich. V. 487 nach Manuscripten, Stobäus, Markl.: ἀπώλλυτο. V. 552.

— εὐτυχοῦσι δὲ
Οἱ μὲν τάχ', οἱ δ' ἐσαῦθις, οἱ δ' ἤδη βροτῶν.

Falsch: denn manche Menschen werden nie glücklich. Man schreibe: οἱ δ' οὐ δὴ (scilicet) βροτῶν. Marklands, von Musgrave angenommene, Aenderung Οἱ μὲν τόθ' (olim) berichtigt den Gedanken nicht. Dagegen ist V. 561 εὐσεβεῖν für εἰσιδεῖν eine der glücklichsten Emendationen desselben Kunstrichters. V. 606 ἀνὰ τόπον paßt weder zum Gedanken, noch zum Sylbenmaß, welches an dieser Stelle einen Doppeljambus verlangt. Marklands ἀνὰ πτόλιν ist unwahrscheinlich. Andere Vermuthungen sind noch härter. Vielleicht schrieb Euripides ἀνὰ τρόπον, welches so viel als πρὸς τρόπου bedeuten könnte, wie z. B. ἀνὰ κράτος adverbialiter gebraucht wird. Besser auch mit Markland στερνοτυπεῖς τ'. V. 608. Ὦ τάλαινα, τίνα λόγον. Schwerlich erkennt hierin Jemand den pherekratischen Vers der Antistrophe. Vielleicht also: Ὦ τ., λόγον τίν' | Ἂν, τίνα τῶνδ' α. λ.; Ἂν, τίνα τῶνδ' αἲ —, ist ein richtiger Antispast. In der Antistrophe ist ἐξεκάλεσσε und κακῶν ἀναψυχὰς, jenes dem Verse, dieses dem Gedanken gemäß. V. 624 empfiehlt sich Marklands, zwar furchtsam gewagtes, ἰδοίης durch metrische Congruenz. Daß diese Form sonst nicht vorkommen soll, bedeutet wenig, da der größere Theil griechischer Literatur verloren ist. Ungezweifelt richtig ist τύχας für ψυχὰς, was Sinn und Vers verdirbt, aber demungeachtet in den Handausgaben noch immer seinen Platz behauptet. V. 625. Τίς ποτ' αἶσα mit Reiske. Ἔτι mag aus Ε, ἔ, τις entstanden seyn. Die Schlußverse dieser Strophen bestehen, wie es scheint, aus asynartetis, welche sich in der Elektra und sonst finden:

⏑⏑ ⏑ — ⏑ — ⏑ — | — ⏑ — ⏑ — ⏑

Ἐπιμένει τὸν ἄλκιμον τῆσδε γῆς ἄνακτα;

Und so auch: Πόλεος ἐκκομίζομαι πρὸς πυρὰν ὑβρισθείν.

Doch kann man auch mit jedem dieser Verse den vorhergehenden zu einem troch. tetram. catal. vereinigen V. 655 mit Musgr. φύλων τρία τριῶν στρατεύματα. V. 674 τεῖναι φόνον. Canters (Nov. Lect. 5, 25) θεῖναι ist wahrscheinlich. Heath vergleicht jene Stelle in der Hekuba, V. 263.

Εἰς τήνδ' Ἀχιλλεὺς ἐνδίκως τείνει φόνον;

allein τείνειν τὶ εἴς τινα ist leicht verständlich (m. vgl. auch V. 722 und ähnliche Stellen); hingegen war der absolute Gebrauch von τείνειν in der Bedeutung, welche hier erfordert wird, billig erst durch Beyspiele zu beweisen. V. 678.

Πέραν δὲ διαλάσαντες ἀλλήλων ὄχους,
Παραιβάτας ἔστησαν εἰς τάξιν δορός.
Χ' οἱ μὲν σιδήρῳ διεμάχονθ', οἱ δ' ἔστρεφον
Πώλους ἐς ἀλκὴν αὖθις ἐς παραιβάτας.

Kurz gesagt, und daher etwas dunkel. Leicht könnte man nämlich unter παραιβάτας an beyden Stellen die thebanischen Wagenkämpfer verstehn; allein an der letzten sind die athenischen gemeint, welche sich (was der Erzähler hinzudenken läßt) jenen entgegengestellt hatten, und auf welche nun, durch eine zweyte kriegerische Bewegung (αὖθις), die thebanischen Wagenkämpfer ihre Wagen hinlenkten, um sie mit Wurfwaffen (missilibus) anzugreifen; da hingegen die eigentlichen Wagenkämpfer (παραιβάται) Lanze und Schwert brauchten. Der erste kriegerische Akt jener ποιμένες ὄχων τετραόρων war die Absetzung der Wagenkämpfer. V. 686. Κεῖ γὰρ ἦν. Musgrave vermißt hier des Euripides vel memoriam, vel curam: denn die Streitwagen hätten am Prötidenthor gestanden; der Bote hingegen auf einem Thurm am Thore der Elektra. M. s. 653. Wenn diese Erinnerung Grund hat, wie es allerdings scheint, so wird ἦ (ῇα) zu schreiben, und κεῖ für ἐκεῖσε zu nehmen seyn. Der Mann beobachtete also Anfangs von jenem Thurme; als aber die Schlacht auf der entgegengesetzten Seite sich zu entwickeln begann, eilte er dahin, um die Wagenkämpfer und Wagenführer in der Nähe zu sehen. V. 691 τοὺς — φορουμένους mit Mehreren, des Sinnes wegen. V. 701.

Καὶ συμπατάξαντες μέσον πάντα στρατόν.

Ein Vers, dessen Härte ohne Zweifel den Gegenstand malen soll: denn sonst bot sich von selber diese Schreibung an, wodurch der Vers fließend und, im Allgemeinen betrachtet, schön wurde; welche Schönheit aber dem besondern Ausdrucke geschadet hätte:

Μέσον δὲ πάντα συμπατάξαντες στρατόν.

V. 734 besser mit Heath und Andern τῆς συμφορᾶς. Ἔχειν ἔλασσον. V. 742. Μέτριά τι δόντος (für θέλοντος), οὐκ ἐχρῄζομεν λαβεῖν. Markl. Musgr. V. 773 αὗται δ' εἰσὶν, mit Reiske und Markl. V. 780.

Asynart., anapaest. dim. brachycat. logaoed., et iambocreticus.

◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡ — | ◡ — ◡ — — ◡ —

Τὰ μὲν — εὐδοξία

Troch. trim. hypercat. clodus.

— ◡ — ◡ — ◡ — ◡ — ◡ — — —

Καὶ — τιμή· u. s. w.

Seneka gebraucht dieses Sylbenmaß im Agamemnon, V. 608, 623 unserer Ausgaben. In der Antistrophe vermuthen wir dieß:

Ἄγαμόν μ' ἔτι δεῦρ' ἀεὶ Χρόνος παλαιᾶ πατὴρ
Ὤφελ' ἁμέρα κτίσαι.

Rhesus, V. 389: Παλαιᾷ σ' ἡμέρᾳ προσεννέπω. Die Stellung des Wortes παλαιᾷ zwischen zwey Nominative männlichen Geschlechts, und besonders das vorhergehende Χρόνος, verleitete, wie es scheint, zu dem ähnlich klingenden παλαιός. Πατὴρ ist Benennung aller Götter, und als solche dargestellter Personifikationen. Von den bisher bekannt gewordenen Aenderungen ist Musgrave's Ἀγάμῳ (ἀγάμῳ ἁμέρα, coelibatu, wie ἐλεύθερον ἦμαρ, δούλιον ἦμαρ, ἐχθρὸν ἦμαρ, oder ἐχθρὰ ἡμέρα u. s. w.,

Freyheit, Knechtschaft, Feindschaft, bedeutet: m. s. die Ausleger bey Phoeniss. 553) die wahrscheinlichste; aber doch ist die Verbindung der Worte ἀγάμῳ ἡμέρᾳ κτίσαι (Musgrave übersetzt dieß constituere, defigere in coelibatu) hart. V. 791 μ' ἴδοι mit Markland. Με δεῖ ist gegen die consecutio temporum. V. 800.

Asynart., iambocret. et troch. dim. catal.

◡—◡— —◡— | —◡—◡ —◡—

Στεν. — νεκρῶν —.

V. 804.

Jamb. tetram.

Ὦ παῖδες, — ματέρων, u. s. w.

V. 808. Eine lückenhafte Stelle; und die antistrophische ist ohne Zweifel verderbt. Vielleicht hier, da Wiederholungen leidenschaftlicher Worte in den Tragikern zu Hause sind, und die Abschreiber doppelt Gesetztes gewöhnlich ein Mal auslassen:

Dochmiac.

Αἶ, αἶ, αἶ, αἶ, ἐπάθομεν, ἐπάθομεν, ὦ,

Asynart., iamb. et troch. catal.

Τὰ κύντατ' ἄλγη κακῶν.

Und in der Antistrophe (die Personenbezeichnungen nach Musgrave berichtigt):

(ΑΔΡ. Ἔχεις, ἔχεις. ΧΟ. Πημ. — βάρος.)

ΑΔΡ. Αἶ, αἶ! ΧΟ. Τοῖς τεκοῦσι λέγεις. ΑΔΡ. Αἶ δ' ἐμοί.
ΧΟ. Στένεις ἐπ' ἀμφοῖν ἄχει.

Die Lesart der Bücher Τοῖς τεκοῦσι δ' οὐ λέγεις gibt einen falschen Sinn: denn in des Königs Klagerufe Αἶ, αἶ, liegt keine Bezeichnung der Person, um die er klagt. Also kann der Chor nicht bestimmt aussagen, er beklage die Mutter nicht. Auch als Frage genommen sind die Worte unpassend, aus demselben Grunde. Man darf mithin an der Einschiebung des οὐ durch einen mißverstehenden Abschreiber nicht zweifeln. Τοῖς τεκοῦσι λέγεις, »das rufst du uns Müttern zu,« stellt Gedanken und Vers zugleich her. Und Adrast antwortet hierauf nicht Αἰετέ μου, »Ihr höret mich«: denn was soll eine so unbedeutende Bemerkung? sondern er wendet seinen Klageruf auch auf sich selber an: Αἶ τ' ἐμοί, oder Αἶ δ' ἐμοί! »Weh auch mir!« Worauf der Chor passend erwiedert: Στένεις ἐπ' ἀμφοῖν ἄχει (nicht ἄχη, ein Fehler des Jotacismus) »du klagst unser beyderseitiges Leid.« Was ἄχει betrifft, so heißt es ähnlich im Hippolyt, V. 903: Τὸ μέντοι πρᾶγμ', ἐφ' ᾧτινι στένεις, Οὐκ οἶδα. V. 811.

Asynart., iamb. trim. brachycat., et ithyphall.

Ὁρῶσι κἀμὲ δῆτα τὴν τάλαιναν, τέκνων ἄπαιδα.

So vermeidet man die Wortbrechung in τάλαιναν. Verbindungen von Jamben und Trochäen in asynartetische Versarten sind bey den Dramatikern gewöhnlich. V. 826.

Asynart., iamb. hypercat. et dochmius.

ΑΔ. Ἴδετε — ματέρες

Dochmius.

Τάλαιναι τέκνων.

Jamb. tetram. brachycat.
XO. Κατὰ — σποδὸν

Dochm.
Κάρα — μοί, μοι.

(κεχύμεθα nicht elidirt, am Schluß des Satzes, und bey Veränderung der Person.)

Asynart., 2 iamb. et troch. catal.
Κατά με — σπάσαι,

Jamb. trim.
Πυρός τε — πέσοι

Asynart., similis proximo.
XO. Πικροὺς — φάτιν·
— — — — —

Dochm. hypercat.
— ◡ ◡ — — ◡ ◡ ◡ — — ◡ — —
Οἰδιπόδα — Ἐριννύς.

V. 840. Die Worte ἡνίκ᾽ ἐξήντλεις στρατῷ γόους werden von Musgrave so übersetzt: quando lamenta ob exercitum Argivorum profudisti. Gewiß richtig. Theseus meint den Chorgesang, der mit V. 273 anfängt. V. 851. Κενοὶ für Κοινοὶ mit Grotius, Reiske und Musgrave. V. 854 ἀγαθός, welches der Vers fordert. V. 862 ἁδρὸν, grandem, procerum, mit Markland und Musgrave. V. 901.

Πολλοὺς δ᾽ ἐραστὰς, κἀπὸ θηλειῶν ὅσας,
Ἔχων ἐφρούρει μηδὲν ἐξαμαρτάνειν.

Musgrave bemerkt hierüber Folgendes: "Ὅσας. Canterus ἴσας, quod rejicit cum Barnesio *Marklandus*; et hic quidem dici putat cum admiratione ὅσας, quasi θαυμαστὸν ὅσας, vel πλείστας ὅσας, *quot putas inter foeminas!* Mihi nullus hic locus exclamationibus videtur; quare verum puto Canteri ἴσας. Allein dieß videtur ist kein Beweis, daß Euripides nicht ὅσας schrieb. Auch wir sagen: »viele Frauen, und welche! liebten ihn.« Dem Griechen ist eine so lebhafte Wendung um so eher erlaubt. Und was sagt ἴσας? »Eben so viele, pares numero.« Aber es ist ja keine Zahl bestimmt; es heißt nur Πολλοὺς ἐραστάς. Und zugegeben, daß ἴσας dasselbe bedeuten könne, so wäre der Sinn Πολλοὺς ἐραστὰς καὶ πολλὰς ἐραστρίας. Wie kahl gegen ὅσας ἀπὸ θηλειῶν! Kurz, wir bleiben bey der alten Lesart, und rathen, nicht sogleich alles zu verketzern, was man nicht auf den Heerstraßen der Literatur antrifft. V. 904.

Οὐκ ἐν λόγοις ἦν λαμπρὸς, ἀλλ᾽ ἐν ἀσπίδι
Δεινὸς σοφιστὴς, πολλά τ᾽ ἐξευρεῖν σοφά.

Σοφὰ (von der Conjectur σοφὸς gar zu schweigen) bleibt überflüssig neben σοφιστὴς, und wir vermuthen daher σαφῆ, sichere, zuverläßige Erfindungen. Dagegen hat ἐξευρεῖν, ὥστε verstanden (Matthiä §. 535, d), keinen Anstoß. Uebrigens ist der Ausdruck σοφιστὴς ἐν ἀσπίδι eine Art von Oxymoron, ähnlich dem gleich folgenden εὑρὼν ἀκριβῆ μουσικὴν ἐν ἀσπίδι, und jenem bey Plautus Mostell. 148, nach unserer Interpunction der Stelle:

Arte gymnastica, discŏ, hastis, pila,
Cursŭ, armis, equo, victitabam volup.

V. 906 besser wohl mit Musgrave Φιλότιμον ἦθος πλούσιος, V. 911—920. Diese Peroration ist versetzt, und hinter V. 933 einzuschieben; so wie V. 920—926 hinter 956. V. 935 hat Marklands πείσεσθαι viel Schein. Eben so fünf Verse weiterhin Tyrwhitts οἴκους. M. s. Musgrave. V. 947 mit diesem Kritiker: Πικραὶ γὰρ ἔψεις χάρμα τῷ τέλει νεκρῶν, daß Adrast dieses spreche. V. 949;

— Μένειν χρὴ τλημόνως· λέγει γὰρ εὖ
Θησεύς· ὅταν δὲ τούσδε προσθῶμεν πυρὶ,
Ὀστᾶ προσάξεσθ.

Widersinnig. Man schreibe Ὀστᾶ προσίξεσθ', »tret heran zu den Gebeinen, wann wir sie auf den Scheiterhaufen gesetzt haben.« Vielleicht auch besser noch so: ὅτ. δὲ τῶνδε πρ. πυρὶ Ὀστᾶ, προσίξεσθ, V. 971,

Οὔτ' ἐν ζῶσιν ἀριθμουμένη,

Der bezweifelte Vers scheint richtig. Nach einer bekannten Regel, die zweyte Sylbe von ἀριθμ. verkürzt, hat man einen glyconeus, worin der erste Päon, wie oft, die Stelle des Daktylus vertritt, und welchem in der Strophe ein polyschematistus derselben Gattung, gleichfalls nach Dichtergebrauch, entspricht. V. 976 ff., nach Markland und Musgrave:

Asynart., pherecrat. et glyc. polyschem.
Κουραί, καστέφανοι κόμας λοιβαὶ νεκύων φθιμένων,

Asynart., 2 glyc. polyschem.
Ἀοιδαί θ', ἃς χρ. — ενδέχ.

Similis.
Γόοισιν — νοτερὸν (νοτερὰν ist verswidrig) ἀ. πέπλ. u. s. w.

V. 987.
Κλεινήν τ' ἄλοχον τοῦ καταφθιμένου,

Vielleicht ist καπφθιμένου zu schreiben. M. vgl. Electr. V. 1221. V. 994 ff.:

Asynart., 2 glyc.
Ἐδίφρευεν ὅ θ' ἅλιος (nach Markland), σελάνας τε κατ' αἰθέρα

Asynarteti, glyc. polysch. et pherecrat., sive Priapei.
Λαμπάς, ἵν ωκ. — ὄρφνας (mit G. Hermann de Metris S. 238, wegen des Sylbenmaßes der Antistrophe),
Ἡνίκ' ἐμᾶς εὐδαιμονίας ἀοιδὰς πόλις Ἄργους

(Was die Bücher haben, Ἡνίκα γάμων τῶν ἐμῶν πόλ. Ἄργ. ἀοιδ. εὐδαιμ. ἐπύργωσε ist offenbar von einem Erklärer verfälscht, und ebenfalls mit der Antistrophe unvereinbar.)

Asynarteti, 2 glyc. polyschem.
Ἐπύργωσε — χαλκ. τοῦ Καπαν.;
(Musgrave's τοῦδε, und im folgenden Verse Ὧι προσέβαν, ist härter.)
Ὃ (d. h. δι' ὃ) προσέβ. — ἐκβακχ.,

Asynart., glyc. polysch. et pherecrat.
Πυρᾶς φῶς τε τόν τε τάφον βατ. τὸν αὐτὸν,

Dochmiac.
Ἐς — ἔμμοχθον

Asynart., 2 glyc. polyschem.
Βίοτον, — θάν.]
Συνθν. — κραίνοι.

V. 1013. Πυρὰν, δυὸς θησαυρόν. Freylich unerklärbar. Also wohl mit Musgrave δύης θησ., doloris vel luctûs thesaurum. V. 1016 nach Demselben: τύχα δέ μ' οὐ ξυν. Ein ähnlicher asynartetus. Dann so:

Asynarteti glyc. et pherecrat., sive Priapei.

Εὐκλείας χάριν (nach Manusc.) ἐνθ. — πέτρας,
Πηδ. πυρᾶς — φλογμῷ

Asynart., 2 glyc. polyschem.

Πόσει — θεμένα
Περσεφόνας (n. G. Hermann) — ἐμᾷ

Priapeus.

Προδ. — φῶς τε γάμοι τε.

Dochmiac.

Εἴθ' εὐναὶ δικαίων ὑμεναίων τινὲς

(die Mittelsylbe in δικ. verkürzt, wie in γεραιοὺς bey Tyrtäus, u. s. w.)

Asynart., 2 glyc. polyschem.

Ἐν Ἄ. φ. τέκνοις· ὁ σὸς δ' ε. γ.
Συντ. — ψυχᾶς ἀλόχῳ (nach Manusc., nicht ἀλ. ψυχ.).

V. 1053. Reiske's und Anderer ὀργὴν für ὁρμὴν ist unnöthig. Man verstehe ὁρμὴν ὀργῆς. V. 1075 ist Ἰὼ allein zu setzen, so wie gleich darauf Ἒ, ἒ. Die übrigen Worte der zwey Verse bilden jene einen dochmiacus, diese einen dochmius. V. 1078.

Τὸ πάντολμον ἔργον ὄψει τάλας.

Das Futurum Ὄψει paßt nicht, da die Handlung schon geschehen ist. Schon Markland nahm es daher für den Dativ von ὄψις, bezog aber, kaum faßlich, παθὼν darauf. Schwerlich ersinnt man Besseres als Musgrave's ὄψει τλᾷς, visu pateris. V. 1080 ff.:

Jamb.

ΧΟ. Ἰὼ τάλας

Dochmiaci.

Μετ. — γέρον,
Μέρος, καὶ σὺ, καὶ πόλις ἐμὰ τλάμων.

V. 1092. Canters τεκὼν ist allerdings richtig; aber hier muß mehr gethan werden: denn unmöglich kann, ich will nicht sagen ein beredter Schriftsteller, wie Euripides, sondern überhaupt ein Schriftsteller so schreiben:

Εἰ δ' εἰς τόδ' ἦλθον, κἀξεπειράθην τεκὼν,
Οἷον στέρεσθαι πατέρα γίγνεται τέκνων,
Οὐκ ἄν ποτ' εἰς τόδ' ἦλθον, εἰς ὃ νῦν, κακόν.

Offenbar sind die Worte εἰς τόδ' ἦλθον nur im Schlußverse an ihrer Stelle. Wir vermuthen: Εἰ δ' εἰς τόδ' ἄθλον ἐξεπειράθην τεκὼν, Οἷον u. s. w., oder, wenn man ἆθλον für ἆθλος in der Bedeutung von Plage oder Beschwerde nicht will gelten lassen, wiewohl es in diesem Sinne zuweilen vorkommt: Εἰ δ' εἰς τὸν (τοῦτον τὸν) ἆθλον ἐξεπειρ. Εἰς drückt die Beziehung des Zeitwortes aus: m. s. Matthiä S. 844. Ἦλθον, zufällig für ἆθλον verschrieben, wurde absichtlich, da es sinnlos schien, in ἦλθον umgeändert, und hierauf das verbindende καὶ hinzugefügt. V. 1099. Πολλὴν mit Reiske, Markland, Musgrave. V. 1113 verdient Plutarch's (Opp. moral. p. 1414, ed. Steph.) μαγεύμασιν Aufmerksamkeit. M. s. Musgr. V. 1118.

Τάδε δὴ παίδων, καὶ δὴ φθιμένων,
Ὀστᾶ φέρεται.

Musgrave schreibt: Locus nullo modo duplicatum δὴ, imo ne simplex quidem, pati videtur. Legi potest: Τάδ, ἰδού, π. ἤδη φθ. Diese Aenderung ist hart. Vielleicht: Τ. δ. π. κατὰ δὴν φθ., d. h. δὴν καταφθιμένων. Oder man behalte καί, und verbind' es mit φέρεται, die Kommata gelöscht. »Hier werden auch traun! die Gebeine der längst getödteten Söhne dahergetragen.« V. 1119.

— Λάβετ', ἀμφίπολοι,
Γραίας ἀμενοῦς· οὐ γὰρ ἔνεστιν
Ῥώμη παίδων ὑπὸ πένθους,
Πολλοῦ δὲ χρόνου σώζεις μέτα δὴ,
Καταλειβομένας τ' ἄλγεσι πολλοῖς.

Unstreitig fehlerhaft. Daher schreibt Markland (ζώσας nach Handschriften):

Γρ. ἀμ. (οὐ γ. ἐν.
Ῥ. π. ὑ. π.),
Π. δέ χρ. ζώσας μέτα δὴ u. s. w.

»Ζώσας μετὰ πολλοῦ χρόνου, *viventis cum longo tempore*, i. e. *per longum tempus*. Ita σὺν adhibet Soph. Oed. T. 17 (οἱ δὲ σὺν γήρᾳ βαρεῖς),« etc. Dieser Sprachgebrauch war durch sichere Beyspiele zu erweisen. Auch ist Musgrave nicht der Meinung seines Landsmannes, sondern schlägt dieß vor:

Πολλ' ὧδε χρόνου ζώσας μέτρα δή.
Adeo multas temporis periodos viventis.

und führt aus der Stephan'schen Anthologie S. 211 ἐτέων μέτρα μονυνθάδια zur Unterstützung der Conjectur an. Diese ist gewiß sinnreich, weicht aber doch, unserer Meinung nach, zu weit von der handschriftlichen Lesart ab, welche ursprünglich diese gewesen zu seyn scheint:

— ἀμενοῦς (οὐ γὰρ ἔνεστιν
Ῥώμη παίδων ὑπὸ πένθους,

[oder ὑπὸ μὲν πενθ., da der anapaest. paroemiacus hier unerwartet ist]

Πολλοῦ δὲ χρόνου), ζώσας μέγα δὴ, u. s. w.

μέγα, μέγα τὶ, πολύ. Μέγα und μετὰ wurden auch sonst verwechselt; m. s. die Register zu Jacobs' Anthologia Palatina. V. 1141.

Ποῦ δὲ πόνος ἐμῶν τέκνων;

wahrscheinlich τέκων. Im Folgenden hat Musgrave in der Schreibart einiger Bücher, πολυχευμάτων χάρις, das richtige Ποῦ λοχευμάτων χ. (Ubi gratia, quae pro puerperio reponi debuit?) erkannt. Dagegen scheint V. 1143 Markland's, von Musgr. gebilligtes, Τροφαί τε μαστῶν (für ματρὸς) unnöthig zu seyn. V. 1149.

Πάτερ, σὺ μὲν τῶν σῶν κλύεις τέκνων λόγους.

Der antistrophische Vers, in welchem wir Tyrwhitts und Anderer gewaltsame Aenderungen nicht billigen, lautet so:

Asynart., dochm. et iamb.
Στάσω. Ποῦ με δέξεται γάνος.

Hiernach schreiben wir Πάτερ, σῶν κλ. τ. λ. Daß die Abschreiber gern Senare zimmern, ist neulich von Elmsley in den Anmerkungen

zur Medea bemerkt worden. M. vgl. V. 1160. V. 1155 schreibe man, ebenfalls die Verse ausgleichend:

Ἄλις δ' ἀλγέων (zweysylbig gelesen) ἐμοὶ πάρεστι.

Μοι πάρεστι, anstatt des bisherigen πάρεστί μοι, haben Manusc. V. 1159—1164 (die ersten drey Verse spricht vielleicht, wie man vermuthet hat, ein anderer Knabe):

Jamb. trim.

Ἔτ' εἰσορῶν δὲ πατέρ' (mit Tyrwhitt) ἐπ' ὀμμάτων δοκῶ,

Jamb. trim. brachycat.

Φίλημα (nicht Φίλον φίλημα: m. s. Markland und die Anmerkung bey V. 1149) παρὰ γένυν τιθέντα σόν·

Jamb. tetram.

Λόγων — οἴχεται.

Asynart., iamb. et anapaest.

ΧΟ. Δύω δ' ἄχει, ματέρα τ', ἔλιπεν,

(ἔλιπεν für ἔλιπες mit Tyrwhitt und Musgrave.)

Asynart., 2 iamb. hypercat.

Σέ τ'. Οὔ ποτ' (nicht Σέ τ' οὔποτ' u. s. w.) ἀ. π. λείψει. (So Musgrave für λείψῃ, nach einem Manuscript.)

Bald nachher spricht Adrast die Worte Ἔκλαυσα — φρενῶν, wie Mehrere gesehen haben. V. 1169 φίλιον mit Markland, des Metrums wegen. So auch im nächsten Verse. V. 1177. Παισὶν für Πᾶσιν, und 1225 φθάνειν für φθονεῖν, mit Mehreren; 1196 aber ὁρκωμοτῇ, in der Bedeutung des Imperativs, für ὁρκωμοτεῖ. M. vgl. V. 411.

6. Die Phönizierinnen.

Vers 61:

Ὅθεν τύραννος τῆσδε γῆς καθίσταται,
Καὶ σκῆπτρ' ἔπαθλα τῆσδε λαμβάνει χθονός.

Tautologie. Doch möchten wir nicht den ersten dieser Verse für unecht halten, wie Valckenaer, am wenigsten wegen Ὅθεν, das in der hier erfoderlichen Bedeutung von quare nichts Anstößiges hat; vielmehr stimmen wir Musgrave bey, der στρατηγὸς an die Stelle von τύραννος zu setzen räth. Quid probabilius, sagt er, quam, Oedipum, cum Thebanos Sphingis devincendae rationem docuisset, ducem exercitus, postea vero, cum re et eventu consilium ejus probatum esset, regem renunciatum esse? Nec aliud sane indicare videtur narratio *Tzetzis* ad *Lycophron.* v. 7 u. s. w. Wir setzen hinzu, daß τύραννος absichtliche Aenderung irgend eines Diaskeuasten seyn kann, welchem στρατηγὸς dem Vorhergehenden zu widersprechen schien, wo bloß von der Vermählung des Räthsellösers mit Jokasten die Rede ist. Allein hier ist kein Widerspruch. Kreon versprach, was er allein versprechen konnte, der Schwester Hand. Das thebische Volk aber lohnte den Besieger der Sphinx durch Feldherrnwürde und Krone, woran Kreon kein Recht hatte. An Dittographien denken, wie derselbe Herausgeber, mögen wir nicht allzuoft. Die Besorger einiger Handausgaben tilgten ohne Bedenken den Vers Ὅθεν u. s. w., so wie auch Vers 60 (Ὁ πάντ' ἀνατλὰς Οἰδίπους παθήματα), weil ihn der manchmal zu ekle Valckenaer für entbehrlich hielt. V. 101 f.

Dochmiaci.

Ὀρεγὲ νυν (nicht νῦν) — νέα
Χεῖρ — κλιμάκων ἴχνος ἐπαντέλλων.

Ποδὸς vor ἴχνος ist offenbares Glossem, das Jemand aus andern Stellen des Tragikers nahm, und als Denkmal seiner Belesenheit an den Rand schrieb, des Versmaßes wegen unbekümmert. V. 107 f.

Dochmiacus.
Ἰὼ — Ἑκάτα,

Asynart., anapaest. et dochmius.
Κατάχ. —φάστρ.

V. 112 f.

Dochmiaci.
Ἄρα — ἔμβολα

(der Päon χαλκόδετα vertritt die Stelle des Daktylus.)
Λαΐνέοισιν Ἀμφ. ὀργ.

Dochmius, clausula.
Τείχ. ἦρμ.

Galliambi.
Τίς — στρατοῦ,
Πάγχ. — κουφίζων;

V. 126.

Dochmiacus.
Ἒ, ἔ, ὡς — εἰσιδεῖν

Asynart., iamb. et anapaest. hypercat.
Γέγαντι — προσόμοιος

Troch. trim. hypercat.
Ἀστερ. — πρόσφορος

Dochmius.
Ἀμ. γέννᾳ.

V. 125 ff.

Hexam. heroïcus.
Ἄρτεμις — ὀλέσειν,

Asynart., dochmius et antispast.
Ὃς ἐκ ἐμὰν πόλιν ἔβα πέρσων.

— — — — — — —
— — — — — — —

Dochmiacus.

Ποῦ (mit mehreren Manuscripten, nicht Ποῦ, ποῦ) δ', ὃς — ματρὸς (nicht ματέρος)

Dochmius.
Πολ. μ.

V. 167 ff.

Dochmiaci.
Πρὸς — ὠλένας
Δέρᾳ — χρόνῳ

Troch. tetram.
Φυγάδα — ἐκπρεπής,

Dochmiacus.

Ἑώοισι, γέρον (nicht verswidrig, Γέρον, ἑώοις), ὅμοια φλεγέθων

(Ἑώοισι, welches den Vers verschönert, nach einem Manuscripte, worin Ἑώοισιν steht. Dieses Wort selber aufzunehmen, wie von King und Valckenaer geschehen ist, erlaubt zwar das Sylbenmaß, wird aber dadurch hart, und widerspricht also dem lieblichen Bilde, das hier aufgestellt wird. Das gewöhnliche Ἑώοις genügt dem Dochmiacus, benimmt ihm aber seinen schönen Fluß und seine Fülle.)

Dochmius, clausula.

Βολαῖς ἀελίου.

Nicht Βολαῖσιν, welches den unverkennbaren Vers zerstört. Die Florentiner Handschrift hat βολεῖς, einen Schreibfehler für βολαῖς. V. 176 ff.

Dochmiaci.

Ὦ λιπ. — Ἀελίου

Σελ. χρ. φ., ὡς

Ἀτρεμέα (ἀτρεμαῖα, was King und Valckenaer aus dem Florent. Manusc. aufnahmen, paßt nicht zum Dochmiacus) κέντρα καὶ σώφρονα μεταφέρων

Dochmius, clausula.

Πώλοις ἰθύνει.

V. 187 ff.

AN. Ἰώ,

Dochmiacus.

Νέμεσι — βρονταί,

Asynart., iamb. hypercat. et anapaest.

Κερ. — αἰθ.

Galliamb.

Σύ τοι — κοιμίζοις.

Alcaïcus.

Ὅδ' ἐστὶν, — δορὶ

Dochmiacus hypercat.

Θηβ. Μυκήναισιν Λερναίᾳ τε

Asynart., iamb. hypercat. et dochmius.

Δώσει — Ποσειδ.

Dochmiaci.

Ἀμυμ. — δουλείαν

Περιβαλών; Μήποτε τάνδ', ὦ πότνια,

(nicht Μήποτε, μήποτε. Die Schriften des Euripides wimmeln von solchen Wiederholungen, welche die Abschreiber, ohne Rücksicht auf Sinn oder Sylbenmaß, einschwärzten.)

Priapeus.

Χρυσοβόστρυχον (nicht Χρυσεοβόστρυχον, eine wahrscheinlich, wie auch Elmsley in den Anmerkungen zur Medea bemerkt, ungebräuchliche Zusammensetzung; auch nicht, wiewohl aus Handschriften, Χρυσεοβόστρυχε, welches der Vers von sich weiset) — Ἄρτεμι, τλαίην.

Nicht Ἄρτεμι, δουλοσύναν τλαίην; denn wozu δουλοσύναν, da im nächst vorhergehenden Satze δουλείαν steht, auf welches Wort τάνδε zu beziehen ist? Man muß sich wundern über die Geduld, oder vielmehr über

die Bücherabgötterey der Bearbeiter, die ein so plattes und verswidriges Glossem nicht längst entfernten. Ueber die fast durchaus neue Anordnung dieses wunderschönen Gesprächs nur dieß! Man vergleiche den alten Text mit unserem in Rücksicht auf Schönheit, Ausdruck, Würde, der Gedanken sowohl als der Sylbenmaße, und entscheide dann mit unparteyischem Kunstgefühl, welche Fassung den Vorzug verdiene. V. 209 ff.

Asynart., 2 glyconei.
Τύριον — Λοξίᾳ

Asyn., pherecrat. et anacreont. catal.
Φοινίσσας — μελ.,

Priapeus.
Ἶν' ὑπὸ — κατεν.

Asyn., 2 glycon.
Ἰόνιον — περ. (M. s. die zweyte Anmerk. zu V. 233 ff.)

Asyn., glyc. polysch. (in der Antistrophe ein gewöhnlicher glycon.) et glyc. purus.
Ὑπὲρ εὐχαριστων (mit King und Valckenaer, des Sinnes wegen, für ἀκαρπίστων) — πνοαῖς

Priapeus.
Ἱππ. — κελάδ.

V. 227 ist Ἴσα, was King in den Handschriften fand, nicht zu verwerfen; aber auch Ἰσα paßt in den Vers, so wie das ebenfalls vornlange Ἰόνιον in den strophischen. V. 233 ff.

Asynart., 2 glyc.
Ὦ λάμπ. — ἄκρων

Pherecrat.
Βακχ. Διον.,

Priapeus.
Οἴνα — πολύκ.

Glycon. polyschem.
Οἰνάνθας ἱεῖσα βότρυν·

Asyn., 2 glyc.
Ζάθεά τ' ἄντρα — θεῶν,

Νιφ. — θεοῦ (kein Komma hinter ἱερόν: denn εἱλίσσων bezieht sich auf ὄρος. Der Scholiast schreibt: Γενοίμην χορὸς τῆς θεοῦ, ἑλίσσων ἐν ταῖς χορείαις τὸ ὄρος. Valckenaer billigt diese Erklärung ganz, wir halb.)

Glyc. polyschem.
Χορὸς, γεν. ἀφ.

Priapeus.
Παρὰ — προλιποῦσα.

Dieser Exodus kann zum Beweise dienen, daß unsere häufigen Zusammenziehungen zweyer Verse, besonders gleichartiger, in Einen, nichts Willkürliches sind, sondern in der Natur der Sache liegen. In den bisherigen Ausgaben findet man hier dreyzehn Verse, und darin nicht weniger als vier Wortbrechungen. Welch unbeholfener Verskünstler müßte Euripides seyn, wenn er solchen Uebelstand nicht zu vermeiden gewußt hätte! Und nicht dem Euripides allein, auch den übrigen Tragikern

und dem Pindar, Anderer zu geschweigen, kommt dieses Hülfsmittel zu Statten: denn wer wird z. B. zweifeln, daß der auf einen überzähligen Ithyphallicus folgende pherekratische Vers, welchen Pindar nicht selten gebraucht, mit jedem in eine asynartetische Form zu verbinden sey? M. vgl. die Anmerkk. zur Alceste, V. 989, und zur Elektra, V. 1115. Manchmal vermeiden die Herausgeber zwar Wortbrechungen, stellen aber dafür ungewöhnliche Versarten auf. Incidit in Scyllam, qui vult vitare Charybdim. So liest man in den vorhergehenden Strophen, Vers 7:

Ἰόνιον κατὰ πόντον, ἐλάτᾳ
Πλεύσασα περιῤῥύτων
Ἶσα δ' ἀγάλμασι χρυσοτεύκτοις
Φοίβῳ λάτρις ἐγενόμαν.

als seyen V. 1 und 3 überzählige glyconei, und 2 und 4 anapaestici dimetri brachycatal. logaoedi (— — ◡ ◡ — ◡ —). Allein die erste Versart ist zwar gewöhnlich; erlaubt aber schwerlich, als Auflösung des Spondeus, einen Anapäst (ἐλάτᾳ) am Schlusse, weil dieser Fuß in eine andere Gattung hinüberzuspielen scheint. Noch mehr hat die anapästische Zusammensetzung gegen sich; theils, weil sie ungewöhnlich ist, theils weil fast überall in Anapästen die zweyten und vierten Hebungen auf Endsylben treffen, da sie hier in die Mitte der Wörter fallen; endlich auch deßhalb, weil, wenn dieß anapästische Verse wären, man sich wundern müßte, den Grundfuß nicht öfter gebraucht, und an der ersten Stelle in beyden Versen einen Spondeus zu sehen. All' diese Schwierigkeiten verschwinden, wenn man je zwey dieser Verse in einen asynartetischen verbindet:

Ἰόνιον κατὰ πόντον ἐλάτᾳ πλεύσασα περιῤῥύτων.
Ἶσα δ' ἀγάλμασι χρυσοτεύκτοις Φοίβῳ λάτρις ἐγενόμαν.

Die Päonen πόντον ἐλά- und ἐγενόμαν anstatt der Kretiker sind regelmäßig, und die Hinüberschlingung der Wörter ἐλάτᾳ und χρυσοτεύκτοις aus einer Votshälfte in die andere eine metrische Eleganz, die Pindar sogar auf den elegischen Pentameter anwandte. V. 246 ff.

Asynart., 2 troch. dim. catal.
Νῦν — Ἄρης
Αἷμα — πόλει·
Κοινὰ γὰρ — πείσεται

Troch. dim. catal., clausula.
Ἑπτ. — γᾶ,

Dochmiacus hypercat.
Φοιν. — αἷμα,

Troch. tetram. brachycat.
Κοινὰ τέκεα — Ἰοῦς·

Troch. dim. catal.
Ὠ ι (nicht ὤν, auch nicht ὡς mit Musgrave) μέτ. μ. κ. V. 300 ff.

Dochmiac.
Γονυπετεῖς — ἄναξ

Jamb. dim. hypercat.
Τὸν — σέβουσα.

Asynart., iamb. et dochmius hypercatalectici.
Ἔβας — κατρ.
Ἰώ,

Dochmiacus.
Πότνια — πύλας.
Asynart., dochmius et iamb. hypercat.
Κλύεις — μᾶτερ;
Dochmiacus.
Τί — περᾶν,
Asynart., antispast. et creticus.
Θίγειν — τέκνου;
Jamb. tetram. hypercatal.
Φοίνισσαν — κλύουσα
Asynart., ithyphall. et iamb. dim. brachycatal.
Τῶνδε, γῆρᾳ τρομερὰν ἕλκω ποδὸς βάσιν.
Jambici tetram.
Ἰὼ — ἁμέραις
Προσεῖδον· — ματέρος,
— — — — —
— — — — —
Asynart., iamb. hypercat. et iamb.
Πλόκαμον σκιάζων δέραν ἐμάν.
Ἰω, ἰώ,
Jamb. tetram.
Μόλις — ὠλέναις,
Asynart., 2 anacreontici.
Τί — λόγοισι
— — —
Similis asynart.
Ἐκεῖσε — τέρψιν
Asynart., antispast. et iamb.
Παλ. — χαρμ.;
Jamb.
Ἰὼ τέκος,
Dochmiaci.
— — — — —
— — — — —, (Nur ein Komma hinter λώβᾳ.)
Ἠ ποθεινὸς φίλοις, ἠ ποθεινὸς Θήβαις!
(Nicht ποθεινός. Ueber die Form ποθεινὸς s. m. Jacobs' Antholog. Palat. 2. Th. S. 315.)
— — — — κείρομαι (hier kein Komma.)
Dactylica hephthemim.
Δακρυόεσσ' ἀνιεῖσα κόμαν,
(nicht Δακρυόεσσαν ἱεῖσα πενθήρη κόμαν. Δακρυόεσσ' ἀνιεῖσα nach Valckenaer. Πενθήρη ist Erklärung von Δακρυόεσσαν.)
Dochmiaci.
Ἄπεπλος φαρέων λευκῶν, τέκνον,
(◡ — — ◡ ◡ — — — ◡ —)
Asynart., anacreont. et iamb.
Δυσόρφνια δ' ἀμφιτρυχῆ τάδ' ἀμείβομαι.

Bisher: Δυσόρφναια δ' ἀμφὶ τρύχη τάδε σκότι' ἀμείβ. Allein zuerst fällt es in die Augen, daß Euripides nicht Δυσόρφναια und σκότια zugleich schrieb; und welches von diesen Wörtern Erklärung sey, ist eben so klar. Dann hat ein Leidener Manuscript Δυσόρφνεα, welches Hesychius erklärt (Δυσόρφνεα· μέλανα, ἀφανῆ.), statt dessen wir jedoch die gebräuchlichere Form Δυσόρφνια gesetzt haben. Hesychius gibt ferner die Lesart ἀμφιτρυχῆ an die Hand (Ἀμφιτρυχῆ· κατεῤῥωγότα.), und die älteren Ausgaben bis auf Barnes, in welchen ἀμφιτρύχη steht, bestätigen sie. So erhalten wir einen asynartetus, der sich auch bey Plautus findet. V. 342 ff.

Jamb. tetram.

Ἐπ' αὐτ. — ἀγχόνας

— — — — —

Dochmiacus.

Σὺν ἀλ. δ' αἰὲν αἰαγμάτων

(nicht αἰαγμ. αἰέν)

Dochmius, clausula.

Σκοτίᾳ κρύπτεται.

Asynart., iamb. hypercat. et iamb.

Σὲ — δὴ

Jamb. trim.

Κλύω — ἀδονὰν

Jamb. tetram.

Ξένοισιν — ἀμφ.,

Galliambus.

(Ἄλαστα τᾶδε λαῷ τε τῷ παλαιγενεῖ) u. s. w.

In den ältern Ausgaben steht hier:

Ἄλαστα πατρὶ τάδε
Λαΐῳ τε τῷ παλαιγενεῖ.

Valckenaer hielt beyde Verse für iambici dimetri, und schlug deßwegen τᾶδε vor. In der That gibt τᾶδε nicht allein dem Sylbenmaße Festigkeit, sondern es ist auch dem Gedanken sehr angemessen, und bahnt den Weg zur gänzlichen Heilung der Stelle: denn πατρὶ ist überflüssig neben τᾶδε, und ohne Zweifel Glossem. Πατρὶ also getilgt, und das Mehreren verdächtige Λαΐῳ mit Musgrave in λαῷ verwandelt (doch ohne σῷ für τῷ wieder mit ihm einzuführen), erscheint zugleich Sinn und Vers. Λαὸς ὁ παλαιγενὴς heißt vorzugsweise das thebanische Volk. Thebas, sagt Musgrave, ob antiquitatem Ogygiarum nomen meruisse, docebit Stanlejus ad Aeschyl. Sept. c. Theb. 327. V. 356.

Asynart., troch. et iamb.

Ὡς πρέπει ματρὶ μακαρίᾳ·

Dochmiaci.

— — — — — —

Λουτρ. χλ.· ἀνὰ δὲ Θηβ.
Πόλιν — ἔσοδος νύμφας.

Εἴσοδος zerstört den Vers. V. 364.

Dochmiacus.

Δώμ. Οἰδ.· — κακῶν

Dochmius, clausula.
Ἐμ. τῶνδ' ἅ.

V. 410 Ἀφροδίτην. Man schreibe ἀφροδίτην: denn die Sache ist gemeint. Ein häufiges Versehen der Herausgeber. V. 473 σκοπεῖν μόνον mit dem zweyten Leidener Manuscript, schon wegen der Gleichendung (σκοπεῖν, ἔχειν) des nächsten Verses. V. 504 besser αὐθέκαστα mit Grotius, weil man auch αὐθέκαστος, αὐθέκαστοι sagt, woraus die Zusammenziehung beyder Wörter in Eins erhellt, wiewohl man auch αὐτὸς ἕκαστος u. s. w. findet, und ohne Zweifel Anfangs allgemein so sprach. V. 511, 12.

Νῦν δ' οὔθ' ὅμοιον οὐδὲν οὔτ' ἴσον βροτοῖς,
Πλὴν ὀνομάσαι· τὸ δ' ἔργον οὐκ ἔστιν τόδε.

Valckenaer und Andere stießen hier ohne Grund an. Ὀνομάσαι ist richtig, und steht substantivisch für τὸ ὀνομάσαι. M. vgl. Hercul. fur. V. 20 (Ἐξημερῶσαι für τὸ ἐξημ.) u. s. w. Fort also mit der dreisten Aenderung ὀνόμασιν. V. 559 ff.

Τί τὴν τυραννίδ', ἀδικίαν εὐδαίμονα,
Τιμᾷς ὑπέρφευ, καὶ μέγ' ἥγησαι τόδε,
Περιβλέπεσθαι τίμιον; Κενὸν μὲν οὖν.

»Was achtest du Herrschaft, die glückliche Ungerechtigkeit, übermäßig hoch, und hältst dieß für Großes, als ein Ehrenmann angestaunt zu werden?« Ein klarer und dem Zusammenhange gemäßer Sinn, den man ohne weitere Veränderung, als die des ehemaligen Fragzeichens hinter τόδε in ein Komma erhält. Τόδε bezieht sich nun auf das Nächstfolgende (Περιβλ. τίμ.), wie oft. Die alte Interpunktion macht das Gesagte tautologisch (Τιμᾷς ὑπέρφευ, καὶ μέγ' ἥγησαι τόδε;) und falsch: denn Περιβλέπεσθαι ist allerdings τίμιον (man dolmetscht: Circumspici *suspicique putas esse* honorificum?): aber Jokasta will nicht, daß Eteokles dieses Περιβλέπεσθαι τίμιον, d. h. Περ. ὡς ἄνδρα τινὰ τίμιον, für etwas Großes (μεγά τι) halten, daß er der Ehre unmäßig nachjagen soll. Porsons Aenderung: — ἥγησαι; τὸ δὲ Περ. τίμιον; die allgemeinen Beyfall gefunden hat, ist hiernach zu beurtheilen. V. 621.

ΠΟ. Καί σύ, μῆτερ; ΕΤ. Οὐ σε θεμιτὸν μητρὸς ὀνομάζειν κάρα.

So Musgrave nach dem Laud'schen Manuscript, worin θεμιτόν σε anstatt des gewöhnlichen θεμ. σοι steht. Grotius, dem jene Handschrift unbekannt war, besserte den metrischen Fehler durch θέμις σοι, welches als bloße Muthmaßung nicht zu verachten ist. Daß aber Porson, der Musgrave, also auch jene Handschrift, kannte, dennoch die Conjectur fortpflanzte, darüber muß man sich wundern. V. 624. ΠΟ. Ἔξιμεν· πατέρα δέ μοι δὸς εἰσιδεῖν. So Musgrave, da die Handschriften Ἔξειμι haben, welches nicht in den Vers paßt; übrigens auch schlecht modulirt, wiewohl der Accent dem Worte πατέρα aufhilft, und ähnliche Messungen ein paar Mal in den Dramatikern vorkommen. Der alte Scholiast hat Εἶμι, worauf Grotius und Valckenaer folgende Vermuthung bauen, welche Aufmerksamkeit verdient: Εἶμι· τὸν δὲ πατέρα μοι δὸς εἰσιδεῖν. V. 644 κρατήσειν τῆσδε Θηβαίας χθονός. Im zweyten Leidener Manuscripte findet sich Θηβαίων, welches für einen Schreibfehler zu elegant ist. V. 647 ff.

Asynart., 2 troch. dim. catal.
Κάδμος — τετρ.

Troch. tetram.

Μόσχος ἀδάμαστον (vielleicht ἀδάματον, da sonst überall in diesem Verse der Grundfuß sich befindet) — διδοῦσα

Asynart., similis versui 647. .

Χρησμὸν — θέσφ.

Glycon.

— — — —

Troch. tetram.

Καλλ. — γύας

Asynart., anacreont. et iamb.

Δίρκας — βαθ.

Troch. tetram.

Βρόμιον ἔνθα δὴ γάμοισι τίκε ποθ' ἁ μάτηρ Διὸς

(Erf. und King fanden in Handschriften theils des Textes, theils des Scholiasten, Ἔνθα δὴ τίκεν ποθ', und τίκε ποθ' ἁ μάτηρ, γάμοισι aber ist die Lesart der alten Ausgaben bis auf Barnes, in welchen auch τίκε steht, nicht das Bodlejan'sche τίκετο. Was man jetzt überall lieset:

Βρόμιον ἔνθα τίκετο
Μάτηρ Διὸς γάμοις,

widerspricht der Antistrophe, welche Brunck verkehrter Weise hiernach änderte.)

Troch. dim. catal.

— — — —

Jamb. tetram.

Ἐλατὸς — ἔρυσσαν

Jamb. trim.

— — — —

Troch. trim. brachycat.

Βάκχ. χ. παρθ.

Asynart., dochmius et iamb. dim. brachycat.

Θησ. — Εὐΐαις.

V. 687 ff.

Asynart., troch. dim. catal. et iamb. dim. brachycat.

Καὶ σὲ — ἔκγονον

— — — —

— — — —

Asynart., dochmiacus brachycat. et troch. dim. catal.

Ἰὼ — γᾶν,

Asynart. similis versui 647.

Σοί νιν — θεαὶ

Asynart., troch. dim. et iamb.

Περσ. — θεά,

Asyn., anacr. et iamb.

Πάντων ἄν. — τροφός,

Asynart., 2 anacreont.

Κτήσαντο· π. πυρηφόρους θ. ἀμῦναι

(πυρηφόρους oder, wie Valckenaer, zwar mit einförmigerem Rhythmus, schreibt, πυροφόρους, nach den zwey Leidner Manuscripten, dem Cambridger und einem Baroccianischen (das zweyte Leidensche hat πυρηφ.). Das gewöhnliche πυρφόρους ist falsch: denn mit Aehren in der Hand findet man zwar sowohl Demeter als ihre Tochter geschildert und in Kunstwerken dargestellt; aber Fackelträgerin ist nur Demeter.)

Asynart., troch. et iamb. dim. brachycat.
Τᾷδε — θεοῖς.

V. 722. Πέριξ auf πύργοισι zu beziehen, ist allerdings unstatthaft; aber Reiske's, von Musgrave und Andern gebilligte, Vermuthung κυκλοῖσι hat etwas Müßiges und Hartes. Valckenaers πύργοισι Ὅπλοις θ' ἐλέξειν ist ungleich wahrscheinlicher, und hat nur dieses gegen sich, daß in der Beschreibung der Schlacht keine Belagerungsthürme erwähnt werden. Gebräuchlich in Griechenland waren diese Maschinen schon seit dem ältern Dionysius von Syrakus, im fünften Jahrhundert vor der christlichen Zeitrechnung, wie Köpke in seiner Schrift über das Kriegswesen der Griechen im heroïschen Zeitalter, S. 292, bemerkt. Ein Gedächtnißfehler wäre nichts Unverzeihliches. V. 742 spricht Kreon, wie Reiske gesehen hat. V. 767 ἐλθεῖν mit dem Florentiner Manuscripte und Arnaud. Gesetzt auch, wie Musgrave will, daß ἐλεῖν bloß consequi bedeuten könnte, so wäre dieß doch ebenfalls Tautologie, da λαβεῖν im vorhergehenden Verse steht. V. 768 steht auch nach 1389; allein dieser Gedanke war natürlicher Weise dem Eteokles in seiner Lage sehr geläufig, und die Wiederholung darf daher keinen Verdacht erregen. V. 796 f.:

Penthemim. dactyl.
Ὦ πολ. Ἄ.

Anapaest. Aristophaneus.
Τί — ἑορταῖς;

So entgeht man in der Antistrophe der Wortbrechung in πολυθηρότατον. V. 803.

Οὐδ' ὑπὸ θυρσομανεῖ νεβρίδων μέτα δινεύεις, ἀλλ'
Ἅρμασι καὶ ψαλίοις τετραβάμοσι, μώνυχα πῶλον.

Wir würden Musgrave's Konjektur Οὐ πόδα θυρσομανῆ nicht erwähnen, wenn neuere Herausgeber sie nicht fortgepflanzt hätten. Δινεύειν πῶλον ὑπὸ θυρσομανεῖ (ὑπὸ τῷ θυρσομανεῖ, τῇ τοῦ θύρσου μανίᾳ) ist verständlich, und paßt in den Zusammenhang: m. s. unter andern Matthiä's ausführl. griech. Gramm. S. 529. V. 806, 7 und die entsprechenden zwey, bilden jedes Paar Einen Vers, wie auch Andere bemerkten. Es ist ein asynartetischer, der aus zwey dactylicis trimetris besteht. V. 829 ff.

Οὐ γὰρ, ὃ μὴ καλὸν, οὔποτ' ἔφυ καλὸν,
Οὐδ' οἱ μὴ νόμιμοί τοι παῖδες
Ματρὶ λόχευμα, μίασμά τε πατρός.

Das von Einigen aufgebrachte νόμιμον giebt einen offenbaren Quersinn, oder vielmehr Unsinn: Οὐδ' οἱ παῖδες (εἰσὶ) λόχευμα μὴ νόμιμον ματρί: neque pueri sunt partus non legitimus matri. Λόχευμα steht nachdrücklich für λόχευμα ἀγαθὸν oder καλόν. Μὴ νόμιμοι παῖδες sind der Mutter gleichsam gar kein λόχευμα, sie sind wie nicht geboren, und dem

Vater sind sie ein μίασμα. Des Grotius πότε für τοι gründet sich wahrscheinlich auf Handschriften. V. 848, 49.

Asynart., 2 anacreont.

Πόλις ἄδ' ἐπ' ἄκροις ἕσταχ' ἀρτίοις στεφάνουσα.

Die neulich in den Text aufgenommene Aenderung Ἄρεος, die einen anapästischen paroemiacus erzwingt, ist unnöthig. V. 912.

Φράσον πολίταις καὶ πόλει σωτηρίαν.

An πολισταῖς, principibus civitatis? frägt Musgrave. Wir antworten Nein! Ohne Zweifel muß man πολίτης schreiben, welches der Jotacismus leicht mit πολίταις verwechseln ließ. Καὶ ist versetzt: Πολίτης (ὢν) καὶ φράσον σωτηρίαν πόλει, »da du Bürger bist, so verkündige auch den Bürgern Rettung.« V. 938. Δυσφύλακτ' αἰεὶ κακά. Valckenaers Δυσφ. γῇ κ. ist außer Zusammenhang: denn von κακοῖς des Kreon, nicht Thebens, ist hier die Rede. Vielleicht Δ. αἰεὶ κακά, »Unglück ist immer schwer zu vermeiden,« ein Spruch, der ganz an seinem Platze steht. V. 1037.

Asynart., 2 troch. hypercat.

Μιξοπάρθενος, δάϊον τέρας.

Diese Versart findet sich auch im Plautus. V. 1038 ist clausula, die, wie gewöhnlich, aus dem halben Verse besteht (troch. hypercat.); wenn man ihn nicht lieber mit dem folgenden in Einen verbinden will:

Asynart., 2 ithyphallici.

Φοιτάσι πτεροῖς, χαλαῖσί τ' ὠμοσίτοις.

Ein diesen Dichtern sehr geläufiges Sylbenmaß. V. 1042 ff.

Similis asynart.

Ἄλυρον — ἐριννύν,

Dochmiacus.

Ἔφερες — φόνια·

Asynart., dochmius et ithyphall.

Φόνιος — πράξας.

Jamb. tetram.

Ἰάλεμοι — παρθ.

— — — —

Asynart., 2 iambici dim. brachycatal.

Ἰήϊον βοάν, ἰήϊον μέλος,

(so die meisten Handschriften und ältern Ausgaben. Die Wiederholung von βοάν und μέλος ist willkürlich und unwirksam.)

Troch. tetram. catal.

Ἄλλος — πτόλιν·

Asynart., 2 dochmiaci hypercatal.

Βροντᾷ δὲ στεναγμὸς, ἰαχά τ' ἦν ὅμοιος,

Dochmiac hypercat.

Ὁπότε — πτερ.

+ Ithyphall.

Παρθ. τ. ἀ.

V. 1150.

Ἑκατὸν ἐχίδναις ἀσπίδ' ἐκπληρῶν, γραφῇ·
Ὕδρας ἔχων λαιοῖσιν ἐν βραχίοσιν.

Diese unverbundenen Participia erregen Verdacht. Die Bücher haben γραφῇ, γραφῆς (Bast. Epist. crit. p. 145), welches leicht aus γραφαῖς entstehen konnte. In den Leidenschen Manuscripten, so wie im florentinischen, steht Ἑκατον δ' ἐχ. Wir schreiben:

Ἑκατοντεχίδνοις ἀσπίδ' ἐκπληρῶν γραφαῖσιν,
Ὕδρας ἔχων λ. ἐν βρ.

ἐκπληρῶν für ἐκπληρώσας, wie der Scholiast bemerkt. Die jetzt auf Ein nomen bezogenen, verschiedenzeitigen Participia stehen, dem Gebrauche gemäß, unverbunden. M. s. Matthiä's Grammatik an verschiedenen Stellen; auch L. Hotibii Lect. Aristoph. S. 9 ff. V. 1206 ἁρμάτων ὄχοι mit Musgrave. V. 1278. Ein unechter Vers. Valckenaer beweist es. V. 1298 ff.

Anapaestici dim.
Αἴ — φρίκα,
Τρομ. — ἐμάν

Dochmiacus.
Ἔλεος (nicht Ἔλεος, ἔλεος) — δειλ.

Glycon.
Δίδ. — ἄρα

Dochmiacus.
Πότ. — πόνων,

Dochmius hypercatal., vel bacchiacus dim.
Ἰὼ Ζεῦ, ἰὼ Γᾶ,

Dochmiac.
Ὁμ. δ., ὁμ. ψ.

Jamb. tetram. catal.
Δι' ἀσπ. — τάλ.

Dochmiac.
Πότ. — ἰαχήσω;

V. 1316 setze man auch πέσεα nur Ein Mal, so wie bald nachher Ἄποτμος. Besonders Euripides ist mit solchen Wiederholungen überschwemmt, von welchen Jortin (bey V. 684) meint, daß er sie nur Barbaren in den Mund lege. Allein Barbarisches sehen wir darin nichts, wohl aber meist Unnützes und Verswidriges, also unstreitig Fremdes, welches auszumerzen Pflicht der Herausgeber ist. V. 1326 ἕνεκ' mit verschiedenen Manuscripten, auch dem Wolfenbüttler, wiewohl auch ἕνεκεν dem dochmiacus entspricht. V. 1369.

Antispast. dim.
Ἄναγετ', ἀνάγετε κωκυτὸν,

Asynart., anacreont. et iamb.
Ἐπὶ — χεροῖν.

V. 1380.

Δισσῷ στρατηγῷ καὶ διπλῷ στρατηλάτα.

Wir wiederholen nicht, was über diese Stelle gesagt worden ist. Freylich so konnte Euripides nicht schreiben; aber ist darum der ganze Vers falsch? sollen wir nicht etwa, mit Musgrave, τυράννω für στρατηγῷ setzen? oder hat sich der Tragiker das Witzspiel Δισσῷ στρατεία καὶ διπλῷ στρατηλάτα erlaubt, eine passende Bezeichnung von Zweykäm-

ysern, die aber, von gewöhnlichen Lesern und Abschreibern leicht mißverstanden, zu Aenderungen, und zwar sehr verständlichen, Anlaß gab? Wir legen diese Fragen Allen ans Herz, die in solchen Fällen am allerletzten zu dem kritischen Messer greifen. V. 1386 rettet gewiß Canters αἰτῶν die drey, gleichfalls obelisirten, Verse. Die Worte τῆς τύχης ὅσῃ erklärt ein Scholion: Ἕνεκα τῆς τύχης τῶν ἀθλίων ἀδελφῶν, ὅση ἦν καὶ ὁποία διὰ τὸ μέγεθος αὐτῆς δυστυχίας. V. 1442.

> Ἐν τῷδε μήτηρ ἡ τάλαινα προσπιτνεῖ
> Σὺν παρθένῳ τε καὶ προθυμίᾳ ποδός.

Auch hier stößt Valckenaer an. Ein müßiger Leser schrieb, nach seiner Meinung, unter oder neben den ersten dieser Verse σὺν παρθένῳ, damit man nicht vergesse, daß Antigone mit der Mutter gekommen sey, und nahm aus Ion, V. 1109 (τίς προθυμία Ποδῶν ἔχει σε;) die Worte προθυμία ποδὸς, um den Vers voll zu machen. Wir überlassen es dem unbefangenen Leser, zu entscheiden, ob man aus so unsichern Gründen nicht einer Menge von Stellen, sowohl des Euripides, als anderer alten Schriftsteller, den Prozeß machen könne. V. 1497.

> Οὐδ' ὑπὸ παρθενίας τὸν ὑπὸ βλεφάροις
> Φοίνικ', ἐρύθημα προσώπου,
> Αἰδομένα u. s. w.

Wir sind noch überzeugt, daß die Worte ἐρύθημα προσώπου von Jemand herrühren, dem das malerische τὸν ὑπὸ βλεφάροις φοίνικα einer Erklärung zu bedürfen schien. Jene, höchst matten und tautologischen, Worte getilgt, erscheint auch das Sylbenmaß:

Dochmiacus.
Οὐδ' ὑπὸ π. τ. ὑπὸ βλ.

Dochmius.
Φοίνικ' αἰδομένα,

Anapaest. dim. brachycat.
Φέρομαι Βάκχα νεκύων.

V. 1508 ff.

Jambelegus.
Τίνα δὲ προσῳδὸν, ἢ τ. μ.

Dochmiacus.
Στοναχὰν ἐ. δ., δ., ὦ δόμος,

Dochmius.
Δόμος (so Canter, Barnes und Andere, nicht ὦ δόμος, ὦ δόμος,) ἄναξ.

V. 1515.

Hexameter heroïcus.
Τᾶς — ἔγνω, u. s. w.

V. 1521 ff.

Anacreont.
Ἔτλα κακῶν τόσων δὲ

Penthemim. dactyl.
Αἵματος ἀμερίου

(was man jetzt lieset, Ἔτλα κ. τοσῶνδ' αἱμ. ἀμ. u. s. w. ist unbeholfen, und kaum verständlich, so daß man τοσῶνδ', welches in verschiedenen Manuscripten steht, für einen Schreibfehler zu halten hat.)

Asynart., ithyphall. et pherecrat.
Τοιάδ' — ἐλά.

Dochmiaci.
Τίς ἄρ' ὄρνις, δρυὸς ἢ ἐλ. ἄκρον.

(so Aldus, Canter, Barnes, nicht ἢ δρυὸς, welches den Vers zerstört.)

Ἀμφὶ κλ. ἑζ. μονομάτορος

Dochmiacus hypercatal.
Ὀδ. ἐμοῖς ἀχήσει (mit Musgrave für ἄχεσι) ξυν.;

Choriamb. trim.
Αἰλινον (d. h. αἰλίνως) — προκλαίω,
— — — — — — — —

Dochmiaci hypercatal.
Χρόνον — ἰαχήσω;
Τίν' ἐπὶ — σπαραγμοῖς

Dochmiacus.
Ἀπαρχὰς β.; ματρὸς ἐ. δ.

Dochmiacus hyp.
Γάλ. παρὰ νασμοῖς (mit Musgr., nicht μαστοῖς), ἢ πρὸς
— — — — — — —

Asynart., anapaest. et troch. hypercatal.
Ὀτοτοῖ, ὀτοτοῖ! λεῖπε σοὺς δόμους,

(Eine ähnliche Zusammensetzung findet sich auch bey Plautus.)

Phalaecius hendecasyllab.
Ἀλαὸν — γεραιέ,

Asynart., 2 glyconei.
— ◡ — ◡ ◡ — ◡ — | — ◡ ◡ . ◡ ◡ ◡ ◡ ◡ — ◡ ◡

(Im zweyten glyc. der erste Päon, hier ganz in Kürzen aufgelöst, an der Stelle des Daktylus, wie oft.)

Δεῦξον, Οἰδιπόδα, σὸν αἰῶνα μέλεον, ὃς ἐπὶ δέργμασιν

Dochmiacus.
Ἀέριον σκότον σοῖσι βαλὼν ἕλκεις

Dochmius.
Μακρόπνουν ζωάν!

In den Büchern steht hier ὃς ἐπὶ δώμασιν Ἀερ. σκ. ὄμμασι σοῖσι βαλὼν u. s. w. Allein die Bemerkung, daß Oedip daheim, ἐπὶ δώμασι, sein langes Leben hinschleppe, schwächt den Gedanken, indem es einem Blinden Wohlthat ist, ruhig daheim seyn zu können. Ueberdieß folgt sogleich ὦ τᾶν αὐλὰν ἀλαίνων, so daß jenes ἐπὶ δώμασι nicht nur überflüssiger Nebenzug, sondern auch Tautologie wurde. Beydes ist so fühlbar, daß man sich wundern müßte, es von dem, keineswegs stumpfsinnigen, Tragiker unbeachtet zu sehen. Das Sylbenmaß entscheidet die Sache gänzlich: denn daktylische und anapästische Versformen taugen nicht, das tappende Umherschleichen eines unglücklichen Blinden zu bezeichnen; der dochmiacus, ein Vers, in welchem sich nach kurzer Anstrengung (◡ —) länger daurende Ermattung (— ◡ —) versinnbildet, paßt vollkommen hierher, und ihn, nebst einem dochmius, als gewöhnlicher Klausel der dochmiaci, gibt der Text, wenn man mit uns δέργ

μασιν für δώμασιν schreibt, und das Glossem ὄμμασι tilgt. Δέργμα ist ein poetisches, von Euripides auch sonst gebrauchtes, Wort, das wohl einer Erklärung werth scheinen konnte, und dem ein flüchtiger, oder falsch lesender, Abschreiber das ihm weit geläufigere δῶμα unterschob. V. 1546 ff.

Bacch. trim.
Κλύεις, — ἀλαίνων,

Asynart., 2 pherecratei.
Ἢ γραῖον πόδα δ. δ. ἰαύων;

(nicht ἀλαίνων, Γηραιὸν πόδα u. s. w., da dieß verschiedene Handlungen sind. Grotius übersetzt nach unserer Lesart:

— nunc vagus aulae
Limen oberras, *nunc* membra loco
Defessa locas).

Choriamb. tetram. hypercat. cum loco mobili (◡ — — ◡ ◡ — — ◡ ◡ — — ◡ ◡ — — ◡ ◡ — ⏓).

Τί μ', ὦ π. — φῶς
Λεχήρη — οἰκτροτάτοισιν δακρύοισιν

(in den Büchern steht οἰκτροτάτοισι δακρύοισι, zwar auch verswidrig, aber der Wahrheit doch näher als was man seit King lieset, οἰκτροτάτοις δακρύοις).

Dochmiacus.
Πολιὸν — εἰδ., ἢ

Dochmiac. catal.
Νέκυν — ὄνειρον;

V. 1559 ff.

Hexameter heroïcus.
Ἃ πόδα — ἐμόχθει,

Anapaest. dim.
Πάτερ — παθέων.

V. 1564.

Πῶς ἔλιπον φάος, ὦ τέκνον, αὔδα.

Ein dactyl. tetram., wie der vorhergehende Vers. Ueberhaupt ist dieses Sylbenmaß den Tragikern geläufig. Der von Valckenaer vorgeschlagene, und nun sogar in Handausgaben aufgenommene, anapaest. paroemiacus

Πῶς ἔλιπον φῶς, τέκνον, αὔδα,

ist übelklingend (Πῶς, φῶς), und durchaus unnöthig. V. 1565 ἐπὶ χάρμασιν, wie ἐπ' ὀνείδεσιν, nicht ἐπιχάρμασιν mit Valckenaer und Musgrave, wodurch die Concinnität der Redeglieder geschmälert wird. V. 1568.

Hexamet. heroïc.
Καὶ πυρὶ — ἔβα σούς,

(das eingeführte τοὺς vor σοὺς entbehrt alter Autorität, und die Verse, die man dadurch erkauft,

Καὶ πυρὶ, καὶ σχετλίαισι μάχαις
Ἐπὶ παῖδας ἔβα τοὺς σούς, ὦ πάτερ,

jener ein ungewöhnlicher, dieser ein ziemlich harter, daktylischer, sind der Anstrengung nicht werth).

Dochmius hypercat.

Ὦ πάτερ. — αἲ, αἶ!

Anapaest.

Τί τάδε στενάχεις;

V. 1568 fodert der dochmiacus das alte τεθειμένα zurück. Valckenaers, aus einer Leidener Handschrift, der die Wolfenbüttler beystimmt, genommene, und jetzt überall eingeführte τιθέμενα (nicht τιθεμένα) genügt dem Verse nicht, wenn man nicht zugleich πᾶσιν schreibt. Allein wozu so unnütze Aenderungen des Vulgartextes? V. 1569.

Dochmiacus.

Τέκεσι — ἱκέτις

Dochmius.

Ἱκέται νῷν.

V. 1580. Was man jetzt in einigen Büchern findet,

Ὦ πάτερ, ὃς ταῦτα τελευτᾷ,

ist zwar gut versificirt; aber willkürlich. Zwey Manuscripte, eines der königl. Gesellschaft der Wissenschaften in London, und ein Leidensches, haben ὅς γε τάδε τελ., in den Bodleyschen, so wie in Aldus' Ausgabe, steht ὃς τάδε. Jenes gibt einen anapästischen paroemiacus, der freylich besser seyn könnte;

Verum opere in longo fas est obrepere somnum.

Zieht man ὃς τάδε vor, so hat man einen pherekratischen Vers, in welchem der erste Päon die Stelle des Daktylus vertritt, nach bekannter Dichtersitte. V. 1645. Πόλιν πατρίδα ist richtig gesagt, wenn auch ungewöhnlich. Doch steht so auch, allem Ansehen nach, πατρίδος ἀπὸ πόλεος in der Helena, V. 702, wo das erste ἀπὸ Viel gegen sich hat. Häufiger ist γῆ πατρίς. Also finden wir hier nichts Verdächtiges. V. 1658.

Τί τόνδ' ὑβρίζεις πατέρ' ἀποστέλλων χθονός;

Vielleicht Τί τ. ὑ. πατρίας στέλλων χ.; so daß ἀποστέλλων Glossem wäre. Wenigstens setzt man vor und hinter πατέρ' ein Komma. V. 1707 ist γενναία, die Lesart der ältern Ausgaben bis auf Barnes, richtig: Γενναία läßt sich kaum erklären. V. 1718 haben einige Manuscripte χεῖρ', welches numeröser ist als χέρ'. V. 1725.

Phalaec. hendecasyll.

Ὄρεγε — γεραιέ.

Troch. tetram. brachycat.

Πομπ. — αὔραν.

V. 1741 vielleicht mit Musgrave; Εἰ τλᾷς τι, τλᾶθ', obwohl diese Veränderung des gewöhnlichen Τί τλᾷς; τί τλᾷς; nicht eben leicht ist. Das Wolfenbüttler Manuscript hat τί τλας; τί τλᾶς; als wiederhole Antigone tadelnd das von ihrem Vater gebrauchte Wort τλᾶς. (Ἰὼ, ἰὼ δεινὰ, δεινὰ, ἐγὼ τλᾶς!) „O wie graus muß ich dulden! — „Was dulden? was dulden? Was sprichst du davon viel? Dein Jammern ist doch vergebens.) Οὐκ ἄρα Δίκα κακοὺς κ. τ. λ. u. s. w. Diese Lesart hat vielen Schein. V. 1756.

Asynart. troch. dim. catal. et ithyphall.
Εἱς — θήσει.

V. 1768. **Dochmiaci hypercat.**
Καδμείαν — ποτ'
'Εγὼ — ὄρεαν
'Ανεχόρευσ', ἄχαριν χάριν εἰς θ. διδοῦσα;

ἄχαριν χάριν nach Grotius' Manusc., worin ἀνεχόρευσα χάριν ἄχαριν stand, welches dem Verse weniger gemäß ist. Ganz unmetrisch ist das bisherige ἀνεχόρευσα, Χάριν ἀχάριστον εἰς θ. δ. 'Αχάριστον ist Glossem. Θεοὺς muß einsylbig gelesen werden.

(Fortsetzung folgt.)

Akademische Anstalten zu Neapel.

Wir glauben, daß über die neue Regulirung der königl. bourbonischen Gesellschaft in Neapel, von der in den öffentlichen Blättern nichts Ausführliches gemeldet wurde, den Freunden der Wissenschaften eine Anzeige willkommen seyn werde.

Aus folgenden Büchelchen, die hier gleich angeführt werden, ist dieselbe gezogen.

Statuto della società Reale Borbonica. Napoli, dalla stamperia Reale, 1822. 12. 59 Seiten.

Decreto organico pel Reale Istituto di belle arti. Ibid. 1822. 12. 47 Seiten.

Reali decreti per la esportazione dal regno degli *oggetti antichi* e di *belle arti* e per gli scavi di antichità. Ibid. 1822. 12. 15 Seiten.

Decreto organico e regolamento per la Biblioteca Reale Borbonica. Ibid. 1822. 12. 28 Seiten.

Dem ersten Büchelchen geht ein königliches Dekret vom 9. März 1822 vor, welches in 24 Artikeln die im 2. April 1817 errichtete königliche bourbonische Gesellschaft regulirt. Sie besteht aus der Accademia Ercolanese di Archeologia, aus der Accademia delle scienze, und der Accademia delle belle arti, und hat mehrere einheimische wirkliche, mehrere National-Ehren-, mehrere korrespondirende National- und fremde Mitglieder.

Nach dem königlichen Dekret folgt in sechs Kapiteln die vorgeschriebene Ordnung der bourbonischen Gesellschaft. Das erste Kapitel spricht von den Sitzungen und Nebenämtern, das zweyte von den Vorschlägen und den Ernennungen zu einer Würde, das dritte von den akademischen Arbeiten, das vierte von den jährlichen Prämien, das fünfte von der Verwaltung, das sechste von der Bibliothek und dem Archive der königlichen Gesellschaft. Nun erscheint ein Verzeichniß der Individuen, welche die königliche Gesellschaft ausmachen. Unter den korrespondirenden fremden Mitgliedern liest man auch manchen gelehrten Namen unsers Kaiserstaates.

Das zweyte Büchelchen enthält wieder ein königliches, aus dreyzehn Abschnitten bestehendes Dekret. Der erste handelt von der Bildung und Benennung des königlichen Institutes der schönen

Künste, der zweyte von den abgemessenen Stunden, der dritte von den Vertheilungen der verschiedenen Studien, der vierte von den Pflichten verschiedener Bediensteten und ihren Verrichtungen, der fünfte von den Zöglingen im Allgemeinen, der sechste von den Konkursen und Prämien, die zur Aufmunterung gegeben werden, der siebente von den Konkursen für die Plätze der Pensionaten in Rom. Es scheint mir wichtig zu seyn, ein paar Stellen aus diesem Abschnitte auszuheben; hier sind sie:

Ognuno de' votanti avrà per ciascun quadro modello o progetto di architettura quattro biglietti, il primo interamente *bianco*, il secondo segnato col numero 1, il terzo col numero 2, il quarto col numero 3. Ognuno de' quadri, de' modelli e dei progetti di architettura avrà una piccola cassettina chiusa con foro al di sopra, ed in ciascuna di queste metterà ognuno de' votanti successivamente l' un dopo l' altro e senza confusione quel biglietto che crederà poter convenire al merito del lavoro; nella prevenzione che il biglietto *bianco* indicherà assoluta nullità di merito, il numero 1 indicherà un grado di merito, il numero 2 due gradi, ed il numero 3, tre gradi, che si suppongono corrispondere alla qualità che si richiedono nell' arte, cioè per la pittura al *disegno*, alla *composizione* ed al *colorito*; per la scultura al *disegno*, alla *composizione* ed alla *esecuzione*; e per l' architettura alla *solidità*, alla *convenienza* ed alla *bellezza*; cosichè il votante darà il numero 1 a quelle opere che gli sembreranno contenere una di tali qualità, il numero 2, o il numero 3 a quelle che crederà averne due, o riunirle tutte, ed il biglietto *bianco* a quelle che giudicherà prive di ognuna di dette prerogative, etc.

Pronunziato il giudizio, tutt' i lavori di pittura, di scultura ed architettura saranno esposti al pubblico per lo spazio di giorni dieci, apponendosi ad ognuno il numero de' punti ottenuti. I nomi de' votanti saranno descritti in un' annessa tabella.

Der achte Abschnitt handelt von der Disciplin jener Jünglinge, welche nach Rom geschickt werden, wo sie wieder unter einer geistlichen und weltlichen Leitung stehen, und mit allem Nöthigen versehen werden. Der neunte von der Methode der Studien solcher Pensionaten. Merkwürdig ist, was hierüber verordnet wurde; ich kann daher nicht umhin, Einiges auszuziehen.

Al finir del primo anno gli alunni pittori rimetteranno in Napoli una copia in grande tratta da' capi d' opera di *Raffaele*, di *Michelangelo*, o di altro insigne maestro.

Nel secondo anno dovranno mandare una figura d' invensione.

Nel terzo e quarto, un quadro di storia a loro scelta.

Gli alunni scultori daranno nel primo anno una figura in grande modellata.

Nel secondo anno un bassorilievo, il cui seggetto verrà dato loro dal Direttore.

Nel terzo un gruppo in creta di non determinata estensione.

Nel quarto un busto ed un piccolo bassorilievo in marmo, per dar pruova di aver appreso la pratica.

Gli alunni architetti dovranno impiegar due anni nel misu-

rare e studiare gli antichi edifizii, farne le piante, le elevazioni e gli spaccati.

Tanto nel primo che nel secondo anno dovranno inviare un saggio del loro studio di questo genere, a fin di giudicarsi del loro profitto.

Nel terzo dovranno intraprendere il ristauro di qualche monumento classico; nel quarto finalmente eseguiranno un progetto d' invenzione, o qualche altro che a Noi (der König spricht von sich) piacerà d' indicar loro, tenendo in mira quelli che un giorno potranno divenire utili, o essere di decorazione ed abbellimento della capitale o delle provincie.

Der zehnte Abschnitt handelt von den Rechnungen, der eilfte von den Besoldungen der verschiedenen Bediensteten, der zwölfte von dem Lokal des Instituts, und der dreyzehnte schließt mit einer derogatorischen Klausel, daß alles das, was bey der artistischen Abtheilung abgeschafft worden ist, als gänzlich abgeschafft betrachtet werden soll.

Jetzt folgt eine Instruktion für den geistlichen Direktor des Instituts der schönen Künste, welche aus fünf Artikeln besteht.

Ein Verzeichniß der Individuen des königl. Instituts der schönen Künste.

Das dritte Büchelchen besteht aus einem königlichen Dekret vom 14. May 1822, neun Artikel enthaltend, über die Ausfuhr der Kunstsachen, und wieder ein anderes vom 15. May des nämlichen Jahres über diesen Gegenstand.

In dem vierten Büchelchen wird über die Ordnung gesprochen, die in der königl. bourbonischen Bibliothek beobachtet werden soll. Es geht wieder ein königliches Dekret vom 12. Februar 1822 voraus, das aus acht Artikeln besteht, nebst einem Auszuge desselben. Nun kommt die Ordnung selbst, welche in vier Kapiteln ausgesprochen wird. Das erste Kapitel enthält die Eintheilung der Bibliothek, das zweyte die Pflichten und Arbeiten der Angestellten, das dritte die Stundenbemessung, und das vierte den innern Dienst und die Disciplin.

Am Schlusse steht das Verzeichniß der bey der Bibliothek angestellten Individuen, die aus einem Präfekt, vier Bibliothekaren, drey Skriptoren (die so Benannten haben dort den Vorrang vor den Kustoden), sechs Kustoden, zwey Kustoden-Gehülfen, und einem Kustos der Schlüssel bestehen.

Die Gesellschaft befasset sich, in wissenschaftlicher Hinsicht, mit der Mathematik, der Naturkunde, und, wie sie es nennen, mit den moralischen Wissenschaften.

Albrecht Dürer's Kampfbuch,

aufgefunden durch Professor W. Weintridt.

Das Format dieser Handschrift ist klein Folio, genau und wie es scheint absichtlich von derselben Größe wie die gedruckten Schriften Dürers, von der Proportion und von der Befestigung.

Der Einband ist von starkem rothen Leder, Deckel und Rücken mit goldenen Linien eingefaßt und sehr wenig beschädigt, der Schnitt ver-

goldet, statt der Klausuren waren vier Bänder von rother Seide an jedem Deckel befestiget, die aber längst abgeschnitten nur durch schwache Reste mehr kennbar sind. In der Mitte des vorderen Deckels steht von außen mit reinen goldenen Lettern: Opus Alberti Dureri, und in der Mitte des hintern: Anno MCCCCCXII. Oeffnet man das Buch, so liest man auf der inwendigen Seite des vordern Deckels mit schlechter unsicherer Schrift: Jakob Stahl 1657.

Der ganze Kodex zählt 128 Folio-Blätter ungleichartigen Papiers, von welchen 65 theils mit Zeichnungen, theils mit Schrift, theils mit beyden zugleich angefüllet, die übrigen aber leer sind. Auf dem zweyten Blatte steht folgender Titel: ὁπλοδιδασκαλια sive armorum tractandorum meditatio Alberti Dureri anno CIↃ.IↃ.XII. In der Mitte befindet sich ein gut gearbeitetes und kolorirtes Portrait Dürers, nach der Medaille, die auf ihn geprägt wurde. Dann folgen zwey sogenannte Applausus, d. i. Lobgedichte auf den Verfasser und sein Werk, das erste in fließenden lateinischen Hexametern von Joannes Vivianus Canonicus, aus welchen folgende Verse das Buch selbst angehen:

Germanos bellare docet Germanus et artem
Anormem prius et diffusam ad certa reducit
Principia et pulchro praecepta hinc ordine pandat. —

Der zweyte Applausus in französischen Versen ist unterschrieben T. P. Du Claux Gardy, und enthält vom 21 — 27 V. folgende gelungene Beschreibung der Handzeichnungen:

O de quel artifice et par quel efficace
Se peut mieux exprimer la souplesse, la grace
Le manyement, les dours, la demarche, et l'effort
Qu'en ce livre d'escrime on recognoit, si fort,
Qu'il semble proprement, non que ce soit la craye
Ou les traits de la plume, ains une chose vraye.

Die ersten zwölf Blätter, von welchen nur drey mit dem Titel und den beyden Gedichten beschrieben sind, haben als Papierzeichen R, mit einer Krone darüber. —

Das Buch selbst, welches mit dem dreyzehnten Blatte beginnt, zerfällt in zwey Haupttheile, deren erster Federzeichnungen, der zweyte handschriftliche Aufsätze enthält.

Die Federzeichnungen stellen auf 35 Blättern Ring- und Waffenübungen vor; sie sind mit 49 leeren Blättern durchschossen, so daß diese erste Abtheilung 84 Folioblätter enthält. Auf den ersten 20 Blättern sieht man Ringer in mannigfaltig seltsamen und kunstreichen Stellungen, mit beygeschriebenen Regeln der Ringkunst, die hiedurch eben anschaulich werden sollen; auf jeder Blattseite befinden sich drey Paare, folglich im Ganzen 120 Ringstücke. Bis zur Figur 53 sind die erklärenden Regeln von der nämlichen Hand geschrieben; von 53—60 wahrscheinlich von einer andern, dann schrieb die erste Hand wieder bis 90. Von Figur 91 aber bis 120 zeigen sich andere von den vorigen ganz verschiedene Schriftzüge.

Diesen Darstellungen des Ringens folgen die des Fechtens, 80 an der Zahl, alle ohne begleitenden Text, und zwar zuerst dreyzehn Paare von Kämpfern mit dem Schlachtschwerte, das mit beyden Händen geführt werden mußte. Die Figuren dieser Kämpfer sind um ein Drittheil größer als die der Ringer, daher auch nur zwey Paare derselben auf einer Blattseite Platz haben; auf drey Blättern befinden sich daher zwölf, das

rare e studiare gli antichi edifizii, farne le piante, le elevazioni e gli spaccati.

Tanto nel primo che nel secondo anno dovranno inviare un saggio del loro studio di questo genere, a fin di giudicarsi del loro profitto.

Nel terzo dovranno intraprendere il ristauro di qualche monumento classico; nel quarto finalmente eseguiranno un progetto d' invenzione, o qualche altro che a Noi (der König spricht von sich) piacerà d' indicar loro, tenendo in mira quelli che un giorno potranno divenire utili, o essere di decorazione ed abbellimento della capitale o delle provincie.

Der zehnte Abschnitt handelt von den Rechnungen, der eilfte von den Besoldungen der verschiedenen Bedienfteten, der zwölfte von dem Lokal des Instituts, und der dreyzehnte schließt mit einer derogatorischen Klausel, daß alles das, was bey der artistischen Abtheilung abgeschafft worden ist, als gänzlich abgeschafft betrachtet werden soll.

Jetzt folgt eine Instruktion für den geistlichen Direktor des Instituts der schönen Künste, welche aus fünf Artikeln besteht.

Ein Verzeichniß der Individuen des königl. Instituts der schönen Künste.

Das dritte Büchelchen besteht aus einem königlichen Dekret vom 14. May 1822, neun Artikel enthaltend, über die Ausfuhr der Kunstsachen, und wieder ein anderes vom 15. May des nämlichen Jahres über diesen Gegenstand.

In dem vierten Büchelchen wird über die Ordnung gesprochen, die in der königl. bourbonischen Bibliothek beobachtet werden soll. Es geht wieder ein königliches Dekret vom 12. Februar 1822 voraus, das aus acht Artikeln besteht, nebst einem Auszuge desselben. Nun kommt die Ordnung selbst, welche in vier Kapiteln ausgesprochen wird. Das erste Kapitel enthält die Eintheilung der Bibliothek, das zweyte die Pflichten und Arbeiten der Angestellten, das dritte die Stundenbemessung, und das vierte den innern Dienst und die Disciplin.

Am Schlusse steht das Verzeichniß der bey der Bibliothek angestellten Individuen, die aus einem Präfekt, vier Bibliothekaren, drey Skriptoren (die so Benannten haben dort den Vorrang vor den Kustoden), sechs Kustoden, zwey Kustoden-Gehülfen, und einem Kustos der Schlüssel bestehen.

Die Gesellschaft befasset sich, in wissenschaftlicher Hinsicht, mit der Mathematik, der Naturkunde, und, wie sie es nennen, mit den moralischen Wissenschaften.

Albrecht Dürers Kampfbuch,

aufgefunden durch Professor W. Weintridt.

Das Format dieser Handschrift ist klein Folio, genau und wie es scheint absichtlich von derselben Größe wie die gedruckten Schriften Dürers, von der Proportion und von der Befestigung.

Der Einband ist von starkem rothen Leder, Deckel und Rücken mit goldenen Linien eingefaßt und sehr wenig beschädigt, der Schnitt ver-

goldet, statt der Klausuren waren vier Bänder von rother Seide an jedem Deckel befestiget, die aber längst abgeschnitten nur durch schwache Reste mehr kennbar sind. In der Mitte des vorderen Deckels steht von außen mit reinen goldenen Lettern: Opus Alberti Dureri, und in der Mitte des hintern: Anno MCCCCCXII. Oeffnet man das Buch, so liest man auf der inwendigen Seite des vordern Deckels mit schlechter unsicherer Schrift: Jakob Stahl 1657.

Der ganze Kodex zählt 128 Folio-Blätter ungleichartigen Papiers, von welchen 65 theils mit Zeichnungen, theils mit Schrift, theils mit beyden zugleich angefüllet, die übrigen aber leer sind. Auf dem zweyten Blatte steht folgender Titel: ὁπλοδιδασκαλια sive armorum tractandorum meditatio Alberti Dureri anno CIↃ.IↃ.XII. In der Mitte befindet sich ein gut gearbeitetes und kolorirtes Portrait Dürers, nach der Medaille, die auf ihn geprägt wurde. Dann folgen zwey sogenannte Applausus, d. i. Lobgedichte auf den Verfasser und sein Werk, das erste in fließenden lateinischen Hexametern von Joannes Vivianus Canonicus, aus welchen folgende Verse das Buch selbst angehen:

> Germanos bellare docet Germanus et artem
> Anormem prius et diffusam ad certa reducit
> Principia ut pulchro praecepta hinc ordine pandat. —

Der zweyte Applausus in französischen Versen ist unterschrieben T. P. Du Claux Gardy, und enthält vom 21—27 V. folgende gelungene Beschreibung der Handzeichnungen:

> O de quel artifice et par quel efficace
> Se peut mieux exprimer la souplesse, la grace
> Le manyement, les dours, la demarche, et l'effort
> Qu'en ce livre d'escrime on recognoit, si fort,
> Qu'il semble proprement, non que ce soit la craye
> On les traits de la plume, ains une chose vraye.

Die ersten zwölf Blätter, von welchen nur drey mit dem Titel und den beyden Gedichten beschrieben sind, haben als Papierzeichen R, mit einer Krone darüber. —

Das Buch selbst, welches mit dem dreyzehnten Blatte beginnt, zerfällt in zwey Hauptheile, deren erster Federzeichnungen, der zweyte handschriftliche Aufsätze enthält.

Die Federzeichnungen stellen auf 35 Blättern Ring- und Waffenübungen vor; sie sind mit 49 leeren Blättern durchschossen, so daß diese erste Abtheilung 84 Folioblätter enthält. Auf den ersten 20 Blättern sieht man Ringer in mannigfaltig seltsamen und kunstreichen Stellungen, mit beygeschriebenen Regeln der Ringkunst, die hiedurch eben anschaulich werden sollen; auf jeder Blattseite befinden sich drey Paare, folglich im Ganzen 120 Ringstücke. Bis zur Figur 53 sind die erklärenden Regeln von der nämlichen Hand geschrieben; von 53—60 wahrscheinlich von einer andern, dann schrieb die erste Hand wieder bis 90. Von Figur 91 aber bis 120 zeigen sich andere von den vorigen ganz verschiedene Schriftzüge.

Diesen Darstellungen des Ringens folgen die des Fechtens, 80 an der Zahl, alle ohne begleitenden Text, und zwar zuerst dreyzehn Paare von Kämpfern mit dem Schlachtschwerte, das mit beyden Händen geführt werden mußte. Die Figuren dieser Kämpfer sind um ein Drittheil größer als die der Ringer, daher auch nur zwey Paare derselben auf einer Blattseite Platz haben; auf drey Blättern befinden sich daher zwölf, das

rastloser Fleiß zu leisten vermag, und wie das feste Wollen, alle Hindernisse beseitigend, den Nimmer-Müden zur Erreichung seines Zweckes führen kann.

Doch nicht das große Wörterbuch allein ist es, was uns diesen Mann ehren heißt. Auch sein fortwährender Einfluß auf die Bildungsanstalten Polens verdient besonders berücksichtigt zu werden. Sein stätes Mitwirken bey allen neuen Umgestaltungen in diesem Fache geht so weit, daß wir in den Notizen seines Lebens zugleich eine der interessanteren Quellen für die gleichzeitige Geschichte des öffentlichen Unterrichtes in Polen zu besitzen glauben.

Darum hielten wir es für erlaubt, so viel als es die Umstände hier gestatteten, ins Detail zu gehen in Beziehung auf einzelne Gegenstände, besonders aber auf das größte seiner Werke, das genannte Wörterbuch, neben welchem jedoch auch die übrigen Arbeiten dieses hochverdienten Gelehrten, dessen vielfache Leistungen von der polnischen Nation, wie von den ersten Monarchen schon lange anerkannt sind, namhaft gemacht worden.

Möge der ausgezeichnete Mann, dessen kurze Biographie wir hier mittheilen, auch in diesen Zeilen die allgemeine Anerkennung seiner Verdienste wahrnehmen, die ihm gern jeder unparteyische Bewunderer seiner Ausdauer und seines gelehrten Fleißes zu zollen bereit ist.

* * *

M. Samuel Gottlieb Linde, Phil. Dr., geboren zu Thorn an der Weichsel 1771, wo sein Vater ein aus Dalekarlien stammender Bürger war, erhielt seine erste Bildung in der Neustädtischen Schule seiner Vaterstadt unter dem damals berühmten Rektor Hege, darauf in dem Gymnasium daselbst unter Kriese, Hennig, Germar und Sammet.

Um sich der Philologie und Theologie zu widmen, bezog er die Universität Leipzig, im J. 1789. Bey seinen sehr dürftigen Umständen wurde er besonders von dem menschenfreundlichen M. Christian Weiß, Diakonus an der Nikolaikirche, unterstützt, der ihm in seinem Hause mehrere Jahre hindurch eine unentgeldliche Wohnung gab. Er besuchte die Vorlesungen der Professoren Cäsar, Plattner, Heidenreich, Chr. Dan. Beck, Reiz, Hindenburg, Morus, Keil, Rosenmüller, Dathe etc.

Im Jahre 1792 erhielt, durch den Rath und Einfluß des Professors Aug. Wilh. Ernesti, sein Studium und sein ganzer Lebensplan auf einmal eine ganz veränderte, unerwartete Richtung. Ernesti hatte bey seinem häufigen Verkehr im Weißischen Hause den Herrn Linde kennen gelernt, und zugleich auch die Entdeckung gemacht, daß er Polnisch könne. Ohne viele Umstände brachte er ihn nun zu der damals eben durch Moszczeński's Tod offen gewordenen Stelle eines Lectoris Publici Linguae Polonicae in Vorschlag, und seine Empfehlung blieb nicht ohne Erfolg. Nun mußte Linde auch an das Magisterium denken, und erwarb sich dieses, den Doctorgrad in der Philosophie und die Freyheit öffentlicher Vorlesungen durch die von ihm herausgegebene und vertheidigte Streitschrift: De solatiis adversus mortis horrores in Platone et Novo Testamento obviis. Ob er nun gleich einige Vorlesungen über Cicero's Quaestiones Tusculanae, über selecta e Platone capita hielt, mußte er gleichwohl sich vorzüglich dem ihm nun amtlich zur Pflicht gewordenen Studium des Polnischen widmen, und es nicht bloß in öffentlichen

Vorlesungen, sondern auch als geschworner Dolmetsch des Handelsgerichts praktisch üben.

Jetzt gab er die deutsche Uebersetzung von Mikoscha's »Reise eines Polen nach der Türkey« heraus, und arbeitete gerade an einer Uebersetzung des so berühmten polnischen Lustspiels: die Rückkehr des Landboten (Powrót Posła), als dessen würdiger Verfasser, Graf Julian Ursin Niemcewicz, in sein Zimmer trat, die Bekanntschaft des öffentlichen polnischen Lectors zu machen. Gerade damals hielten sich, nach der mißlichen Wendung, welche die Arbeiten des großen Warschauer Constitutionsreichstags genommen hatten, die vornehmsten Beförderer und Freunde der Constitution vom 3. May 1791, die beyden Grafen Ignaz und Stanislaus Potocki, Weißenhof, Kollontay, Dmochowski, Kosciuszko &c., bald in Leipzig, bald in Dresden auf; bey allen wurde er von seinem Freunde Niemcewicz eingeführt, und jede neue Bekanntschaft vermehrte in ihm den Eifer für das Studium der polnischen Sprache und Literatur: so faßte er jetzt im Jahre 1793 den ersten Gedanken zu dem von ihm im Jahre 1814 in sechs Quartbänden vollendeten Wörterbuche.

Die eben genannten vornehmen Polen benutzten ihre Muße in Sachsen unter andern zur Abfassung des historisch-politischen Werks: »O ustanowieniu i upadku Konstytucyi« (Vom Entstehen und Untergange der Constitution vom 3. May 1791); Linde erhielt von ihnen die polnische Urschrift, übersetzte solche ins Deutsche, und veranstaltete den Druck sowohl in deutscher, als auch gleich nachher in polnischer Sprache. Als er von seinen polnischen Freunden die Nachricht von den ersten Siegen des von ihm so sehr verehrten Kosciuszko erhielt, folgte er voll Vertrauen und Entschlossenheit der Aufforderung, sich zu ihnen zu begeben. Nicht ohne Schwierigkeiten glückte es ihm im Frühjahre 1794, über Krakau zu Wasser nach Warschau zu gelangen, wo er von seinem Freunde Ignaz Potocki und andern aufs herzlichste empfangen, und in seinem Eifer für polnische Sprache und Literatur noch mehr befestigt wurde. Der Umgang mit Dmochowski, insonderheit aber mit dem so verdienstvollen polnischen Grammatiker Kopczyński, wirkten vortheilhaft auf ihn ein. Unter dem Donner der Kanonen arbeitete er in Warschau ruhig an seinem Wörterbuche fort, indem er, die damals noch in Warschau befindliche Zaluski'sche, wie auch die dortige Piaren-Bibliothek benutzend, aus so manchem seltenen polnischen Werke zu diesem Behufe Auszüge machte.

Als am 4. November 1794 Praga eingenommen war, und Ignaz Potocki ins feindliche Lager ging, um für die Rettung Warschau's zu unterhandeln, wandte sich Linde, der fern vom kriegerischen Gemühle seine Arbeiten fortzusetzen wünschte, nach Wien, wo er, an der Seite und in dem Hause des für die Wissenschaften lebenden Grafen Joseph Ossoliński, ein anständiges und seinen Neigungen entsprechendes Unterkommen fand. Die Büchersammlung des Grafen war damals noch klein, enthielt aber dennoch schon eine gute Grundlage dessen, was sie werden sollte, und wirklich geworden ist. Mit vereinten Kräften bemüheten sich beyde, sie zu bereichern, und besonders für die polnisch-slawische Literatur möglichst zu vervollständigen. Sechs Mal bereiste Linde Galizien bis an die Gränzen der Moldau, und kehrte immer mit guter Ausbeute an seltenen Drucken und Handschriften zurück. Der gelehrte Graf benutzte diese Bücherschätze zu seinen historisch-kritischen Untersuchungen, Linde aber zu Auszügen und Belegen für sein polnisch-slawisches Wörterbuch, wobey er auch noch die kaiserliche Hofbibliothek, wie auch die der Universität und

andere Büchersammlungen, zumal für die übrigen slawischen Mundarten zu Hülfe nahm. Nunmehr lernte ihn und seine Arbeit auch Fürst Adam Czartoryski (der Vater) kennen, und wies ihm sogleich von freyen Stücken, für einen Gehülfen bey dem Mechanischen der Riesenarbeit, einen monatlichen Gehalt an, der auch auf das Pünktlichste gezahlt wurde.

Im Jahre 1801 und 1802 wagte es Linde schon, in den Literaturzeitungen seinen Plan bekannt zu machen. Dieses und die nachdrücklichsten Empfehlungen des jetzigen Kanzlers der Universität Halle, Dr. Niemeyer, lenkten die Aufmerksamkeit des königl. preußischen Ministers, Herrn von Voß, auf ihn hin, so daß er ihm im Jahre 1803 die Direction eines in Warschau neu zu errichtenden Lyceums mit einem ansehnlichen Gehalte antrug. Nicht leicht (wie man aus dem im letzten Bande des polnischen Wörterbuchs abgedruckten Schreiben des Grafen Ossoliński sieht) kam zweyen Männern, die neun Jahre einer an der Seite des andern als Freunde brüderlich gearbeitet hatten, die Trennung an; doch es siegte die Rücksicht auf das allgemeine Beste, und noch am Ende gedachten Jahres trat Linde zum zweyten Male in Warschau auf. Er wurde sogleich aufgefordert, über den ganzen Plan und die vorzuschlagenden Lehrer sein Gutachten zu geben; insonderheit aber auch über das dem Lyceum vorzusetzende Ephorat: und so geschah es denn, daß der jetzt zum allgemeinen Leidwesen verstorbene Graf Stanislaus Potocki an die Spitze der Aufsichtsbehörde über dieses Bildungsinstitut gesetzt wurde, dem man noch einige andere ausgezeichnete Polen, den Grafen Alexander Potocki (nachherigen Polizey-Minister), den jetzigen Bischof Prażmowski, und den berühmten Sprachforscher Kopczyński beygesellte. Noch in diesem Jahre heiratete Herr Linde die Tochter eines zwar nicht bemittelten, aber wegen seiner Rechtschaffenheit sehr geachteten Kaufmanns Bürger zu Warschau.

Die neue Lehranstalt gedieh; gleich nach einem halben Jahre lud der Director zur öffentlichen Prüfung ein, durch das in deutscher und polnischer Sprache verfaßte Programm, in welchem er den Anfang machte, seine »Grundsätze der Wortforschung, angewandt auf die polnische Sprache« dem Publicum mitzutheilen; das königl. preußische Departement verfügte das Jahr darauf aus eigener Bewegung eine ansehnliche Erhöhung seines Gehalts.

Doch nun mußte auch die Herausgabe des Wörterbuchs betrieben werden: der Plan war dem Kaiser von Rußland noch von Wien aus zugekommen, und in Warschau erhielt Linde von dort, durch den Fürsten Czartoryski (den Sohn), zu seiner Aufmunterung bey diesem Beginnen, eine wahrhaft kaiserliche Unterstützung; der Kaiser von Oesterreich und der König von Preußen befahlen den Behörden, die von dem Werke Gebrauch machen konnten, zu pränumeriren; Graf Ossoliński, die Gräfin Worzell, der Ordinatsherr Graf Zamoyski, der Bischof von Wilna, Kossakowski, vor allen aber der großmüthige Mäcenas Fürst Adam Czartoryski (der Vater), trugen viel zu dem kostbaren Unternehmen bey.

So war etwa ein Drittel der damals berechneten Kosten beysammen; und Lettern, Papier und Setzer wurden aus Leipzig und Berlin verschrieben. Der Druck begann auf eigene Rechnung in der Buchdruckerey der Piaristen; doch gleich bey der ersten Hälfte des ersten Bandes trat dort eine solche Saumseligkeit ein, daß der Verfasser sich kurz entschloß, einen Theil seiner Wohnung im sächsischen Palais dazu aufzuopfern, und Setzer und Drucker unter seine häusliche Aufsicht zu nehmen. Der

Krieg brach aus, und am Ende des Jahres 1806 kamen die Franzosen nach Warschau. Der Gouverneur gab Ordre, daß das Lyceum mit allem, was dazu gehört, in einigen Stunden das sächsische Palais räume. Was würde aus der schon ansehnlich angewachsenen Bibliothek, aus dem Museum, aus dem Drucke des großen Werks geworden seyn, hätte nicht die nachdrücklichste Verwendung des so einflußreichen Grafen Stanislaus Potozki den Schlag abzuwenden gewußt? — Mitten im fürchterlichsten Kriegsgetümmel ging alles seinen gehörigen Gang, und von dem Wörterbuche erschien 1807 der erste Band unter dem Titel: Słownik ięzyka Polskiego.

Das Herzogthum Warschau entstand; das bisherige Ephorat des Lyceums wurde, mit einigen Mitgliedern vermehrt, zur Erziehungsbehörde für das ganze Land, und mithin Linde zum Oberschulrath erhoben. Hat er sich auf dem ersten Theile seines Werkes bloß als Mitglied der Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften zu Warschau genannt, so finden wir ihn auf dem im folgenden Jahre 1808 herausgegebenen zweyten Bande schon als Mitglied der böhmischen Gesellschaft zu Prag, auf dem dritten 1809 als Mitglied der Göttinger und Wilnaer Societäten. Dem Könige von Sachsen, der sein Herzogthum Warschau zwey Mal besuchte, hatte der Verfasser das Glück die fertig gewordenen Theile des Werkes eigenhändig zu überreichen, und von ihm die große goldene Medaille Virtuti et ingenio zu erhalten. In dieser Zeit hatte Stanislaus Graf Potozki seine treffliche Lobrede auf diesen Monarchen in der öffentlichen Sitzung der gelehrten Gesellschaft zu Warschau gehalten, und Linde gab dieses würdige Gegenstück zu Engel's Lobrede auf Friedrich II. wahrhaft *con amore* deutsch übersetzt heraus. Das Schulwesen wurde den damaligen Bedürfnissen des Landes immer angemessener eingerichtet, und man fand es nothwendig nach dem Beyspiele der so berühmten, um das ehemalige Polen so hoch verdienten Educations-Commission eine besondere Gesellschaft zur Besorgung der nöthigen Schulbücher niederzusetzen. Zum Präses dieser Elementargesellschaft wurde Linde ernannt.

Doch es bricht abermals ein fürchterlicher Krieg aus; Warschaus nächste Umgebungen werden zu einem Schlachtfelde; alle Verbindung mit dem Auslande hört auf; die Fonds des Verfassers nehmen ab; der kostspielige Druck droht solche gänzlich aufzuzehren; in Warschau hat Keiner Geld, und der edle Ordinatsherr Graf Zamoyski, welcher helfen möchte, kann nun auch nicht: dieser kommt aber auf den glücklichen Einfall, eines seiner besten Reitpferde in einer Privatlotterie auszuspielen, gibt den ganzen Ertrag als Darlehen, welcher bey verbesserten Druckfonds dem Armen-Institute anheim fallen soll, zur Fortsetzung des Werks, und der großmüthige Gewinner des Pferdes überläßt auch dieses dem Herausgeber zu demselben Zwecke. Ununterbrochen, doch gelähmt, ging der Druck vorwärts; erst 1811 erschien der vierte Band.

Durch die Verwandlung der bisherigen Erziehungskammer in die Erziehungs-Direction erhielt die ganze Schulverfassung mehr Festigkeit, und die Mitglieder dieser Behörde mehr Ansehen und Einfluß. In der ersten Hälfte des so verhängnißvollen Jahres 1812 erschien der fünfte Band des Wörterbuchs; doch bald darauf trat nach dem ungeheuren Wechsel des Kriegsglücks die davon unzertrennliche Bedrängniß ein. Zu zweyen Malen flüchtet von Warschau jeder, dem dieß nur seine Verhältnisse erlauben. Doch hatte die Lehranstalt, obgleich in den höhern Klassen sehr von Schülern entblößt, ihren Fortgang, und der Druck des Werks wurde wenigstens nicht unterbrochen. Papier war aber aus Berlin nicht mehr

zu bekommen, denn die Communication war abgeschnitten, die letzte Hälfte des sechsten Bandes mußte auf inländischem, weniger gutem, und doch theurerm, gedruckt werden; alle Preise stiegen beträchtlich; kein Contract konnte gehalten werden; jeder Arbeiter verlangte Zulage und mußte sie erhalten, wenn er sollte leben können. Ueberdieß hatte sich der Verfasser mit seiner Handschrift verrechnet; er hatte die letzten Bände, wie es zu geschehen pflegt, immer enger geschrieben, so daß immer weniger Handschrift auf den gedruckten Bogen ging, und daher dieser sechste und letzte Band zwey Mal so stark als jeder der vorhergehenden wurde, und außer der eilf Bogen starken Vorrede, 135 äußerst gedrängte Bogen enthält.

Die Geldnoth wurde wieder sehr groß; doch hier half einer der berühmtesten Gelehrten und Schriftsteller Polens, der Astronom Johann Sniadetzki, damals Rector Magnificus der kaiserl. Universität Wilna, nicht nur zum Theil aus eigenen Mitteln, als vorzüglich dadurch, daß er einen der reichsten Staatsbürger Litauens, den Grafen Vincent Skumin Tyszkiewicz dahin vermochte, den noch fehlenden ansehnlichen Fond zur glücklichen Beendigung des kostbaren Unternehmens herzugeben. In diesem Vorhaben wurde Tyszkiewicz auch von dem Grafen Wawrzetzki, Mitgliede der damaligen einstweiligen Oberlandesbehörde zu Warschau, der das ganze Vertrauen jenes reichen Mäcenas besaß, bestärkt. Der edle Tyszkiewicz machte es bey seiner Unterstützung zur unabläßigen Bedingung, daß der letzte Band seinem geehrten Freunde Sniadetzki gewidmet werden sollte. Dieser protestirte aber dagegen aus allen Kräften, und der Verfasser konnte sich aus diesem so edel:nüthigen Zwiespalte nicht besser herausziehen, als dadurch, daß er diesen letzten Band Niemanden dedicirte, den ganzen Hergang der Sache aber in dem Vorworte zu demselben offen darlegte.

Noch war Linde mit der Herausgabe des letzten Bandes beschäftigt, als man ihn zu seinen bisherigen zahlreichen Pflichten wiederum andere, und für ihn ganz neue, zu übernehmen nöthigte. Die in Warschau so ansehnliche, gegen 8000 Seelen zählende evangelisch-augsburgische Gemeine, — die außer ihrem schönen Gotteshause, einer Zierde der Hauptstadt, noch drey Gebäude für Prediger- und Lehrerwohnung, Knaben- und Töchterschule, Kirchen- und Schulbedienten, überdieß ein Hospital, und außer der Stadt einen ummauerten Kirchhof nebst Wohnungshause besitzt, — drang in ihn, als Präses des Kirchencollegiums an ihre Spitze zu treten. Durch den beständigen Wechsel der Zeitumstände war in ihre ganze Verfassung nicht wenig Verwirrung gekommen; es kostete keine geringe Mühe und Geduld, die Verhältnisse mit den Behörden, das Rechnungswesen, die eingegangenen Stellen an Kirche und Schule wieder herzustellen. Das Resultat fünfjähriger Anstrengung war, daß die Gemeine ein von den Staatsbehörden geachtetes, wohlgeordnetes Kirchencollegium, zwey Prediger, einen Organisten und einen Cantor hatte, und daß ihre höhere Bürgerschule, ihr Hospital und der Kirchhof im bestmöglichsten Zustande, auch ihr ganzes Rechnungswesen von da an in Ordnung war. Aus Dankbarkeit ließ die Gemeine das Bild ihres Präses in Lebensgröße verfertigen, und damit den Versammlungssaal ihres Kirchencollegiums schmücken.

Der Druck des ungeheuer starken sechsten Bandes hatte seinen ununterbrochenen Fortgang, als die Typographie ihre besten Arbeiter verlor, und der Verfasser nun die ganze wohleingerichtete Druckanstalt wieder den Piaristen hingab, bey denen also der Anfang und das Ende des Drucks gemacht wurde. Selten ist wohl ein Werk von dem Umfange, und

von einem, wegen der stets wechselnden vielerley Schriftarten äusserst mühsamen Satze, in einem so kurzen Zeitraume (nämlich vom Dezember 1807 bis zum May 1814) gedruckt und herausgegeben worden, und zwar mit einer musterhaften Correctheit, wobey der Verfasser die freundschaftliche Beyhülfe des würdigen Piaristen-Rectors Kamiński und des unermüdeten Pater Bielski nicht genug rühmen kann.

Nach der Herausgabe des fünften Bandes hatten die gelehrten Gesellschaften zu Berlin und Königsberg, ja auch das Französische Institut zu Paris den Herrn Linde zu ihrem Mitgliede gewählt. Das bereits oben erwähnte Vorwort vor dem letzten Bande enthält unter dem Titel: »Rechenschaft von der Ausführung der ganzen Arbeit,« die Geschichte des Verfassers und seines Werkes, ingleichen die Aufnahme der nach einander herausgekommenen Theile vom gelehrten Publicum; die polnischen, deutschen, französischen Recensionen; die sich auf das Werk beziehenden Schreiben von Ossoliński, von den beyden Czartoryski, Vater und Sohn, vom Abbé Dobrowsky, von Heyne, Johannes Müller, Bourgoing, Serra und Sylvestre de Sacy. Größtentheils daher haben wir die bis jetzt mitgetheilten Nachrichten genommen, und fühlen es wohl, wie sehr es für die Geschichte der Literatur erwünscht wäre, daß am Ende eines jeden großen Werks sich eine so genaue und offene Rechenschaft befände!

Ein Auszug aus der Einleitung zum ersten Bande, die polnischen Schriftsteller betreffend, so wie auch die dort polnisch und deutsch abgedruckten Grundsätze der Wortforschung, davon wir oben als Programm erwähnten, sind auch ins Russische übersetzt, in mehreren Journalen erschienen. Auch die Dedicationen vor den fünf ersten Bänden verdienen beachtet zu werden, da sie eine Gallerie der ausgezeichnetesten und berühmtesten Männer Polens aufstellen: der erste Theil trägt an der Spitze die so hochgefeyerten Namen des Fürsten Adam Czartoryski (des Vaters), und des Grafen Joseph Ossoliński; der zweyte des Ordinatsherrn Grafen Zamoyski; der dritte des Grafen Stanislaus Potocki; der vierte des Fürsten Adam Czartoryski (des Sohns); der fünfte endlich des unsterblichen Helden Joseph Fürst Poniatowski.

Die glückliche Beendigung des großen Unternehmens erregte im ganzen Lande, namentlich aber in der Hauptstadt die innigste Zufriedenheit; auf Betrieb seines ältesten dortigen Freundes, des oben bereits erwähnten Grafen Julian Ursin Niemcewicz, veranstaltete die Warschauer gelehrte Gesellschaft ein feyerliches Gastmal, wobey auf der Tafel das große Werk mit Lorbern behangen vor dem Herausgeber prangte. Am Ende des Gastmals wurde die erste Sammlung zu den Kosten eines dem Landsmanne Linde's, dem unsterblichen Thorner Nikolaus Copernicus zu errichtenden würdigen Denkmals zu Warschau begonnen.

Bald darauf besuchte Kaiser Alexander, als König von Polen, zum ersten Male seine neue Hauptstadt, und Linde legte bey einer feyerlichen Audienz der Warschauer gelehrten Gesellschaft sein Werk dem erhabenen Monarchen zu Füßen. Er wurde auf das Huldvolleste empfangen, bewirkte für das Lyceum ein Geschenk von 800 der seltensten sibirischen Mineralien, wie auch Dubletten für die Bibliothek, und erhielt im Kurzen den St. Stanislaus-Orden dritter Klasse. Jetzt schickten ihm auch die Universitäten von Krakau und Kasan Ehrendiplome zu; ein ganz außerordentlicher Vorzug für ihn war aber die Ernennung zum Mitgliede der kaiserl. Russischen Akademie zu Petersburg, da die ausdrückliche

Erlaubniß des Kaisers bewirkt werden mußte, einen Ausländer aufzunehmen, und dieß bey ihm der erste Fall war.

Bey der zunächst darauf folgenden öffentlichen Prüfung der Schüler des Lyceums, die gewöhnlich sehr feyerlich in Gegenwart der angesehensten Personen beyderley Geschlechts endigt, wurde dem Verfasser, zuerst von dem Grafen Stanislaus Potoẓki, die für ihn äußerst schmeichelhafte Dedication der Abhandlungen desselben, über die polnische Sprache und Literatur vorgelesen, und ein Prachtexemplar dieses Werks überreicht; darauf aber von dem königl. Statthalter, dem General Joseph von Zaionczek, eine im Namen der Nation geprägte große goldene Medaille eingehändigt.

Hier sind wir nun wohl bey dem höchsten Punkte äußerer Ehrenbezeugungen, welche dem Verfasser bisher zu Theil wurden. Von der innern Einrichtung, dem Werthe und der Riesenarbeit seines Wörterbuchs der polnischen Sprache handeln wir hier nicht, denn die Kenntniß davon können wir bey unsern Lesern theils aus eigener Ansicht und Gebrauch, theils aus den vielfältigen Recensionen voraussetzen, und verfolgen demnach nur den fernern Lebensfaden des Herrn Linde.

Die Oberschul-Direction wurde zu Folge der Constitution für das Königreich Polen zum Ministerium des Cultus und der Aufklärung unter dem Vorsitze des Grafen Stanislaus Potoẓki erhoben; Linde bekam nun ausschließlich die Angelegenheiten seiner evangelisch-augsburgischen Confession zu referiren, wobey ihm die vorher im Warschauer Kirchencollegium gemachten Erfahrungen trefflich zu Statten kamen. Er trug nun auf die gehörige Besetzung der ausgestorbenen Consistorien an, und bewirkte vor der Hand so viel, daß ein einstweiliges Consistorium fürs ganze Land eingerichtet wurde, wobey ihn der königl. Statthalter zum Regierungs-Commissär ernannte. Das Einkommen der Pastoren wurde aus dem Hülfsfond nach Umständen verbessert, auch für die nöthigsten Reparaturen und Bauten Unterstützungen vermittelt.

In dieser Zeit rückte Linde in mehrern Nummern der Polnisch-Warschauer Denkschrift eine Abhandlung über die reussische Kirchen-Literatur ein, die auch in russischen Journalen übersetzt erschien. Merkwürdiger ist noch sein Werk über das litauische Statut 1816 in 4., wo er mit vieler Freymüthigkeit darthat, daß die bey den Gerichten in Litauen gebräuchliche polnische Ausgabe desselben, eine unzuverläßige Uebersetzung des Weißreussischen, bey Mamonitsch zu Wilna 1588 gedruckten Originals sey, und daß selbst die auf kaiserliche Kosten von dem Senate zu Petersburg 1811 Russisch und Polnisch veranstaltete Ausgabe, ungeachtet ihrer anderseitigen Verdienste, eben so wenig fehlerfrey ist. Er zeigte, wie gut es wäre, den ganzen Text dieses, für Millionen Menschen verbindlichen Gesetzbuchs, nach dem Originale zu sichten, wies die fehlerhaften Paragraphe und einzelnen Stellen nach, und gab die Mittel an, wie solche zu verbessern wären. Der Kaiser von Rußland nahm die Zueignungsschrift huldreich an, und beschenkte den Verfasser mit einem kostbaren Brillantringe. Gleichwohl hat noch vor einigen Jahren die bibliographische Gesellschaft in Wilna das litauische Statut wieder nach der letzten unrichtigen polnischen Ausgabe abgedruckt, und die Fehler der Vorgänger keineswegs verbessert. Im Jahre 1822 aber faßte die kaiserl. Gesetz-Commission zu Petersburg den Beschluß, eine neue Ausgabe des russischen Originals mit beygefügter verbesserten russischen und polnischen Uebersetzung zu veranstalten, und die von Linde gemachten

Bemerkungen zum Grunde zu legen. Linde selbst aber wurde von der gedachten Gesetz-Commission zum Correspondenten ernannt.

Ganz neue Geschäfte mußte jetzt Hr. Linde wieder übernehmen, indem er von einem Stadtviertel Warschau's zum Reichstags-Deputirten gewählt wurde; bey welcher Gelegenheit er auf zweyen Reichstagen die Ehre hatte, an der Seite Sr. kaiserl. Hoheit des Großfürsten Konstantin, Deputirten von Praga, seinen Sitz einzunehmen.

Einen der sehnlichsten Wünsche der polnischen Nation gewährte der Kaiser und König durch Errichtung einer Universität zu Warschau. Schon zur Zeit des Herzogthums Warschau hatte der Justizminister Graf Lubienski eine Spezialschule des Rechtsstudiums gegründet, und Linde war Mitglied der Inspection dieser Schule. Bald darauf fingen die berühmtesten Aerzte der Hauptstadt, die Doctoren Wolf, Brant, Czekierski und andere aus eigenem Triebe an, unentgeldlich medizinische Vorlesungen zu halten; und diesem Beyspiele folgend, erboten sich auch mehrere der angesehensten Professoren des Lyceums zu philologischen, philosophischen, mathematischen und physischen Vorlesungen. Doch was während des Herzogthums nicht zu Stande kommen konnte, das sollte gleich nach Errichtung des Königreichs ausgeführt werden. Der Minister der Cultus- und Aufklärungs-Commission, Graf Stanislaus Potozki, ernannte eine eigene Deputation aus mehreren Mitgliedern der Commission (zu denen auch Linde gehörte), und aus den einstweiligen Dekanen, die unter dem Vorsitze des würdigen Staatsraths Stasitz, Präsidenten der königl. Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften, an dem Statut der sich bildenden neuen Universität arbeitete, und dieß geschah in Linde's Wohnung. Dieser brachte von den Professoren des Lyceums neun in Vorschlag, und nach einigem Widerspruche wurden auch mit ihnen eben so viele Lehrstühle in verschiedenen Facultäten besetzt. Für die eigentliche Philosophie wurde unter diesen Professor Zabellewicz bestimmt; da solcher aber seiner Gesundheit wegen eine Reise ins Ausland machen mußte, so übernahm es Linde, ihn unentgeldlich zu vertreten, und hielt anderthalb Jahre hindurch bis zu dessen Rückkunft öffentliche Vorlesungen über die empirische Psychologie nach Kiesewetter, über die allgemeine philosophische Sprachlehre aber nach Sacy, Vater und Harris, in polnischer Sprache. Durch Linde wurde auch der tüchtige Philologe A. L. W. Jacob (Verfasser der Sophocleae Quaestiones) nach Warschau gezogen.

Das Lyceum war aus dem beträchtlichen und aufs zweckmäßigste verwalteten Schulgelde nicht nur mit einer schon etwas bedeutenden Büchersammlung, sondern auch mit einem physikalischen Kabinette, chemischen Laboratorium und Mineralien versehen; alles dieß kam nun der neu entstehenden Universität trefflich zu Statten. Nun sollte solche ihren ersten Rector Magnificus erhalten. Graf Stanislaus Potozki lud die Dekane und mehrere Professoren zu sich, legte ihnen in Gegenwart einiger Minister seinen Wunsch ans Herz, daß sie den Herrn Linde zum Rector wählen möchten, was man auch höhern Orts gern sehen würde. Gerade dieß aber that die entgegengesetzte Wirkung; man bestand um so mehr darauf, die Wahl frey von allem Einfluß zu üben, und wählte fast einstimmig dazu einen Andern. Potozki äußerte ihm sein Bedauern hierüber; doch Linde hatte erklärt, die Würde nicht anders als durch eine freye Wahl annehmen zu wollen, und hatte überhaupt keine große Lust dazu bezeigt. Der Graf konnte diese Kränkung bis an sein Ende nicht vergessen; er schien selbst gegen die neu beginnende Universität etwas zu erkal-

ten, und beschäftigte sich in Ansehung ihrer fast bloß mit Ausführung der neuen Gebäude, da überhaupt Architektur seine Lieblings-Occupation war. Um aber auf der andern Seite für seinen Freund Linde etwas zu thun, bewirkte er, daß dieser zum General-Director der öffentlichen Landesbibliothek und der dazu gehörigen Cabinette ernannt, und zur zweyten Klasse des St. Stanislaus-Ordens mit Kreuz und Stern erhoben wurde; gleichwohl hätte ein Theil des Publicums ihm noch reellere Vortheile und Auszeichnungen gewünscht.

Schon beym Antritte seines Lyceen-Directorats hatte er das damals leer stehende Zaluski'sche Bibliothekgebäude genau durchsucht, dort aber nur noch einige, übrigens auch nicht zu verachtende Bibliotheksmeubeln und Verzierungen, die besonders des Andenkens wegen Aufbewahrung verdienten, und hier und dort in den Winkeln einzelne Theile von Büchern und Journalen gefunden; unbeträchtlich waren auch die noch übrigen Reste der ehemaligen Cadetten-Bibliothek; bedeutender aber die nach ihnen zurückgebliebenen physikalischen Instrumente und Mineralien. Mit diesem äußerst schwachen Anfange begannen die Lyceensammlungen im sächsischen Pallaste, und wurden durch zweckmäßige glückliche Ankäufe aus dem Schulgelde fortwährend vermehrt. Nach der Organisation des Herzogthums Warschau erhielt die Bibliothek einen Zuwachs von etwa 4000 Büchern aus dem Krasitzki'schen Nachlasse zu Skierniewitze; mehr noch durch die Einverleibung der vom Justizminister Grafen Lubienski zusammengebrachten Sammlung des Appellationsgerichts, und den Ankauf des Nachlasses nach dem berühmten Bibliographen Speyser zu Krakau. Jede Bücherauction, die Schmidtische zu Berlin, die Fürst Palm'sche zu Regensburg, die Kosegarten'sche zu Greifswalde, mehrere Weigel'sche zu Leipzig, Binz'sche zu Wien u. s. w. wurden zu vortheilhaften Ankäufen benutzt; doch das Jahr 1819 wurde wieder eine Hauptepoche für diese Sammlung. Sobald Linde die gewisse Nachricht erhalten, daß mehrere Klöster im Königreiche Polen aufgehoben werden sollten, so erbot er sich die Bibliotheken derselben zu besuchen, und bereiste in dieser Absicht alle diese Oerter, welche in sechs Wojwodschaften zerstreut liegen, innerhalb sechzehn Wochen. Bey dieser Reise, welche fast dreyhundert Meilen betrug, revidirte er gegen funfzig Bibliotheken, und sandte nach und nach über 40,000 Bücher nach Warschau. So sehr auch alle Klostersammlungen durch die mancherley Landesunfälle und durch Vernachlässigung gelitten hatten, so war dennoch die Ausbeute, die durch ihn vom gewissen Untergange gerettet wurde, nicht nur der Zahl, sondern zum Theil selbst dem innern Gehalte nach, äußerst beträchtlich. Unter den vielen Incunabeln verdienen die lateinische Maynzer Bibel von Fust und Schoyffer 1462 auf Pergament, und die noch um zwey Jahre ältere Maynzer Ausgabe der Clementinarum Constitutionum, von eben denselben gedruckt, ebenfalls auf Pergament, Erwähnung; unter den Handschriften zwey äußerst wichtige von Kadlubek, so auch von Dlugosch, Warschewitzki u. a. m. Die nun schon in so kurzer Zeit wichtig gewordene Bibliothek erhielt ihren Etat; ihr erster Bibliothekar wurde der durch seine so gelehrten historischen Forschungen berühmte Professor Hr. v. Lelewel, Unterbibliothekar Hr. Zaorski, vormals Professor an dem Gymnasium in Plotzk. Zu dem mit der Bibliothek verbundenen Kupferstich-Cabinette wurde durch den Ankauf der nach Materien geordneten Kupferstichsammlung aus dem Nachlasse des Königes Stanislaus August Poniatowski der Grund gelegt. Allein unendlich wichtiger wegen Auswahl und Seltenheit der Stücke ist die vortreffliche,

nach den Schulen und Meistern geordnete Sammlung, mit welcher Stanislaus Potocki dieses Cabinett bereicherte. Herr Johann Piwarski, durch sein schönes Talent im Zeichnen und Kupferstechen bekannt, wurde, nachdem er sich auf öffentliche Kosten in Wien unter der freundschaftlichen Beyhülfe des sel. Bartsch zu seinem Berufe noch mehr vorbereitet hatte, diesem Cabinette als Conservator vorgesetzt.

Noch ehe sich Linde zur Bereisung der Klosterbibliotheken aufmachte, erhielt er von einem Ungenannten ein Packet, und darin zu beliebiger Disposition das Manuscript von dem bisher noch ungedruckten dritten Theile der für die Geschichte der polnischen Literatur so wichtigen Janociana; er traf sogleich zur Herausgabe desselben die nöthigen Anstalten, und so erschien dieser Band mit seiner lesenswürdigen Vorrede in lateinischer Sprache, während er auf seiner Bücherreise begriffen war.

Bald nach seiner Heimkehr machte er sich an das Studium der indessen von seinem alten Freunde, Sr. Excell. dem Grafen Ossoliński, herausgegebenen zwey ersten Bände der bereits oben erwähnten historisch-kritischen Beyträge zur slawischen Literatur, denen auch Linde's Bildniß beygefügt war. Die den zweyten Band zur größten Hälfte füllende Lebensbeschreibung des alten Geschichtschreibers Polens, des Bischofs Vincent Kadlubek, zog ihn so an, daß er sie deutsch bearbeitete, und um die polnischen Untersuchungen über den Anfang der Geschichtschreibung und Geschichte Polens zu vervollständigen, auch die dahin gehörenden Schriften seiner Freunde, des jetzigen Bischofs von Plozk, Prażmowski, des sel. Czacki, der Herren von Kownacki und Lelewel in sechs Anhängen beyfügte. So ist auch die deutsche Literatur mit einer ganzen Sammlung bereichert worden, die sehr schön mit lateinischer Didotscher Schrift bey Glücksberg zu Warschau gedruckt, mit dem Bildnisse Ossoliński's und Kadlubek's, mit einer Landkarte und einer synchronistischen Tabelle ausgestattet, gegen Ende des Jahrs 1821 in einem starken Bande in groß Octav erschienen ist, aber schon das Jahr 1822 auf dem Titel trägt. Aus sehr triftigen Gründen hat er das Werk dem hoch berühmten kaiserl. russischen Reichskanzler Grafen Rumjanzow zugeschrieben; diese Zuschrift, insonderheit aber auch die Vorrede des Uebersetzers, verdienen Beachtung, weil darin so viele literärische Verhältnisse und Umstände erörtert werden.

Vor nicht gar langer Zeit erschienen bekanntlich Pränumerations-Ankündigungen in polnischer, französischer und deutscher Sprache, von einem interessanten Kupferwerke: »Monumenta Regum Poloniae Cracoviensia,« gezeichnet von Stachowicz, gestochen von Dietrich und Sokolowski. Die Regierungs-Commission des Cultus und der Aufklärung ernannte zur Herausgabe desselben eine eigene Deputation, bestehend aus dem gelehrten Bischofe Prażmowski, dem als Kunstkenner bekannten Staatsrathe Grafen Joseph Sierakowski, und Herrn Linde, dessen ausgebreiteter Briefwechsel bey dieser Gelegenheit wieder sehr thätig werden mußte. Auch der oben gedachte Hr. Piwarski nimmt daran lebhaften Antheil, und bis jetzt sind zwey Lieferungen, jede von vier Kupferplatten erschienen. Die Idee zu diesem Kunstwerke hatte noch der selige Stanislaus Potocki angeregt, der im September 1821 zum größten Leidwesen für das ganze Land, um welches er sich als Staatsmann und Gelehrter unsterbliche Verdienste erworben hat, zu noch größerem Leidwesen aber für Linde, den er so viele Jahre hindurch mit ausgezeichneter Freundschaft beglückte, viel zu frühzeitig der Welt entrissen wurde.

Der Zeitraum von 1803 bis 1821, in welchem Stanislaus Po-

tozki an der Spitze des Erziehungswesens stand, wird eine für immer denkwürdige Epoche desselben in Polen bleiben, so wie sie es auch in dem Leben des Hrn. Linde ist. Daß aber der gegenwärtige Minister, der Castellan Stanislaus Graf Grabowski, dem Herrn Linde, seinem ehemaligen Collegen in der Landbotenstube, gleichfalls gewogen sey, kann man schon daraus abnehmen, daß bey der großen Veränderung, welche durch die neue Organisation in der Regierungs-Commission des Cultus und der Aufklärung vorgegangen, auch er sich unter den vom Kaiser und König bestätigten Mitgliedern befindet.

Die verschiedenen, äußerst wichtigen, und für das Land eben so nützlichen als ehrenvollen, Linde's Führung von ihrem Entstehen an anvertrauten Anstalten, als das Lyceum, die Gesellschaft zur Prüfung der Elementarbücher, die öffentliche Bibliothek nebst Cabinetten, haben bis jetzt ein fröhliches, immer mehr versprechendes Gedeihen; und auch die evangelisch-augsburgischen Gemeinden im ganzen Lande haben ihm so Manches in Beziehung auf ihre Einrichtungen und Verhältnisse zu danken. In der gelehrten Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften zu Warschau, deren thätiges Mitglied Herr Linde von ihrem Entstehen an (1802) ist, hat er mehrere Abhandlungen in öffentlichen Sitzungen vorgelesen, und in ihren Jahrbüchern abgedruckt; wohin besonders ein umständlicher Bericht über des Professor Dr. Rhesa Werk: »Geschichte der litauischen Bibelübersetzung,« wie auch über das von ihm mit einer deutschen Uebersetzung herausgegebene »litauische ländliche Epos des Christian Donalaitis« gehören. Im vorigen Jahre las er einen Auszug aus seiner Prüfung der Schrift des Professors Vater; »die Sprache der alten Preußen,« vor. Außerdem verdienen hier auch noch die Programme zu den jährlichen öffentlichen Prüfungen der Schüler des Lyceums Erwähnung, da Linde's Einleitungen dazu gewöhnlich nicht bloß über den Zustand der Schule Nachricht geben, sondern auch wichtige pädagogische Gegenstände behandeln, wie z. B. das vom Jahre 1821, wo die Verbindung des reellen und formellen Nutzens beym Unterrichte aus einander gesetzt ist, welches zugleich als eine Art von Apologie des bis jetzt bestehenden Lehrplans betrachtet werden kann.

Wie Manches können wir nicht noch von einem Manne erwarten, der auch nach dem, leider vor Kurzem erfolgten Verluste seiner zärtlich geliebten Gattin, umgeben von drey noch unmündigen Kindern, in häuslicher Eingezogenheit seinem Berufe und der Wissenschaft lebt, sich glücklich schätzend, sobald er Gelegenheit findet, Einzelnen wie dem Ganzen nützlich zu werden.

Von hoher Bedeutung muß für jeden slawischen Gelehrten das so eben vom Herrn Linde begonnene Unternehmen einer Literär-Geschichte aller slawischen Nationen seyn, welche den Titel: Rys historyczny literatury narodów słowiańskich führen wird. Der erste Band davon, enthaltend die Geschichte der russischen Literatur, nach dem Originale des Hrn. Collegienrathes N. Gretsch zu St. Petersburg, ist mit mehreren Zugaben aus anderen russischen Schriftstellern bereits in diesem Jahre erschienen, und wer sollte wohl nicht mit gespannter Erwartung der Fortsetzung dieser Arbeit entgegen sehen, zu deren Vollendung Herr Linde alle Gelehrten der verschiedenen slawischen Nationen, jeglichen in seinem Fache auffordert.

Gern haben wir bey dieser Lebensbeschreibung, — die wir theils aus den vom Herrn Linde selbst in den Vorreden seiner Werke gegebenen Nachrichten, theils aus öffentlichen Blättern, theils aus Privatberichten

seiner ihn umgebenden Freunde, wie aus seinem eigenen Munde zusammengetragen, — länger als gewöhnlich verweilt, weil sie so kräftig in die Bildungsgeschichte des Landes eingreift. Daher es denn auch zu wünschen wäre, daß Hr. Linde, nach dem Beyspiele so mancher Andern, uns eine detaillirtere und gehörig belegte Selbstbiographie gäbe; zumal, da hier so sichtbar Plan im Leben ist, wo sich fortwährend die Leitung einer höheren, über das Endliche erhabenen Fügung deutlich offenbart. So betrachtet er, so viel wir ihn kennen, selbst seinen Lebenslauf, und unerschütterlich ist sein Glaube an eine allwaltende göttliche Vorsehung. Fern von Mysticismus ist er religiös im Geiste eines Gellert, den er auch bey jeder Gelegenheit im Munde führt. Wir aber schließen: Heil den Großen der Erde, welche das stille fromme Verdienst zu enthüllen, zu würdigen, zu erheben und zu belohnen wissen.

K.

Englische Literatur.

(Aus dem Quarterly Review.)

Von Nicolay Fürst.

Trauerspiele von Lord Byron.

1. *Marino Faliero, Doge of Venice, an Historical Tragedy.*
2. *Sardanapalus, a Tragedy.*
3. *The Two Foscari, a Tragedy.*
4. *Cain, a Mystery.*

Die öffentliche Stimme hat fast allgemein Byron's Marino Faliero für ein verfehltes Werk erklärt, und wir fühlen keinen Grund diesem Urtheile zu widersprechen. Dieses Trauerspiel enthält zwar manche gelungene und wahrhaft tragische Scenen, aber der Stoff ist sehr übel gewählt. Auch hat dieses Trauerspiel in Hinsicht des Plans eine auffallende Aehnlichkeit mit Ottway's Venice Preserved. Die einzige Abweichung besteht darin, daß Lord Byron's Held sich mit den Verschwornen verbindet, nicht wie Jaffieri, aus dem einfachen und natürlichen Beweggrunde der Armuth, vergrößert durch die Leiden eines geliebten Weibes und das tiefempfundene Gefühl der Unterdrückung, sondern aus wüthendem Zorn über eine persönliche Beleidigung von nicht sehr empörender Natur. Der Doge von Venedig will, um sich wegen der gemeinen Schmähungen eines thörichten Jünglings zu rächen, dieselbe Republik umstürzen, deren erster und angesehenster Staatsbeamter er selbst ist, und seine Freunde, den Adel und die Regierung vernichten. Wir fragen, wer kann wohl mit einer so ganz vereinzelt hingestellten Erbitterung, wie diese, sympathisiren? und wer, außer Lord Byron, konnte den Wahn hegen, daß ein solches Faktum im Stande seyn würde unser Mitgefühl zu erregen?

Zwar ist es möglich, daß das Gemüth des Herzogs dahin gebracht werden könnte, nach der langen Dauer eines frühern Streites, dem Hasse gegen die Oligarchie Raum zu geben, mit welcher er sich umgeben und bedrohet sieht, in jedem Akte des Senats eine geflissentliche Absicht zu erblicken, ihn zu beschimpfen und herabzuwürdigen; zwar konnte alsdann auch nur die kleinste hinzugefügte Beleidigung das Maß der Erbitterung voll machen, und

Steno's unzulängliche Bestrafung dem lange zurückgehaltenen Strome der Leidenschaft endlich freyen Lauf öffnen; — allein, alsdann hätte die stufenweise Entwickelung dieser schmerzhaften Gefühle uns gezeigt werden müssen, was aber Lord Byron nicht gethan hat. Wir erfahren nichts von der frühern Anmaßung der Oligarchen gegen die herzogliche Gewalt, und nur am Schlusse des Stücks wird dieser Umstand flüchtig und in allgemeinen Ausdrücken erwähnt, in Form einer Apologie für des Herzogs früheres Betragen, aber nicht als Ursache seiner beständigen Erbitterung, die wir gleich Anfangs mit ihm hätten theilen müssen, um seinem Unternehmen einen glücklichen Erfolg zu wünschen. Auch die Furcht, daß seine Gattin durch Steno's Schmähworte, auf der Rückseite eines Stuhls eingekritzelt, der Gegenstand des Gespöttes unter dem Volke werden könnte, ist ebenfalls nur obenhin angedeutet. Die ganze Tragödie erregt daher mehr Erstaunen als Mitleiden. Wir sehen einen Mann zum Verräther werden, aus keiner andern Ursache, als einer persönlichen Beleidigung, und wir können keinen Antheil an dem Untergang eines Helden nehmen, der aus solchen Motiven hervorgeht.

Diese Bemerkung des Fehlerhaften erstreckt sich nicht auf den Plan allein, sondern auch auf die sehr mangelhafte Diktion. Lord Byron's Verse haben alle Härten, aber nicht die Kraft der Verse des Alfieri, den er sich zum Muster genommen zu haben scheint. Statt jener Abwechslung und Mannigfaltigkeit der rhythmischen Bewegung, wodurch selbst die nachläßigsten unserer ältern tragischen Dichter sich auszeichneten, unterscheiden sich Lord Byron's Verse von Prosa nur durch die Abtheilung der Verszeilen. Das Urtheil des Justiz-Kollegiums im ersten Akt hätte eben so gut in schlichter Prosa abgefaßt seyn können, wie es auch Shakspeare und unsere ältern Dichter gethan haben würden. Betruccio Faliero könnte poetischer sprechen, und von dem Dogen selbst war man berechtiget zu erwarten, daß er im Sturme der Leidenschaft sich mit mehr Nachdruck äußern würde, als in folgenden Zeilen:

> I *sought* not, *wished* not, *dreamed* not the election,
> Which reached me first at Rome, and I obeyed —
> But found on my arrival, that, besides
> The jealous vigilance which always led you
> To mock and mar your sovereign's best intents,
> You had, even in the interregnum of
> My Journey to the capital, curtail'd
> And mutilated the few privileges
> Yet left the Duke.

Wir machen hier nicht bloß auf die Zerstückelung der Verse aufmerksam, sondern auch auf die schlimme Gewohnheit, die Verszeilen mit unbedeutenden einsylbigen Wörtern zu schließen. Of, to, and, till, that, but, from etc. treffen wir beynahe auf jeder Seite in Lord Byron's Trauerspielen, und zuweilen in Situationen, wo die Stimme, wenn er den Wohlklang des Verses mehr berücksichtiget hätte, nothwendig einen Ruhepunkt finden müßte, um die Kraft des Gefühls zum höchsten Aufschwung zu steigern. Wir würden alles dieses als Nachläßigkeiten betrachtet haben, hätte nicht der gekünstelte Styl des Autors uns auf die Vermuthung gebracht, daß er dieses alles mit Vorsatz thut. Ein mehr unharmonisches System der Versifikation ließe sich schwerlich erfinden.

Aber ungeachtet aller dieser Mängel, ist doch manches in dem Dogen von Venedig zu loben. Leoni's Monolog ist ausgezeichnet und die erste Anlage des Hauptcharakters vortrefflich. Die würdevolle Zärtlichkeit des Dogen für seine junge Gemahlin ist schön und ausdrucksvoll,

und der Kampf des Gefühls, womit er die Verschwörung unternimmt, bildet einen schönen Gegensatz gegen die wüthende Erbitterung seiner geringeren Mitverschwornen; aber dieser Kampf verliert dadurch seine Wirkung, weil wir einsehen, daß ein Mann, der solcher Gefühle fähig ist, einen stärkern Antrieb zu seinem verbrecherischen Unternehmen hätte haben müssen. Die Herzogin ist kalt uud geziert, und zeigt nicht einmal jenen Grad von Liebe für ihren alten Gemahl, den ein Kind für seine Aeltern zeigen würde. Selbst in den rührendsten Momenten der Katastrophe spricht sie in einem pedantischen Tone »von Mücken, die den Löwen stechen, von Achilles, Helena, Lucretia und von der Belagerung von Clusium und Persepolis.« Die Verse, auf die wir uns hier beziehen, sind an und für sich schön, und würden in dem Munde des Benintende, als Standrede über den Leichnam des Herzogs, vollkommen an Ort und Stelle seyn. Aber das ist nicht der höchste Ausdruck des weiblichen Gemüths, langweilig im Schmerz zu seyn; auch würde weder Mann noch Frau, die wahrhaft von Schmerz ergriffen sind, Zeit genug finden, weise Sprüche und Beyspiele aus älterer und neuerer Zeit anzuwenden.

Wir müssen jedoch gestehen, daß der Herzog alle seine Unglücksfälle mit einer Geduld erträgt, die wahrhaft heroisch seyn würde, wenn sie weniger wortreich wäre. Es ist möglich, daß ein verurtheilter Mann sich seines Streits mit dem Bischofe von Treviso erinnert, und der bösen Vorbedeutungen bey seiner feyerlichen Landung in Venedig. Aber es gibt wohl wenig verurtheilte Männer, die, während des letzten und abgemessenen Gesprächs mit einem geliebten Weibe, so viel Zeit verschwenden würden, Anekdoten von sich selbst zu erzählen, und am allerwenigsten könnte man dieses von einem Manne erwarten, dessen feuriger Charakter ihn eher angetrieben haben würde, sein Ende zu beschleunigen. Dieser Tadel trifft auch seine Prophezeyung von Venedigs zukünftigen Drangsalen, die in Hinsicht auf Sprache und Bilderreichthum sehr schön, aber weder dramatisch noch charakteristisch ist. Eine Prophezeyung, von der wir übrigens wissen, daß sie ex post facto gemacht sey, gehört in keinem Falle zu den sehr glücklichen Kunstmitteln der Tragödie, auch würde kein Auditorium in der Welt, ohne Ueberdruß und Ermüdung, eine so lange Rede anhören können, und Marino Faliero hätte daher besser gethan seinem Tod entgegen zu gehen, wie Sidney.

> With no harangue idly proclaim'd aloud
> To catch the worthless plaudit of the crowd;
> No feeble boast, death's terrors to defy,
> Yet still delaying, as afraid to die.

In Sardanapalus ist Lord Byron weit glücklicher gewesen, da auch der Gegenstand sich mehr für die Tragödie eignet, und besonders für die Art Tragödien, die Lord Byron so sehr sich bemüht in Aufnahme zu bringen. Die Geschichte des letzten Königs der Assyrier ist schon an und für sich geeignet unser Interesse zu erregen, und auch so entfernt und dunkel, um der Phantasie des Dichters mehr Spielraum zu lassen. Alles, was wir von Ninive) und seinen Herrschern wissen, ist erhaben und gleichsam in ein mystisches Dunkel gehüllt. Wir lesen in der Geschichte von einer ausgebreiteten und civilisirten Monarchie, die in dem Zeitalter, welches zunächst auf die Sündflut folgte, errichtet wurde, und in voller Macht und Glanz, indessen die Küsten von Griechenland und Italien unbewohnt, und nur von wilden und plündernden Horden heimgesucht wurden. Wir lesen von einem Reiche, dessen Einfluß

sich von Samarkand bis nach Troja erstreckte, und von den Gebirgen von Juda bis an die des Kaukasus, zerstört nach einer Dauer von dreyzehnhundert Jahren, in einem unglaublich kurzen Zeitraum, weniger durch den Aufstand zweyer Provinzen, als durch den Zorn des Himmels und die voraus verkündete Wuth unausweichbarer und natürlicher Ereignisse. Der Einfluß, den sowohl die Eroberungen als die Unglücksfälle Assyriens auf das Schicksal jenes Volks hatte, das unter allen andern Völkern des Alterthums, auch in religiöser Beziehung, vorzugsweise unser Interesse in Anspruch nimmt, wirft eine Art ehrwürdigen Glanz über die Größe und Verirrungen der Abkömmlinge Nimrod's, und erregt eine Ehrerbietung, die kein eben so entfernter Theil der profanen Geschichte uns abzuzwingen vermag. Zu gleicher Zeit ist alles, was wir von jenem Volke wissen, so kurz, allgemein und abgebrochen, daß wir von jenen Personen und Thatsachen wenig Nachrichten besitzen, die in klassischen Dramen, wenn man denselben zu sklavisch folgt, das Interesse stören, und wenn man zu rasch davon abweicht, die Täuschung des Lesers oder Zuhörers gänzlich vernichten. Wir besitzen nur geschichtliche Umrisse, aber Umrisse von der erhabensten Art, die der Dichter nach Belieben ausfüllen kann. Wenn Lord Byron aber zu Gunsten seiner Lieblingsidee, der dramatischen Einheiten, den Fall des assyrischen Reichs der Verrätherey einer Nacht zuschreibt, statt eines Krieges von mehreren Jahren, so ist dieses nicht bloß ein Verstoß gegen unser besseres Wissen, sondern auch gegen alle Wahrscheinlichkeit.

Eben so ist die Verschwendung und das weibische Wesen des Sardanapalus — so sehr man sie auch als die ursprüngliche Ursache des Aufstandes betrachten kann — in Lord Byron's Trauerspiele nicht die Grundursache seines Verderbens. Byron stellt ihn uns als einen jungen Fürsten dar, der tapfer in seinem ersten Kampfe ficht, der mehr aus Uebermaß an Muth, als aus Unbedachtsamkeit fehlt, und der zuletzt durch Verrath und Gewalt überwältiget wird. Lord Byron hat überhaupt die Entwickelung dieses Charakters nicht zur Hauptsache gemacht, und die Eigenthümlichkeiten desselben werden nur beyläufig und zur Ausschmückung hervorgehoben. Auch hat er aus Rücksicht für die dramatischen Einheiten sein Gemälde in engere Gränzen gezwängt, als nothwendig war. Indessen ist der Charakter doch vortrefflich skizzirt, und gibt uns keinen geringen Begriff von der Geschicklichkeit des Dichters. Die alten Geschichtschreiber haben ihm freylich nicht unerhebliche Winke in Hinsicht des Schicksals dieses unglücklichen Fürsten gegeben. Obgleich von dem triumphirenden Feinde (wahr oder falsch) der empörendsten Laster und des weibischsten Betragens angeklagt, sehen wir doch Sardanapalus, bey Annäherung der Gefahr, seine Krieger mit einer Entschlossenheit, Einsicht, und wenigstens für einige Zeit mit einem Erfolg anführen, würdig seiner kriegskundigsten Vorfahren. Seine Soldaten und nächsten Anverwandten bleiben ihm bis zum letzten Augenblicke ergeben. Wir sehen ihn für die Sicherheit seiner Frau, Kinder und seiner Hauptstadt sorgen, mit der Gelassenheit und Einsicht eines erfahrnen Feldherrn. Wir sehen ihn zuletzt bezwungen, nicht durch Menschen, sondern durch den Himmel und die Elemente, seinen Tod mit einem Gemisch von Heroismus und Ingrimm suchen, der wenig mit unsern Begriffen von einem schwachen und ganz entarteten Charakter übereinstimmt. Ein solcher Charakter, schwelgerisch, energisch und sogar menschenfeindlich, bietet für die dramatische Behandlung wahrlich nicht geringe Vortheile dar, und in der Schilderung solcher Charaktere zeigt sich auch Lord Byron immer am glücklichsten.

Byron's Sardanapalus dürfte demnach wohl ziemliche Aehnlichkeit mit dem Sardanapalus der Geschichte haben, wenn wir von den Verleumdungen absehen, denen ein unglücklicher Prinz bey seinen revoltirten Unterthanen stets unterworfen ist. Jung, unbedachtsam, verdorben durch Schmeicheley und unbegränzte Eigenliebe, aber begabt mit einem ursprünglich liebenswürdigen Gemüthe und mit Fähigkeiten von nicht gewöhnlicher Art, affektirt er den kriegerischen Nachruhm seiner Vorfahren gering zu schätzen, als Entschuldigung für die Unachtsamkeit in Erfüllung der nothwendigsten Pflichten seines Standes, und schmeichelt sich, während er sich seinen Ausschweifungen überläßt, sein Volk glücklich zu machen. Doch selbst in seinem Hange zur Ausschweifung verbirgt sich ein Geist des Widerspruchs. Bloß deswegen, weil Salamenes und seine Gemahlin ihn wegen seiner Ausschweifungen tadeln, überläßt er sich selben mit mehr Begierde, und er genießt seine Ausgelassenheit am meisten wegen des Vergnügens, das er daran findet, sie mit witziger und beredter Sophisterey zu vertheidigen.

Diese Eigenthümlichkeit zeigt sich in seinem ganzen Charakter. Er begnadigt die mißvergnügten Satrapen, obgleich er innerlich von ihrer Schuld überzeugt ist, mit einer Unbefangenheit, die an Großmuth gränzen würde, geschähe es nicht aus Widerwillen zur Untersuchung, oder aus Stolz, sie nicht auf das bloße Zeugniß des Salamenes zu verdammen. Er gestehet, seine Gemahlin vernachläßigt zu haben, aus keiner andern Ursache, als weil da Liebe Pflicht ist, und selbst seine Leidenschaft für Myrrha entspringt mehr aus dem Gefühle des Stolzes als der Zuneigung. Er findet Wohlgefallen an ihrem Muth, ihrer Beredsamkeit und an ihrer hohen Bildung, weil ein solcher Genuß ihm vorher unbekannt war. Aber er spottet über ihre Frömmigkeit, scherzt über ihre gerechten Besorgnisse und männlichen Rathschläge. Er spricht von ihr, als »einer Sklavin, die aus Leidenschaft liebt,« und er spricht vielleicht die Wahrheit, wenn er gestehet, daß er sie mehr lieben würde, wäre sie weniger heroisch.

Bey allen dem zeigt eine gewisse Erhabenheit des Muths und des Gefühls uns die natürliche Anlage seines Geistes, und eine gewisse Wärme der Empfindung die natürliche Empfänglichkeit seines Gemüths. Obgleich er einen Widerwillen gegen die Ausübung der gewöhnlichen Obliegenheiten eines Monarchen blicken läßt, so fühlt er doch eine lebendige Erhebung in den Stunden der Gefahr. Gegen Salamenes, seine Soldaten und den Herold des rebellischen Heers, ist sein Betragen großartig und wahrhaft königlich. Er zeigt Seelengröße in seiner Unterredung mit Zarina, und in dem Augenblick, als er von Allen verlassen, den verhängnißvollen Feuerbrand in dem väterlichen Burghof erwartet. In seinen Aeußerungen bey dem Leichnam seines Schwagers, und als er die letzte Huldigung seiner treuen Wache empfängt, verräth er auf eine natürliche und rührende Art die Ueberzeugung, daß seine Ansicht des Lebens und der Menschheit irrig gewesen sey, wodurch er sich selbst von der Verachtung freyspricht, zu welcher seine ungemessene Eigenliebe ihn sonst verdammt haben würde.

Doch, Eigenliebe ist der hervorstechendste Charakterzug in dem ganzen Gemälde, zwar entschuldigt durch Umstände der Erziehung und Gewohnheit, und mit allen schönen Farben ausgeschmückt, die nur Jugend, Talente und Leichtsinn ihr verleihen können. Aber Eitelkeit bleibt es doch immer, und wir würden in Versuchung gerathen seyn, die Art zu tadeln, mit welcher Lord Byron Laster und Ausschweifungen so anziehend darzustellen weiß, hätte er nicht zu gleicher Zeit mit vieler Einsicht den Ueber-

druß und die Erschlaffung gezeigt, die einen solchen Charakter unvermeidlich erwarten, und hätte er nicht in den Charakteren des Salamenes und der Myrrha seinem Gemälde einen erfreulichen Gegensatz gegeben.

Salamenes ist das ganz Entgegengesetzte von Eigenliebe, und obgleich dieser Charakter nur leicht skizzirt ist, so hat der Dichter in der Behandlung desselben doch nicht weniger Geschicklichkeit gezeigt, als bey jenem, den wir so eben beurtheilt haben. Er ist ein ernsthafter, muthiger und redlicher Soldat und Unterthan, scharfsichtig und entschieden in seinen letzten Maßregeln. Seinem König ist er treu ergeben, trotz persönlicher Vernachläßigung und Beleidigungen seiner Familie. Gegen die Rebellen des Königs ist er streng, rachesüchtig, ja selbst zur Grausamkeit geneigt. Er strebt nicht nach persönlicher Gewalt, dürstet nicht nach persönlichem Ruhme. Im Kampf und im Sieg ist »Assyrien!« sein einziges Losungswort. Als er die Königin und die Prinzen in Sicherheit bringen läßt, sorgt er weniger für seine Neffen und seine Schwester, als für die Erhaltung der Abkömmlinge Nimrods, und in seinen letzten Augenblicken ist die angebliche Flucht des Königs der einzige Schmerz, der ihn drückt und niederbeugt.

Myrrha ist ein weiblicher Salamenes. Byron hat diesen Charakter in liebenswürdiger Größe dargestellt. Ihr erhabener Muth und griechischer Stolz werden zur einschmeichelnden Zärtlichkeit gemildert, durch die fortwährende und schmerzliche Erinnerung ihrer Erniedrigung als Sklavin in dem königlichen Harem, und noch mehr durch ihre wahrhaft weibliche Liebe für den Gegenstand ihrer Leidenschaft. Sie ist ein Muster griechischer Frömmigkeit und Seelengröße, und würde, bey einem reineren Glauben, als Heldin geglänzt haben.

Mit solchen Hauptcharakteren, wie diese, war es wohl zu erwarten, daß Lord Byron uns ein Trauerspiel von nicht gewöhnlicher Schönheit liefern würde. Aber es enthält auch Stellen, wo er, aus Liebe zu den dramatischen Einheiten, seine eigene Kraft lähmte, oder wo er von dem geschichtlichen Bruchstück des Diodorus abwich. Aber auch in Hinsicht des Plans verdient Sardanapalus eine rühmliche Auszeichnung.

Der Anfang des Stücks versetzt uns in die Zeit, als Belesis, Baals hoher Priester und Statthalter von Babylon, und Arbaces, Statthalter von Medien, ihren Anschlag zur Reife gebracht hatten, den königlichen Pallast zu erstürmen, um eine neue Dynastie auf den Trümmern des Hauses Nimrods zu gründen. Der Schwager des Königs, der tapfere und treue Salamenes, tritt ein, und beklagt sich über des Königs Verblendung und Herabwürdigung, spricht aber zugleich die Ueberzeugung aus, daß unter seinem Hang zur Ausschweifung und Zerstreuung Eigenschaften sich verbergen, die ihn noch berühmt und sicher auf seinem Throne machen können.

Der König tritt nun auf, weibisch gekleidet, von Frauen und jungen Sklaven begleitet, denen er, außer Myrrha, befiehlt, ihn zu verlassen, und zur bestimmten Stunde bey dem Banquet in dem Sommerhause an den Ufern des Euphrat zu erwarten *). Myrrha geht später fort, beschämt über Salamenes ernsthafte Verweise. Er fährt fort, auch seinem Monarchen nachdrückliche Vorstellungen über die Vernachläßi-

*) Es ist auffallend, wie Lord Byron, nach dem Diodorus Siculus, in den geographischen Irrthum hat verfallen können, Ninive h an die Ufer des Euphrats, statt an die Ufer des Tigris zu versetzen, ganz gegen die ausdrückliche Behauptung des Herodot, Plinius und Ptolemäus.

gung seines eigenen Ruhmes zu machen. Der König antwortet ihm mit dem gereizten Ton eines Mannes, der nicht gewohnt ist, Rathschläge anzunehmen, und drückt seine Verachtung gegen die öffentliche Stimme aus, die, wie er sagt, bloß laut wird, weil seine Regierung zu friedfertig ist. Salamenes, der Kunde von den Anschlägen der Verschwornen erhalten zu haben scheint (auf welche Art wird nicht gesagt), entfernt sich nun (nachdem er das königliche Siegel und die Erlaubniß erhalten hat, nach Gutdünken zu handeln), um Arbaces und Belesis zu verhaften.

Myrrha kommt zurück, und ein schönes Gespräch folgt, worin der König, ganz seinem Charakter gemäß, den ihrigen verkennt, indessen er von ihrer Schönheit bezaubert ist. Er drückt seine Verwunderung aus, von ihr dieselben Warnungen jenes Salamenes wiederholen zu hören, der vor wenig Augenblicken »sie schamroth und weinen« gemacht hat. Er geräth zuletzt in Zorn. Was nun folgt, ist sehr schön.

Myrrha.

Frown not upon me: you have smiled
Too often on me not to make this frowns
Bitterer to bear than any punishment
Which they may augur. — King, I am your subject!
Master, I am your slave! Man, I have loved you! —
Loved you I know not by what fatal weakness,
Although a Greek, an born a foe to monarchs —
A Slave, an hating fetters — an Jonian,
And therefore, when I love a stranger, more
Degraded by that passion than by chains!
Still I have loved you. If that love were strong
Enough to over-come all former nature,
Shall I not claim the privilege to save you?

Sardanapalus.

Save me, my beauty! Thou art very fair,
And what I seek of thee is love — not safety.

Myrrha.

And without love where dwells security?

Sardanapalus.

I speak of woman's love.

Myrrha.

The very first
Of human life must spring from woman's breast,
Your first small words are taught you from her lips,
Your first tears quench'd by her, and your last sighs
Too often breathed out in a woman's hearing
When men have shrunk from the ignoble care
Of watching the last hour of him who led them.

Sardanapalus.

My eloquent Jonian! thou speak'st music,
The very chorus of the tragic song
I have heard thee talk of as the favorite pastime
Of thy far father-land. Nay, weep not, calm thee.

Myrrha.

I weep not. — But I pray thee, do not speak
About my fathers or their land.

Sardanapalus.

Yet oft
Thou speakest of them.

Myrrha.

True-true; constant thought
Will overflow in words unconsciously;
But when another speaks of Greece, it wounds me.

Sie überredet ihn zuletzt, das veranstaltete Banquet an den Ufern des Euphrats aufzugeben, aber er beharrt bey seinem Entschluß, und der Akt schließt mit einer sehr schönen Rede von Myrrha.

Der zweyte Akt dürfte weniger gelungen seyn. Die Verschwornen sind in einem langweiligen Gespräch begriffen, das durch Salamenes mit der Wache unterbrochen wird. Der König kommt hinzu, stürzt alle Maßregeln des Salamenes über den Haufen, und begnadigt Belesis und Arbaces. Arbaces ist ein ganz gewöhnlicher Soldat, und Belesis, auf dessen Charakterschilderung Lord Byron sehr viel Fleiß verwendet zu haben scheint, ist ein ganz alltäglicher und uninteressanter Bösewicht. Obgleich Sardanapalus ihnen das Leben schenkt, läßt er sich doch von Salamenes überreden, sie nach ihren Statthalterschaften zu verbannen; später jedoch wird Arbaces des Hochverraths schuldig erkannt.

Im folgenden Akt sehen wir Sardanapalus und seine Höflinge bey dem Banquet, das durch den Ausbruch der Verschwörung unterbrochen wird. Der Kampf, der hierauf folgt, wenn wir von der Unschicklichkeit eines Kampfes, der zum Theil in einem Speisesaal vorgeht, absehen, wird sehr gut erzählt, und Sardanapalus entfaltet nun jene Mischung von Weibischheit und Muth, Leichtsinn und Talent, die seinem Charakter eigenthümlich ist.

Die Rebellen werden endlich zurückgeschlagen. Der König kommt verwundet zurück, und begibt sich zur Ruhe, nach einer kurzen Unterredung zwischen Salamenes und Myrrha, worin diese beyde verwandten Geister sich gegenseitig erkennen, und worin der treue Krieger, mit Hintansetzung aller eigennützigen Gefühle des Familienverhältnisses, das ihn zwingt der schönen Jonierin gram zu seyn, sie ermahnt, alles was in ihrer Macht steht aufzubieten, ihren Geliebten von fernern Ausschweifungen abzuhalten. Der flüchtige Eindruck, den ihr leises Gespräch auf Sardanapalus hervorbringt, ist sehr gut geschildert.

Sardanapalus.

Myrrha! what at whispers
With my stern brother? I shall soon be jealous.

Myrrha (smiling).

You have cause, sire; for on the earth there breathes not
A man more worthy of a woman's love —
A soldier's trust — a subject's reverence —
A king's esteem — the whole world's admiration!

Sardanapalus.

Praise him, but not so warmly. I must not
Hear those sweet lips grow eloquent in aught
That trows me into shade; yet you speak truth.

Myrrha.

And now retire, to have your wound look'd to.
Pray, lean on me.

Sardanapalus.

Yes, love! but not from pain.

Im vierten Akt erblicken wir Myrrha wachend über dem schlummernden Sardanapalus. Er erwacht, und erzählt einen schauerlichen Traum, der jedoch in Hinsicht der Darstellung nichts Ausgezeichnetes hat. Die darauf folgende Scene ist, wir wissen nicht warum, als müßig, unnatürlich und langweilig betrachtet worden. Wir unserer Seits schämen uns nicht zu gestehen, daß wir diese Scene mit Rührung gelesen haben. Sie enthält nämlich eine Unterredung zwischen Sardanapalus und seiner verschmähten Gemahlin, die er mit ihren Kindern nach einem Sicherheitsorte bringen läßt. Alles übrige, was nun folgt, ist ganz genau nach der Erzählung des Diodorus Siculus. Salamenes wird getödtet. Die Rebellen erhalten neue Verstärkung durch den Beytritt der Satraven von Susa. Ein Theil der Stadtmauer stürzt ein durch die Ueberschwemmung des Flusses. Sardanapalus befiehlt einen Scheiterhaufen zu errichten; alsdann sendet er seine Soldaten fort, beladen mit den Schätzen seiner Vorfahren, und gebietet ihnen, ein Signal mit einer Trompete zu geben, wenn sie in Sicherheit sind. Nach diesem gegebenen Signale besteigt er den Scheiterhaufen. Seine treue Myrrha zündet den Holzstoß an, und in dem Augenblick, als der Vorhang fällt, sieht man sie herbeyspringen, um sich in die Flammen zu stürzen.

Es befinden sich in diesem Trauerspiele mehrere Unrichtigkeiten und Anachronismen, die, wenn sie auch von keiner großen Bedeutung sind, doch bemerkt zu werden verdienen. Sardanapalus rühmt sich in seiner letzten Rede, daß das Denkmal des Nachruhms, das er zurücklassen wird, mehr glänzend und dauerhaft seyn soll, als Aegypten.

> Hath piled in her brick mountains o'er dead *Kings*
> Or *Kine*, for none know whether those proud piles
> Be for their monarchs or their ox-god Apis:
> So much for monuments that have forgotten
> Their record.

Diese Zeilen sind nicht bloß geschmacklos in Hinsicht des Wortspiels Kings und Kine, sondern auch wegen der Absurdität zu glauben, daß Sardanapalus in einem solchen Augenblicke aufgelegt gewesen seyn sollte, einen solchen Gegenstand der antiquarischen Nachforschung zu erörtern. Eine ähnliche Unachtsamkeit befindet sich S. 33, wo Sardanapalus (zweyhundert Jahre vor Thespis) »von den tragischen Dichtungen der Griechen spricht, als ihrem liebsten Zeitvertreib.« Auch konnte Myrrha nicht in einer so frühen Periode der Geschichte ihres Vaterlandes »von dem nationalen Haß der Griechen gegen Könige« sprechen, oder was erst die Frucht späterer Zeiten war, von ihrer Verachtung gegen die »Barbaren.« Auch sind wir nicht gewiß, ob nicht sowohl Myrrha's Gefühlsäußerung der Erniedrigung, wie sie ihre Lage in dem königlichen Harem betrachtet, als auch Salamenes Vorwürfe und Sardanapalus Gewissensbisse über die Untreue gegen seine Gemahlin (Zarina) ein Verstoß gegen das Kostüme ist. So wenig wir auch von den volksthümlichen Gebräuchen der Assyrier wissen, so läßt sich doch von den üblichen Gebräuchen gleichzeitiger Nationen und aus den Sitten des Osten in allen Zeitaltern schließen, daß Polygamie weder als ein Verbrechen angesehen wurde, noch eine Frau dazu berechtigen konnte, sich darüber zu beklagen. Und selbst in Griechenland, nämlich zu der Zeit, in welcher Myrrha gelebt haben muß, konnte Gefangenschaft in dem Harem wohl als ein Unglück, aber nicht als eine Erniedrigung betrachtet werden.

Eine andere Stelle verdiente eine ernsthaftere Rüge, in so fern sie

die moralische und historische Genauigkeit betrifft. Der allgemeine Zug in Myrrha's Charakter ist eine reine Verehrung für ihre heimatlichen Götter. Sie mißbilligt mit vielem Nachdruck die ruchlosen Schmeicheleyen der assyrischen Höflinge, so wie die zügellosen Spöttereyen des Königs. Auch vergißt sie nicht, als sie sich zum Tode vorbereitet, jene Libation, die der letzte und feyerlichste Akt der griechischen Frömmigkeit war, und ganz besonders äußert sie (S. 89) ihren Glauben an einen zukünftigen Zustand des Daseyns. Aber eben dieselbe Myrrha tröstet Sardanapalus, als er sich über seinen Traum beunruhigt fühlt, in dem Tone seiner eigenen epikureischen Philosophie mit dem Grundsatze, daß der Tod in der That nichts zu bedeuten hat, ausgenommen

Unto the temid who anticipate
That which may never be.

und fügt noch ferner hinzu, daß alles »was vom Tode übrig bleibt, der Staub ist, worauf wir treten.« Wir wollen nicht untersuchen, wessen Gesinnungen es sind, die hier ausgesprochen werden; die Gesinnungen der griechischen Heldin sind es gewiß nicht. Myrrha würde vielmehr ihrem Geliebten von jenen glücklichen Inseln erzählt haben, wo die Guten und Tapfern nach den Mühen des irdischen Lebens ausruhen. Solche Lehren waren es, die den Helden Verachtung des Todes und Durst nach Ruhm einflößten, da der Zweifel gegen diese Lehren erst in spätern Tagen sich bey den Sophisten erhob, unter deren Einfluß Griechenland bald aufhörte, frey, tapfer und tugendhaft zu seyn.

Was die beyden Foscari betrifft, so wollen wir uns nicht lange bey diesem Stücke aufhalten, da es keine Veranlassung zu einer genauern Untersuchung darbietet. Loredano's Charakter ist gut aufgefaßt und wahrhaft tragisch. Der tiefe und eingewurzelte Haß, der ihn beseelt, und der ihn zu den grausamsten Handlungen anspornt, scheint beym ersten Anblick unnatürlich und übertrieben. Allein das Faktum ist nicht bloß historisch wahr, sondern wenn man die Ursache dieses Hasses, die angebliche Ermordung seines Vaters und seiner Oheime, und das Rachegefühl eines Italieners in Erwägung zieht, so ist es leicht zu begreifen, wie ein Venetianer so handeln konnte, der das Haus der Foscari nicht bloß als Feind seiner Familie, sondern auch seines Vaterlandes betrachtete.

Jedoch wird dieser »eiserne Mann« nicht als ganz von allem menschlichen Gefühle entblößt dargestellt, welches sonst unsern Abscheu erregt haben würde. Er gibt den zuerst gefaßten Entschluß auf, den jüngern Foscari durch die Folter zum Geständniß zu zwingen. Er selbst bemüht sich, ihm Marina zum Gefährten in der Verbannung zu verschaffen. Bey seinem Besuch in dem Gefängniß zeigt seine besonnene und plötzliche Anerbietung des Beystandes, und in seinen Schlußworten die Erklärung bey dem Leichnam des alten Dogen, daß sein natürliches Rachegefühl befriedigt sey, eine Anregung von Reue und ein Bestreben zur Selbstrechtfertigung, welches uns ahnen läßt, daß es ihm nicht ganz wohl ums Herz seyn muß.

Aber Loredano ist auch der einzige Charakter, der sich über die Mittelmäßigkeit erhebt; die übrigen Charaktere sind alle unnatürlich oder schwach gezeichnet. Barbarigo ist ein so zahmer und unbedeutender »Vertrauter,« als man nur je einen über die Pariser Bühne hat schreiten sehen. Marina ist etwas besser als ein gemeiner Zänker, und der Herzog ein läppischer Greis, der seinen unschuldigen Sohn hingemordet

werden sieht, ohne Anstalt zu treffen, ihn zu befreyen; und der zuletzt aus Herzleid stirbt, weil er sich aus seinem Amte vertrieben sieht. Und von dem Helden des Stücks, was soll man von diesem sagen? Gab es wirklich je in der Natur einen so seltsamen Fall, daß ein Mann Gefängniß und Tortur in der Heimat einem zeitlichen Aufenthalt auf einer schönen und angenehmen Insel vorzog, so ist dieses ein Fall, den man Wenigen wird glauben machen können, der bey noch Wenigern irgend ein Mitgefühl erregen wird, und der also für die dramatische Behandlung wohl nicht der glücklichste Gegenstand seyn dürfte.

Das Drama: Kain, hat Lord Byron sehr uneigentlich »ein Mysterium« genannt, da es doch mit jenen Mysterien des christlichen Alterthums schlechterdings nichts gemein hat. Eine kurze Anzeige des Inhalts wird hier genügen, um auf die Verkehrtheit dieses Werks aufmerksam zu machen.

Das Drama wird eröffnet mit einem sehr mittelmäßigen Lobgesange, den Adam und seine Familie (Kain ausgenommen) anstimmen. Lord Byron sagt uns in der Vorrede, fast in dem nämlichen Geist (wahrlich nicht englischen Ursprungs), mit dem er Shakspeare den Namen eines dramatischen Dichters abstreiten will, »daß er Milton seit seinem zwanzigsten Jahre nicht gelesen habe.« Von den Anfangsstrophen jenes Lobgesangs zu schließen, sind wir gar nicht ungeneigt, ihm aufs Wort zu glauben. Kain tritt nun auf, und weigert sich, etwas von Gott zu erflehen, oder ihm für empfangene Wohlthaten zu danken, indem er behauptet, daß die Wohlthat des Daseyns, die durch Qual verbittert wird und mit dem Tode aufhört, keiner Danksagung oder Bitte werth ist. Seine frommen Anverwandten entfernen sich, und überlassen ihn seinen finstern Betrachtungen, worin er durch Luzifer unterbrochen wird.

Ein langes Gespräch folgt, worin der Versucher dem Kain vorstellt, daß die Seele unsterblich ist, daß aber die Seelen, »die es wagen, ihre Unsterblichkeit zu genießen, von Gott zu ewigen Qualen verdammt sind.« Diese Gesinnung, die die herrschende Moral (wenn wir eine solche so nennen dürfen) im ganzen Stücke ist, wird auf folgende Art in einigen Zeilen entwickelt, die wir bloß aus diesem Grunde unverkürzt hierher setzen wollen.

Souls who dare use their immortality —
Souls who dare look the Omnipotent tyrant in
His everlasting face, and tell him, that
His evil is not good! If he has made,
As he saith — which I know not, nor believe —
But, if he made us — he cannot unmake:
We are all immortal! — nay, he'd *have* us so,
That he may torture: let him! He is great —
But, in his greatneſs, is no happier than
We in our conflict! Goodneſs would not make
Evil; and what else hath he made? But let him
Sit on his wast and solitary throne
Creating worlds, to make eternity
Leſs burthensome to his immense existence
And unparticipated solitude!
Let him crowd orb on orb: he is alone
Indefinite, indissoluble tyrant!
Could he but crush himself, 'twere the best boon
He ever granted: but let him reign on,
And multiply himself in misery!
Spirits and men, at least we sympathise;
And suffering in concert, make our pangs,
Innumerable, more endurable,

By the unbounded sympathy of all —
With all! But He! so wretched in his height,
So restless in his wretchedness, must still
Create; and re-create.

Kain bestehet darauf zu wissen, wie es eigentlich mit dem Tode beschaffen sey. Der Dämon verspricht, ihm zu willfahren, mit der Bedingung, daß er sein Unterthan werden muß. Kain erwiedert, er habe nie etwas verehrt, selbst nicht den Gott seiner Väter, worauf der Dämon antwortet:

He who bows not to him, has bow'd to me —
Thou art my worshipper; not worshipping
Him makes thee mine the same!

Kain hat jedoch schon früher seiner Frau versprochen, einige Erstlingsfrüchte zu einem Opfer zu sammeln. Adah tritt herein, erschrickt über den Anblick des unbekannten und finstern Geistes, und sucht ihren Gemahl zur Demuth, Geduld und Frömmigkeit zu ermahnen. Der Akt schließt mit Kains Abfahrt in Begleitung seines neuen Führers, um den Ort der abgeschiedenen Geister zu beschauen.

Im zweyten Akt sehen wir Beyde auf ihrer Fahrt durch den Raum des Abgrundes, zwischen unzählbaren Sonnen und Planeten, die er umschließt. Hades ist in Lord Byron's Beschreibung ein Ort, ganz verschieden von dem uns aus den Vorstellungen der Alten bekannten. Er nimmt an, daß vor der Welt, die wir jetzt bewohnen, viele andere Welten abwechselnd erschaffen und wieder zerstört worden sind, deren Bewohner er in Hinsicht ihrer geistigen und physischen Stärke in Verhältniß zu den gigantischen Ueberbleibseln jener Thiermassen beschreibt, die noch jetzt den Naturforscher in Erstaunen setzen. Aber er versetzt nicht bloß die präadamitischen Riesen in Hades, sondern auch die abgeschiedenen Geister der Mamuthe und anderer Ungethüme, ja sogar die Phantome der Welten selbst, die diese Geschöpfe bewohnten, mit ihren Bergen, Meeren und Wäldern, alles düster, traurig, und im Zustande ewiger Qual. Wir glauben, daß eine solche Beschreibung zu der Art des Erhabenen gehört, von der nur ein Schritt zum Lächerlichen ist. Dieses Schauspiel bringt jedoch auf Kain die Wirkung hervor, daß er noch unzufriedener mit jenem Schöpfer wird, der bloß erschafft, um wieder zu zerstören und unglücklich zu machen. Der Versucher führt Kain wieder zur Erde mit der Belehrung zurück, kein Wesen gut zu nennen, das den Menschen nur Qualen gibt, und Jehova nicht aus seinen Worten, sondern aus den Vortheilen jener Existenz zu beurtheilen, die er uns verliehen hat.

Der dritte Akt zeigt uns Kain in mißmuthigen Klagen versunken über das künftige Schicksal seines jüngsten Sohnes. Adah sucht ihn zu trösten und zu bewegen an dem Opfer Theil zu nehmen, das sein Bruder im Begriffe steht Gott darzubringen. Kain und Abels Opferung folgt hierauf. Abels Opfer wird von Jehova angenommen, Kains verschmähet. Kain geräth in Zorn, und sucht die Altäre zu zerstören; Abel hindert ihn daran, Kain aber ergreift einen halb ausgelöschten Feuerbrand, womit er ihn erschlägt. Diese Scene ist sehr ungeschickt und plump behandelt. Was nun folgt, ist kaum einer Erwähnung werth. Eva verflucht Kain. Die Engel Gottes verurtheilen Kain zur Umherirrung, und die liebevolle Adah begleitet ihn bey seinem Abgang in die Wüste.

Die strengen Regeln der Kritik auf eine Komposition, wie diese, anzuwenden, wäre verlorne Mühe. Doch kann es dem Leser kaum entgangen seyn, sowohl als ein Fehler der Dichtung, als eine Abweichung von

der heiligen Schrift, daß die Begebenheit, die der Katastrophe dieses Drama zum Grunde liegt, nur zufällig herbey geführt ist, und nicht aus dem Vorhergehenden entspringt. In Lord Byron's Drama hat Kain auch nicht den mindesten Zank mit seinem Bruder, noch zeigt er gegen ihn irgend eine Art von Eifersucht. Zwey Akte und die Hälfte des dritten schleppen sich hin, ohne daß wir dem Ziele mit einem Schritte näher rücken, und Abel fällt zuletzt durch einen zufälligen Schlag in einem Kampf, dessen Zweck nicht sein Verderben, sondern der Umsturz von Jehovas Altären ist. Denken wir uns einen Leser, der sich hinsetzt, dieses Drama zu lesen, ohne mit der Katastrophe desselben vorher bekannt zu seyn, er würde nicht weniger über den Ausgang des Stücks mit einem solchen unvorsichtigen Todschlage (chance-medley) erstaunen, als wenn Abel durch einen Schlagfluß gestorben, und Kain aus Herzleid todt neben ihn hingesunken wäre.

Die Hauptcharaktere in diesem Drama sind ohne alle poetische Eigenthümlichkeit dargestellt. Nur bey einer Gelegenheit spricht Eva mit etwas mehr Nachdruck, aber selbst da nicht mit jener Tiefe des mütterlichen Gefühls, das der Tod ihres geliebtesten Sohnes bey ihr nothwendig hätte erregen müssen. Adam moralisirt ohne alle Würde. Luzifer, obgleich sein erstes Erscheinen gut erfunden ist, spricht so sentenziös und sarkastisch, wie ein überspannter Metaphysiker. Adah ist noch die einzige erträgliche Person in dem ganzen Stücke. Die Beschreibungen schweben wie die Schattenbilder einer Phantasmagorie gekünstelt und verworren vor uns vorüber, und wir legen das Buch aus der Hand, ohne irgend eine Erinnerung an eine einzelne ausgezeichnete Stelle, und nur der Eindruck bleibt uns zurück, daß Luzifer viel gesprochen, und wenig gethan, und Kain unglücklich ohne hinreichende Ursache, und schwach ohne Grund ist.

Aber leider ist es nur zu gewiß, daß, wenn Lord Byron Moses nicht geradezu angriff, es bloß deßwegen geschah, weil sein Ehrgeiz weit höher strebt, als den Glauben eines einzelnen Volkes anzugreifen. Luzifers Schmähungen und Kains Murren sind gegen die Vorsehung selbst gerichtet, und bezwecken den Umsturz aller theologischen Systeme, jenes Systems ausgenommen (wenn wir ein solches theologisch nennen dürfen), das Gott als einen bösen Tyrannen schildert, und den Teufel zum Musterbild alles Edlen und Großen macht. Diese Vergötterung des Lasterhaften, diese unsinnige Anhänglichkeit an der schlechtern Seite des Manichäism waren wir schon lange gewohnt selbst in den bessern Dichtungen zu finden, die aus Lord Byron's Feder flossen.

Wenn wir also dieses Drama als durchaus verwerflich erklären müssen, so glauben wir auch kaum, daß es den Atheisten und Jakobinern Londons gelingen wird, durch die wohlfeile Ausgabe, die sie unter dem Volke zirkuliren lassen, ihre Absichten zu erreichen, da es durchaus nicht geeignet ist, irgend einen bleibenden Eindruck hervor zu bringen, oder zu einem bestimmten Resultate zu führen. Es steht nur noch zurück zu bemerken, daß Lord Byron in einer Note zu seinem Werke, und wie es scheint unaufgefordert, einen heftigen persönlichen Ausfall gegen Hrn. Southey gemacht hat, worüber wir aber kein Wort verlieren wollen, da eine solche Diatribe von einem Manne von Genie und von einem Edelmanne einen Grad von Reizbarkeit zeigt, gegen den jede Bemerkung vergebens, und jeder Vorwurf fruchtlos seyn würde. Nur dieses wollen wir sagen, daß ein Schriftsteller, der sich so empfindlich gegen jeden Angriff, und so argwöhnisch gegen jede Anspielung zeigt, besser thäte, für den Frieden seines Lebens, wenn nicht aus einem bessern Antriebe, sich solcher Dichtun-

gen zu enthalten, deren Zweck nur seyn kann, die ehrwürdigsten Lehren mit Füßen zu treten, und die achtungswerthen Grundsätze der größern Majorität der Nation zu erschüttern, die erfreut seyn würde, einen ungetrübten Genuß in seinen Werken zu finden, und einen patriotischen Stolz in seinem Ruhme.

Travels in South-Africa, undertaken at the Request of the London Missionary Society; being a Narrative of a Second Journey in the Interior of that Country. By the Rev. John Campbell. 2 vols. London, 1822.

Die Direktoren der Londner Missions-Gesellschaft scheinen nicht sehr glücklich in der Wahl des Mannes gewesen zu seyn, dem sie das Geschäft anvertrauten, für die Bekehrung der Wilden zu sorgen, und zugleich wissenschaftliche Untersuchungen über Gegenstände der Natur- und Völkerkunde anzustellen. Wir wissen, wie schwierig es ist, diese beyden Eigenschaften in einer Person vereinigt zu finden. Im Allgemeinen sind auch jene fromme Missionäre nicht durch frühere Studien zu solchen Untersuchungen gehörig vorbereitet, auch gehört eine gewisse Uebung dazu, Bemerkungen über so verschiedene Gegenstände nieder zu schreiben, oder solche Materialien einzusammeln, die zugleich interessant und wichtig sind. Eine frühere Reisebeschreibung des Hrn. Campbell bestätigte uns in dieser Ueberzeugung. Doch nahmen wir dieses sein neuestes Werk mit der gerechten Erwartung in die Hand, daß er die Zwischenzeit benutzt haben würde, sich gründlichere Kenntnisse über die verschiedenen Gegenstände der Naturkunde zu verschaffen, um seinem neuesten Reisebericht dadurch einen dauerhaftern Werth zu geben. Wir sind aber in dieser Erwartung getäuscht worden, und haben daher allen Grund zu vermuthen, daß er entweder bey seiner ersten Reisebeschreibung sich der Hülfe eines Andern bedient habe, oder daß die Direktoren es unterlassen hatten, ihm solche angemessene Vorschriften zu ertheilen, die ihm bey seinen Untersuchungen zur Richtschnur hätten dienen können. Er würde sonst nicht einen so mangelhaften Bericht zurückgebracht haben »aus jenem unermeßlichen Lande, wo noch vieles zu entdecken übrig ist.«

In seiner ersten Reise hat Hr. Campbell unsere Kenntnisse vom südlichen Afrika bedeutend erweitert, aber von seinem zweyten Reiseberichte können wir nicht viel Rühmliches sagen. Seine Bemerkungen sind sehr sparsam und sehr nachläßig zusammengetragen. Einen großen Theil des Werkes füllen »die Lebensbeschreibungen einiger Wilden,« deren Namen wahrscheinlich hier zum ersten Mal genannt werden, und deren Thaten darin bestanden, Schlachtvieh zu stehlen, und die Eigenthümer, die sich zur Wehre setzten, zu tödten. Ein anderer Theil des Werks enthält die wenig interessanten Gespräche, die er mit den verschiedenen wilden Stämmen führte, die er besuchte, und die uns mehr eine Idee von der Einfalt seines Herzens, als von der Tiefe seiner Kenntnisse geben. Jedoch befindet sich unter diesem bunten Gemisch doch allerley, das der Aufzeichnung werth ist, und das alte Sprichwort bewährt: *Africa* semper aliquid novi offert.

Wir wollen Hrn. Campbell in die Briquatown begleiten, die nördlich des Oranjen-Flusses liegt, und wo seit einigen Jahren eine Missions-Anstalt etablirt ist. Hr. Helm, der Vorsteher dieser Anstalt, hat das Erziehungs-System von Madras hier eingeführt, und es gelang ihm bey hundert Schüler von beyderley Geschlecht zusammen zu brin-

gen. Die Stadt hat an Größe zugenommen, und die Häuser befanden sich in einem verbesserten Zustande. Ein großer Theil des weiblichen Geschlechts hat die europäische Kleidung angenommen. Die Schüler wurden aus dem Katechismus examinirt, »und ich habe nie,« sagt Hr. Campbell, »Kinder mit mehr Fertigkeit, nicht bloß die Antworten hersagen hören, sondern auch die Beweise aus der heiligen Schrift.«

Ungefähr hundert Meilen nordwärts von Briqua liegt Neu-Leckaku, nahe an dem Ursprunge des Kurmanna, der bloß ein Arm des Oranjen-Flusses ist, und funfzig Meilen jenseits desselben befindet sich die Stadt Alt-Lectaku. Jede dieser Städte zählt ungefähr 4000 Einwohner, die Hr. Campbell bald Buschwanas und bald Matschapies nennt. Ihr König (denn jedes kleine Oberhaupt ist ein König in unseres Autors Sprache) heißt Mateebe. Hier befindet sich auch eine Missions-Anstalt, wie es scheint, in einem blühenden Zustande. Ein geräumiges Bethaus ist daselbst errichtet, das bey vierhundert Individuen fassen kann, und eine lange Reihe Missions-Häuser, von welchem jedes einen schönen Garten hat. Es scheint jedoch nicht, daß der Unterricht bey den Eingebornen große Fortschritte gemacht hat; denn als Hr. Campbell dem König sein Bedauern zu erkennen gab, so wenig Kinder in den Schulen zu finden, antwortete der König ganz unbefangen: »daß sie auf das Schlachtvieh Acht haben müßten.« Mehrere der Eingebornen besuchen nur gelegentlich aus bloßer Neugierde die Betversammlungen der Missionäre, und zeigen überhaupt keine große Neigung zum Unterricht. Sie scheinen ein friedfertiges und aufgeräumtes Völklein zu seyn. Die Männer bringen die Zeit in Müßiggang zu, faulenzen oder schlafen auf den öffentlichen Marktplätzen oder in den Umzäunungen, während die Frauen mit der Ernte beschäftigt sind, oder andere häusliche Geschäfte verrichten. Das Geschäft der Männer besteht bloß darin, das Vieh zu hüten, das von den Buschmännern oft fortgetrieben wird. Bey solchen Gelegenheiten wird die ganze männliche Bevölkerung dann aufgefordert, den Räubern nachzusetzen, die, wenn sie eingeholt werden, ohne Barmherzigkeit mit dem Leben ihren Frevel büßen müssen. Bey der Rückkunft von diesen Expeditionen kommen Weiber und Kinder den Siegenden entgegen, und gehen ihnen voran mit Gesang und Tanz, bis sie einen öffentlichen Marktplatz erreichen, wo alsdann die Anführer eine Versammlung halten, und den Umstehenden alle Umstände des Streites und dessen Erfolg mittheilen.

Einige Eigenthümlichkeiten dieses Volks verdienen hier erwähnt zu werden. Sobald ein Buschwaner von einer Reise zurückkehrt, reinigt er seinen Körper vom Kopf bis zu den Füßen, läßt sich das Haupthaar scheren und den Bart abnehmen, damit ihm kein Fremder mit Zauberey oder Hexenkünsten etwas anhaben kann. An einem bewölkten Morgen, wenn das Getreide noch auf dem Felde stehet, darf niemand sich aufs Feld wagen, um nicht den Regen zu verscheuchen, auch darf der Milchbaum nicht abgehauen werden, da dieses Dürre verursachen würde. So sehr auch die Eingebornen das Salz lieben, so holen sie es doch nicht aus dem Teich, sondern kaufen es von Andern; und obgleich sie gern Erdäpfel genießen, sind sie doch nicht dahin zu bringen, selbe anzubauen, weil diese Frucht ihnen nicht von ihren Vorfahren bekannt war, auf deren Sitten und Gebräuche sie mit einer Art von Aberglauben streng halten. Die Weiber speisen zu Hause mit ihren Männern, aber bey öffentlichen Gastmälern dürfen Frauen nicht erscheinen. Wenn ein Weib ihrem Manne ein Abendmahl bereitet, das nicht nach seinem Geschmacke ist, so gehet

er vor die Hausthür, und macht mit lauter Stimme ihre Nachläßigkeit vor der ganzen Nachbarschaft bekannt. Wenn aber der Mann seine Frau eigenmächtig deßwegen züchtigt, so begibt sie sich an die nämliche Stelle, und klagt ihre Noth vor denjenigen ihrer Nachbarn, die ihre Klagen anhören wollen. Dieses sind unschuldige Gebräuche, aber es gibt deren von einem ganz entgegengesetzten Charakter. Wenn eine Frau z. B. Zwillinge gebärt, so wird eines davon getödtet. Das Alter, das andere Nationen in Achtung und Ehre halten, wird bey ihnen gänzlich gering geschätzt. Ein altes Weib, erzählt Hr. Campbell, gab neulich zu Lectaku ihren Geist auf, aus Mangel an Nahrung, wonach ihr Leichnam, wie ein todter Hund, außer der Stadt geschleift wurde, um von den Wölfen aufgefressen zu werden; ja ihre Unmenschlichkeit geht so weit, daß ein Greis in der Stadt, der aller Hülfe beraubt war, wirklich von den Hunden zerrissen wurde. Die Beschneidung ist unter ihnen allgemein üblich. Die Vorbereitung dazu besteht darin, die Knaben streng zu geißeln, und von dem Genuß gewisser Speisen abzuhalten. König Mateebe's ältester Sohn schrie laut während dieser Operation, und dieser Umstand erregte den bedenklichen Zweifel unter den Kapitanen, ob nicht ein so unmännliches Betragen ihn unfähig mache, die Zügel der Regierung zu ergreifen.

Der König von Maschow, eine Gegend ungefähr hundert und funfzig Meilen nordostwärts, war zum Besuch bey Mateebe, als Hr. Campbell in Lectaku eintraf. Aufgemuntert von diesem Regenten, und in Begleitung des Missionärs, Hrn. Read, traten sie die Reise nach seinem Gebiete an. Auf ihrem Wege kamen sie durch Alt-Lectaku, und fanden Mahunu Pelu, den König, auf dem Markte sitzen, von seinen Kapitanen umgeben, sehr emsig an einer ledernen Kappe nähen. Nachdem sie ihren Durst mit etwas saurer Milch, womit man sie bewirthete, gestillt hatten, setzten sie ihre Reise fort. Der erste Ort, den sie nach sechstägiger Reise erreichten, war Meribohwey, die Hauptstadt von Tammahas. Rhinozeros, Löwen, Kamelopardea und andere wilde Thiere, die im südlichen Afrika heimisch sind, durchkreuzten ihren Weg, und beunruhigten sie in ihren Nachtlagern. Sie erlegten mehrere dieser Thiere, und waren glücklich genug, nur einen Ochsen zu verlieren, der von einem Löwen fortgeschleppt wurde.

Die Bevölkerung von Meribohwey beläuft sich nur auf sechs bis siebenhundert Individuen, von welchen der größte Theil die Missionäre und alles, was ihnen angehörte, mit der größten Verwunderung betrachteten. Sie ließen sich, mittelst eines Dolmetsches, in Gespräch mit ihnen ein, und reiseten dann weiter nach Maschow, wo die Einwohner ihnen schaarenweise entgegen kamen. Bey ihrem Eintritte in die Stadt wurden sie, wie gewöhnlich, nach dem großen öffentlichen Marktplatze geführt, wo der König Kossie und sein Gefolge versammelt waren und sie empfingen.

Hr. Campbell spricht von neun und zwanzig Ortschaften, die er von Maschow aus sehen konnte, und deren Bevölkerung er auf zehn bis zwölftausend Individuen angibt. Die Einwohner unterscheiden sich nicht von den Buschwanas; aber ihre Häuser sind besser gebaut und bequemer eingerichtet. Die Weiber waren etwas geputzter in ihrem Anzuge, und trugen eine große Menge Perlen um Hals und Arme. Hr. Campbell sagt, daß die Einwohner sich die Kinderblattern einimpfen, ein Gebrauch, den sie, wie sie sagten, von den Weißen erlernt hätten, wahrscheinlich von den Portugiesen.

So wie sie weiter auf ihrer Reise vordrangen, wurde die Gegend immer schöner. Bisher nahmen alle Ströme, die sie passirten, ihren Lauf nach Westen, aber nach zwey Tagereisen jenseits von Maschow änderte sich ihr Lauf gegen Osten. Die Gegend rund herum war so mit Bäumen besetzt, daß sie den Anblick eines unermeßlich großen Waldes darbot. Wilde Thiere sahen sie in Menge. Ein Rhinozeros wurde nahe am Wagen erlegt. Ich erstaunte, sagt Hr. Campbell, über dessen Größe; es war eilf Fuß lang, und sechs Fuß hoch. Der Volkshaufe zerlegte dieses Thier, und in weniger als einer Stunde war alles von diesem Ungeheuer fortgeschafft, und nur ein Pfuhl von Blut noch zurück. Gegen Abend, als die Reisegesellschaft Halt machte, sah man nicht weniger als funfzehn Feuer angezündet, und gegen neunzig Individuen damit beschäftigt, das Rhinozerosfleisch zu braten und zu rösten, worauf es mit gefräßiger Gier verschlungen wurde.

Von einem Flusse, der seinen Lauf nach Westen nimmt, wurde gesagt, es sey der Molopo, von dessen äußersten Ende uns einige Nachrichten von dem unglücklichen Cowan und seinem Gefährten zugekommen sind. Nahe an derselben Stelle laufen mehrere Flüsse nach Osten zu. Aus diesem Umstande ist es klar, daß Hr. Campbell sich nun auf der höchsten Anhöhe des Theils von Afrika befand, die eine Fortsetzung des Tarka-Gebirges ist, und jener unermeßlichen Bergkette hinter Mozambique, die mit ewigem Schnee bedeckt seyn soll, und auf unsern Karten als die Lupate-Gebirge bezeichnet ist, die sich wahrscheinlich bis ans rothe Meer erstrecken. Die Portugiesen sollen die einzigen seyn, die angeblich diese Berge gesehen haben, aber ihre Beschreibung derselben ist sehr ungenügend und unbestimmt. Hr. Campbell fand viel Vergnügen bey dem Anblicke dieser Gegend, die immer mehr an Vollkommenheit zunahm, je mehr er gegen Norden vordrang. Am achten Tage nach der Abreise von Maschow setzten die Reisenden über einen langen Fluß, Lukoomhai genannt, und kamen in ein schönes Thal, wo sie große Kornfelder erblickten, und von wo aus eine Ansicht der Stadt Kurreechane sich ihnen darbot, die auf dem größten Hügel in diesem Theile von Afrika liegt. In einem Augenblicke kamen Männer, Weiber und Kinder von allen Seiten herbey geströmt, um die Fremden, ihre Pferde und was sonst ihre Neugierde erregte, zu begaffen. Alles ringsum ertönte von wildem Lärm und Freudengeschrey. Die Fremden wurden wie gewöhnlich zu einer großen Einzäunung in einer Stadt geführt, die mit einer Mauer umgeben war. Der König war noch minderjährig, aber es war da ein Regent, der keine Zeit verlor, die Fremden zu empfangen. Hr. Campbell wollte ihm die Ursache seines Besuchs mittheilen, aber der Regent unterbrach ihn mit der Bemerkung, daß dieses nur bey einer öffentlichen Versammlung geschehen könnte.

Indessen wurde ihnen Milch, gesottenes Kafferkorn und Zuckerröhre dargeboten, wonach sie die Hügel bestiegen, und nicht gering war ihr Erstaunen, eine unermeßliche Ebene zu erblicken, von Hügeln begränzt, worauf große Städte erbaut waren. Sie gingen alsdann in Kurreechane umher, und bemerkten mit Vergnügen, daß jedes Haus mit einem steinernen Wall umgeben, und gelb angestrichen war. In einigen Häusern sahen sie Figuren und Säulen von Thon, mit verschiedenen Farben verziert. In den Häusern war alles sehr reinlich. Nachdem man den Reisenden sechs Tage auszurasten zugestanden hatte, wurde die große Versammlung gehalten, die mit Gesang und Tanz eröffnet wurde. Die Männer waren ganz verschieden gekleidet, aber alle hatten den ganzen Körper

mit Thonerde angestrichen, und trugen eine Art weißer Turbane, von Eberhäuten verfertigt. Viele waren in Tiegerfelle gehüllt. Im Ganzen hatte dieses Schauspiel ein wildes und zuweilen schreckliches Ansehen.

Aus vielen Gebräuchen, die Hr. Campbell bey diesem Volke bemerkte, besonders der Beschneidung, und der Gewohnheit, daß die Könige vor den Thoren sitzen und Gericht halten, glaubt er, daß es arabischen oder jüdischen Ursprungs seyn müsse. Darüber waltet wohl kein Zweifel ob; die ganze Nation der Kaffern, von welcher dieses Volk einen Theil ausmacht, stammt von einer Vermischung Araber und eingeborner Afrikaner her.

Da in der oben genannten Versammlung beschlossen worden war, daß man gerne Missionäre aufnehmen würde, so kehrte Hr. Campbell, da er keine weitern Zwecke zu verfolgen hatte, nach Maschow zurück. Während seiner Anwesenheit wurden mehrere Rhinozeros, die in die Stadt kamen, getödtet. Der Kopf eines dieser Thiere wurde Hrn. Campbell überbracht, und befindet sich nun in dem Museum der Missions=Gesellschaft zu Old Jewry. Von Maschow reiste Hr. Campbell nach der Missionsanstalt in Briqua zurück, wo wir ihn zuerst angetroffen, und nun Abschied von ihm nehmen wollen.

Ankündigungen.

Folgendes französische Werk wird in Paris erscheinen:

Tableaux historiques de l'Asie, depuis la monarchie de Cyrus jusqu'à nos jours; par J. Klaproth. Un vol. in-4° avec un Atlas in-fol. de XXV cartes.

Asien, die Wiege des Menschengeschlechts, bevölkerte Europa, gab diesem seine Lehren, seine Erzeugnisse; und ob gleich jenes von letzterem getrennt ist, so erhielt sich doch die Verbindung mit jenem Welttheile durch den Handel und den Krieg; unumgänglich nothwendig ist also für Europa die Geschichte Asiens, welche bisher noch immer nicht genug aufgefaßt zu seyn scheint. Die Großthaten der Asiaten sind das Werk einzelner Individuen, weniger der Völkerschaften selbst; denn diese schönen Länder sind nicht durch weise Institutionen, sondern durch unumschränkte Willkür der Macht regiert worden. Der einförmige Anblick des Despotismus, die ununterbrochenen Scenen einer und der nämlichen militärischen Revolution, verscheuchten die Europäer, welche die Vortheile einer geordneten und dauerhaften Regierung genießen. Die Eroberungen und neuesten Entdeckungen, welche man in Asien gemacht hat, haben das Interesse für diesen Welttheil ungemein gesteigert, Gelehrte Vereine sind in Paris und London errichtet worden, um diesen Zweig der Geschichte zu benützen; das Publikum, welches heut zu Tage allem dem sehr schnell seine ganze Aufmerksamkeit schenkt, was ihm Belehrung und Bereicherung seiner Kenntnisse verspricht, hat den Orient beynahe zu einem Hauptgegenstande seiner Untersuchungen gemacht.

Herr Klaproth glaubt den Wissenschaften und der Geschichte insbesondere keinen unwichtigen Dienst zu leisten, indem er diese *tableaux historiques de l'Asie* herausgibt, welche in fünf und zwanzig Karten

dem Leser alle die verschiedenen im Orient bewirkten Veränderungen vor die Augen stellen, die von der Gründung des persischen Reiches durch Cyrus bis auf unsere Zeiten Statt hatten. Diesen Atlas begleitet ein Band in 4°, bestimmt, eine nicht umständliche Geschichte Asiens, sondern eine allgemeine, aber motivirte Ansicht dieser Revolutionen mitzutheilen. Das Ziel des Verfassers ist nicht, die Chronik eines jeden Reiches insbesondere zu geben, sondern die Ursachen der Größe und des Verfalls der asiatischen Reiche aufzudecken, welche in diesem weit ausgedehnten und reichen Welttheil so schnell auf einander folgten. Die Einleitung wird einen schnellen Ueberblick der Vorfälle geben, die in Asien vor der Gründung des persischen Reiches durch Cyrus Statt hatten. Um einen Begriff von dem ganzen Werke zu geben, wollen wir hier mit der Liste auch den Gegenstand der historischen Karten anführen.

1.	Epoche	des Cyrus	530	vor	J. C.
2.	—	des Darius Hystaspis . . .	500	—	—
3.	—	Alexanders des Großen . .	322	—	—
4.	—	der Theilung des alexandrinischen Reichs	310	—	—
5.	—	der Dynastie des Thsin in China .	210	—	—
6.	—	des August	40	—	—
7.	—	des Trajan und der orient. Han's in China	100	nach	—
8.	—	der Theilung China's in drey Reiche .	223	—	—
9.	—	der Sassaniden in Persien . .	302	—	—
10.	—	des Reichs der Hunnen . . .	425	—	—
11.	—	des großen Reichs der Thu-khiue, oder der Türken	565	—	—
12.	—	des Mohammed	630	—	—
13.	—	der ersten Khalifen und der Thang's .	660	—	—
14.	—	der ommiadischen Khalifen . . .	745	—	—
15.	—	der abassidischen Khalifen . . .	860	—	—
16.	—	der Sassaniden und der Khitan's . .	960	—	—
17.	—	der Ghazneviden	1000	—	—
18.	—	der Seldschuken und der Altun-khan's .	1125	—	—
19.	—	des Tschinghiz-khans . . .	1126	—	—
20.	—	des Kublai-khans	1290	—	—
21.	—	der Gründung der Ming's in China .	1368	—	—
22.	—	des Timur	1405	—	—
23.	—	Mohammeds des II.	1480	—	—
24.	—	Peters des Großen und des Khang-hy	1725	—	—
25.	—	der englischen Macht in Indien .	1822	—	—

Diese *tableaux historiques de l'Asie* werden in sechs *Livraisons* in Paris erscheinen. Der Preis der Subscription von jeder Livraison, aus vier Karten mit Text bestehend, ist zwölf Franken.

Man wird nur eine kleine Anzahl von Exemplaren auf Velinpapier abdrucken lassen; der Preis von solchen Exemplaren ist doppelt.

Man subscribirt voraus; die Subscribenten haben, beym Empfange der ersten Livraison, die sechste und letzte Livraison zu bezahlen.

Die Subscription wird mit der Herausgabe der dritten Lieferung geschlossen. Für Nicht-Subscribenten wird der Preis jeder Lieferung dann auf funfzehn Franken festgesetzt.

(Zur Aufnahme eingesendet.)

Seitdem Brenner's theologische Zeitschrift (Bamberg) und Freindaller's Quartalschrift (Salzburg) endigten, seitdem Graser's Archiv für Volks- und Jugenderziehung durch Kirche und Staat (Salzburg und Landshut) und dessen Schul-Merkur (Bamberg) wie auch Parizek's Schulfreund (Prag) aufhörten, haben die Katholiken an theologischen und pädagogischen Journalen keinen Ueberfluß; an letzteren haben sie vielmehr sogar Mangel. Je größer der Werth besagter Journale war und bleibt, desto schwerer ist die Aufgabe, sie zu ersetzen. Dem so großen und dringenden Bedürfnisse einer neuen Zeitschrift, als einer Fortsetzung besagter Journale, nach erweitertem Plane, nach Kräften möglichst abzuhelfen, sind theologische Gelehrte und Seelsorger, theoretische und praktische Pädagogen vereint. Die Redaktion und Korrespondenz übernahm ich, weil zu diesen Geschäften am ersten ich übrige Zeit habe.

Plan.

Theologische und pädagogische Zeitschrift, herausgegeben von Gottesgelehrten und Seelsorgern, theoretischen und praktischen Pädagogen; in zwanglosen Heften.

A. Aufsätze, welche betreffen

I. Theologie, und zwar a) theoretische in weiterer Bedeutung: 1) Isagogik, 2) Kritik, 3) Hermeneutik, 4) Exegese, 5) Dogmatik, mit praktischen Ansichten einzelner Glaubenslehren, 6) Symbolik, 7) Apologetik (nicht Polemik) wider unfreundliche Begegnungen neuer Antipoden der katholischen Religion und Kirche, 8) Kirchengeschichte (besonders neuere Vorfälle). — b) Praktische Theologie: 1) theologische Moral, 2) Pastoral, 3) Kasuistik, 4) Homiletik, 5) Katechetik, 6) Liturgik, 7) selbst Ascetik (über Andachten, Gebetbücher), 8) Kirchenrecht.

II. Pädagogik und Didaktik, Methodik beyder. a) Erziehung, aa) überhaupt, bb) insbesondere: α) häusliche, älterliche oder Familienerziehung, β) die, jene surrogirende, Erziehung in Anstalten: 1) in familienartigen, 2) in andern Erziehungs-Instituten. — b) Unterricht, α) überhaupt, β) insbesondere Schulunterricht: 1) in Werktags-, 2) in Feyertags- und 3) in Arbeitsschulen.

B. Recensionen, 1) theologischer, 2) pädagogischer Bücher.

C. Miszellen: interessante Notizen, a) für Geistliche, b) für Schulmänner.

Der weitläufiger ausgearbeitete Plan (welcher im ersten Hefte erscheint) bezeichnet die Tendenz der Zeitschrift näher.

So freudig auch schon treffliche Mitarbeiter ihr Scherflein spendeten und Andere spenden werden; so nothwendig ist es doch, größerer Mannigfaltigkeit und längerer Dauer wegen, daß auch noch andere Beförderer des Guten (deren Name schon beym Entstehen und während dem Fortbestehen der Zeitschrift ein günstiges Vorurtheil für das kräftige Gedeihen derselben begründet) eingeladen werden, die gute Sache auch durch diese Zeitschrift zu befördern. Darum bitte ich höflichst solche vorzügliche Männer, fertige oder fertig werdende Elaborate (Aufsätze, Rezensionen, Miszellen) mir für diese Zeitschrift gütigst mitzutheilen; doch nicht nur solche Schriftsteller, deren Namen Meusel's gelehrtes Deutschland oder auch Felder's und Waitzenegger's Gelehrten- und Schriftsteller-Lexikon der deutschen kathol. Geistlichkeit (drey Bände, Landshut 1817—22)

bereits nennet, sondern auch andere wackere Gottesgelehrte, Seelsorger und Pädagogen, welche ebenfalls schriftstellerisch die gute Sache befördern können und wollen. (Möchten doch auch solche brave Beförderer der guten Sache auf diese Zeitschrift aufmerksam gemacht werden!) Die Mitarbeiter werden als Beförderer der guten Sache mit Vor- und Zunamen, Charakter und Wohnort von Zeit zu Zeit vorgedruckt. Wer ein billiges Honorar verlangt, erhält es. Zur Uebersendung der Beyträge kann man sich baldiger Buchhandels-Gelegenheiten, außer dem des Postwagens, bedienen.

Mitarbeiter außer den österreichischen Staaten, welche nicht frankiren wollen, belieben ihre Beyträge unter Couvert: von Herrn Sebastian Mutzl, Schullehrer im baierischen Gränzmarkte Teisendorf, aufzugeben, weil sie sonst bis an die Gränze frankiren müßten.

Subscribiren kann man in den Buchhandlungen, welche das Verzeichniß der Subscribenten an mich einschicken mögen, damit auch diese als Mitbeförderer der guten Sache von Zeit zu Zeit vorgedruckt werden.

Das Heft von acht Bogen kostet 20 Kreuzer Metall-Münze Wiener Währung, oder 24 Kreuzer Rheinisch. Vier Hefte machen einen Band aus, nach welchem man zurücktreten kann. Subscribenten-Sammler können bey neun Exemplaren für ihre Bemühung den Betrag des neunten Exemplars zurückbehalten.

Prof. Kasp. Joh. Nep. Stephan,
Kustos der k. k. Lyceums-Bibliothek zu Salzburg.

Orographisch-hydrographische Karte des Herzogthums Steyermark, von Karl Schmutz. Auf Kosten des Verfassers. Gratz, 1823.

Nichts in der Natur ist ohne Ordnung und Gesetz. Wo beydes zu mangeln scheint, ist es nur Schuld beschränkter Sinne, oder eines trägen Geistes, der sich, belastet von den Uebeln des gemeinen Lebens, nie auf die Höhen einer ausgedehntern Beschauung erheben wird. Dieses gilt von den Begriffen, die wir über den Bau der Erde noch vor ein paar Decennien hatten, und zum Theil noch haben. Wie jung sind die vortrefflichen Karten, welche uns gegenwärtig einige Länder unserer Erde so darstellen, wo sie wirklich in der Natur mit Erd- und Felsenwällen durchzogen, mit Wasseradern durchschlängelt sind? und doch, wie nothwendig und lehrreich sind gute topographische Karten für die gebildete Welt, welchen Nutzen schaffen sie dem Diplomaten, Soldaten, Geognosten rc.?

Die Militär-Mappirungen haben uns in wenigen Jahren hierin um vieles weiter gebracht. Die Generalstabs-Karten von Oesterreich und Salzburg, von Baiern, Würtemberg lassen wenig mehr zu wünschen übrig, da sie wahre Bilder der Physiognomik unserer Erde sind.

Das Herzogthum Steyermark entbehrt noch immer diese Wohlthat, und wird sie so lange entbehren, bis nach vollendeter Catastral-Landesvermessung, welche bereits bey siebenzig Quadrat-Meilen des Landes vermessen, der Generalstab in diese neue Vermessung das Terrain eingetragen haben wird. Ich glaube, daß dieses kaum vor funfzehn Jahre wird möglich seyn können. Dann aber wird die Provinz eine Karte erhalten, die an Schönheit und Genauigkeit in astronomischer und topographischer

Hinsicht selbst die Salzburger und Oesterreichischen so berühmten Karten noch übertreffen wird.

Indessen mag dieses Kärtchen (die Unternehmung eines Privatmanns) das bisher mangelnde Bild eines orographischen und hydrographischen Ganzen, welches die Vischerische, Kindermannsche, Reillische, Weimarische und selbst die de Castroische Karte gar nicht, oder wie die letzte, noch nicht so vollkommen berücksichtigte, so darstellen, daß man den Zusammenhang der Gebirge mit einem Blicke klar und deutlich überschauen könne.

Ich habe kein astronomisches Netz über die Karte gezogen, weil die bisherige Liesganiggische Projection abweichend befunden wurde, und die neuere durch den k. k. österreichischen Generalstab unternommene Dreyeck-Netzvermessung nicht ins Publikum gekommen ist. Diejenigen Punkte, die mir bekannt wurden, erlaubten mir wohl einige Abänderung in der Stellung des Ganzen; allein für die spezielle Anwendung waren sie nicht hinreichend genug. Ich mußte mich begnügen, meinen obgenannten Hauptzweck, so weit es meine Kräfte erlaubten, auszuführen.

Den vorzüglichen Nutzen dieser Karte werden diejenigen fühlen, welche Orientirung im Zuge und Zusammenhange der Gebirge beabsichtigen, und Geognosten, welche die ihnen nach ihren Mineralbestandtheilen bekannten Gebirgszüge oder Füße mit einer Farbe überziehen, und zwar mit einer solchen nach dem Vorschlage Goethes, die nach den Bestimmungen der neuesten Geognosten den Bestandtheil ausdrückt, wodurch dann ein nützliches geognostisches Bild entstehen kann.

Ich habe an die Stelle der Namen, welche mir mein orographisches und hydrographisches Bild, auch wenn sie noch so klein gestochen worden wären, entstellt haben würden, Buchstaben und Ziffern gesetzt; die ersteren bezeichnen meine in dem historisch-topographischen Lexikon von Steyermark ausführlich behandelten Gebirgszüge, die letzteren alle Städte, Märkte und vorzüglicheren Straßenzüge des Landes.

Gebirgszüge:

a) der norische Nebenast,
b) der karnische Nebenast,
c) der steyerische Gebirgszweig,
d) der salzburgische Gebirgszweig,
e) der österreichische Gebirgszweig,
f) Gebirgszweig zwischen der Pinka und Feistritz,
g) Gebirgszweig zwischen der Feistritz und Raab,
h) Gebirgszweig aus dem karnischen Nebenaste,
i) Ausseer Sprosse,
k) Grossinger Sprosse.

(Aus dem Journal des Débats.)

Von F. W.

Vues, Plans, Coupes et détails de la Cathédrale de Cologne, accompagnés de Recherches sur l'architecture des anciennes cathédrales et de tableaux comparatifs des principaux monumens; par S. Boisserée; 1ère Livraison. A Stuttgard chez Cotta et à Paris chez Firmin-Didot. *)

Die Baukunst, welche unter allen schönen Künsten am unmittelbarsten in die Bedürfnisse und Gebräuche des bürgerlichen Lebens eingreift, verspürt auch am unmittelbarsten den Einfluß derselben; und die Definition, welche man von der Literatur aufgestellt hat: »daß sie der Ausdruck der Gesellschaft (d. h. des Staates) sey,« kann mit noch höherer Wahrheit auf sie angewendet werden.

In der That, man untersuche die Bauwerke der verschiedenen Völker des Alterthums oder der neuern Zeiten, so wird man stets und überall finden, daß sie bey dem Uebergange von dem einen zu dem andern Volke sichtlich anders geartet ist, und in gewisser Hinsicht ihren Charakter nach dem dieser Völker gestaltet hat. Geheimnißreich und düster bey den Aegyptern, zierlich und edel bey den Griechen, großartig und gewaltig bey den Römern, erhielt die Baukunst endlich unter der Hand der germanischen Völkerschaften ganz neue Dimensionen, Formen und Verhältnisse, gleich diesen Völkerschaften selbst, und jedesmal, wo sie von einem neuen Volke pflegend aufgenommen wurde, könnte man sagen, daß sie eine Kunst neuer Art geworden ist.

Es bedarf nicht erst ausdrücklich angemerkt zu werden, daß hier vorzüglich von den dem Gottesdienste geweihten Denkmalen dieser Kunst die Rede sey; man weiß, daß uns von der ägyptischen, griechischen und römischen Baukunst fast nichts als Tempelwerke übrig geblieben sind; eben so weiß man, daß sich der Geist der neuern Völker eben in den Kirchenbauen am glänzendsten, großartigsten und gediegensten ausgeprägt hat, — wie wenn die Idee eines höchsten Wesens, diese alle anderen beherrschende Idee, die sich überall findet, und alle Institutionen überdauert, auch den ihr geweihten Werken der Menschenhand etwas von ihrer ewigen Dauer mittheilte.

Aus dem eben Gesagten erhellt, daß die Baukunst auch vor allen schönen Künsten diejenige ist, deren Studium am innigsten und wesentlichsten mit dem tieferen Verständnisse der Sitten und Völker-Institutionen verknüpft ist.

Die Malerey und Bildnerey eröffnen uns unbezweifelt eine tiefere Kenntniß und Einsicht in die Menschennatur und Menschengestalt im Allgemeinen; allein die Baukunst läßt uns tiefere Blicke in den Zustand der Gesellschaft thun, und da die unter der Herrschaft gewisser Ideen hervorgegangenen Werke dieser Kunst noch bestehen, wenn jene Herrschaft längst vorüber ist: so enthüllen, erläutern, vergegenwärtigen sie dieselben stets und überall, und dergestalt werden die Baudenkmale eines Volkes, eine

*) Dieses herrliche Werk, wovon bekanntlich zugleich in deutscher und in französischer Sprache eine Herausgabe unternommen worden, wird in fünf Lieferungen erscheinen. Die erste Lieferung lag dem Verfasser der Anzeige vor: sie hat, wie man vernimmt, von der französischen Regierung bereits eine bedeutende Beförderung erhalten.

Art von Ergänzung seiner Geschichte und Erläuterung seiner Gesetzgebung. Das gesellschaftliche und religiöse System des alten Aegyptens findet sich fast gänzlich in dessen übrig gebliebenen Baudenkmalen wieder, und die Jollois, Devillers, Huyot, Gau, (u. A.) brauchten beynahe nur die Tempeltrümmer dieses Wunderlandes zu messen und abzuzeichnen, um uns eine ganze untergegangene Civilisation verständlich zu machen und zu vergegenwärtigen, und die Aufgabe unserer Alterthumsforscher fand sich in der Arbeit unserer Zeichenkünstler beynahe zur Hälfte gelöset.

Wer vermag ferner anzugeben, wie viel wahre und richtige Einsichten in die Sitten und Institutionen der Griechen uns nicht der Griffel der Leroy, der Stuart, Wilkins (u. A.) gewährt hat, und zwar durch nichts anderes, als daß sie uns die Plane und Gesammtanordnung einiger Baudenkmale des klassischen Alterthums vor Augen gestellt haben?

Wo wäre der, welchem das treffliche Werk von Mazois: Das Haus des Scaurus, nicht mehr als eine Menge Abhandlungen und weitschichtige Auszüge, neue und zuverläßige Aufschlüsse über den Stand der Gesellschaft bey den Römern gewährt hätte?

Man muß demnach gestehen, daß das Studium der Architektur eine ernsthaftere und wichtigere Seite hat, als gemeiniglich geglaubt wird: muß erkennen, daß ihre Denkmale nicht bloß Gegenstände der Anschauung für den Haufen, oder der Nachahmung für den Künstler seyn, sondern, daß in derselben auch noch eine reiche Fundgrube äußerst tiefer und bedeutender Belehrungen für den Denker zu Tage liegen, welcher mit Hülfe dieser Denkmale in den Genius der Völker, welche sie hervorgebracht, einzudringen strebt; mit einem Worte, daß diese Hallen und diese Gewölbe, in denen das gemeine Auge nichts als mit mehr oder weniger Kunst, Regelmäßigkeit und Geschmack geordnete Steinmassen sieht, sprechen und belehren.

Diese eben angestellten Betrachtungen sind durch das Werk, dessen erste Lieferung wir hier anzeigen, in uns angeregt worden.

Es ist dieß in der That ein lebensreiches Gemälde der Baukunst des Mittelalters, das nach einem ihrer schönsten, oder der Meinung des Verfassers zufolge, sogar ihrem allervollkommensten Werke, der Kathedrale von Kölln, entworfen worden; ein erschöpfendes Gemälde in allem dem, was die Geschichte dieser Baukunst, ihren Ursprung, ihre Fortschritte betrifft, und überdieß in dem oben von uns angegebenen sinnigen Geiste gedacht und abgefaßt, nämlich mit dem Bestreben, um mittelst jener staunenerregenden Bauschöpfungen unserer Altvordern, den eigenthümlichen und hehren Charakter ihres begeisterten Glaubens, ihrer Institutionen und Sitten gründlicher würdigen zu lehren. Ein so wichtiges Werk fehlte noch, nicht bloß der Kunstgeschichte, sondern auch der philosophischen Geschichte; der Verfasser hat sich dazu durch Reisen beynahe durch ganz Europa, durch Forschungen und Arbeiten aller Art vorbereitet, denen der berühmte Göthe bereits vor zwölf Jahren in den »Denkwürdigkeiten aus seinem Leben,« Anerkennung zollte. Die Ausführung ist ebenfalls der unverdrossenen Ausdauer und des hohen Stand- und Gesichtspunktes, von welchem aus das Werk bearbeitet worden, vollkommen würdig.

Kupfertafeln vom größten Format, die von den geschicktesten Künstlern Deutschlands und Frankreichs gezeichnet und gestochen worden sind, bilden in kolossalen, dem Kunstdenkmale, dem es geweiht ist, entsprechenden Dimensionen, ein Prachtwerk, das sogar jenes berühmte

(unter Napoleon begonnene) Prachtwerk: »Beschreibung von Aegypten,« welches schon gleichsam das Aeußerste des Großen und Riesenhaften in dieser Art von Unternehmungen erreicht zu haben schien, überbietet, so daß dieses Werk auch von Seiten seines Aeußern und durch den unerhörten Pomp des Stichs, eine der prachtvollsten Kupferstichsammlungen seyn, und folglich die gegründetsten Ansprüche haben würde, in den Büchersammlungen jener Gattung von Liebhabern zu glänzen, welche nur solche Bücher wählen, die kein anderer zu erschwingen vermag. Das eigentliche Verdienst dieses Werks aber, das von seinem Format, seiner Pracht und dem hohen Preise unabhängige Verdienst, besteht darin, daß es sogar den gemeinen Haufen der Leser, für die es nicht gemacht ist, in die tiefe Kenntniß und Kunde eines, mit einer ganzen untergegangenen Civilisationsweise innigst verknüpften Architektursystems einweiht, und diese Architektur ist jene, welche das neuere und christliche Europa mit so viel hehren erhabenen Bauwerken geschmückt hat; und diese Civilisationsweise ist jene, worin unsere gesellschaftlichen Institutionen, unsere häuslichen Sitten, unsere Geschmacksneigungen, unsere Künste und Literaturen erzogen und gebildet worden sind.

(Nachdem Herr N. N. hierauf von den falschen Ansichten und leidigen Vorurtheilen gesprochen, welche auch gegenwärtig noch und selbst in der Wissenschaft über diese, fälschlich die gothische genannte Bauart herrschend seyen — welcher Vorwurf jedoch die deutsche Kunstwissenschaft und Ansicht bekanntlich seit jener denkwürdigen Epoche der literarischen Restauration kaum noch treffen möchte — und nachdem im Allgemeinen ausgesprochen worden, daß nicht leicht ein älteres und allgemeineres Vorurtheil auf eine mächtigere und siegreichere Weise bekämpft worden sey, wird Folgendes aus den Erläuterungen und Darstellungen ausgehoben, die jenes Werk über den Ursprung und das System der wunderbaren Baukunst des katholischen Mittelalters enthält.)

Die alten Basiliken des heiligen Peters und des heiligen Pauls zu Rom, und die Kirche der h. Sophie zu Byzanz, wurden die Musterbilder aller in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters in Europa erbauten Kirchen. Die Kuppel der Sophienkirche und das Schiff der römischen Basiliken mit ihrem Chor in Halbkreisform, finden sich in der That in allen diesen Gebäuden wieder, und diese Verbindung erzeugte zu allererst jenes Architektursystem, das in den westlichen und nördlichen Ländern, namentlich in Frankreich, Deutschland und England bald eine eigenthümliche Physiognomie gewann. Die Erfindung der Glocken nöthigte, den Kirchen Thürme hinzuzufügen, und aus dieser ersten Nothwendigkeit und der natürlich daraus entspringenden zweyten, diese Thürme mit dem Ganzen des Gebäudes in Einklang zu bringen, entsprang die, sämmtlichen Partien desselben ertheilte Richtung nach Oben, welche von der gewaltigen Triebkraft der religiösen Ideen und dem begeisterten Aufschwunge der Gemüther unterstützt, stets mehr und mehr der herrschende Charakter der Kirchenbaukunst wurde.

Allmälich ging man von dem Gebrauch der Kuppeln ab, und ließ die Thürme vorwalten, daher bestrebte man sich auch immer höhere und höhere Wölbungen aufzuführen, was aber nur durch die verhältnißmäßige Verengung der Bogen bewerkstelligt werden konnte; und dieß brachte endlich eine bedeutende Umgestaltung in den Verhältnissen der Breite zur Höhe hervor.

Indeß wurden bey diesen Bauwerken noch immer bloß solche Bogen

und Gewölbe angewendet, welche einen vollständigen Halbkreis bildeten, und dieser Hauptzug der byzantinischen Architektur trat mit den übrigen ihr eigenthümlichen und unterscheidenden Merkmalen immer wieder hervor.

Auf diesen Punkt war die Baukunst gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts gelangt, als die Einführung des auf dem gleichseitigen Dreyeck aufgeführten Spitzbogens eine völlige Umwälzung in dieser Kunst hervorbrachte; oder vielmehr die durch die Erfindung der Glocken begonnene Umgestaltung nur vollendete.

Von da an sahen sich die Baumeister in der That in den Stand gesetzt, ihre Bauschöpfungen zu einer außerordentlichen Höhe hinauf zu führen, und durch ein solches Hinaufstreben in den christlichen Bauwerken der stets wachsenden Begeisterung und Erhebung eines gläubigen und erhabenen Ideen zugewendeten Jahrhunderts zu entsprechen. In derselben Zeit gestattete ihnen auch die Erfindung der Glasmalerey, dort wo sonst nur feste Mauer hätte seyn können, Fenster anzubringen, ohne deßwegen der Tageshelle zu sehr Raum zu geben.

Hierdurch konnten sie sich aller unnützen Massen entschlagen, sie konnten gewissermaßen durchsichtiges Mauerwerk aufführen, und so schwang sich die Baukunst gen Himmel, hehr und erhaben wie die Religion, deren Sitz und Schämel sie war.

Von da an war das ganze System dieser Baukunst in voller Blüte hervorgetreten. Das Spitzbogen-Gewölbe, von verschiedenschäftigen Säulen getragen, diente zum Typus für das Innere der Kirchen, während dieselbe Gewölbform, mit einem Giebel ausgestattet, und von ungeheuren Grundmauern getragen, oder zwey mit Pyramiden gekrönten Thürmen zu beyden Seiten, der Typus der Außenseite wurde; es fehlte also dieser bereits an eigenthümlichen Formen so reichen Architektur, mit diesen zahlreichen Säulengruppen, diesen Bogen, diesen irisleichten, sich kreuzenden Wölbungen — gleich den Laubhallen, welche eine üppige Vegetation emporwölbt, es fehlte ihr, sage ich, nur noch ein letzter Zug der Aehnlichkeit mit der Bauanlage der Pflanzenwelt, ich meine jene Fülle von Simsen und Blätterschäften, welche den Typus des Ganzen bis in die kleinsten Details zugleich wiederholen und ins Unendliche vermannigfaltigen; dieser schwelgerische Reichthum von Verzierungen, Gehängen, Rosen, mit einem Worte, dieser schöne und reiche Schmuck von einheimischem Laubwerk und Blättern, welche dieser Architektur jenen pflanzenhaften Charakter geben, und bewirken, daß die in dieser Bauart aufgeführten Werke, in der That weniger von der Menschenhand hervorgebracht, als gewissermaßen durch eine pflanzenartige Triebkraft emporgeschossen und aufgeblüht zu seyn scheinen.

Auf diesen Punkt war die Kirchenbaukunst auf einmal durch den unbekannten Meister gediehen, der in den ersten Jahren des dreyzehnten Jahrhunderts den Plan zu dem Dom von Köln entwarf und dessen Grundsteine legte. In diesem Münster war es, wo das System jener neuen, so innig mit dem Geiste der christlichen Völker Europens verwandten Architektur zum ersten Male vollständig in seiner Gesammtanlage, folgerecht in seinen Details und vollendet in seiner Ausführung erschien; und indem Hr. Boisserée den Plan zu diesem wunderbaren Baue, so wie er von seinem Schöpfer und Meister erdacht und entworfen ward, darlegt, und sämmtliche Theile seines bis auf den heutigen Tag unvollendet gebliebenen Werks unter unsern Augen ausführt, hat er ein ganzes Architektursystem aus der Nacht der Zeiten hervor zu ziehen, und eine ganze

Kunstwelt mittelst eines einzigen ihrer Werke wieder zu beleben gewußt. Der Eifer, der ihn beseelt, war so wohl geleitet, und der Zufall, oder jene Art von Instinkt, die man so bezeichnet, hat ihm so treffliche Dienste geleistet, daß er bey zwey verschiedenen Gelegenheiten, und in einer Zwischenzeit von mehreren Jahren, die ursprünglichen Entwürfe zu den Glockenthürmen von Köln von der Hand desselben Meisters entdeckt hat, der den schönsten aller Dome baute, der Gründer einer europäischen Schule ward, und der Nachwelt nichts als seine Werke hinterlassen hat.

Hr. Boisserée hat nicht weniger die ursprünglichen Entwürfe des Münsters von Straßburg wieder aufgefunden, die Jahrhunderte lang in dem Zunfthause der Steinschneider dieser Stadt aufbewahrt oder vielmehr vergraben gewesen waren; und wenn es ihm nicht eben so gelungen ist, die Namen der Schöpfer so vieler schönen Werke auszumitteln, so liegt der Grund darin, daß diese Werke, dem Geiste jener frommen Jahrhunderte zufolge, auch fromme Werke waren, die für immer mit dem Gepräge der christlichen Demuth bezeichnet seyn mußten.

Die so eben mitgetheilte Analyse der Boisseréeischen Arbeit wird ohne Zweifel nur einen höchst unvollkommenen Begriff von dem Verdienste, der Wichtigkeit und Neuheit desselben gewähren.

Eine Menge eben so neuer, eben so inhaltschwerer Daten, die es als Ausbeute langer Forschungen gibt, die sich aber noch schwerer zu einer flüchtigen Analyse eignen, erhärten vollends den Einfluß, den die religiösen Ideen des Mittelalters auf das Entstehen und die Entwicklung der Kirchenbaukunst ausgeübt haben.

So hatte die Idee des himmlischen Jerusalems, welches in dem Lichte göttlicher Klarheit strahlet und aus kostbaren Steinen auferbaut ist, diese Idee, welche sich bey jeder Kircheneinweihung im ganzen Umfange des christlichen Europa aussprach, einen mächtigen Einfluß auf die reiche und weitverbreitete Anwendung der gemalten Fensterscheiben, welche dem Volke alle seine frommen Bilder verwirklichte und zauberisch vorführte. Daher kam es auch, daß der durchbrochene und gleichsam wie kostbare Spitzen ausgearbeitete Stein unzählbare Lichtscheine durch unzählbare Oeffnungen einfallen ließ, und so die Bauart »schlank und leicht und gleichsam ätherisch,« wie der Stein selbst durchsichtig wurde.

Dieß Alles lag demnach in den Sitten und dem Glauben jener Zeiten, bevor es noch in den Schöpfungen der Baukünstler sichtbar hervorgetreten war: und mittelst solcher Betrachtungen mehr noch als durch geschichtliche Daten, welche nothwendig höchst unvollkommen und oft sehr unrichtig sind, kann man mit Sicherheit erweisen, wie Hr. Boisserée es thut, daß die völlig nationale, völlig christliche Kirchenbaukunst, nichts den Gothen verdankte, und nichts von den Arabern entlehnt hat.

Um die aus diesen uneigentlichen Benennungen erwachsenen Mißbegriffe noch gründlicher zu beseitigen, meint Hr. Boissierée, und meinen wir mit ihm, daß diese Bauart hinfüro durch das, was in der That ihren auszeichnenden Charakter ausmacht, bezeichnet werden sollte, nämlich den Spitzbogen, nicht aber durch dieses oder jenes Beywort, das eigentlich nichts als den Gebrauch bezeichnet, den dieses oder jenes Volk davon gemacht hat.

Es hätte nur bey Hrn. Boisserée, der ein geborner Deutscher ist, gestanden, sie als germanische (tedesca) zu bezeichnen, wie sie in der That noch in Spanien und Italien heißt; da aber seine

Forschungen nicht von einer leeren Nationaleitelkeit, sondern von der Liebe zur Wahrheit geleitet werden, und in seinen Augen, ob der eigentliche Ursprung dieser Architektur auf dem Boden Frankreichs oder Deutschlands zu suchen sey, unentschieden bleibt, so können wir ihm nur Dank wissen, daß er sie lieber durch ihre eigenthümlichen und unbestreitbaren Eigenschaften, als nach der Eingebung eines deutschen oder französischen Patriotismus, der nichts zur Sache thut, zu charakterisiren gesucht hat.

Raoul=Rochette.

(Herausgabe besorgt durch F. B. von Bucholtz.)

Intelligenz-Nachrichten
der Verlagshandlung.

Bey Braun in Karlsruhe ist erschienen:

F. J. Schelver's zweyte Fortsetzung seiner Kritik der Lehre von den Geschlechtern der Pflanzen. gr. 8. 1823. 1 Rthlr. 3 gr.

Sie gibt im ersten Theile eine Geschichte sämmtlicher, seit dem Erscheinen der Kritik von 1812 in Betreff der Sexualität des Pflanzenreichs öffentlich gewordenen Bereicherungen der gelehrten Botanik; — und im zweyten Theile die ausführliche Kritik der einfach künstlichen Bestäubungslehre.

Bey T. Loeffler in Mannheim ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Euripides Werke, verdeutscht von Fr. H. Bothe. Ausgabe letzter Hand in 3 Bänden. 1ster Band. gr. 8. 2 Rthlr. — Schreibp. 2 Rthlr. 6 gr. — Engl. Post-Velin 4 Rthlr.

Schon einige Zeit fehlt die frühere Auflage dieser allgemein als trefflich anerkannten Uebersetzung des Euripides. Die gegenwärtige, mit allem Fleiße und Sachkenntniß neu bearbeitete Ausgabe wird also allen denen, welche diesen ausgezeichneten Dichter der Alten in einer geistvollen Uebertragung wünschen, volle Befriedigung gewähren. Die beyden letzten Bände, womit das Werk komplett ist, erscheinen noch im Laufe dieses Jahres.

Eben daselbst sind von den beliebten Mannheimer lateinischen Autoren erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Ciceronis opera omnia Vol. XVI—XX. 8. 2 Rthlr. 13 gr.; ejusdem _Philosophica omnia_ 5 vol. 2 Rthlr. 13 gr.; _Academicorum_ lib. II et _de finibus_ bonorum et malorum ad _M. Brutum_ lib. V. 8. 14 gr.; _Tusculanorum_ lib. V. 8. 9 gr.; _de natura Deorum_ lib. III. 9 gr.; _de divinatione_ lib. II. et de _Fato_ lib. sing. 8. 9 gr.; _Paradoxa_, _somnium Scipionis_ et _Timaeus_ 3 gr.

Curtii, R. Q., de rebus gestis _Alex._ magni. Emend. ed. et animadv. adj. _F. H. Bothe_. 8. 16 gr.; Druckp. 14 gr.; Postp. 1 Rthlr.

Auch sind die früher erschienenen Autoren, als:

Ausonius — J. Caesar — Ciceronis opera omnia — Cornelius — Eutropius — Florus — Horatius — Justinus — Juvenal — Livius — Lucanus — Martialis — Ovidii Fast., Tristia et metamorphoseon — Phaedrus — Plinii epistolae — Sallustius — Columella — Cato et Varro

*

— Palladius — Vegetius — Statius — Suetonius — Tacitus — Terentius — Vellejus Paterculus — Virgilius stets daselbst, so wie durch alle Buchhandlungen zu haben. Die meisten sind von dem rühmlich bekannten Hrn. Dr. F. H. Bothe mit vielem Fleiße und nach den Forderungen für Schulen bearbeitet, so daß, bey dem fortbestehenden schönen und korrekten Drucke, gutem Papiere, und den sehr billigen Preisen, diese Sammlung sich als ganz vorzüglich empfiehlt. Auch sind zur Bequemlichkeit für Schulen von den größeren Werken alle Bände einzeln zu haben.

Bey J. E. Schaub in Düsseldorf und Elberfeld ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Neueste Geographie, oder kurze und faßliche Darstellung der mathematischen, physischen und politischen Erdbeschreibung. Für Schulen und den Selbstunterricht, von Johann Heinrich Müller, Rektor der Stadtschule in Lennep. Zweyte verbesserte und sehr vermehrte Auflage. 256 Seiten, Preis 10 gr.

Da dieß Buch seiner Zweckmäßigkeit und Wohlfeilheit wegen, bald in vielen Schulen eingeführt wurde, so vergriff sich die erste Auflage schnell. Der Verfasser hat diesen ihm ehrenvollen Beyfall der Einsichtsvollern dazu benutzt, sein Werk aufs sorgfältigste zu vermehren und zu verbessern. Ein bedachtsames Vergleichen beyder Auflagen wird Jedermann davon überzeugen. Reichhaltigkeit des Inhalts, nach Verhältniß der Stärke des Buchs, überlegte Auswahl und strenge Richtigkeit finden sich darin mit einem faßlichen Vortrage vereinigt. Es ist daher gleich brauchbar für Schulen und für den Selbstunterricht.

Bey Adolph Markus in Bonn sind folgende neue Bücher erschienen, und durch alle guten Buchhandlungen zu erhalten:

M. T. Ciceronis de _Re Publica_ librorum sex quae supersunt; ex emendatione _Caroli Friderici Heinrichii_. Editio compendiaria in usum praelectionum academicarum et gymnasiorum. gr. 8. geh. Preis 12 ggr.

Die größere Ausgabe dieses Werkes mit dem kritischen Kommentar des Herrn Professor Heinrich, welche bis auf wenige Bogen ebenfalls die Presse schon verlassen hat, wird nächstens an alle Buchhandlungen versandt werden.

Sturm, Dr. K. Ch. G, Beyträge zur deutschen Landwirthschaft und deren Hilfswissenschaften, mit Rücksicht auf die Landwirthschaft benachbarter Staaten, und insbesondere des landwirthschaftlichen Institutes zu Bonn. Drittes Bändchen, mit 2 Kupfertafeln. gr. 8. geheftet. Preis 1 Rthlr.

Walter, Dr. Ferd., Lehrbuch des Kirchenrechts, aus den ältern und neuern Quellen bearbeitet. Zweyte, sehr veränderte Ausgabe. gr. 8. Preis 2 Rthlr. 12 ggr.

In der Creutz'schen Buchhandlung in Magdeburg ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Wiggert, F., Vocabula latinae linguae primitiva. Handbüchlein der latein. Stammwörter, nebst einer Belehrung über abgeleitete und zusammengesetzte Wörter der latein. Sprache. 11 1/2 Bogen in 8. Preis 8 gr., bey Partien von 25 Exempl. à 7 gr.; bey 50 Exempl. à 6 gr.

Oppermann (Rathmann), das Armenwesen und die milden Stiftungen in Magdeburg. Preis 1 Rthlr.

Inhalt: 1) Notizen zur Geschichte des Armenwesens von 1793 bis 1820. 2) Von der jetzigen Verwaltung des Armenwesens und von deren Resultat im Jahre 1820. 3) Von den durch besondere Vorsteher verwalteten Wohlthätigkeits-Anstalten. 4) Von den durch das Almosen-Kollegium verwalteten milden Stiftungen. 5) Von den milden Stiftungen bey den luther. Stadtkirchen. 6) Von den unter Aufsicht des Magistrats verwalteten Stipendien.

Bey Anzeige dieser so mühsamen als gediegenen Schrift können wir nicht umhin, eine früher in unserm Verlage erschienene, in der nächsten Verbindung mit obiger stehende:

Wangerow, W. J. v., Entwurf zur Vervollständigung der Einrichtung des Armenwesens im Allgemeinen und in besonderer Beziehung auf Magdeburg. Preis 1 Rthlr. 8 gr.

zu erwähnen. Von beyden gilt der Ausspruch: Erfahrung allein führt zu Resultaten! —

Der Rathgeber beym Studiren auf die Sonn- und Festtags-Evangelien und Episteln. Eine Sammlung theils von bloßen Hauptsätzen, theils von Dispositionen oder zergliederten Thematen, von D. W. L. Steinbrenner, Superintendent. gr. 8. Preis 1 Rthlr. 12 gr.

Der Titel besagt vollständig, was der würdig bekannte Verfasser seinen mit Geschäften überhäuften, vorzüglich jüngern Amtsbrüdern zur Erleichterung darbietet. Es ist eine Auswahl derjenigen Hauptsätze, welche er aus seinen seit dreyßig Jahren gehaltenen Predigten, nach nochmaliger sorgfältiger Prüfung für die vorzüglichsten hält, und von denen er durch Erfahrung überzeugt ist, daß sie einen brauchbaren Leitfaden zur weitern Ausführung und Darstellung bilden. Seine höchste Freude wird seyn, wenn diese aus lauterer Absicht unternommene Arbeit freundliche Aufnahme findet und so zum Segen gedeihet.

Jesus der Knabe, ein lateinisches Heldengedicht des Paters Th. Ceva; in deutsche Verse übersetzt, v. J. D. Müller, Prediger zu Stemmern. 136 Seiten. 8. Preis geheftet 20 gr.

Der Uebersetzer liefert hier, vielfältig dazu aufgefordert, den Verehrern Jesu ein Werk, welches eigentlich der Vorläufer seiner Uebersetzung der Christiade des Bischofs Vida hätte seyn sollen. Allein er lernte obiges Werk selbst erst später kennen und fand darin in Betreff der Erfindung, Anordnung und Behandlung des Stoffs, einen noch größern poetischen Werth und eine Menge von Charakteren und Schilderungen des häuslichen Lebens, die jeder Leser mit Wohlgefallen betrachten, nicht ohne Rührung aus der Hand legen und sich zu wiederholter Lektüre angezogen fühlen wird.

Eben daselbst ist aus dem Verlag der Eyraud'schen lithographischen Anstalt in Neuhaldensleben zu bekommen:

Wandcharte von Europa, nach den neuesten Eintheilungen, in 6 Blättern, welche eine Tafel von 34 Zoll Höhe und 34 Zoll Breite bilden. Preis 1 Rthlr. 8 gr.

Wenn diese Charte nicht auf den Werth einer Kabinets-Charte Anspruch machen kann, was auch keinesweges der Zweck derselben ist, so gewährt sie doch in kräftigen bestimmten Umrissen eine deutliche Uebersicht dieses Welttheils, der Gebirge, der Flüsse und der einzelnen Länder desselben in ihren Begrenzungen nach den gegenwärtigen politischen Verhältnissen, und eignet sich wesentlich zum Schulunterricht in der Geographie. Am meisten spricht für ihre Brauchbarkeit, daß dieselbe ohne bisher öffentlich angepriesen worden zu seyn, durch mündliche Empfehlung der Herren Lehrer bereits in vielen Schulen Eingang gefunden hat, was auch gewiß der höchst billige Preis erleichtert. Der Herausgeber ist jetzt dabey, die andern Welttheile in ähnlicher Art zu liefern.

Eyrauds, A., Uebungen im Landschaftszeichnen. 8 Blätter. 16 gr.

Wohlfeiles ABC- und Lesebuch, mit 24 Abbildungen aus der Naturgeschichte und einer Vorschrift zum Schönschreiben; gebunden, illum. 5 gr.; schwarz 3 gr. 6 pf.

Jahrbücher der Literatur.

Vier und zwanzigster Band.

1823.

Oktober, November, Dezember.

Wien,
Gedruckt und verlegt bey Carl Gerold.

Inhalt des vier und zwanzigsten Bandes.

Seite

Art. I. England, nach seinem gegenwärtigen Zustande, des Ackerbaues, des Handels und der Finanzen betrachtet, von Joseph Lowe. — Nach dem Englischen bearbeitet und mit Anmerkungen und Zusätzen versehen vom Dr. L. H. von Jakob. Leipzig, 1823. 1

II. 1. Du Gouvernement de la France dépuis la restauration. 4me édition. *Paris*, 1820.

2. Des Conspirations et de la Justice politique. 3me édition. *Paris*, 1820.

3. Des Moyens de Gouvernement et d'opposition dans l'état actuel de la France. 2me édition. *Paris*, 1821. . 52

III. 1. Der christliche Glaube nach den Grundsätzen der evangelischen Kirche im Zusammenhange dargestellt von Dr. Friedrich Schleiermacher. Berlin, 1822.

2. Zeichen der Zeit, auch ein Beytrag zur Wiedervereinigung der getrennten christlichen Konfessionen, von Laurenz Hohenegger. — Preßburg und Oedenburg, 1823. 84

IV. La divina Commedia di *Dante Alighieri*, con Tavole in Rame. Per *Gamberini e Parmaggiani*. *Bologna*, 1819, 1820.

La divina Commedia di *Dante Alighieri*. Di mano del *Boccaccio*. Roveta, negli Occhi santi di Bice. 1820. (Zum Druck befördert von *Aloisio Fantoni*.) . 151

V. Abhandlungen der königlich böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften, 7ter Band, von den Jahren 1820 und 1821. Prag, 1822. 161

VI. 1. Ueber das wahre Verhältniß des Umkreises zum Durchmesser des Zirkels. Von Joseph Wenzel Schmid. Wien, 1821.

2. Versuch, die Zirkelfläche ins Quadrat zu bringen. Von Bürgermeister. 1821.

3. Die Quadratur des Kreises. Berlin, 1822.

4. Der Tetragonismus. Von Anton v. Scaramelli. Wien, 1823. 177

VII. Kritische Untersuchung der Sagengeschichte Dänemarks und Norwegens; oder: Von der Glaubwürdigkeit der Quellen des Saxo und Snorro, von Peter Erasmus Müller. — Kopenhagen, 1823. . 180

VIII. Harmonie der morgenländischen und abendländischen Kirche. Ein Entwurf zur Vereinigung beyder Kirchen. Von H. J. Schmitt. Nebst einem Anhange über die anerkannten Rechte des Primats in den ersten acht Jahrhunderten. Mit einer Vorrede von Friedrich Schlegel. Wien, 1824. 206

Seite
Art. IX. Regesta sive rerum Boicarum Autographa ad annum usque MCCC, e Regni Scriniis fideliter in Summas contracta juxtaque genuinam terrae stirpisque diversitatem in *Bavarica*, *Alemannica* et *Franconica* synchronistice disposita cura *Caroli Henrici de Lang*, Sacrae Coronae Bavaricae Equitis aurati. Volumen II. Monaci 1823. 225

Inhalt des Anzeige-Blattes Nro. XXIV.

Seite
Nachricht von einigen in Ungern, Siebenbürgen und Polen befindlichen, und bisher nur wenig oder gar nicht bekannten Alterthümern 1
Merkwürdige Handschriften der österreichischen Stifte Altenburg, Herzogburg und heiligen Kreuz. 38
Joseph Benedikt Heyrenbachs, der k. k. Hofbibliothek Kustos und der hohen Schule zu Wien Professors, Abhandlungen von der östlichen Gränze des Landes an der Enns. 42
Dänische Literatur. 60
Scenen aus dem Schauspiele: Die Sklavin auf Benamegi. Freye Uebersetzung der Nina de Gomes Arias des Calderon. 75
Ueber englische politische Literatur. 92
Register.

Die diesem Bande beygefügte Karte gehört zu Artikel IV. des vorigen Bandes.

Jahrbücher der Literatur.

Oktober, November, Dezember 1823.

Art. I. **England**, nach seinem gegenwärtigen Zustande, des Ackerbaues, des Handels und der Finanzen betrachtet, von **Joseph Lowe**, Esqu. — Nach dem Englischen bearbeitet und mit Anmerkungen und Zusätzen versehen vom Dr. L. H. von **Jakob**, Staatsrath und Professor der Staatswissenschaften in **Halle**. Leipzig, F. A. **Brockhaus**, 1823. 8. 1—576.

Die Staatshaushaltung **Großbritanniens** hat in der letztern Zeit so vielfache und aller Aufmerksamkeit würdige Phänomene gezeigt, und diese haben mit den großen Begebenheiten, in so fern jenes Inselreich Theil daran genommen hat, oder nicht, in so wichtiger Verbindung gestanden; — es sind außerdem über beydes, über jene Erscheinungen selbst sowohl, als ihren Einfluß auf die allgemeinen Verhältnisse **Europens** theils so unbestimmte, theils so widersprechende, theils auch so unrichtige und ganz grundlose Ansichten häufig vernommen worden, daß es vielen Lesern willkommen seyn dürfte, die vorzüglichsten Resultate der im vorliegenden lehrreichen Werke enthaltenen Untersuchungen in gedrängtem Ueberblicke und klarer Entwicklung kennen zu lernen. Indem wir es unternehmen, diese Darlegung, verhältnißmäßig mit wenig eigenen Forschungen und prüfenden Bemerkungen begleitet, auszuführen, kann es keineswegs unsere Absicht seyn, über die behandelten eben so wichtigen als vielseitigen und verwickelten Materien ein erschöpfendes Urtheil vorzubereiten; wohl aber dürfte dieselbe geeignet seyn können, Manchem Neues und Brauchbares für eigene Vergleichung und Berichtigung darzubieten. Da der Gegenstand, an welchen sich die verschiedenen Untersuchungen vorzugsweise anschließen, die Einwirkung der Statt gehabten gewaltigen Kriegsanstrengungen und des darauf gefolgten Friedenszustandes auf die nationalökonomischen Verhältnisse **Großbritanniens** ausmacht, so ist es wohl der sich am natürlichsten darbietende Gang der Darstellung, wenn wir von diesem Gegenstand zuerst, und von den übrigen in solcher Folge reden, wie sie einer über den nachfolgenden das meiste Licht zu verbreiten, oder das lebhafteste Interesse zu gewähren geeignet sind.

Im **ersten** Kapitel, in Verbindung mit den Zusätzen des verdienten deutschen Bearbeiters, wird es viel deutlicher gemacht, als es die meisten Menschen sich vorzustellen wissen, wie es zugegangen sey, und wie es überhaupt zugehen könne,

daß erstlich während des Krieges der Glanz des äußern Wohlstandes und die Fähigkeit, Abgaben zu bezahlen, in England sich erhöhete; — zweytens, daß die größten Anstrengungen und Ausgaben für den Krieg aus den erhöheten Abgaben bestritten wurden, und daß dieses die der Nation am wenigsten drückende Weise, sie zu tragen, war; — drittens, daß nach dem Frieden Noth und Mangel in nicht erwartetem Umfang und Größe eintraten, und die, obschon verminderten Abgaben, dennoch weit drückender gefühlt wurden, als die viel höheren während des Krieges; — viertens, daß ungeachtet des vereinten Glanzes äußerer Siege und inneren Wachsthums an Bevölkerung und Wohlstand, der Krieg mit den größten ökonomischen Nachtheilen für die Einzelnen und für das Ganze verknüpft war. — Es wird der Mühe lohnen, diesen Gang der Dinge etwas genauer zu betrachten.

Der erste Impuls, welcher bey Anfang eines großen Krieges zu erhöheter Industrie gegeben wird, geschieht dadurch, daß eine Anleihe im Lande gemacht, und durch das hierdurch erlangte Kapital neue und lockende Gewinnste der industriellen Thätigkeit geboten werden. Dieses Kapital war vorher von seinen Eigenthümern an Ackerbauer, Manufakturisten und Handwerker ausgeliehen; es lebten von demselben viele Menschen, nothdürftig und ohne Glanz, aber doch ohne zu betteln, und mit ihrem Stande zufrieden. Der Ackerbauer zahlte damit seine Knechte, Tagelöhner, Drescher, Mägde nur kärglich, und so, daß diese nichts weiter als ihre nothwendigsten Bedürfnisse, Kleidungsstücke, Feuerung u. s. w. dafür anschaffen konnten; und in ähnlicher Weise machte es der Manufakturist und Handwerker. Allen Beschäftigten flossen kleine, mehrentheils sehr kleine Portionen von dem Kapitale zu, keiner konnte davon irgend einen Luxus treiben; doch entging ihnen das nicht, was zum Leben höchst nöthig, und auch wohl das nicht, was nach Gewohnheit und Lokalverhältniß als ein befriedigendes Auskommen für das Geschäft eines Jeden angesehen wurde. — Auch die Unternehmer selbst sahen sich genöthigt, genau zu wirthschaften, um die Zinsen zu erschwingen, und das volle Kapital zu behalten, um es wieder voll zum Ankauf neuer Materialien und zu neuen Vorschüssen für Arbeitslohn ꝛc. anzulegen. Daher aber sicherten sie auch ihren Arbeitern fürs künftige Jahr wieder neuen Lohn und sich die Wiederkehr desselben Gewinns, und dieß auf so lange hin, als das Kapital in den Händen der Unternehmer blieb. Die Abgaben, welche von dieser Verwendung des Kapitals an den Staat gegeben wurden, waren nach geringen Ansätzen bemessen, und durch die Menge der einzelnen Erhebungen wurde nicht so viel aufge-

bracht, als durch die Größe der auf blühenderen Wohlstand und Luxus gelegten Steuern, wenn sie nicht von Allzuwenigen, sondern ebenfalls von Vielen bezahlt werden, für den Staat einkommt. So hatte alles ein stilles und ruhiges Ansehen. — Nachdem nun aber der Kapitalist, der höhern vom Staate gegebenen Zinsen wegen, sein Geld in Form einer Anleihe für den Krieg in die Hände der Regierung gibt, so hat dieses die Folge, daß:

einerseits davon Soldaten und Matrosen Handgeld und guter Sold gegeben, und allerhand Kriegsbedürfnisse, Leinwand, Tücher, Waffen, Munition u. s. f. dafür angekauft wird, welches die Preise schnell in die Höhe treibt, um so viel mehr, da alles schnell und vorschriftsmäßig geliefert werden muß. Die weit höhere Einnahme, welche hievon eine Menge Einwohner haben, reizt wiederum andere, ihre Kapitale in ähnlicher Weise anzulegen, und sie der gewohnten Anwendung derselben, wodurch sehr Viele, obwohl nur nothdürftig, gelebt hatten, zu entziehen; und je weiter das Bedürfniß des Krieges ausgedehnt wird, um so mehrere werden sich hinzudrängen, um an den höhern Gewinnsten Theil zu nehmen. — So werden nun viele Personen in den Stand gesetzt, größern Aufwand zu machen, und ihre Genüsse zu erweitern, wodurch denn auch in der Form von Steuern weit mehr in die Staatskassen fließt, als sonst der Fall gewesen seyn würde. Von den Matrosen und Soldaten angefangen, welche nun täglich die Bier- und Branntweinhäuser füllen, ihr Geld an Fiedler und muntere Dirnen vergeuden, Ringe, Bänder und andern Tand dafür kaufen; — bis zum großen Geldwechsler oder Fabrikherrn, welcher sein Haus mit allem Luxus ausstattet, eine kostbare Lebensweise immer weiter ausdehnt, und Gärten und Landgüter kauft, um sie als Luxusgegenstände zu nützen, wird nun der Aufwand höchst bedeutend erweitert, und jede Erweiterung des Aufwandes dient wieder zur Bereicherung jener, welche das dazu Nöthige liefern; bringt also wiederum eine neue Erweiterung desselben hervor, und zugleich bezieht der Staat an Konsumtions- und Luxussteuern ein weit höheres Quantum als vorher; —

andrerseits aber werden nun jene Vielen brotlos, welche vorher an den mäßigen, aber weit mehr zertheilten Gewinnsten der Kapitale Theil nahmen, und wenn auch ein beträchtlicher Theil derselben nun ihre Erwerbsweise ebenfalls ändert, und die gewinnreichen Zweige der Industrie aufsucht, so ist es doch ein mindestens eben so großer Theil derselben, welcher mit Frauen und Kindern Hunger leidet. Weil sie aber im Lande zerstreuet sind, und ihre Leiden in stillen Winkeln ertragen müssen, so werden sie weniger bemerkt, da die Aufmerksamkeit nur auf jenes

neue Leben gerichtet ist, welches mit so großem Geräusch ein fröhliches Daseyn einer Menge von Menschen verkündigt. — Spätere, im Fortgange eines anhaltenden Krieges gemachte Anleihen sind im Verhältniß noch schädlicher, indem immer wenigere von den brotlos Gewordenen an dem neuen Glücke Theil nehmen können, die Zahl der Bettler und Arbeitslosen sich also mit jedem Jahre vermehren muß.

Es ist hiebey noch ferner zu bemerken, daß alles für den Krieg Gelieferte vernichtet und unfruchtbar ausgegeben, nämlich nichts wieder dafür eingenommen wird, woraus das gleiche Bedürfniß bestritten werden könnte, daß folglich der Krieg immer neue Kapitale frißt, welche, in so fern sie von Anleihen bezogen werden, die gezeigten nachtheiligen Wirkungen in steigender Größe hervorbringen.

Diese merkwürdige Parallele läßt sich auch auf die Masse des Nationalreichthums selbst anwenden. Denn die durch den Krieg in lebhafteren Schwung gebrachte Industrie bringt höheren Gewinnst; hierdurch wird Fleiß und Erfindsamkeit weit mehr angespornt, mehrere und mannigfaltigere Gebrauchsgegenstände hervorzubringen; und da jeder Arbeiter in kürzerer Zeit das gewinnt, was zu seinem Lebensunterhalt nöthig ist, so erübrigt ihm mehr Zeit, neue Produkte anzufertigen; eben so gewinnt der Unternehmer mehr Kapital, um mehrere Produkte machen zu lassen. Und so wird der Nationalreichthum nicht bloß scheinbar an einzelnen Stellen, sondern auch in der Wirklichkeit realiter vermehrt. — Andrerseits aber ist es alle Mal für die Masse der Güter und Produkte ein baarer Verlust, wenn die Kapitale, sey es in Form von Anleihen oder Steuern, erst in die Staatskasse fließen, um von dort aus sich wieder, die Gewerbe belebend, zu verbreiten. — Einerseits wird die Cirkulation vermehrt, so lange nämlich das Geld, welches die Staatskasse als Anleihe oder Abgaben bezieht, wieder im Lande ausgegeben wird, die vermehrte Nachfrage, welche sich über viele Klassen der Industrie erstreckt, verursacht, daß dasselbe Kapital öfterer als sonst geschehen wäre, durch Kauf und Verkauf von Dingen, welche darum hervorgebracht sind, um verkauft zu werden, umgesetzt wird. Da nun aber diese Art des Umsatzes an sich die Güter jedes Mal vermehrt, da nämlich z. B. wenn jemand für zehn Reichsthaler Brot kauft, dieß die Ursache ist, daß die Bäcker eben so viel neues Brot backen, der Käufer aber damit Arbeiter bezahlen kann, welche ihm wenigstens für denselben Werth Produkte liefern; — da also die Vermehrung um so größer ist, je öfter dieser Umsatz Statt findet, wie z. B. wenn A den ersten Tag für 1000 Reichsthaler Getreide kauft, dieses den folgenden

Tag wieder für 1100 Reichsthaler verkauft, für diese den dritten Tag 1100 Paar Schuhe kauft und diese am vierten für 1150 Reichsthaler verkauft, durch das Geld von A in vier Tagen vier Gewerbsleute in den Stand gesetzt werden, dieselbe Quantität Produkte wieder hervorzubringen, die es ihnen abgenommen; — da also 100000 Reichsthaler, welche in einem Jahre zehn Mal aus einer Hand in die andere gingen, und ihren Werth jedes Mal mit zehn pCt. Gewinnst eintauschten, ein Nationalvermögen von 1,100,000 Reichsthaler andeuten würden, und bey fünfmaligem Umsatz nur die Hälfte davon: so ist begreiflich, daß das Nationalvermögen durch die großen Ausgaben des Staats, und also durch die Anleihen und größern Abgaben selbst, wodurch sie möglich werden, bedeutend vermehrt wird. Andererseits aber fällt auch diese ganze Quantität von Nationalvermögen fort, welche die in die Staatskasse fließende Summe sonst würde hervorgebracht haben, wenn sie nicht den unfruchtbaren Akt der Bewegung in die Staatskasse gemacht, sondern statt dessen in fruchtbringendem Umsatz geblieben wäre. So ist in dem obigen Beyspiele vom Bäcker der Werth des Brots zwey Mal da, würde aber nur ein Mal da seyn, wenn der Bäcker denselben als Abgabe mit zehn Reichsthaler in die Staatskasse geliefert hätte; beym folgenden Akt der Cirkulation würde der nämliche Werth im letztern Falle nur verdreyfacht seyn, wogegen er im ersten Falle vervierfacht worden wäre u. s. w.

In so fern nun die Masse der Nationalgüter den Wohlstand und Geldreichthum der Einzelnen andeutet, so ist einleuchtend, daß zwar erhöhete Kriegssteuern eben so wie Anleihen, den Reichthum vieler Einzelnen vermehren können, deren Einkommen in größerem Verhältnisse zunimmt, als ihre Ausgaben, und diese also auch mehr Abgaben geben können, als sie sonst würden gekonnt haben; — wogegen aber auch immer Viele seyn werden, welche durch die Abgaben ihren gewohnten Gewinn verlieren, ohne dafür in gleichem Verhältnisse an den erhöheten Gewinnsten Theil zu nehmen, zu welchen die vermehrte Industrie Gelegenheit gibt. Es werden Viele seyn, welche den Druck der Abgaben bleibend empfinden, ohne ihn auf andere wiederum wälzen, oder sich aus den neuen und reichlich fließenden Quellen entschädigen zu können. — Die Zahl derer, welche durch die Anleihen im Lande selbst, und durch die erhöheten Abgaben verlieren, ist wahrscheinlich größer, als die der Gewinnenden, wenn gleich diese Wenigeren weit mehr Abgaben zahlen können, als ohne die erhöhte Industrie möglich gewesen wäre — und die Gewinnenden selbst schöpfen nur Vortheil aus vorübergehenden Verhältnissen.

Denn endlich tritt nun der in so vielen und den wesentlichsten Beziehungen nothwendige und wünschenswürdige Frieden ein, und die Bewegung stockt, welche so vielen Schimmer und glänzenden Schein für zahlreiche Theilnehmer hervorgebracht hatte. Die Nachfrage hört auf, der Sporn der Industrie, die hohen Gewinnste fallen hinweg, der Umsatz der Kapitalien wird langsamer; und während die Quelle der Einnahme versiegt, bleibt das Bedürfniß nach Genüssen und Gütern, an welche man sich gewöhnt hat; bleiben die höheren Abgaben, welche nicht in demselben Verhältniß herabgesetzt werden können, bleibt die Schuldenlast solcher Kapitalien, die man in Unternehmungen gesteckt hat, und welche zwar Zinsen getragen haben, aber jetzt als verloren betrachtet werden müssen. — Und das, was am dauerndsten und nachtheiligsten die Nation in allen ihren Theilen drückt, sind die hohen Zinsen, die auch nach dem Frieden fortwährend für ein ganz vernichtetes Kapital gezahlt werden müssen. Denn für das Ganze und für die gesammten Theile der Nation sind die für den Krieg gemachten Anleihen eben so vernichtet, wie für den Einzelnen diejenigen Privat-Schulden, von welchen ihm durchaus nichts mehr übrig ist, als die Verpflichtung zur Verzinsung. Es ist gewisser Maßen bey der Nation zugegangen, was die Wirkungen der gemachten ökonomischen Anstrengungen betrifft, wie in dem Hause eines reichen Verschwenders. So lange er noch verkaufen oder borgen kann, lebt alles im Hause in Herrlichkeit und Freuden, und man sieht nichts als Zeichen des Wohlstandes und Reichthums. So wie aber alles verzehrt und erschöpft ist, und niemand mehr borgen will, verschwindet das Ansehen des Reichthums plötzlich, und das Haus zeigt vielmehr das Bild von Armuth und Mangel.

Aus dieser Darstellung wird es ohne Zweifel deutlich, wie sich während der Kriege, und selbst durch die dafür gemachten Anstrengungen Wohlstand und Glanz bey einem großen Theile der Nation, und in einer das Auge blendenden Art vermehren, — und wie der Krieg in seinem Fortgange in der am wenigsten für die Nation drückenden Weise aus hohen Kriegssteuern geführt werden kann, da nämlich die Anleihen im Lande mehr Menschen brotlos machen, als erhöhte Steuern, und da auch von den im Auslande aufgenommenen Anleihen, welche allerdings für den Augenblick weniger nachtheilig sind, für eine sehr lange Folgezeit der Druck der Zinsenzahlung, nachdem das Kapital vernichtet und unnütz geworden ist, zurück bleibt. Es versteht sich, daß diese nachtheiligen Wirkungen sich nur dann in einem sehr hohen Maße zeigen, wenn die Summen im Verhältniß zu den Geldkräften des Landes übermäßig groß sind. — Deutlich wird aber in gleicher Weise,

wie nach dem Frieden Noth und Elend an die Stelle des Glanzes und Ueberflusses treten, welcher während des Krieges sich im Innern der Nation dem Ruhm der Siege von außen zugesellte, und indem man von einer Seite die Vortheile, von der andern die Nachtheile zu überblicken versucht, welche große Kriegsanstrengungen in dem Geldreichthum der Nation und der Einzelnen hervorbringen, so bleibt es wohl nicht zweifelhaft, ob nicht der Geldgewinn auf der einen Seite auch durch ökonomische Noth und Elend auf der andern viel zu theuer erkauft seyn würden.

Freylich wird auch nicht leicht eine Regierung Krieg unterhalten, um davon die angegebenen Vortheile für die Industrie zu erreichen. Wohl aber dürfte eine übertriebene Vorstellung von der Masse von Privatwohlstand und öffentlichen Hülfsmitteln, welche dadurch veranlaßt wird, und eine zu geringe Vorstellung von dem physischen Elend und Nothstande, welche den Krieg zum Theil unvermerkt begleiten, und welche ihm in einem um so größeren Maße nachfolgen, als die Belebung der Industrie während seiner Dauer glänzender und ausgebreiteter war, Ursache seyn können daß die von Fortführung des Krieges abschreckenden Gründe als zu gering gegen die davon erwarteten materiellen Vortheile geschätzt werden. Sobald es sich von großen Gemeingütern handelt, welche durch die äußersten Kraftanstrengungen gerettet werden müssen, so können freylich die Verluste vieler Einzelner die Frage, ob Krieg oder Frieden seyn soll, nicht entscheiden; es ist aber darum nicht minder von der größten Wichtigkeit, die Folgen der genommenen finanziellen Maßregeln, woraus der Kriegsaufwand gedeckt werden soll, genau zu kennen und richtig zu beurtheilen: damit wenigstens die mindest nachtheiligen Mittel der Kriegführung in Anwendung gebracht, und das richtige Maß der Anstrengungen sowohl als die Linie, zu deren Behauptung ein Staat seine Kriegsmacht aufbietet, auch mit vollkommen richtigem Gefühl der eigenen Kräfte bemessen werden können.

Die Geschichte Englands während der Revolutions-Kriege gibt über diesen Gang der Dinge die vollständigste Belehrung, und bietet ein Beyspiel dafür nach Dimensionen dar, wovon kein anderes Zeitalter etwas Aehnliches aufzuweisen hat. In den ersten vier Jahren des Krieges 1793 bis 1797 wurde das, aus den vorherigen Kriegen bekannte ausgiebige Mittel der Anleihen gebraucht, und die Steuern nur wenig erhöhet. Die Regierung erhob durch Anleihen im Jahre 1794 eilf Millionen Pfund, 1795 achtzehn, 1796 fünf und zwanzig und 1797 sogar zwey und dreyßig Millionen Pfund. Wie sehr hiedurch die jährliche Zinsenlast vermehrt wurde, leuchtet von selbst ein, und die Größe der Summen wird noch anschaulicher, wenn man hinzunimmt, daß der ganze ge-

wöhnliche Bedarf für Großbritannien und Irland achtzehn Millionen waren, die seitdem, wie Herr Lowe rechnet, etwa um vier Millionen vermehrt wurden. — Da die letzte der genannten Summen größer war, als je in der vergangenen Zeit in der Geschichte der Anleihen vorgekommen war, so drückte sie die englischen Stocks beunruhigend herunter; die 3 pCt. Stocks fielen 1797 bis auf 48. Pitt fühlte deßhalb die Nothwendigkeit, seinen Finanz-Plan zu ändern, und die Bemerkung der Zunahme des individuellen Eigenthums brachte ihn auf den kühnen Gedanken, den Staatsbedarf durch Kriegssteuern zusammen zu bringen. Das Gelingen dieses Plans macht einen Hauptzug in der Finanz-Geschichte unsrer Zeit aus. Anfangs wurde die Einkommensteuer nur wenig erhöht; die Erhöhung *) betrug im Jahre 1797 nur drey Millionen Pfund; im Jahre 1798 aber zwölf Millionen, und die Anleihen siebenzehn Millionen, im Jahre 1799 betrug die Erhöhung der Steuer 17 Mill., die Anleihen 18 1/2 Mill.; —

	Steuererhöhung	Anleihenbet.
i. J. 1800	16 Mill.;	20 1/2 Mill. Pf.
» 1801	17 »	28 » »
» 1802	19 »	25 » »
» 1803 (wo der Krieg durch den Frieden von Amiens unterbrochen, aber bald wieder begonnen wurde)	16 »	15,202,931 Pf.
» 1804	23 »	20,104,221 »
» 1805	28 »	27,931,482 »
» 1806	31 »	20,486,155 »
» 1807	36 »	23,889,257 »
» 1808	40 »	29,476,765 »
» 1809	41 »	23,304,691 »
» 1810	45 »	22,428,788 »
» 1811	43 »	27,416,829 »
» 1812	41 »	40,251,684 »
» 1813	45 »	54,026,822 »
» 1814	48 »	47,159,697 »
» 1815	48 »	46,087,603 »

Von 1805 an ist der sinkende Werth der Banknoten mit in Anschlag zu bringen. Die Anleihen wurden unstreitig einem Theile nach von solchen Kapitalien genommen, welche im ausländischen Handel thätig gewesen waren, welches auch dadurch wahrscheinlich wird, daß dieser im Kriege bedeutend geringer war, als seit dem Frieden, indem die Ausfuhr nach den von Herrn Lowe mitgetheilten Berechnungen in den ersten zehn Jahren des Krieges, von

*) Die oben stehenden Summen sind nämlich nach Abzug von jährlichen 18 Millionen, als dem gewöhnlichen Bedarf bis 1803, und von 22 Mill. seit 1803 bemessen.

1791—1801 jährlich im Durchschnitt beynahe 49 Mill. Pfund, und von 1801—1810 beynahe 53 Millionen, von 1814—1820 aber im Durchschnitt über 62 Millionen betragen hat. Ohne Zweifel flossen auch der größeren Sicherheit wegen viele Kapitale von Frankreich und dem Festlande her nach England, und bildeten einen Bestandtheil der Anleihen, oder ersetzten die Kapitale, welche zum Behuf der Anleihen aus dem inneren Verkehr gezogen wurden. Aber dessen ungeachtet bleibt dieser Zuwachs von vierhundert sechzig Millionen Pfund National-Schuld so ungeheuer, daß die durch allmäliche Entziehung eines großen Theils derselben aus dem innern Verkehr entstandenen Verluste leicht als eine mächtige Quelle von Verarmung und Mangel erkannt wird. — Was nun aber die eben so ungeheure Steuererhöhung betrifft, so war ihre Möglichkeit fast einzig und allein in der durch den Krieg vermehrten inneren Industrie begründet. Der aus dem auswärtigen Handel gewonnene reine Gewinn (nämlich die Summe des reinen Gewinnes aller Einzelnen, die sich damit befassen) könnte nach den vom Verfasser angeführten Daten wohl im günstigsten Falle nicht höher, als auf drey Millionen angeschlagen werden, woraus sich ergibt, wie wenig der auswärtige Handel beygetragen haben kann, um die ungeheure Steuererhöhung zu decken. — Man hat auch die Eroberungen in Ostindien und die während des Kriegs eroberten Kolonien St. Lucia, Guadeloupe, Trinidad, Demerary, Tabago ꝛc. als bedeutende Einnahmsquellen betrachtet, allein was den Handel mit Ostindien betrifft, so gehört er nur zur zweyten Klasse, und die Kolonien erforderten besonders Anfangs große Kapitale, um sie besser zu kultiviren, konnten also nur ein sehr geringes Einkommen geben. Es scheint daher unwidersprechlich, daß die Fähigkeit zu den beyspiellosen Kriegssteuern fast allein in der vermehrten innern Industrie gesucht werden muß, welche aber begreiflicher Weise von der Art war, daß sie mit eintretendem Frieden den empfindlichsten Stoß erleiden, und die Nachwirkungen davon sich auf zahlreiche Klassen erstrecken mußten.

* * *

Da man auch häufig die Maßregel der Suspension der Bankzahlungen und die dadurch möglich gewordene größere Emittirung von Banknoten als eines der größten Hülfsmittel zur Führung des Krieges angeführt hat, so wollen wir auch hierüber das Resultat der Untersuchungen des Herrn Lowe und des deutschen Bearbeiters, welche den Gegenstand des vierten Kapitels und des dazu gehörigen Zusatzes ausmachen, in der Kürze angeben.

Die Bank von England gibt Noten aus, wofür sie die Rechtsverbindlichkeit hat, jedem Inhaber oder Vorzeiger dersel-

ben, ohne Aufenthalt und unweigerlich, jedes Pfund Sterling, worauf die Note lautet, mit 20 Sch. in Golde oder $\frac{20}{21}$ einer Guinee, in gesetzlicher und geprägter englischer Münze auf Verlangen auszuzahlen. In gewöhnlichen Zeiten braucht die Bank nur $\frac{1}{3}$ oder $\frac{1}{4}$ von der Summe der vorräthigen Noten in Golde vorräthig zu haben. Eine für den Handel Großbritanniens sehr wichtige Funktion der Bank ist bekanntlich das Diskontiren von Wechseln, wofür Banknoten ausgegeben werden. Aus der Erfahrung mehrerer Jahre lernt die Bank, wieviel Gold sie im Verhältniß zu der Summe der Noten vorräthig haben muß, und wird daher die Zahl der zur Verwechslung vorgezeigten Noten größer als gewöhnlich, oder gar größer als die der wieder ausgegebenen, so ist dieß ein sicheres Zeichen für sie, daß genug ausgegeben sind, und daß die Nachfrage nach Gold größer ist, als die nach Banknoten; sie hält dann die eingegangenen Banknoten so lange zurück und diskontirt nicht, bis sich das Verhältniß hergestellt hat.

Es geschah nun während des Krieges, daß der großen Subsidien wegen, wozu auch noch das Bedürfniß der Getreideeinfuhr in schlechten Kornjahren, wie in 1794, 1795 und 1796 und mehrmals seitdem hinzu kam, bedeutend mehr Gold (wofür immer auch zugleich Silber mitzuverstehen ist) aus England hinaus als hinein geführt wurde. Hierdurch wurde also das Gold in England theurer. Kein Wunder, daß man sich aus dieser außerordentlichen Ursache viel mehr als sonst zur Umsetzung der Banknoten in Gold drängte, und daß auch das Mittel der Zurückhaltung der Banknoten hiegegen nichts wirkte, da ja nicht in dem inneren Verkehr, sondern in den ausländischen außerordentlichen Zahlungen die Ursache der größeren Nachfrage lag. Ja durch die Verminderung des Cirkulations-Mittels selbst, vermittelst der Zurückhaltung der Banknoten, mußte sich auch das Bedürfniß des Goldes für den inneren Verkehr vermehren. — Ein engländisches Haus, welches mehr ins Ausland zu zahlen hat, als es dafür Waaren verkaufen kann, wird diesen Ueberschuß zwar so lange durch Wechsel auf sich selbst bezahlen, als diese von dem, der sie erhält, für voll angenommen werden, und dieses ist nur so lange der Fall, als sie ohne Verlust auf den Gold- und Silbermärkten verkauft werden können. Wenn aber überhaupt und im Ganzen mehr Gold ins Ausland bezahlt werden muß, als das Ausland wieder nach England zu zahlen hat, so wird man bald für diese Wechsel auf englische Häuser weniger auf dem Festlande zahlen, als die Bank von England für die dafür zu erhaltenden Banknoten zahlt. Dieser Verlust an den Wechseln wird bald größer werden, als die Kosten der Uebersendung des baaren

Geldes ins Ausland, und darum werden die Engländer es ihres Vortheils finden, Zahlungen ins Ausland in Barren oder Guineen zu bewerkstelligen. — Hiezu kommt noch, daß das Umschmelzen des gemünzten Goldes in Barren vortheilhaft wird, theils um ausländische Zahlungen damit zu leisten, theils aber auch, um den Bedarf für inländische Gewerbe an Barrengold nicht aus dem Auslande kommen lassen zu müssen. Das Barrengold in England wird um so viel gegen das gemünzte Gold in der Nachfrage steigen, als der Betrag der Kosten ausmacht, um das Gold wieder vom Auslande auf den englischen Markt zu schaffen. — Es ist zwar überhaupt das Einschmelzen englischer Münze verboten, allein in solchen ungewöhnlichen Umständen ist die Stimme des Vortheils oft stärker, als die des Gesetzes. — Da die Subsidien der Regierung auch von den Bankiers geleistet wurden, welchen jene es auftrug, so war natürlich, daß diese das, was sie nicht durch Wechsel auf sich selbst abtragen, oder zu billigen Preisen in Barrengold erhalten konnten, ebenfalls gegen Noten aus der Bank holten, und da von den mit den Subsidien-Zahlungen beauftragten Bankiers die Wechsel auf England aufgekauft worden, und diese auswärts selten geworden waren, so konnten auch andere Kaufleute viele ihrer ausländischen Gläubiger nicht mehr durch Anweisungen bezahlen, sondern bedurften Gold und ließen dieses bey der Bank gegen Noten einwechseln.

Die Bank vermochte nun diesem unverhältnißmäßigen Bedürfniß nicht zu genügen, und hiedurch entstand eine große Verlegenheit, sowohl für den brittischen auswärtigen Handel, als für den innern Verkehr, weil das für diesen höchst wichtige Diskonto-Geschäft eingestellt wurde, und für die Regierung selbst, weil die Bank das Gold für die Subsidien-Zahlungen nicht liefern konnte. Diesem abzuhelfen suspendirte die legislative Macht, die königliche Regierung mit dem Parlamente bis zum Schluß der damaligen Parlaments-Sitzung die Verpflichtung der Bank, die Baarzahlungen zu leisten; und diese Maßregel ward später, als sich keine unmittelbar nachtheilige Folgen davon zeigten, bis zur Beendigung des Krieges ausgedehnt.

Hiedurch erhielt die Bank die Fähigkeit, ihre Fonds fruchtbar anzulegen, und die Ausgabe ihrer Noten zu erweitern. Die Regierung konnte nun bey der Bank die ihr nöthigen Summen Goldes erhalten, und die Bank konnte derselben mehr von ihren Noten vorschießen, da sie deren Rückkehr zur Auswechselung nicht mehr zu besorgen hatte; das handelnde Publikum endlich erhielt durch die vermehrte Ausgabe der Banknoten jetzt wieder das nöthige Mittel für den inneren Verkehr, und konnte also so viel Geld mehr für Zahlungen ins Ausland benutzen; vorzüglich aber war

ihm durch das nun noch weit mehr als früher ausgedehnte Diskonto-Geschäft der Bank geholfen.

Der große Nachtheil aber, welcher sich aus dieser Maßregel bald und in steigender Größe entwickelte, war die Entwerthung des Papiergeldes, nämlich der Banknoten. Die Bank gab jetzt mehr Noten aus als sonst, und mehr als der innere Verkehr erforderte, weil sie keinen sicheren Maßstab dafür hatte. Obwohl die Bank von England kein Papiergeld ausgibt, ohne die Sicherheit, in kurzer Frist und in einer leicht realisirbaren Art die in Papiergeld ausgeliehene Quantität wieder einbringen zu können, so fehlte es doch weit, daß die Eigenschaft der Solidität der Wechsel eine hinreichende Garantie gegen die zu große Vermehrung der Banknoten dargeboten hätte. Ein solider Wechsel, wofür die Bank Noten gibt, ist ein solcher, welchem ein Waarenankauf zum Grunde liegt, von dessen Verkauf er wieder bezahlt werden kann. Hat nun ein Kaufmann z. E. einen Waareneinkauf von 10,000 Pf. gemacht, wofür er über drey Monate 12,000 Pf. zu erhalten Gelegenheit hat, so wird er jene erste Summe in Banknoten gegen einen Wechsel von der Bank entnehmen, wenn er auch wagen müßte, daß die 12000 Pf., die er über drey Monate einnehmen wird, nur 11000 Pf. nach dem Stand der Banknoten werth wären, welchen sie hatten, als er sie von der Bank erhielt. Denn der Profit ist noch groß genug; auch kann er seinen Wechsel bey der Bank selbst in diesem schlechter gewordenen Gelde einlösen. Es ist also klar, daß in einer Epoche, wo die Preise steigen, wie während der Kriege in England in hohem Maße der Fall war, solche Spekulationen viel weiter ausgedehnt werden konnten, als eine Vermehrung des Papiergeldes durch das erweiterte Bedürfniß des Verkehres nothwendig geworden ist. Auch ohne die Restriktions-Akte würde die Erweiterung des Handels im Kriege eine größere Summe Banknoten erfordert haben; man hätte aber sodann mit Sicherheit urtheilen können, wie hoch der Geldpreis der Waaren durch die Konkurrenz der Nachfrage gestiegen sey. Jetzt dagegen trat ein doppeltes Steigen der Preise ein, nämlich eines durch die Vertheurung des Goldes gegen Waaren und eines durch die Menge des Papiergeldes.

Daß das Papiergeld nutzbar und sicher angelegt wird, ist kein Zeichen, daß die im Umlauf befindliche Summe das gehörige Verhältniß zur cirkulirenden Waaren-Masse habe. Das einzig sichere Kennzeichen davon ist: daß es zu seinem vollen Werthe angebracht werden kann. Dieses Merkmal gab die Bank aus der Hand, sobald sie ihre Noten gegen klingende Münze auszuwechseln aufhörte.

Das vermehrte Papiergeld erweitert ebenfalls die Cirkulation,

aber bey weitem nicht in dem Grade, daß es bey jedem Schritte, den es im Umlauf macht, einen, seinem Nominal-Werth gleichen Werth an Gütern hervorbrächte. Daher kommt denn, da nicht eben so viel an neuen Sachen hervorgebracht wird, als neues Geld da ist, daß für dieselbe Sache mehr an Geld gezahlt wird. Der Gang ist dieser: wo mehr Geld ist, vermehrt sich die Nachfrage nach vielen Dingen, und diese erhalten höhere Nominal-Preise. Dadurch werden zwar manche Käufer gehindert, sie anzuschaffen; nach und nach aber werden die Meisten mit den Preisen ihrer Waaren und Arbeiten, weil sich die Nachfrage vermehrt hat, aufschlagen können, und so werden sich die Nominal-Preise aller Dinge proportionirlich erhöhen. Wo dieß aber der Fall ist, da kann dieselbe Sache nur um eine größere Quantität des in Umlauf gebrachten Geldes eingekauft werden, oder was das nämliche ist, das Geld ist wohlfeiler geworden. Geschieht dieß zu einer Zeit, da die Preise auch aus andern Ursachen steigen, so bilden beyde Phänomene der Theurung des Goldes gegen Waaren und der Entwerthung des Papiergeldes zusammen die hohen Nominal-Preise der Waaren.

Wieviel nun in England von dem theuren Preise der Dinge dem Kriege und sonstigen Verhältnissen, wieviel aber davon der zu großen Vermehrung der Banknoten zuzuschreiben seyn dürfte, ist schwer auszumitteln; doch meint Herr von Jakob, daß man geradezu folgendes Prinzip annehmen könnte: »Wenn die Preise in Metallgeld gerechnet, dieselben geblieben, aber in Papiergeld gerechnet, gestiegen sind, so lag diese Erhöhung des Preises lediglich im Papiergelde; — sind aber die Preise im Metallgeld höher, so rührt diese Erhöhung von andern Ursachen her; so viel aber [illegible] im Papier für dieses Metallgeld gegeben wird, um so viel mehr ist der verminderte Werth des Papiergeldes an Erhöhung der Preise Schuld.« Man setze, der Durchschnittpreis des Weizen im Jahre 1792 sey 53 ßl. in Banknoten gewesen, die al pari standen, im Jahre 1800 aber habe er 127 ßl. in Banknoten betragen, die 15 p. Ct. gegen das Gold verloren, so wäre der Weizen 19 1/3 ßl. um der Verschlechterung des Papiergeldes, und 44 ßl. um anderer Ursachen willen gestiegen.

Außerdem nun aber, daß das Papiergeld durch Ueberschreitung des Bedürfnisses zur Cirkulation im Lande selbst fällt, muß es bey ungünstiger Bilanz durch den niedrigen Wechselkurs im Auslande noch mehr verlieren, da es nämlich angewendet werden wird (das heißt, die Wechsel, welche auf Banknoten lauten), um im Auslande Gold dafür zu kaufen. Der Ausländer nimmt allerdings das Papiergeld für so hoch an, als man es selbst im eigenen Lande, gegen Waaren oder gegen Gold und Silber gerechnet, gelten läßt. Aber auch, wenn kein Papier da wäre, und die Län-

der bloß in Metallgeld mit einander verkehrten, würde sich, wenn mehr Geld auswärts gezahlt werden muß, als vom Ausland hereinkommt, der Kurs verschlechtern, und die Kosten der Anschaffung des baaren Geldes vergütet werden müssen. Das im Lande vorhandene Gold wird daher gegen das Papiergeld denselben Preis annehmen, den das aus der Fremde herbeygeschaffte Gold bey uns erhält, und dieses wird um die Differenz des Kurses und um die Spesen theurer geworden seyn. Hierin kann etwa bey sehr ungünstiger Bilanz der Werth des Papiergeldes gegen Gold um acht Procent sinken. — Dieß gehörig in Anschlag gebracht, so hätte die Bank nach dem oben genannten Kennzeichen der verschiedenen Ursachen von den erhöheten Preisen, so ziemlich einen sichern Maßstab gehabt, um die Ausgabe ihrer Noten nach dem Bedürfnisse der innern Cirkulation zu beschränken. Da sie dieß nun aber nicht that, sondern sich bloß auf die Solidität der präsentirten Wechsel verließ, so gab sie zu viele Banknoten aus, und bewirkte so den großen Nachtheil der Verschlechterung des englischen Papiergeldes. — Und sicherer war es, da jede Vorsichtsmaßregel dieser Art leicht täuscht, allemal, das Pari der Banknoten durch ununterbrochene Auswechslung aufrecht zu erhalten. Dadurch allein konnte man gewiß wissen, daß man dem Lande nicht durch zu große Masse des Papiergeldes jene Verwirrung und Verluste verursachte, welche davon unzertrennlich sind.

Es wäre aber jene Geldnoth ebenfalls beseitigt worden, und die Bank hätte die Baarzahlungen nicht zu suspendiren nöthig gehabt, wenn die Regierung aus den öffentlichen Einkünften der Bank die Summe vergütet hätte, welche derselben die Anschaffung des fürs Ausland erforderlichen baaren Geldes kostete. Denn im Ganzen und nur etwas später mußte England diese Kosten doch bezahlen, und außerdem hat es nun die Verluste vielfach empfunden, welche das fallende Papiergeld ihm sonst verursachen mußte. Wäre die Baarzahlung nicht unterbrochen worden, so hätte wohl das Gold gegen Papier, der ausländischen Zahlungen wegen, theurer werden müssen, aber nicht beträchtlich, auch darum nicht, weil die Waaren um eben so viel wohlfeiler werden mußten, und das Ausland daher seinen Vortheil dabey gefunden hätte, um so viel mehr an den Summen sich in Waaren abbezahlen zu lassen, oder einen Theil der auswärtigen Zahlungen statt der Engländer zu übernehmen.

Der Nutzen, den die Restriktionsbill hervorgebracht hat, sowohl dadurch, daß man disponible Fonds erhielt, und das für den innern Verkehr nöthige Diskontogeschäft nicht unterbrochen wurde, als auch dadurch, daß mehr Banknoten ausgegeben und

also auch mit dem vermehrten Zahlungsmittel die Cirkulation selbst vermehrt wurde, — dieser Nutzen und besonders dieser letztere auf einem weit solideren und sicherern Fuße, würde auch eingetreten seyn, wenn der Bank durch eine öffentliche Entschädigung möglich gemacht worden wäre, das fürs Ausland nöthige Geld herbeyzuschaffen. — Die Nachtheile dagegen, welche aus dem Fallen des Werths der Banknoten entstehen mußten, werden von Hrn. v. Jakob in folgender Weise aufgezählt: Erstlich verloren alle, welche Noten verliehen hatten, als diese al pari standen; alle, welche Pachtkontrakte in diesem Gelde geschlossen hatten, u. s. w. Wie groß mögen die Summen in einem so ausgedehnten und lebhaften Verkehr seyn, als England hat, die in dem guten Gelde stipulirt, und nun in dem schlechteren bezahlt wurden? Sollten nicht vielleicht die Millionen, welche die Bank durch die Restriktion in Umlauf setzen konnte, wohl nur eine Kleinigkeit genannt werden können gegen die Summen, welche so viele tausend Gläubiger in England durch jene Veränderung verloren? Zweytens machte das Schwanken des Werthes der Noten, daß der ganze Handel und Verkehr den soliden Grund einer sichern Berechnung verlor, daß die Preise in Oscillation geriethen und jedes Geschäft zugleich ein Lotteriespiel wurde. Denn Niemand konnte wissen, ob das Geld, was er heute bot oder empfing, morgen noch so viel werth war als heute. Dieses ist jenes unberechenbare und über zahlreiche Klassen sich erstreckende Uebel, welches allemal mit einem übermäßigen und in seinem Werthe schwankenden Papiergelde verbunden ist, und welches auch Engl[illegible] in demselben Grade empfinden mußte, als letzteres auch dort in [illegible] der befragten Maßregel vorhanden war. — Drittens verkauften Viele unter dem Preise, weil nämlich, wenn das Papiergeld sinkt, die Preise der Waaren in Papiergeld noch eine Zeitlang die nämlichen bleiben. Die Verkä[illegible] begnügen sich einige Zeit, nachdem das Geld schon gefallen ist, mit den alten Preisen, und werden erst nach geraumer Zeit, wenn sie das Geld zum Ankauf ausländischer Produkte, oder solcher Dinge anwenden wollen, welche nun auch gestiegen sind, gewahr, daß sie durch den erhaltenen Preis verkürzt wurden. — Viertens ist in Anschlag zu bringen, daß England dadurch vieles verlor, wenn man bey günstigem Stande der Banknoten Fonds in England anlegte — wie solches häufig während des Krieges aus Vertrauen auf Englands Unüberwindlichkeit geschah, — und später bey gesunkenem Stande sie wiederum herauszog. Es hat Epochen gegeben, wo der Gewinn, den die ausländischen Kapitalisten durch diese Differenz hatten, allein 30 pCt. ausmachte. — Endlich fünftens erlitt die Na-

tion durch das Wiedersteigen der Banknoten eine abermalige Umwälzung des Vermögens. Wer sich zu Zahlungen in Banknoten bey niedrigem Stande derselben verbindlich gemacht hatte, verlor die ganze Differenz des besseren Kaufes, und viele Individuen geriethen durch dieses Steigen geradezu an den Bettelstab.

Hiernach macht nun der deutsche Uebersetzer des Werks von Lowe die Bemerkung, daß sich auch bey dieser Maßregel der allgemeine Satz bewähre, daß die Beobachtung der Gerechtigkeit (von welcher die Restriktionsbill eine Abweichung sanktionirte) nicht etwa moralisch nützlich und politisch schädlich, sondern auch fürs öffentliche Wohl die beste und gedeihlichste Maxime einer Regierung sey; — weil nämlich Opfer, wodurch man die Bank hätte in den Stand setzen können, ihre Verbindlichkeiten pünktlich zu erfüllen, bey weitem weniger nachtheilig für die Nation würden gewesen seyn.

Diese an sich selbst sehr interessante Ausführung zeigt nun auch, daß die durchs Papiergeld geschaffenen Geldkräfte für die Unterstützung der öffentlichen Anstrengungen im Kriege als kein allzugroßes Hülfsmittel betrachtet werden konnten. Das Gleiche glaubt der Verfasser auch von der Unterbrechung der Schiffahrt von Frankreich, Holland und den übrigen von Napoleon abhängigen Staaten behaupten zu können, weil nämlich die Schiffahrt dieser Völker nicht bloß den brittischen Schiffen, sondern in weit höherem Maße den Neutralen zugefallen sey. Und das, was im Verlauf des Krieges zur Beschränkung des neutralen Handels unternommen worden, scheint dem Verfasser durchaus keinen Nutzen, sondern den entschiedensten Nachtheil hervorgebracht zu haben, so daß auch durch diese etwas gewaltsamen und schwerlich gerecht zu nennenden Maßregeln ein abermaliger Beleg dazu gegeben wurde, daß die Beobachtung gewissenhafter Gerechtigkeit mehrentheils auch die politisch nützlichste Maxime ist.

Es scheint demnach ausgemacht, daß die Hauptquelle für den Krieg in der durch das Bedürfniß des Augenblicks in unnatürlich raschen Gang gesetzten Industrie lag, welche aber nach eintretendem Frieden eine verhältnißmäßig desto größere Stockung und Lähmung hinter sich lassen mußte; wovon auch die Wechsel in den Preisen der Dinge einen Maßstab abgeben, welche der Verfasser im zweyten Kapitel zum Gegenstand der Untersuchung macht, und wovon wir nur folgendes Resultat anführen wollen, daß die Preise stiegen (im Allgemeinen nämlich und in Summa)

von 1792 bis 1806, also in 14 Jahren um 30 pCt.
von 1806 bis 1814, also in 8 Jahren abermals um 30 pCt.

und von 1814 bis 1823, also abermals in acht Jahren, sind sie wiederum gefallen, nahe an 40 pCt.

Nach dem Frieden wurden an zwey bis drey Mal hundert tausend Soldaten, Milizen, Matrosen ꝛc. abgedankt, wovon die meisten zur produktiven Arbeit zurückkehrten, während eine große Menge der Manufakturisten (auch wohl nicht weniger als hundert tausend) mit einem Male ihre Beschäftigungen verloren. Daraus entstand eine plötzliche Ueberfüllung von arbeitsuchenden Leuten und ein schnelles Fallen des Arbeitslohns. Wie groß die Summe gewesen seyn müsse, die nun als Antrieb der Industrie wegfiel, erhellt aus folgender Zusammenstellung der von der Regierung in den letztern fünf Kriegs- und den ersten fünf Friedensjahren ausgegebenen Summen:

Kriegsjahre.			Friedensjahre.		
1811 —	92,200,000	Pf.	1820 —	61,000,000	Pf.
1812 —	103,400,000	»	1819 —	59,000,000	»
1813 —	121,000,000	»	1818 —	67,000,000	»
1814 —	117,000,000	»	1817 —	66,000,000	»
1815 —	110,000,000	»	1816 —	61,000,000	»
Durchsch.	108,720,000	»		64,000,000	»

Der Friede verursachte also eine Reduktion von fast 50 Millionen Pfund Sterling in den Ausgaben der Regierung für Arbeit, oder wie die National-Oekonomen sich ausdrücken, für die Aufmunterung der Industrie. Während des Krieges gingen alle dortigen Anlagen und Unternehmungen, öffentliche sowohl als Privatunternehmungen (als Manufakturen, Handelshäuser, Erziehungshäuser und Etablissements von der verschiedensten Art) ins Große, und waren fast sämmtlich auf eine Nation berechnet, welche nicht nur an Zahl, sondern auch an Reichthum in stetem Wachsthum begriffen ist. Jetzt mußten alle diese Unternehmungen, und was davon abhängt, einen Stoß erleiden. Jene Kapitale, die nun nicht mehr von der Regierung ausgegeben wurden, gingen zwar nicht verloren, sie fanden aber nur sehr langsam eine andere und ungenügende, wenigstens in ihren Wirkungen viel unscheinbarere Art der Anwendung. — Die Bevölkerung nahm jährlich fortschreitend zu (welchen Gegenstand wir unten noch näher betrachten wollen); eine Wirkung hievon war allerdings, daß die Konsumtion von Acker- und Manufaktur-Produkten, wenn sie von der einen Seite abnahm, von der andern auch wieder vermehrt wurde: allein theils wegen der größeren Oekonomie, welche die veränderten Umstände nothwendig machten, theils aus andern Ursachen, hielt die Zunahme der Konsumtion nicht gleichen Schritt mit der Produktion, und so wurde ein allgemeines und schnelles Fallen der Preise unvermeidlich. — Den

Landbauern und Pächtern wurden die auch durch das Hereinströmen fremden Getreides plötzlich und gewaltig niedergedrückten Kornpreise sehr nachtheilig. — Es kam hinzu, daß der Druck der allgemeinen und besondern Schuldenlast in hohem Maß durch das Steigen der Banknoten auf ihren alten Werth im Jahre 1814 vermehrt wurde *). — Und so waren es nur die, welche feste Renten beziehen, eine verhältnißmäßig geringe Zahl, welche durch den Uebergang gewannen, und zwar zum Theil in einer für die anderen Klassen drückenden Weise gewannen. Die Kaufleute verloren wohl 20 p. Ct. von ihrem Einkommen, die Pächter wohl über 50 pr. Ct. und die Grundherren verloren ebenfalls viel durch die unsichere Eintreibung der Grundrenten. Der Arbeitslohn der geringen Klassen hat sich zwar ebenfalls sehr vermindert, jedoch wird diese Verschlimmerung, in so fern sie nämlich überhaupt Arbeit behalten, durch die größere Wohlfeilheit der Bedürfnisse zum Theil wieder ausgeglichen.

* * *

Es dürfte manchen Lesern nicht unangenehm seyn, in ähnlicher Weise, als über die bisher betrachteten Punkte, auch über die wichtigen Kapitel der Bevölkerung, des Ackerbaues, und eines oder des anderen damit verwandten Gegenstandes das Resultat von Untersuchungen kennen zu lernen, welche zugleich unstreitig die Ansichten vieler andern Schriftsteller und Staatsmänner in sich enthalten, näher erörtern, oder vereinigen.

Von der Bevölkerung handelt das siebente Kapitel. Das System des Herrn Lowe ist mit einigen ganz bedeutenden Einschränkungen jenes des Herrn Grai, welches dieser gegen Herrn Malthus seit 1815 in verschiedenen Schriften: Happiness of States, All Classes productive of National wealth u. s. w. entwickelt hat. Der Gedankengang ist ungefähr dieser.

Wenn auf einem gegebenen Raume nur wenige Menschen angesiedelt sind, wie z. B. in Gegenden der Fall ist, wo einzelne reiche Herren und arme Hüttenbewohner das Land bewohnen, und sich weder nahrhafte Märkte noch wohlhabende Städte gebildet haben, so mit einem Worte, wie diese Autoren sich das gesammte Mit-

*) Die 30 Millionen Zinsen für die öffentliche Schuld Großbritanniens gleichen in ihrem Drucke 40 Millionen vom Werthe des Geldes von 1813: und da die Regierung in ihren Ausgaben den Druck an mehr als zwey Drittheilen fühlt, die Erleichterung aber kaum an einem Drittheile, so trägt dieß wesentlich bey, daß die Bezahlung der Abgaben seit dem Frieden dem Volke so schwer geworden ist, und die Proportion der Lasten gegen die Kräfte, sie zu tragen, sich so sehr vergrößert hat.

telalter denken, ohne es mit einer historischen Erforschung desselben irgend genauer, auch wohl noch weniger genau zu nehmen, als die von ihnen der Ueberschätzung und Schwärmerey angeklagten Dichter und Verehrer des vielen Großen in jener Zeit — so muß sich, weniger und mehr, jede Familie alles, was sie nöthig hat, selbst machen oder anschaffen. Niemand kann seine Zeit mit einerley Geschäft ausfüllen; jeder baut sein Stück Land für sich, flicht seine Hütte, bäckt und brauet für sich, ist sein eigener Schneider, Schuster, Maurer rc. Es versteht sich, sagt man, daß er das meiste schlecht, auch langsam macht. (Die wenigen großen Besitzer haben eine Hofeseinrichtung wie die andern, die eines ärmlichen Hauswesens.) Hat sich nun, wie auch immer, ein Dorf gebildet, womit es oft lange hingeht, und wächst die Bevölkerung an, so fangen die Geschäfte auch an, nach und nach sich zu sondern. Dieses geht schneller, wenn das Dorf zum Flecken, der Flecken zur Stadt wird. Arbeit, die fast alle brauchen, wie die eines Bäckers, Fleischers, Schneiders, Schusters kann schon in einer Stadt von nur 1500 bis 3000 Einwohnern völlig gesondert werden; andere Geschäfte aber lassen sich auch da noch nicht vollkommen theilen. Der Krämer wird zugleich Würzkrämer, Leinwandhändler, Tuchhändler seyn müssen; der Arzt muß zugleich Apotheker, Chirurg, Geburtshelfer seyn. Werden die Städte größer, so verliert sich die Vermischung immer mehr, und Theilung der Beschäftigung tritt immer mehr ein.

Ist nun aber die größtmögliche Menschenmenge in großen Städten vereinigt, so wie etwa heut zu Tage in Paris und London; so findet man endlich das Kaufmanns-, das Manufaktur- und Handwerksgeschäft in die einfachsten Elemente aufgelöst. Hier treibt der Eine bloß Wechselgeschäfte, der Andere gibt bloß Banknoten aus, der dritte übernimmt bloß Auszahlungen u. s. w. Der Kaufmann beschränkt seinen Handel auf eine Waare, auf vielfach untergetheilte Gattungen von Waaren, er verkauft nur in einem Quartier der Stadt u. s. f. Diese Theilung der Arbeit, als das hohe Ziel der Vervollkommnung der Gesellschaft im Sinne der National-Oekonomen, zeigt sich am sichtbarsten bey den mechanischen Künsten. Es gibt Schuhmacher, Stiefelmacher, Pantoffelmacher; — Schuhmacher für Männer, für Frauen, für Kinder; — Stiefelzuschneider, Stiefelzusammennäher, Stiefelmacher; — Frackschneider, Oberrockschneider, Westen-, Beinkleiderschneider, und so in allen Fächern.

Aehnliche Wirkungen als das Zusammenleben in großen Hauptstädten hat für Blüthe der Gewerbe und Vielfältigkeit des Verdienstes überhaupt eine große Bevölkerung, welche in zahlreichen Städten und Flecken vertheilt ist, wenn diese durch Kanäle,

Landstraßen, Seeküsten u. s. w. den Vortheil einer sehr erleichterten Kommunikation unter einander genießen.

Dieß war z. B. schon im funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderte der Fall in Holland, wo man auch jetzt 362 Einwohner auf eine englische Quadratmeile rechnet; und in Flandern, wo der Vortheil eines fruchtbaren Bodens hinzukommt, und wo man (in Ost-Flandern nämlich) 554 Einwohner auf eine englische Quadrat-Meile annimmt. Das Lombardisch-Venetianische Königreich ist in dieser Beziehung mehr als andere Länder begünstigt; es hat etwa 219 Einwohner auf einer englischen Quadrat-Meile. England im Ganzen hat diesen Vortheil bedeutend mehr als Frankreich, und Frankreich mehr als Deutschland. In dem eigentlichen England, ohne Schottland und Wales, rechnet man 232; in Großbritannien ohne Irland 165 Einwohner auf eine englische Quadrat-Meile, in Frankreich 150; in Deutschland etwa 130 *). Was die Volkszahl der Städte betrifft, so vergleicht der Verfasser Frankreich und England in dieser Beziehung dadurch, daß er die zwölf ansehnlichsten Städte in Frankreich und Großbritannien mit einander vergleicht, wovon diese eine auffallend größere Einwohnerzahl haben als jene, z. B.

London	1,225,694;	dagegen	Paris	720,000;
Glasgow	147,000;	—	Lyon	115,000;
Edinburgh	138,000;	—	Marseille	102,000;
Manchester	133,788;	—	Bourdeaux	92,000 u. s. f.

Der Verfasser glaubt nun nachweisen zu können, daß die bevölkertsten Länder auch den größten National-Reichthum haben, d. h. am meisten und in der mannigfaltigsten Art Nachfrage und Produktion entwickeln; was er auch aus der Größe der Abgaben schließt. Es kämen z. B. im eigentlichen England 3 Pfund, 2 Schillinge, in Frankreich 1 Pfund, 4 Schillinge, in den deutschen Staaten zwischen 15 und 13 Schilling, in den Niederlanden im Ganzen 1 Pfund nach Durchschnittsberechnungen auf einen Kopf. Das, was die Unterthanen an Geld zahlen müssen, scheint nun ein Höhemesser für das zu seyn, was sie an Geld zahlen können, und also im Allgemeinen auch für den so genannten Nationalreichthum, welcher aus den Geldprofiten aller einzelnen zusammengesetzt ist. — In wie fern von dem Resultat einer solchen Durchschnittsberechnung auf die Summe des individuellen Wohlseyns bey einer Nation überhaupt und im Ganzen geschlossen werden darf, untersuchen die National-Oekonomen nicht.

*) Für Sachsen und Würtemberg werden 170 gerechnet, für Baiern 120; für die österreichischen Staaten mit der Lombardey und Gallizien 112; Preußen 100; Hannover 90 auf eine englische Quadr. Meile.

Etwas anders verhält es sich mit einer starken Bevölkerung, welche nicht in großen Städten versammelt, oder in viele das Land bereichernde Städte und Märkte vertheilt, noch auch durch Kommunikationsmittel mit einander in eine beynahe städtische Verbindung gebracht ist; in einem Worte, mit einer zahlreichen, aber nicht städtischen, sondern aus getrennten Häuslern bestehenden Bevölkerung, wie etwa in Irland, wo man wegen unbeschränkter Vermehrung der kleinen Pächter einen sehr großen Anwachs der Volkszahl findet; so daß in diesem nur wenig innere Kommunikationsmittel darbietenden Lande 237 Einwohner auf eine Quadratmeile gerechnet werden.

Diesen Unterschied zwischen Bevölkerung überhaupt und städtischer Bevölkerung macht Herr Lowe als eine Einschränkung und Erläuterung des Systems von Herrn Grai geltend: beyde stimmen aber nun darin überein, zu sagen, daß, je mehr ein Land städtische Bevölkerung habe, um so mehr auch die Lebensmittel vermehrt werden in ähnlicher Art, als Häuser und Kleider sich vermehren; — um so mehr der Beschäftigungskreis der Individuen erweitert werde, und die Vermehrung der Volkszahl keineswegs eine Verminderung des individuellen Einkommens oder Vermögens zur Folge habe. Hiebey wird vom Verf. zwar bemerkt, daß die Nahrungsmittel einer auf das Nothwendigste beschränkten Familie in einem ganz anderen Verhältniß zur Gesammtausgabe derselben stehen, als bey einer mittleren oder gar reichen Familie, da sie bey jener wohl 75 p. Ct., bey dieser kaum 30 p. Ct. ihrer Einnahme erfordern, welches dann namentlich jede Vertheurung die erstere um so mehr empfinden läßt, — er behauptet aber andererseits im Allgemeinen, daß die Lebensmittel reichlich genug vermehrt werden können, um dem Bedürfniß einer steigenden Bevölkerung zu genügen. Er stellt den Satz auf, daß die Vermehrung der Produkte weit weniger von der Erweiterung neukultivirter Flächen, als von der vermehrten Zahl der Hände und der vollkommenern Arbeit, die an das seit lange angebaute Land gewendet werden, herkommen könne *). Je weiter die Civilisation vor-

---

*) Der Verfasser beruft sich in diesem Betreff auf die Erfahrung, daß in der letzteren Zeit in England bey so sehr vermehrter Produktion die Zahl der Einpferchungsbills viel kleiner geworden sey und unter andern auch auf das Zeugniß des von der Kommität des Parlaments im Jahre 1810 befragten Herrn Becher aus der Grafschaft Suffolk, welcher namentlich sagte: Ich glaube nicht, daß die Ländereyen, die jetzt mit Weizen bestellt sind, sich allgemein in dem hohen Grade der Kultur befinden, daß sie auch ohne besonders reiche Ernten leicht zur inländischen Konsumtion zureichen würden; allein so viel weiß ich, daß schon das bloße Behacken des

rückt, wird gesagt, desto vollkommner wird die Arbeit und desto mehr Produkte bringt sie hervor, theils durch Instrumente und Maschinen, theils durch den Umstand, daß immer weniger Hände nöthig werden, um dieselbe Quantität Ackerfrüchte hervorzubringen, so daß sich fast zwey Drittel derselben mit Produzirung anderer Bedürfnißmittel beschäftigen können. In einer vor etwa 150 Jahren aufgenommenen Liste würden unter 100 Personen 50 Ackerleute gewesen seyn, gegenwärtig nur 33, so daß also ein beträchtlicher Theil mehr in Städten leben kann. — Gegen Fehlernten, die nie allgemein seyn werden, soll die Verbindung der civilisirten Völker unter einander schützen.

Die Schriftsteller, zu denen auch unser Verfasser gehört, welche sich die Zunahme des National- und individuellen Wohls vom unbegränzten Fortschreiten der Bevölkerung und der Industrie versprechen, verlangen also allerdings zunächst einen sorgfältigen Ackerbau, welcher um so vollkommner werden soll, je mehr die Volksmenge zunimmt. Außerdem aber eine möglichst große unbeschränkt steigende, durchs ganze Land verbreitete städtische Bevölkerung. Sie wollen nur so viel Menschen für den Ackerbau verwendet wissen, als nöthig ist, um möglichst viel Ackerfrüchte hervorzubringen, welches namentlich mehr geschieht, wenn statt vieler kleinen Häusler größere Wirthschaften Statt finden, für welche größere Kapitale angelegt, mehr Maschinen angewendet, und bey geringerer eigener Konsumtion größere Ueberschüsse erhalten werden können, um sie an die städtische Bevölkerung zu verkaufen. Alle nicht ackerbauende Klassen kaufen nun den Landleuten den Ueberfluß ihrer Produkte ab, welchen diese ohne das gar nicht hervorbringen könnten. Je mehr der Landbau Manufakturisten unterhält, und je mehr beyde Gewerbe den Handelsleuten zu thun verschaffen, desto besser steht es um den Nationalreichthum. Die Manufakturen sollen eben nicht bloß in die größten Städte zusammengedrängt seyn, sondern vertheilt in Provinzialstädten angelegt werden, welches sie auch weniger ungesund macht. In den kleinen und großen Städten nun bringen beynahe alle Klassen etwas im Sinne der National-Oekonomen Nützliches hervor: die geringere Klasse in den Städten liefert Möbel, Kleidungsstücke, Wohnungen; die höhern sorgen für die Vergnügun-

Weizens so viel thut, und ein jedesmaliges Behacken im Durchschnitt wenigstens zwey Scheffel auf jeden Acker mehr bringt. Ich habe den Versuch mehr als einmal auf denselben Feldern gemacht; ich habe einige Aecker gar nicht, andere ein Mal, andere zwey Mal behacken lassen, und allgemein gefunden, daß der Acker, den ich ein Mal hatte behacken lassen, zwey Scheffel und darüber mehr gab, und ein Acker, den ich zwey Mal behacken ließ, vier Scheffel mehr brachte, als einer, an welchen diese Mühe nicht gewendet worden war.

gen, den Unterricht oder den Luxus der Reichen. Die Reichsten thun in diesem nämlichen Sinne eigentlich gar nichts; man kann sie aber als eine Reserve von Kapital und Arbeitsquantitäten betrachten, die auf den Fall gebietender Nothwendigkeit gebraucht werden können, um die Lebensmittel vermehren zu helfen.

Die Theilung der Arbeit macht, daß jeder schnell, viel und gut hervorbringt, und die Mannigfaltigkeit der Bedürfnisse, daß er des Absatzes gewiß ist, und viel hervorbringen und verdienen kann. Erfindungen und Vervollkommnungen, welche eine große Zahl von Arbeitern in einem bestimmten Gewerbe überflüssig machen, oder Umstände, wie Wechsel der Mode oder sonstige auch im Frieden vorkommende Aenderungen in Nachfrage und Bedürfniß, welche einzelne Klassen erwerblos machen, sind zwar harte Anomalien; sie gleichen sich aber, so meint man, im Ganzen bald wieder aus. Die Leidenden finden in der vielfachen Nachfrage das Hülfsmittel leichterer Entschädigung, und auch ihnen kommt die mit der größeren und vielseitigeren Erzeugung verbundene Wohlfeilheit mancher Bedürfnisse zu Gute. — Die Gewerbetreibenden im Ganzen versehen zunächst die Landleute mit manchen Nothwendigkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens, deren letztere entbehren würden, wenn keine Städte wären. Was diesen in der ersten einfachen Zeit in einem ganz geringen Maße die Bedürfnisse der Hofhaltung ihres Grundherrn darboten, nämlich das Vorhandenseyn einzelner Handwerker, welche ihnen das Getreide, was sie hervorbrachten und weder an die Herrschaft lieferten, noch auch konsumirten, abnehmen, und sie dafür mit anderen Bedürfnissen versehen konnten, das leisten ihnen nun in sehr erweitertem Maße die Städte. Je mehr die Landleute hervorbringen, desto besser, wenn eine hinreichend große und fortgehend steigende städtische Bevölkerung immer mehrere Nahrungsmittel bedarf; und diese letztere kann alle Kräfte und Zeit darauf verwenden, um recht viel und gut mit Theilung der Arbeit zu produciren. Der Bürgerstand kann darauf rechnen, daß ihm ein wohlhabender Stand der Landleute viel abnimmt; und daß das Uebrige von andern Bürgern, welche andere Dinge hervorbringen, oder wenn auch in der eignen Stadt nicht Abnehmer genug wären, von der Bevölkerung anderer Städte des Landes ihm abgekauft werde. Manche Gewerbe arbeiten selbst für andere Länder, ja für den ganzen Welttheil. Der reiche Adel gibt zwar oft mehr dem Kaufmann, als den einheimischen Fabrikanten und Arbeitern zu thun; aber dennoch setzt auch er, und überhaupt alle Reichern in verschiedener Abstufung, vorzüglich diejenigen Zweige der Industrie in Bewegung, welche Luxusgegenstände liefern. Und das im Vermögen der Reichsten steckende Kapital bleibt gleichsam im Hinterhalt

und Vorrath auf außerordentliche Fälle öffentlichen Mangels und Bedürfnisses, wie schon oben erwähnt worden.

Solches ist das Bild der Vollkommenheit und Blüthe menschlicher Gesellschaften, wie es viele National-Oekonomen entwerfen, und mit rücksichtsloser Konsequenz es weiter auszuführen und im Einzelnen anzuwenden bemüht sind; und wobey sie sich auch wohl auf den göttlichen Ausspruch: »Wachset und mehret euch;« — so wie auch darauf berufen, die Vorsehung habe dafür gesorgt, daß je mehr die Zahl der Menschen zunähme, um so mehr auch an Subsistenzmitteln hervorgebracht würde.

Man hat es früher auch wohl eine Veranstaltung der Vorsehung genannt, daß, wo der Menschen zu viel und ihre Bevölkerung allzu dicht würde, gehörigen Orts Seuchen, Pest, Hungersnoth, Empörungen und allgemeine Kriege einträten, um die Reihen wieder zu lichten, und einen Theil der Menschen in Elend zu Grunde gehen zu lassen, damit der übrige sich wieder etwas besser befinden könnte. — Wüßten wir nur aus solchen Zeichen etwas von der göttlichen Weltführung, so stünde es wohl nicht aufs beste um unsere religiösen Erkenntnisse und Hoffnungen, und es scheint viel gerathener, aus den Untersuchungen einer kurzsichtigen und gegen Sittlichkeit sich indifferent verhaltenden Wissenschaft die Erwähnung einer heiligen Vorsicht wegzulassen, welche in keiner ihrer Fügungen ohne die Idee von Heiligkeit und Verdammung des sittlich Bösen auch nur von ferne verstanden werden kann.

Für die materiellste Seite des Lebens, daß nämlich jeder Geld verdienen, und für dieses Geld etwas anschaffen könne, was ihm für leibliche Bedürfnisse oder sinnliche Genüsse was immer für einer Art dienen kann, enthält jene Darstellung und die darauf gebauten Forderungen allerdings viel Wahres. Aber auch in dieser Beziehung bleiben noch eine Menge Zweifel dagegen übrig. Schon der Mangel an den nothwendigsten Lebensmitteln in schlechten, die Ueberfüllung der Schrannen und Märkte in guten Jahren, und im Allgemeinen die oft und vielfach eintretende Hemmung des Gleichgewichts zwischen Produktion und Bedürfniß möchte wohl gerechte Zweifel gegen die Untrüglichkeit des Systems erwecken können. Man wird zwar antworten, daß diesen Ungleichheiten eben durch eine immer größere Ausdehnung der Bevölkerung und der Kommunikationsmittel abgeholfen werden solle; aber da immer noch etwas Bedeutendes auf Sonnenschein und Regen mit ankommt, so dürfte es doch auch in Betreff der nöthigsten Nahrungsmittel schwer zu vermeiden seyn, daß nicht entweder bey Ueberfluß der Gaben der Natur weniger Geld dafür an die Landleute komme, als nöthig ist, ihnen gehörigen Geldgewinn zu ge-

ben und den Städtern genug abzunehmen; — oder daß nicht bey schlechten Ernten ganze Haufen der städtischen Bevölkerung nicht so viel Geld verdienen können, um sich die nöthigen Nahrungsmittel zu kaufen. — Aber auch abgesehen von dem jedesmaligen Verhältniß zwischen Naturprodukten und Bedürfniß, so treten auch in dem Verhältniß von Nachfrage und Arbeit in den mannigfaltigen Zweigen der auf Geldgewinnst gerichteten Thätigkeit so viele Lücken und Ungleichheiten ein, daß man es wohl geradezu einen falschen Satz möchte nennen können, daß jeder, auch bey gesunden Tagen und in ruhigen Zeiten, sich in großen Städten allemal, was er nöthig hat, verdienen könne. Woher so oft eine so große Zahl von Bewerbern, wovon nur einer und der andere befriedigt werden kann? woher so viele Seufzer und Klagen, vom Geräusch übertönt, aber in stillen Kammern und elenden Behältnissen ausgestoßen; so viel Jammer neben dem größten Glanz; so viel unterdrückter Kummer, der sich oft mit Verzweiflung und Vernichtung endet? Und da der physischen Gebrechen, der Krankheiten und Schwächen aller Art so viele sind, wie ist es möglich, diese subjektive Unfähigkeit so mancher Individuen, sich das Nöthige zu erwerben, gar nicht in Anschlag zu bringen? Und wie, wenn nicht für das Alter gesorgt ist, und auf ein Leben, welches durch Arbeit das zureichende Brot gewann, ein schwer bekümmertes, darbendes und zurückgesetztes Alter folgt?

Wir möchten hiebey noch besonders erwogen wissen, daß das System der uneingeschränkten städtischen Bevölkerung und des Geldgewinnstes für viele Tausend Individuen den Druck einer wirklichen Sklaverey herbeyführt; und um diesem zu entgehen, viele tausend Andere gezwungen werden, nach einer so isolirten Lage zu streben, daß sie, bloß auf das eigene Vermögen, Geld zu verdienen, angewiesen, von keinem andern in Zeiten der Noth eine Aushülfe zu erwarten berechtigt sind. Das Prinzip der Theilung der Arbeit wird z. B. auch auf die für einen bestimmten, möglichst kärglichen Taglohn angestrengten Fabrikarbeiter, Knaben und Kinder ausgedehnt, welche ihre Jahre damit zubringen müssen, einen einzelnen mechanischen Griff und Akt zu verrichten, z. B. in einer Nähnadel-Fabrik, den kleinen Kanal an dem Nadelöhr zu machen, oder das Nadellöchel durch einen Punkt anzudeuten, oder endlich das Löchel selbst einzubohren. Diese zahlreiche Population nun hat zwar alle Nachtheile der Theilung der Arbeit, indem sie zu höchst einförmigen mechanischen Sklavendiensten von Morgen bis Abend verurtheilt ist: allein ihr kommt der Vortheil nur sehr sparsam zu gut, da es ihr nicht vergönnt ist, durch verschiedenartige Arbeit und Verkauf so viel zu verdienen, als wohl möglich wäre. Mit einem Worte, die Vortheile dieses Systems

hat jeder nur, in so fern er schon in einer etwas unabhängigen Lage ist, um alles das, was er hervorzubringen vermag, frey und so vortheilhaft als möglich zu Gelde zu machen. Um dieß nun zu können, wird Jeder angetrieben werden, sich so viel möglich von allen Leistungen an Andere loszumachen, welche ihn hindern, so Vieles und so vortheilhaft als möglich zu produziren und zu verkaufen; und wären sonstige Vortheile, die er aus dem Verbande wieder erhielt, auch noch so groß, so wird er darauf zu verzichten geneigt seyn, um nur seinerseits zu keinen ständigen, ihn im Verkaufen beschränkenden Leistungen verbunden zu seyn. So stehen die Menschen immer mehr vereinzelt und auf das eigene Ringen um Profit angewiesen da; große Profite werden sie leicht übermüthig und leichtfertig, und dann bey versiegender Quelle um so unglückseliger machen; Mangel am nöthigen Profit aber und unvorgesehenes Unglück, Krankheit und Alter rc. die ganze Qual der bittersten Hülflosigkeit über sie ausgießen. — Diese dreyfache, leider höchst zahlreiche Ordnung von Menschenklassen muß gleich vorhinein von der Alleinbeseligung des Systems der Arbeitstheilung und der Geld-Industrie ausgenommen werden. Und auch jene, welche nicht darunter gehören, werden immer in zwey Klassen zerfallen, nämlich in solche, welche durch die Umstände hinlänglich begünstigt werden, um die Last, welche sie an Steuern, Zinsen Renten rc. kurz an solchen Abgaben erleiden, die sie machen müssen, um ihr Gewerbe treiben, und davon den gehofften und erstrebten größtmöglichen Gewinn beziehen zu können — um diese zum Geldgewinn nothwendigen Geldausgaben gehörig auf andere zu wälzen und ein erkleckliches M e h r einzunehmen als auszugeben; — und dann z w e y t e n s solche, welchen diese Operation gar nicht, oder doch nur in allzugeringem Maße gelingt. Auf diese beyden Klassen bleibt immer die alte Fabel von den zwey Mühlen anzuwenden, wovon die eine still steht, weil der Bach bey eintretender Hitze versiegt, die andere aber von »einem kräftigen Wasser getrieben wird, welches allezeit die völliglichen Räder in Bewegung bringt, die Erde sey trocken oder naß« — u. s. w.

Auch noch andre Beschränkungen und Zweifel bleiben übrig. Ist es z. B. unbedingt wahr, daß der Hebel der Industrie von selbst die Vortrefflichkeit der Waaren hervorbringt? Viel Wahres ist hierin unstreitig, allein da bekanntlich für den Absatz vorzüglich auf solche Eigenschaften gesehen wird, welche das Auge und das Wohlgefallen schnell für sich einnehmen, und da andrerseits bey großer Nachfrage immer auch Viele sind, welche die innere Güte der Waaren zu prüfen nicht verstehen, oder sich nicht angelegen seyn lassen, auch von den solidesten und besten Arbeitern nicht Alle befriedigt werden können, so bewirkt gerade die große

Nachfrage zuweilen auch, daß die Waaren nachläßig und schlecht gemacht werden, da sich auch für solche Waaren Gelegenheit zum Absatz findet. — Und Werke, an denen der Geist irgend einen Antheil nimmt, werden offenbar mehrentheils schlecht verrichtet, wenn dabey hauptsächlich oder gar ausschließlich der Geldgewinn bezielt wird, und nicht die Liebe zur Sache und eine freudige Sorgfalt die Haupthebel sind.

Ob es übrigens dem Menschenkenner und Menschenfreunde eine wohlthätige Vorstellung seyn kann, ganze Nationen, und so zu reden, das ganze Geschlecht gleichsam in eine unaufhörliche Hetze und Treibjagd gesetzt sich zu denken, zu dem Ende, daß jeder finde, was ihm zu kaufen gelüstet, und daß jeder in den Fall komme, durch Verkauf seiner Dienste oder Produkte Geld zum Ankaufen zu erwerben, verdiente wohl eine genauere Untersuchung. Wie man es auch nur auf eine kurze Zeit ganz außer Acht lassen kann, daß die wahren Güter am wenigsten erkauft, und eben so wenig zum Verkauf durch Geld hervorgebracht werden können, scheint kaum begreiflich. Es handelt sich zum Theil um sehr entbehrliche, zum Theil auch wohl um verderbliche und schädliche Dinge, welche durch die in höchsten Schwung gebrachte Cirkulation sich überall hin zu vertheilen streben, während unzählige edle Anlagen und Kräfte ganz andern Gesetzen folgen, und an ganz andere Bedingungen gebunden sind, als der möglich große Geldgewinn durch Produzirung und Verkauf sie mit sich bringt — zu geschweigen, daß das Zusammendrängen einer unermeßlichen Population in Städten viel Nachtheiliges und Hemmendes für die freye Organisation und Entwicklung des Körpers wie des Gemüthes in seinem Gefolge hat, durch das enge Zusammenwohnen, besonders unter ungünstigen äußern Umständen sich sonst unbekannte Krankheiten erzeugen können, allemal aber die Krankheitsstoffe sich leichter verbreiten und mittheilen, und daß überhaupt, da sich das Verderben eben so leicht, ja wohl auch leichter mittheilt, als das Gute und Heilsame, der Vortheil der möglichst vervielfachten Kommunikationsmittel, ohne verhältnißmäßige Garantie und Fürsorge, daß sich nicht das Schädliche und Verderbliche am allermeisten verbreite, wenigstens ein sehr zweydeutiger seyn dürfte. Wie die Städte in sich den Keim zu einer großen physischen und sittlichen Entartung haben, so ist es andrerseits ein zweydeutiges Geschenk für den Landmann, wenn er in seiner ganzen Lebensweise gar zu sehr an städtische und vielfältige Bedürfnisse gewöhnt wird. Einfalt der Sitte und die Kraft des ungetheilten Gemüthes wird für ihn größtentheils verloren gehn. Das Interesse des Geldgewinns, diese große Basis des ganzen Gedankengebäudes, ist ja auch un-

mittelbar die Quelle der größten Abstumpfung für alle höhere und bessere Angelegenheiten und Motive, und bey manchen Individuen auch wirklicher kleiner und großer Schlechtigkeiten. Eigennutz führt zu manchen unedeln Mitteln, ihn zu befriedigen, und indem der Lüsternheit der Käufer gefröhnt wird, wird mit nichten immer etwas Gutes und Wohlthätiges zu Stande gebracht. Auf möglichste Benutzung des Augenblicks um Geldgewinn angewiesen, wird dem Menschen alles, was ihm um höherer Zwecke willen werth und heilig seyn soll, ferner gerückt; die Lehre der Vergangenheit, der Zukunft Trost und Warnung verlieren an ihrer Stärke. Der Mensch lernt nicht auf etwas Gegebenes und Unabänderliches das Gebäude seines irdischen Wohlseyns gründen, sondern nach den Eingebungen eines blinden, keiner hohen und reinen Idee gehorchenden Eigenwillens, auf einen wankenden und schwindenden Boden die Bildungen einer ewig wechselnden Willkür aufzuführen. — Wenn das nämliche Prinzip auch das Gebiet der geistigen Thätigkeiten und Werke mehr und mehr von sich abhängig gemacht, wenn es auf Literatur und Kunst, auf Amtsverwaltung selbst im Staat und Kirche seinen herrschenden Einfluß geltend gemacht hat; wenn das Bestreben, sich zu vereinzeln, wozu es, wie wir gesehen haben, nothwendig hinführt, auch im Großen und Allgemeinen gewirkt, und alle jene Bande, wodurch die einzelnen Menschen mit den größten und segenvollsten Institutionen zusammenhangen, schlaff gemacht oder gar zerrissen hat; wenn mehr und mehr die Produzirenden auch im Geistigen, nur einem etwas versteckteren gemeinen Gewinn dienen, und die Genießenden und Gebrauchenden, nämlich die Bezahlenden immer allgemeiner die Dinge nach dem Maße ihres zufälligen Behagens schätzen, dann sind alle Elemente der Auflösung da: dann braucht es nur einiger ungünstigen Einflüsse der Umstände, so sind die Fäuste tobender Luddisten und Whiteboís, und die leitenden Köpfe weitverzweigter Karbonari- und Kommunerosbünde, nicht bloß als Hebel einzelner Rebellionen, sondern, was viel schlimmer ist, als Symptome allgemeiner, über den bey weitem größten Theil der Gesellschaft ausgebreiteter Uebel vorhanden.

Da es uns jedoch keineswegs um Deklamation oder Polemik zu thun ist, so wollen wir nicht übersehen, daß solche verderbliche Ausartungen nur dann möglich sind, wenn die moralischen Triebfedern und Kräfte bey den Nationen sehr geschwächt wurden; ein Verderben, welches die Wortführer jener auf unbegränzte Ausdehnung der Population und des Geldverkehrs dringenden Wissenschaft oft weit entfernt sind zu wollen, und welches auch wirklich von solchen Ländern, wo jene Wissenschaft zur Anwendung kommt, auf eine gewisse Zeit und unter dem beschützen-

den Einfluß sonstiger günstigen Verhältnisse in hohem Maße abgehalten werden kann. Allerdings erwachsen die, große und allgemeine Erschütterungen begleitenden sittlichen Uebel ursprünglich und mit ihren tiefsten Wurzeln nur aus geistigen Ursachen, und man wird gern anerkennen, daß die verständigern und gemäßigteren Anhänger der Lehre von der schrankenlos erweiterten Population und Industrie keineswegs in solchen Uebertreibungen sich gefallen, wie etwa Hr. Godwin und seine Schule, welche alle ehrwürdigen und heiligen Institutionen, selbst die Ehe, und wie sich von selbst versteht, die von der Kirche eingesetzten Anstalten, als Hindernisse jener sichern und alleinigen Menschenbeglückung weggeräumt und dem Prinzip hingeopfert sehen möchten. Ob aber die letztern nicht in gewissem Sinn konsequenter sind, als jene, möchte wohl zweifelhaft erscheinen, da doch offenbar so mancher Kerl, wenn er nicht ans Gesetz der Ehe gebunden ist, weit mehr Produzenten und Konsumenten in die Welt setzen kann, und auch wirklich setzt, als wenn er sich demselben unterwirft. Vielleicht denkt sich z. B. der Verfasser des vorliegenden Werks die ganze so vermehrte und auf Industrie angewiesene Bevölkerung durch den wohlthätigen Einfluß von religiösen und bürgerlichen Anstalten und durch das Heiligthum der Familie in gebührenden Schranken erhalten und wohlgeleitet; allein wenn, wie es das Ansehn hat, er mit so vielen Andern das Ganze der bürgerlichen Gesellschaft, und sowohl Land und Stadt lediglich nach Sätzen, welche sich auf den möglichen Geld- und Brotgewinn reduziren, eingerichtet und mit Nährern und Verzehrern überfüllt zu sehen begehrt, wird nicht durch diese Forderung selbst jene Voraussetzung eine unmögliche? So wie der Lebens- und Erziehungsplan des einzelnen Menschen schlecht genannt werden muß, wenn er nichts ins Auge faßt, als eine einzige Seite, als nur eine von den vielen Aufgaben, aus welchen dasselbe zusammengesetzt ist, und vielleicht noch dazu eine der niedrigern und nur mittelbar nothwendigen: eben so ist doch wohl auch jeder Satz und jede Folgerung zu verwerfen, welche von einem einzelnen Bedürfniß ausgehend, nach demselben das Ganze der bürgerlichen Gesellschaft regeln und beurtheilen will. Nie kann es zu wahren und gehörig brauchbaren Resultaten führen, wenn man mit strengem Hinwegsehen von aller sittlichen Würde und höheren Bestimmung der Menschheit, von allem geistigen Adel und der Schönheit eigenthümlicher Entwicklung, von allen edlern Bedürfnissen des Gemüths und der Seelenkräfte, von allem was Menschenleben und Natur wahrhaft Erhebendes und Freudiges darbieten können, auf einseitige und obendrein noch trügerische und zweifelhaft bleibende Berechnungen über Geldprofit und Geldumlauf allgemeine Lehren über das Wohl der Nationen wie der Einzelnen gründen will.

Sed nunc non erat his locus, könnten Freunde der National-Oekonomie entgegnen. Jede Wissenschaft hat ihr eignes Gebiet, und stellt ihre Forschungen auf selbstgefundenen Bahnen an, Harmonie und Verhältniß im Ganzen mögen Jene beachten, welche die von ihr gelieferten Resultate anwenden. Und da der Mensch sein tägliches Brot bedarf, so ist es so sehr der Mühe werth, als irgend ein anderer Gegenstand der Untersuchung, die Bedingungen zu erforschen, nach welchem eine möglichst große Zahl von Menschen dasselbe thunlich leicht und reichlich erwerben kann. Industrie und Handel haben auch an sich ihren bedeutenden Werth, weil beydes, Arbeit sowohl als Austausch, nicht bloß den Menschen nöthig sind, damit sie zu leben haben, sondern auch selbst oft bessere Güter daran sich knüpfen. Die Arbeit, selbst die knechtische Arbeit, ist dem Menschen auch in sittlicher Beziehung oft nothwendig, wenn es wahr ist, daß Müßiggang der Anfang aller Laster sey; — und vom Handel sagt schön der Dichter:

Euch, ihr Götter, gehört der Kaufmann: Güter zu suchen
Geht er, doch an sein Schiff knüpfet das Gute sich an.

Es ist keineswegs unsere Absicht, die Vortheile der Industrie, des Handels und der vermehrten Kommunikation unter ihrem Werthe zu schätzen, aber der Satz dürfte wenigstens unzweifelhaft richtig seyn, daß die isolirte Wissenschaft, welche diese Gegenstände untersucht, mit großer Strenge sich in den Gränzen ihres eignen Begriffs halten müsse, und daß ihre Resultate als Basis eines, das Ganze der Lebenseinrichtung eines Volks umfassenden Systems, als Grundlage einer eigentlichen Nationalgesetzgebung niemals allein angenommen werden dürfen.

Welcher Gebrauch dagegen von den Resultaten dieser Wissenschaft in einer solchen Staatslehre gemacht werden kann, welche von der obersten Bestimmung des Menschen ausgehend, alle übrigen nach ihrem wahren Verhältniß betrachtet, in welchem sie unter einander stehen, und welche sich vor allem auf jenen erhabenen und inhaltsschweren Ausspruch stützt:

Der Mensch lebt nicht allein vom Brote, sondern von einem jeglichen Worte, das aus dem Munde Gottes kommt,

dieß zu untersuchen und mit Bestand anzugeben, könnte offenbar nur dann geschehen, wenn man vorgängig eine solche umfassende Staatslehre in allen ihren Grundlinien und Hauptzügen wirklich und mit Glück entworfen hätte; eine Aufgabe, welche das Maß unsrer Kräfte sowohl, als die Gränzen der vorliegenden Abhandlung übersteigt.

Fahren wir vielmehr fort, aus den innerhalb ihres eigenthümlichen Gesichtskreises unstreitig sehr lehrreichen Untersuchungen des Verfassers einzelne Phänomene eines im Großen durchgeführ-

ten National-Geldhaushaltes ihrer wahren Natur nach näher kennen zu lernen.

Dem englischen Getreidehandel, der Untersuchung der jetzigen Lage des Ackerbaues in Großbritannien, und der Frage, in wie weit der dortige Ackerbau durch eine Schutzsteuer begünstigt werden könnte, sind die drey Abschnitte des fünften Kapitels im Werke des Verfassers, und zwey bedeutende Zusätze des deutschen Bearbeiters gewidmet.

Aus obiger Darstellung geht hervor, daß in der großen Geld-Ökonomie des Staats in Betreff der Ackerfrüchte zweyerley Bedürfnisse Statt finden, zuerst daß dieselben nicht theurer seyn, als daß alle Städter das Nöthige kaufen können, und dann, daß sie nicht zu wohlfeil seyen, damit die Ackerbauer die nöthigen Profite aus dem Verkauf erübrigen. Und wirklich läßt sich nicht läugnen, daß wenn einmal die ökonomischen Verhältnisse im Ganzen und Einzelnen auf Geld vorzüglich gegründet sind, diese zwey Bedingungen zu den wichtigsten gehören, womit die National-Oekonomie sich beschäftigen kann. — Es tritt dabey das höchst Naturwidrige ein, daß der Segen sehr reicher Ernten als etwas Landverderbliches empfunden wird, und man leicht darauf fällt, die Wirkungen davon durch künstliche Mittel zu beschränken.

Die Acker-Interessenten zerfallen in drey Klassen: Grundherren, Landwirthe und Arbeiter; die Manufaktur-Interessenten zerfallen in zwey: Unternehmer und Arbeiter. Zur Betreibung beyder Arten von Gewerben gehören Kapitale, welche der Kapitalist den einen oder den andern am liebsten leihen wird, je nachdem er sie für die sichersten hält, und die meisten Zinsen dafür bezieht. Zwischen die Gewerbsleute, welche Produkte hervorbringen und die, welche sie verlangen, tritt der Kaufmann, er nimmt den Ueberfluß, welchen jeder hat, ihnen ab, und führt ihn dem Bedürftigen zu. — Von den Land-Interessenten ist nun im Allgemeinen zufrieden: 1) der Grundherr, wenn er eine so große Rente erhält, als er bedarf und zu erhalten gewohnt ist, um die Lebensbedürfnisse, welche er seinem Stande, seiner Erziehung und Gewöhnung gemäß hat, bestreiten zu können. Die National-Oekonomen übersetzen dieß nach ihrer Sprache noch genauer in Profit von einem Kapitale, nämlich, der Grundherr sey zufrieden, wenn er eine so große Rente ziehe, daß das Kapital, welches ihm sein Gut gekostet habe, oder wofür er es in einer Reihe von Jahren, nach welcher er den Geldwerth seines Guts vergleicht, hätte verkaufen können, dadurch landesüblich verzinst würde. Da, wo sich einmal die Lebensansichten so gebildet haben, daß für die Grundherren der Besitz in gar keiner andern Weise Werth hat, als in so fern sie von der daraus bezogenen Rente sich Bedürf-

nisse um Geld anschaffen können, mag diese Ausdrucksweise wohl nicht unrichtig seyn. — 2) Der Landwirth oder Pächter ist zufrieden, wenn er aus dem hervorgebrachten Getreide rc. so viel Geld lösen kann, daß sich die auf die Bewirthschaftung gewendeten Kapitale ihm gut verzinsen, daß er die Grundrente davon bezahlen kann, daß er die Abgaben an den Staat, oder die Gemeinde, worin er lebt, sowohl jene, welche auf ihm besonders lasten, als seinen Antheil an den Abgaben, welche er mit allen übrigen Unterthanen gemein hat, davon zu leisten vermag, und außerdem nun noch einen hinlänglichen Gewinn für seine Industriegeschicklichkeit erübriget. Wenn z. B. in England die genannten Abzüge seines Geldgewinns so groß sind, daß er nicht anders den nöthigen Gewinn hat, als wenn der Quarter Weizen (um nur eine Kornart zu nennen) 80 Schillinge kostet, so wird er, so lange dieß der Fall bleibt, sehr unzufrieden seyn, wenn das Korn beträchtlich unter diesen Preis fällt. Da die nothwendige Folge hievon ist, daß auch die Grundrente nicht vollständig bezahlt werden kann, so wird auch der Grundherr unzufrieden seyn. — 3) Die Arbeiter sind zufrieden, wenn ihre Arbeit einen solchen Lohn einbringt, daß sie ihre Familie davon so unterhalten können, wie es im Lande üblich ist. Das ganz ähnliche gilt auch für die Arbeiter der Fabrikanten oder Manufakturisten. Jeder arbeitende und industriöse Stand nimmt nach und nach eine gewisse Lebensweise an, die sich durch den gewöhnlichen Lohn dieser und jener Art von Arbeit bestimmt, und die in verschiedenen Ländern nach dem Grade ihres bestehenden oder steigenden Wohlstandes verschieden ist. Es ist hierbey natürlich, daß jene, deren Gewerbe mehr Kunst und Geschicklichkeit oder auch eine vergleichungsweise größere Anstrengung erfordert, auch einen größeren Lohn erwarten u. s. f. — Die Manufakturisten sind zufrieden, wie von selbst einleuchtet, wenn sie so großen Geldprofit von dem Absatz ihrer Produkte haben, als für einen guten Unternehmergewinnst gelten kann. Der Absatz findet theils an die Land-Interessenten, theils an andere Theile der städtischen Bevölkerung des Landes, theils ans Ausland Statt. Bleibt dieser Absatz im Ganzen gleich, und kosten die Lebensbedürfnisse weniger, so wird offenbar der Profit der Manufakturisten größer. Daher ist ihnen die Wohlfeilheit der Ackerfrüchte sehr nützlich, wenn nur nicht durch den dadurch hervorgebrachten Nothstand der Acker-Interessenten auch ihnen mehr an Absatz entgeht, als sie auf der andern Seite durch Wohlfeilheit der Lebensmittel gewinnen. Indessen kommt nun auch der Gewinn der Manufakturisten indirekt wiederum den Landbewohnern zu gut, indem diese manche Waaren um so wohlfeiler von jenen kaufen können.

Unzufrieden sind sie, wenn die Lebensbedürfnisse so theuer werden, daß ihr genügender Unternehmer-Gewinnst beträchtlich gemindert wird, sey es durch die größeren Kornpreise selbst, oder durch den geminderten Absatz an andere Städter, welche derselben höhern Kornpreise wegen sich in ihren Ausgaben einschränken müssen; und dieser Verlust wird um so größer seyn, wenn auch die Landleute selbst ihrerseits durch die höheren Preise nicht reicher werden, was bey schlechteren Ernten zunächst und ehe außerordentliche Theurung eintritt, der Fall ist. Was endlich die Kaufleute oder den Handel betrifft, so hängt derselbe ganz und gar von der Quantität der Produkte ab, welche Landleute und Manufakturisten erzeugen. So wie Landbau und Manufakturen in Stockung gerathen, muß auch das Geschäft des Kaufmanns verhältnißmäßig stocken und umgekehrt.

Die Ursachen des Theurerwerdens der Landprodukte sind namentlich:

1) Höhere Bewirthschaftungskosten, und zwar besonders die Kulturkosten des schlechteren Bodens. Denn hiernach richtet sich auch der Preis des auf guten Ländereyen und mit viel geringeren Unkosten gewonnenen Getreides, wohl darum, weil hier nicht wie bey anderen Gewerben ein freywillig niedrigerer Preis durch vermehrte Produktion mehr eintragen kann, als wenn jeder zu einem so hohen Preise verkauft, als überhaupt bezahlt wird. — Im Allgemeinen nehmen die Bewirthschaftungskosten zu, wenn überhaupt die Preise der Dinge steigen; im Kriege auch noch durch Entziehung einer Menge von Händen.

2) Durch schlechtere Ernten. Denn da die Landbauern weniger Produkte erhalten, und doch den gleichen Gewinn haben müssen, so sind sie genöthiget, theurer zu verkaufen.

3) Durch gehinderte, erschwerte, verminderte Einfuhr des fremden Getreides, weil dann den einheimischen Land-Interessenten die Vortheile eines Monopols in demselben Maße zufallen.

4) Durch eine vermehrte Bevölkerung, wenn nicht in demselben Verhältniß die Produktion des Getreides vermehrt wird.

5) Durch Entwerthung des Geldes.

Es sinken dagegen die Kornpreise:

1) Durch verminderte Kulturkosten.

2) Durch vermehrte Erzeugniß, also wenn mehr Kapitale auf den Landbau gewendet werden, und zwar am meisten, wenn dieß so geschieht, daß die bessern Aecker mehr hervorbringen, als vorher; — weniger wenn sie auf Urbarmachung schlechter Ländereyen verwendet werden; — so wie auch

3) durch sehr fruchtbare Jahre;

4) durch Einfuhr fremden Getreides, dessen Erzeugungs-

dern Klassen gemein, und gab ihnen keinen besondern Grund zu klagen. Wohl aber scheint solches der Fall zu seyn, in Betreff folgender Bestandtheile ihres Verlustes, um derentwegen sie übler daran sind, als die, welche andere Gewerbe betreiben:

1) Der Theil der Grundrente, welcher auf höhere Gewinnste berechnet war; und dieser Verlust scheint nur auf dem Wege des Privatübereinkommens durch Nachlässe an den Grundrenten hinwegfallen zu können. — Beym Ablauf der Pachtzeit und Schließung neuer Pachtkontrakte wird diese Unregelmäßigkeit von selbst mehr ausgeglichen.

2) Die Armentaxe, der Zehent, und solche indirekte Abgaben, welche bey sehr reichen Ernten auf den Land-Interessenten zurückfallen, als namentlich die Malz-, Bier- und Branntwein-Steuer u. s. w. — Was die Armentaxe betrifft, so nimmt sie zwar durch Wohlfeilheit der Nahrungsmittel ab, aber durch Vermehrung der Bevölkerung zu u. s. w. Den besondern Druck der Staats- und Gemeindeabgaben von den Landleuten hinwegzunehmen, scheint eines der Hauptaugenmerke der Steuergesetzgebung seyn zu müssen.

3) Der Nachtheil, daß die in den Ackerbau verwendeten Kapitale nicht wieder herausgezogen, und auf andere Gewerbe gewendet werden können. Gerade in dieser Beziehung, so wie überhaupt, wenn der Landmann Schulden machen mußte, um seine Lasten zu tragen, und zur Verminderung der Bebauungskosten selbst muß es den Acker-Interessenten eine wesentliche und, wie es scheint, sehr zweckmäßige Erleichterung seyn, wenn sie Gelegenheit erhalten (wie man dazu neuerlich in einigen Theilen von Preußen, den Niederlanden, und nach jüngst mitgetheilten Nachrichten auch in England die Einrichtung getroffen hat), zu niedrigen Zinsen Geld aufzunehmen, mithin solche Kapitale und Schulden, welche sie hoch verzinsen mußten, während sie selbst schlechte Zinsen davon aus dem Ackergewinn erhielten, in solche zu verwandeln, für welche die Verzinsung sich leichter aus den Gewinnsten vom Ackerbau deckt. — Endlich der Nachtheil,

4) daß die Konkurrenz des fremden Getreides, welche seit dem Frieden durch keine höheren Transportkosten mehr erschwert wurde, an dem Fallen der Preise einen Hauptantheil hatte; eine Konkurrenz, welche nicht, wie wohl bey andern Gewerben, durch fortdauernde Prohibitivgesetze abgewehrt werden kann, und welche auch nicht in gleicher Art, wie bey andern Gewerben, immer durch die vorzügliche Güte der eigenen Erzeugung abgehalten werden kann. Für andere Gewerbe lassen sich gänzliche Verbote der ausländischen Einfuhr, oder wenigstens gleichbleibende Zollsätze denken, weil sie alle endlich mehr und minder entbehrliche

Dinge liefern; für die ersten Lebensbedürfnisse aber nur auf so lange, als die Nothwendigkeit derselben nicht gebieterisch die Einfuhr verlangt. Bey andern Gewerben kann die Güte der eigenen Produktion die fremde Konkurrenz verdrängen, welches bey jenen Gaben der Natur, den nothwendigsten Lebensmitteln, ganz hinwegfällt. — Aus diesen Gründen ist es natürlich, daß die Acker-Interessenten darauf dringen, und daß die Gesetzgebung geneigt ist, die Einfuhr in so lange zu verbieten, bis das Getreide einen gewissen Normalpreis erreicht hat, und auch dann dieselbe nur unter gewissen Bedingungen zu erlauben; welcher Normalpreis und welche Bedingungen denn allerdings sehr verschieden angenommen werden können. Sind sie so niedrig angenommen, daß den Acker-Interessenten die Entschädigung entgeht, auf welche sie billiger Weise Anspruch machen mögen, so verfehlen sie ihren Zweck; sind sie aber zu hoch, so werden sie die Preise in große Schwankungen bringen, gleich anfänglich, sobald Einfuhr nothwendig wird, sie sehr in die Höhe treiben, und später, beym zu reichlichen Hineinkommen fremden Getreides, plötzlich wieder sie sehr stark fallen machen, theils weil alles nun losschlägt, theils weil das fremde Korn die Quantität zu sehr vermehrt; und diese heftigen Schwankungen sind am Ende für beyde Theile, für die Landbauer sowohl, als die städtische Bevölkerung nachtheilig.

Im Anfang der Regierung der Königin Elisabeth (1562) war in England die Einfuhr nach einer Parlamentsakte erlaubt, sobald der Quarter Weizen auf zehn Schilling gefallen war. Die Preise stiegen indeß bis zur Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts, wahrscheinlich wegen des fortwährenden Kriegszustandes; 1593 wurde der Normalpreis auf zwanzig Schilling für den Quarter Weizen festgesetzt, und 1623 schon auf zwey und dreyßig. — Unter Karl II. fiel der Getreidepreis. Man legte eine Abgabe auf fremdes Getreide (Parlamentsakten von 1660, 1663, 1670); da aber England damals und bis über die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts mehr Getreide hervorbrachte, als es gebrauchte, so nützte das wenig. Später ersann man das Mittel, die Preise dadurch zu heben, daß während man alle Einfuhr von Getreide gänzlich verbot, eine Prämie auf die Ausfuhr, nämlich fünf Schilling für den Quarter Weizen gesetzt wurde, so lange der Preis nicht über acht und vierzig Schilling gestiegen sey. Dieß sollte den Erfolg haben, die Kornpreise und die Landrente überhaupt zu erhöhen, so daß denn auch davon die erhöhte Landtaxe bezahlt werden könnte, deren die Regierung zu den Kriegen gegen Ludwig XIV. bedurfte. Ohne Zweifel trugen die Kriegsjahre und wiederholt eingetretene schlechte Ernten bey, die Preise zu erhöhen. — Vom Utrechter Frieden an bis 1765 waren die Kornpreise, des vorherrschenden Friedens wegen, einander sehr

gleich, das Quarter Weizen zwischen 1 Pfund 12 Sl. und 1 Pfund 19 Sl. Der Ackerbau brachte kärglichen, aber gleichbleibenden Gewinn, auch machte er Fortschritte, obwohl etwas langsamer, als die Bevölkerung: die Pachtkontrakte wurden auf lange Zeit geschlossen, und Einpferchungsbills für neue Ländereyen wurden höchst selten nachgesucht.

Indessen wurde die Konsumtion stärker als die einheimische Kornproduktion, und die in den zehn Jahren vor 1773 deßhalb sehr gestiegenen Preise hatten das Gesetz von besagtem Jahre zur Folge, wornach die Einfuhr erlaubt wurde, sobald das Quarter Weizen acht und vierzig Schilling oder mehr galt, welches als eine gerechte und billige Beschränkung auch von Hrn. Lowe anerkannt wird. — Im Jahre 1791 wurde der Normalpreis auf vier und funfzig Schilling erhöht.

Die im Jahre 1793 beginnenden großen Kriege machten die Preise, wie begreiflich, steigen; der Durchschnittspreis in den ersten Jahren war etwa acht und sechzig Schilling; die schlechten Ernten in den beyden letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts trieben ihn auf die enorme Höhe von 120 Schilling. — Die Jahre 1801—1803 brachten gute Ernten, und in Folge derselben fiel der Preis auf sechzig Schilling. — Das Gesetz von 1804 erlaubte nun die Einfuhr fremden Getreides nicht eher, als wenn der Preis drey und sechzig Schilling für das Quarter Weizen betrage, und nur gegen eine Abgabe, bis er sechs und sechzig erreichte. — Durch die schlechte Ernte von 1804 und den Krieg stiegen die Preise bald höher, und ähnliche Ursachen im übrigen Europa machten, daß die Einfuhr nicht so fühlbar darauf wirken konnte. Im Jahr 1809 war eine sehr schlechte Ernte, so daß für die ungeheure Summe von sieben Millionen Pfund eingeführt werden mußte, an welcher des gesunkenen Geldwerths wegen an 25 pCt. verloren wurden. Der Marktpreis war 100 bis 120 Schilling, und weil in den folgenden Jahren bis 1813 auch bey weitem nicht genug Getreide in England erzeugt wurde, und die Einfuhr so kostbar und beschwerlich war, so blieb der Preis 1812 und 1813 — 120 Schilling das Quarter Weizen.

Der Frieden 1814, in Verbindung mit guten Ernten und ungehinderter Einfuhr, brachte den Preis plötzlich herunter, und stürzte die Landleute in die größten Verlegenheiten. Das Parlament untersagte im Jahre 1815 die Einfuhr, bis der Weizen achtzig Schilling kostete. Allein so wenig die Bill von 1804 den durch die mächtige Wirkung der Umstände steigenden Preis auf den Normalpreis von sechs und sechzig gehalten hatte, so wenig vermochte die von 1815 den gewaltsam sinkenden Preis des Weizens auf achtzig zu erhalten, und so zeigte sich deutlich, daß diese künstlichen Mittel weniger als die natürlichen und politischen Verhält-

nisse bey der Sache thun. — Das vorliegende Werk bezeichnet daher auch die Maßregel von 1815 als eine solche, die zwar wohl auf ein schnelles Wechseln der Getreidepreise, aber nicht so sehr auf bleibenden Vortheil der Land-Interessenten Einfluß gehabt habe. Wenn z. B. am 15. August kurz vor der Ernte der Weizenpreis 79 ßl. 11 Pence stünde, so dürfte nach dem Gesetz von 1815 vor dem 15ten November kein Korn eingeführt werden, und unterdessen würden die Preise enorm steigen. Wäre aber kurz vor der Ernte der Preis auch nur etwas Weniges über achtzig, so dürfte eingeführt werden, wenn gleich die Ernte gut wäre und der Preis würde also beyspiellos sinken. — Da 1816 eine schlechte Ernte eintrat, so sprang der Weizenpreis vom 1. Jänner 1816 bis Juni 1817 von 53 auf 112 ßl.; und vom Juni bis September fiel er wieder bis auf vier und siebzig. Da indeß in diesem und dem folgenden Jahre mittelmäßige Ernten waren, so dauerte im Ganzen die Einfuhr fort, die Häfen wurden sodann wieder im Februar 1819 geschlossen; weil man das nun vorher sah, so war in den letzten fünf Monaten vorher eine so enorme Quantität hereingeströmt, daß sie die Preise wieder um desto mehr fallen machte, und Kornhändler und Landwirthe größern Schaden hatten, als wenn kein so hoher Normalpreis gewesen wäre. Denn man beeilt sich mehr mit der Zufuhr, wenn auf das Offenseyn der Häfen nur kurze Zeit zu rechnen ist, und die Preise sinken nachher schneller, als vorausgesehn wurde. Im Jahre 1819 und 1820 hielten sich zwar die Preise noch einiger Maßen; im Herbste 1820 indeß zeigte namentlich auch wieder ein kurzes Offenseyn der Häfen für die Habereinfuhr die verderbliche Wirkung, daß, obwohl nur etwa $1/_{30}$ des Bedarfs eingeführt wurde, dieß doch die Haberpreise außerordentlich herunter brachte. — Von 1821 an wurden nun die Kornpreise überhaupt so niedrig, daß die Landleute in große Noth kamen.

Im Jahre 1821 wurde im Parlament, aus Anlaß zahlreicher Bittschriften, eine Komität zur Prüfung der Frage errichtet, ob die Gesetzgebung über den Kornhandel dem Landinteresse zu Hülfe kommen könne. Einige Bittschriften begehrten einen Normalpreis von 120 ßl., welches aber natürlich unberücksichtigt blieb, da, je höher derselbe hinaufgesetzt wird, um so mehr auch die Preise bey wirklichem Mangel in die Höhe getrieben werden, wobey denn die Besitzer guter Ländereyen, welche wenig an Bestellungskosten zu tragen haben, unverhältnißmäßig gewinnen, und wofern die Preise im Auslande nicht in gleicher Proportion steigen, der Fall der Preise später wieder um so viel größer seyn muß. — Auch der von manchen Seiten gemachte Antrag, daß die Einmagazinirung fremden Getreides in England vor erreichtem Normalpreise untersagt werden möge, wurde, als seines

Zwecks verfehlend, beseitigt. — Dagegen war die Komität der Meinung, daß die fremde Einfuhr gestattet werden möge, aber bis der Preis eine gewisse Höhe erreicht hätte, nur gegen einen hinlänglichen Zoll, der so groß seyn müßte, daß die Besitzer der schlechten Ländereyen in England ein Aequivalent für die größeren Kosten erhalten könnten, welchen ihnen die Produktion kostet, als dieß in andern Ländern der Fall ist; und eine Entschädigung für die höheren Transportkosten, welche während des Krieges Statt gefunden hatten *). Erleichterung hofft übrigens die Komität für den Landmann von einem baldigen Fallen des Zinsfußes, welches doch bald eintreten müsse, da die öffentlichen Anleihen aufgehört haben, und weil viel Geld in Privathänden sich befinde. Diese Erleichterung sey stets eine Folge des Friedens gewesen, und werde auch jetzt bald eintreten. — Auch werde die schwierige Lage der Pächter und Landwirthe in dem Verhältniß besser werden, als die Pachtkontrakte, die Preise des Arbeitslohnes und übrigen Bedürfnisse sich nach dem jetzigen Werthe des Geldes fügen, bis es dahin gekommen seyn werde, daß der Arbeiter wieder seinen gehörigen Lohn, und der Unternehmer seinen ordentlichen Profit erhalte.

Einen ähnlichen Vorschlag zur Freygebung der Einfuhr gegen einen Zoll, welcher sich allmälich vermindern müßte, nach dem Verhältniß nämlich, als die den Ackerbau in England insbesondere drückenden Lasten nach und nach vermindert würden, haben auch viele bedeutende Schriftsteller gethan, namentlich Hr. Ricardo, welcher räth, wenn der Preis des Quarters Weizen vierzig Schillinge stünde, alle Einfuhr gegen zwanzig Schilling Abgabe vom Quarter frey zu geben, diese Abgabe mit jedem Jahre um einen Schilling zu vermindern, bis sie auf zehn Schilling vermindert wäre, und diese dann als Regel gelten zu lassen.

Hr. Lowe verspricht sich wenig für die Landleute von der fortschreitenden Vermehrung der Bevölkerung, weil damit, wie er glaubt, der Regel nach auch die Quantität der Lebensmittel sich vermehrt, es möchte denn seyn, daß durch besondre Umstände eine gewisse Menge von Einwohnern, die sich mit dem Ackerbau beschäftigten, eine andere Beschäftigung erhielt, und also das Verhältniß der Ackerbauer zu den Städtern ungewöhnlich geschwächt würde. — Auch verspricht er sich nicht viel von etwaiger Verlassung schlechter Ländereyen, welche durchaus bey zu niedrigen Preisen ihren Bebauern keine Einnahme geben, einmal weil es immer der Hang der Ackerleute bleibe, ihre Beschäftigung fort-

*) Zu hoch dürfte nun wiederum auch dieser Zoll nicht seyn. Einige hatten vierzig Schilling verlangt, welches aber einem völligen Verbot der Einnahme gleich seyn würde, da schon bey einem Zoll von vier und zwanzig Schilling vielleicht keine Einfuhr mehr Statt finden würde.

zusetzen, und Ackerfrüchte zu produziren, und weil es sich andrerseits immer zu bewähren pflege, daß wenn der schlechtere Boden verlassen würde, auf mittlerem und gutem Boden durch den vermehrten Fleiß ein um so größeres Quantum hervorgebracht werde. — Dagegen verspricht sich derselbe einen wahren Gewinn für die Landleute durch die Stätigkeit der Preise, wie sie lange Friedensjahre mit sich bringen. Denn das Interesse aller Landwirthe, welche nicht bloß Zeitpächter seyen, bestehe mehr in einem stäten, als hohen Getreidpreise; im Ganzen und auf die Dauer sey ein solcher Preis der beste, wobey die eigenen Manufakturen bleibend bestehen könnten, und der den andern Kornländern keine zu große Obermacht in Ansehung der Kornpreise lasse. Der Verfasser meint, daß bey nur theilweise schlechten Ernten in Friedenszeiten der Kornpreis durch die Konkurrenz des fremden Getreides nicht über siebzig Schilling für den Quarter Weizen steigen werde. — Uebrigens wird im vorliegenden Werke anerkannt, daß die Herabsetzung des Zehntens und der Armensteuer eine Präliminarbedingung sey, wenn der englische Landmann als gleichstehend mit den Landwirthen anderer Länder soll betrachtet werden können. Indessen rechnet Hr. Lowe auf Verminderung der Grundrente, Herabgehen des Zinsfußes u. s. f. und es ist vielleicht tröstlich, zu erfahren, daß ein darüber öffentlich befragter Sachkundiger erklärte, daß ein Preis von vier und sechzig Schilling, wenn die Ausgaben sich proportionirlich minderten, schon eine hübsche Rente übrig lassen würde, und daß ein anderer, ein Pächter aus Suffolk erklärt hatte, wenn man annähme, Rente, Armentaxe, Arbeitslohn, Zehent und Abgaben würden um ein Viertheil herunter gehen, so würde ein Preis von sechzig Schilling das Quarter, in seiner Grafschaft einen reichlichen Gewinn geben.

Die hier versuchte Darstellung reicht hin, um das Unnatürliche bemerkbar zu machen, was darin liegt, wenn der ganze Ackerbau nur als ein geldeintragendes Gewerbe betrachtet wird. Es zeigt sich dieses gleichsam zur Strafe in manchen jener Anomalien, welche das Gewerbe des Getreideproduzirens von andern Zweigen der Industrie unterscheiden; die gebieterische Nothwendigkeit, daß eine hinlängliche Quantität der unentbehrlichen Lebensmittel vorhanden sey, für einen jeden vorhanden sey, und wirklich an ihn komme; das gegebene Maß des Bedürfnisses von der andern Seite, welches durch künstliche Verfeinerung kaum erhöhet werden kann: dieß alles deutet unmittelbar darauf hin, daß die Menschen in Betreff des Ackerbaues auch noch unter einem ganz andern Gesetze stehen, als unter dem ihrer eigenen Willkür, welche sonst als die unumschränkte Gebieterin im ganzen Reiche der Industrie und des Geldumsatzes angesehen wird. — Daß es aber

auch für den Gebrauch aller übrigen Dinge gewisse, nicht so leicht wie baarer Geldprofit zu erkennende, aber darum nicht minder wesentliche Gesetze gebe, nach welchen sich überwiegend die Konsumtion und im Grunde auch wohl die Produktion zu richten hätte, kann wohl dem strenge Forschenden nicht zweifelhaft seyn. Die vielfältigen Lebenszwecke, im Gemüthe geahnet, von der Phantasie ausgeschmückt, mit Liebe umfaßt, von der Vernunft gutgeheißen und mit Besonnenheit erstrebt, geben in ihrer wohlverstandenen Unterordnung ohne Zweifel das Ziel und die Richtung für den Gebrauch sowohl der eigenen Kräfte als der äußern Dinge; Ordnung, Harmonie und Schönheit geben die wahrhaft gültigen Gesetze für ihre Anwendung, und man sieht leicht und auf den ersten Blick, daß ein allgemeines Ringen nach möglichstem Geldprofit bey Gebrauchenden und Produzirenden für sich allein wenigstens durchaus keine Gewährleistung dafür gibt, daß jene Gesetze beobachtet werden, von denen doch offenbar das eigentliche Wohlseyn der Menschen bedingt wird.

Es kommen unstreitig bey einem jeden Stande noch ganz andere Güter und Beziehungen in Betracht, als die möglichen Geldgewinnste; ja es kann nur in etwas ganz Anderem der eigentliche Charakter der verschiedenen Stände, und daß, was den Begriff des Standes von dem des bloßen Gewerbes unterscheidet, gesucht werden. Das Wohl und Gedeihen des Standes der Ackerbauer kann also auch nicht nach den bloßen Berechnungen ihrer Geldgewinnste bestimmt werden, sondern muß es weit mehr nach dem eigenthümlichen Wesen des Landbaues im Großen und im Kleinen, und nach dem, was für den Landmann als solchen gedeihlich ist. Nicht immer dürften die Resultate der den Geldgewinn untersuchenden Wissenschaft und jene einer gründlichern und umfassenderen Prüfung ganz übereinstimmen; wie denn z. B. das oben auch angeführte Resultat, daß große Wirthschaften mit weniger Menschen wünschenswerther seyn sollen, als vertheiltere Wirthschaften mit mehr ackerbauenden Familien, ein solches zu seyn scheint, welches eine allgemeinere und befriedigendere Lehre vom Staatshaushalt nicht annehmen würde. Denn daß möglich viel Getreide hervorgebracht werde, ist nicht das, worauf es eigentlich ankommt; sondern nur das ist nöthig, daß Getreide so viel als hinlänglich ist, hervorgebracht werde. Und die wahre Staatskunde wird es als einen Gewinn an sich selbst betrachten, wenn eine größere Zahl Landleute vorhanden sind, vorausgesetzt, daß diese natürlich wohlhabend, gegen unvorgesehene Noth und Mangel durch gute Einrichtungen gesichert, und überhaupt in ihren Besitz- und Personal-Verhältnissen durch eine weise Agrar-Gesetzgebung wohlgeordnet sind. Die auf dem Ackerbau beruhenden Stände sind bekanntlich die vornehmste Stütze und Grundlage

der Staaten, und die bleibendste Quelle ihrer Macht, und die Natur nährt gern an ihrem eigenen Busen unmittelbar die edelsten Kräfte, welche alle Verzweigungen der bürgerlichen Thätigkeit und des gesellschaftlichen Verkehrs beleben und durchdringen.

Die National-Oekonomie im Sinne des Geldhaushaltes verdient indessen allen Dank und Anerkennung, wenn sie selbst die Gränzen aufsucht, welche nicht überschritten werden sollen, wofern das Streben nach Geldgewinn sich nicht selbst bestrafen und auf der andern Seite desto größere Verluste herbeyziehen soll; — und wenn sie auch auf ihrem Wege, nachdem einmal fast das ganze System der öffentlichen und Privat-Oekonomie auf Umsatz in Geld sich stützte, Hülfsmittel auffindet, um jene vielfachen Leiden zu mildern, welche eine nothwendige Folge hievon sind. — So ist es merkwürdig genug, daß die National-Oekonomie am Ende selbst sowohl die Grundherren als die Landleute anweiset, sich mit minderen aber stätigen Geldgewinnsten zu begnügen; was heißt das anders, wenn man die Sache genauer besieht, als sie daran erinnern, daß ihre wahre Heimat das Land ist, und daß sie um die Produkte, den Verkehr und das Geschwätz der Städte sich etwas weniger bekümmern sollen? Denn man wird es gewiß nicht als Vorschrift einer wahren Lebensweisheit aussprechen wollen, daß man etwa eine kurze Zeit zwecklos in Städten verschwende, um dann eine geraume Zeit auf dem Lande um so kärglicher zu leben.

Ein nicht minder bedeutendes Zusammentreffen von Resultaten, die auf verschiedenen Wegen gefunden wurden, zeigt sich in Betreff des Satzes, daß die Landgüter nicht zu sehr zerstückelt und die Zahl isolirter Häusler mit ihren Familien nicht zu sehr vermehrt werden darf, sondern daß nur eine so große Zahl von Landbewohnern wünschenswerth ist, daß die Ackergüter, auf welchen sie wohnen, sey es nun jedes für sich allein, oder die Nebengüter in ihrer Verbindung mit dem Hauptgute im Stande sind, ihre Bewohner mit Leichtigkeit und Sicherheit zu nähren.

Ganz eben so erfreulich und aller Aufmerksamkeit werth ist es, wenn sowohl die Berechnungen der Geldökonomie des Staates von ihrer Seite, als die auf dauerndes Wohl und Würde des Bauernstandes gerichteten Untersuchungen das gemeinschaftliche Resultat geben, daß längere Pachttermine wünschenswürdig seyen, ohne welche die Ackerbauer gar zu sehr in die Wechsel der spekulativen Industrie verflochten werden, und nur wie Taglöhner, nicht wie Insassen und Besitzer das Land bauen.

Auch die Erleichterungsmittel, welche die von Menschenliebe geleitete Prüfung an den Geldverkehr selbst zu knüpfen weiß, und auf dem nämlichen Wege auffindet, welcher nothwendig viele Einzelne, welche dem Gewinne zu hastig nachstreben, oder vom Glücke zu wenig begünstigt sind, in bittere Entbehrungen und harte Lagen

führen muß, verdienen die geschärfteste Aufmerksamkeit. Hieher gehören unsers Bedünkens z. B. solche Anstalten, wodurch die Ackerbesitzer Kapitale zu niedrigen Zinsen erheben können, und deren oben erwähnt wurde; es gehören hierhin Wittwen-Pensions-Vereine für die Mittelklassen, Sparkassen für die Dienstboten u. s. w. Hier eröffnet sich ein würdiges Feld des Nachdenkens und patriotischen Erfindungsgeistes für alle jene, welche sich mit den Berechnungen der National-Oekonomie vorzugsweise beschäftigen; und ein Gebiet, wo noch manche Bürgerkrone zu gewinnen seyn dürfte.

* * *

Hieher würde denn auch der Versuch gehören, welchem Herr Lowe das neunte Kapitel seines Werkes gewidmet hat, den nachtheiligen Folgen der Schwankungen in dem Werthe des Geldes oder in dem Preise der Waaren zu begegnen. Wir machen den Leser auch noch mit dem Resultat dieser Untersuchungen bekannt.

Nachdem der Verf. erwähnt hat, daß das jährlich in den Bergwerken Amerika's und Europens gewonnene Gold (aus Mexiko 5 Millionen Pfund, aus dem übrigen spanischen Amerika 3 Millionen, aus Brasilien nicht ganz eine Million und aus den Bergwerken unserer Hemisphäre etwas mehr als eine Million, zusammen jährlich ungefähr 10 Millionen Pfund) — in gewöhnlichen Zeiten hinzureichen scheine, um für die vermehrte Nachfrage zu genügen, wenn gleich jährlich eine große Summe nach Indien, China 2c. gehe u. s. w.: — daß der Getreidepreis auf die Preise der Dinge überhaupt einen großen Einfluß ausübt, da das Getreide den Hauptbestandtheil der Bedürfnisse besonders der armen Familien ausmacht, und einen andern Hauptbestandtheil des Preises aller übrigen Dinge regulirt, nämlich den Arbeitslohn; daß aber der Getreidepreis doch nicht hinreicht, um einen allgemeinen Maßstab für den Realwerth des Geldes für die Menschen von verschiedenen Ständen und Lagen zu erhalten; — daß die Getreidepreise den Charakter des Steigens und Fallens, wenn sie ihn einmal angenommen haben, ziemlich lange beyzubehalten pflegen; daß auch die Preise zweyer Nachbarländer, welche in gegenseitigem Verkehr stehen, fortdauernd auf einander wirken, und die wohlfeileren Preise des einen, auch das Steigen der Preise im andern verhindern; — so geht er auf Entwickelung seines Vorschlags über, deren Zweck ist, die Ungewißheit des Werths aller bloß durch Geld vorgestellten und in Geld ausgedrückten Einnahmen zu vermindern. Zu dem Ende meint er, daß mit Hülfe fortgesetzter Beobachtungen, und durch Benutzung öffentlicher Nachrichten man dahin kommen könnte, für verschiedene Lagen des Lebens ziemlich genügende Verhältniß-

tabellen über die verschiedenen Ausgabeartikel zu verfertigen, und zugleich die Durchschnittspreise dieser verschiedenen Bedürfnisse für eine gewisse Zahl von Jahren, fünf, sieben, oder wie man sonst wollte, zu bestimmen. Solche Tabellen müßten dann zur Norm dienen, welche den Vertragschließenden frey stehen sollte, für die jedesmalige Nominalbestimmung der Geldsummen als Richtschnur anzunehmen. Niemand sollte aber auch gehindert seyn, wie bisher unveränderte Geldsummen zu stipuliren, deren eigentlicher Werth sich vielfach verändert. Wäre nur eine solche Norm einmal vorhanden, so würden bey Pensionen, Annuitäten aller Art, Grund- und Pachtzinsen, Zehnten-Reluitionen, bey Bestimmung der Lohnsätze u. s. w. beyde Theile es mehrentheils ihres Vortheils finden, sie anzunehmen, weil ein unvorgesehenes Steigen der Preise den Empfänger, ein Sinken der Preise aber den Zahlungspflichtigen verkürzt, wenn die Geldsumme unverändert bleibt.

Ueber die Schwankungen des Geldwerthes hatte vor etwas mehr als einem Jahrhundert der Bischof Fleetwood Untersuchungen angestellt, welche die Hauptmaterialien zu Adam Smiths Betrachtungen über diesen Gegenstand geliefert haben. Herr Friedrich Eden in seiner wichtigen Schrift über den Zustand der Armen (1797) gibt viele Thatsachen und Berechnungen über die Bedürfnisse von Familien verschiedenen Standes an, welche der Verfasser eine unerschöpfliche Quelle für künftige Untersuchungen nennt, und welche die wichtigste Vorarbeit für solche Normaltabellen seyn mögen, wie er sie beabsichtigt. — In den Abhandlungen der königlichen Societät erschienen 1798 mehrere Berechnungen von George Schuckburgh über die Veränderungen im Geldwerth seit dem sechzehnten Jahrhundert, welche aber nicht sehr zuverläßig und selbst in Hauptpunkten unrichtig seyn sollen. Dagegen ist das 1811 von Arthur Young herausgegebene Werk: Untersuchung über den steigenden Werth des Geldes in England, reich an hierhin gehörenden, erheblichen Materialien, und berichtigt oft Schuckburghs Angaben *).

Folgende Tabelle, welche sich auf von Eden genau gesammelten Thatsachen stützt, läßt deutlich sehen, wie sehr z. B. das

*) Resultate der Untersuchungen von Herrn Young sind z. B. daß wenn der Preis des Weizens 1810 als Einheit angenommen wird, derselbe im dreyzehnten Jahrhundert von Zwanzigtheilen dieser Einheit 5 1/2, im vierzehnten 6 1/2, im funfzehnten 3, im sechzehnten 6, im siebenzehnten 9 1/4, von 1700—1766 7 3/4, von 1767—1800 12 betragen hat. — Deßgleichen von Zwanzigtheilen des im Jahr 1810 bestehenden Arbeitslohnes fanden Statt im dreyzehnten Jahrhundert 3 1/2, im vierzehnten 4 3/4, im funfzehnten 5 1/2, im sechzehnten 5 1/2, im siebenzehnten 8, von 1700—1766, 10, von 1767—1800, 14 u. s. w.

Getreide einen verschiedenen Bestandtheil der Ausgabe bey verschiedenen Ständen ausmacht:

	Ausgabe der Familie eines Häuslers, der etwa 37 Pfund jährlich einnimmt, nach Procenten	Ausgabe einer Familie aus dem Mittelstande in einer Provinzialstadt, welche zehnmal so viel jährlich verzehrt, also 370 Pfd. nach Procenten
für Lebensmittel	74	33
für Kleidung und Wäsche	13	18
Hausmiethe	4 ½	10
Heizung und Licht	7	6
Andere Ausgaben, als für Arbeitslohn, direkte Abgaben, Erziehung, Arzney ꝛc.	1 ½	33
	100	100

Eine Tabelle dieser Art würde schon für viele Familien der mittleren Klassen passen, dergleichen Rentenirer, Grundherren, die von ihren Pachtgeldern leben, Beamte, die Gehalte ziehen u. s. w. Allein für manche andere müßte sie noch abgeändert werden. — Was die ganz niedrigen Stände betrifft, so bedarf es für diese nur der Angabe einiger wenigen bestimmten Artikel, nämlich: Brotkorn, grobe Kleidungsstücke, Bier und Feuerung.

Doch leidet der Etat einer Familie von dieser zahlreichsten, obgleich niedrigsten Klasse der Gesellschaft einige Abänderung bey den städtischen Einwohnern. Denn bey solchen ist die Proportion der Ausgaben für Miethe, Feuerung und Kleidungsstücke etwas größer, und die für Nahrungsmittel etwas kleiner, als bey Häuslern auf dem Dorfe. Fügte man zu Preislisten über die erwähnten nothwendigsten Artikel noch einfache Tabellen über das, was eine solche Arbeiterfamilie im Durchschnitt verzehrt, und bestimmte dieses mit der Modifikation von Stadt und Land, nach dem Umstande, ob es ein Verheirateter ist oder nicht, ob die Familie zwey, drey oder mehrere Kinder hat u. s. w., so würde hieraus erhellen, in wie fern eine bestimmte Summe Arbeitslohn mehr oder weniger, als in den vorhergegangenen Jahren hinreichend seyn müßte, um diese Bedürfnisse anzuschaffen. — Auch bey den mittleren Klassen erfordern jene wiederum besondere Rücksicht, welche man gewöhnlich produktive nennt, z. B. die Pächter, weil bey ihnen es noch weit mehr auf den Preis der Dinge, welche sie hervorbringen, als auf den Preis der Dinge ankommt, deren sie bedürfen. Bey jeder Gutsverpachtung müßte insbesondere auf die Haupterzeugnisse

des Gutes Rücksicht genommen werden, — bey Getreideländern auf die Preise des Getreides, bey Grasländern auf den Preis des Fleisches, der Butter, Käse ꝛc. Dabey müßte denn auch die Ausgabe für Arbeitslohn und die übrigen Konsumtionsartikel nach den eingerichteten Tabellen geschätzt, und diese Schätzungen als Grundlage zur Bestimmuug des Pachtgeldes zu Rathe gezogen werden. Wenn wir den Verfasser in dem, was er über die Einrichtung solcher Tabellen sagt, recht verstehen, so wären etwa bey den Pachtungen zuerst die Ausgaben des Pächters mit Inbegriff der Pachtsummen nach einer solchen Verhältniß-Tabelle festzusetzen; und zwar in einem und anderen Hauptstücke, namentlich dem Arbeitslohn, für jedes Jahr wieder besonders; andererseits sodann die Durchschnittspreise der Produkte für jedes Jahr: um hiernach alle fünf oder alle sieben Jahre bestimmen zu können, um wie viel der Pachtzins für den Pächter schwerer oder leichter geworden sey zu tragen, und dann für die neuen fünf oder sieben Jahre ihn so zu bestimmen, daß die Leistung im Verhältniß zu den Geldkräften und nothwendigen Bedürfnissen des Pächters möglichst gleich bliebe. Durch eine ähnliche Behandlung aber meint der Verfasser, könnten die Pachtungen auf lange Zeit geschlossen werden, ohne die Nachtheile, welche durch die Schwankungen im Werthe des Geldes sonst oft für den Grundherrn oder für den Pächter daraus entstehen können. — Bey den Zehnten dagegen nimmt er an, daß die Geistlichen damit zufrieden seyn würden, denselben in Renten von einem gleichen Realwerthe, welche ihnen von den Inhabern der Ländereyen jährlich zu zahlen wären, zu verwandeln; wodurch sie weder an Sicherheit verlieren, noch auch durch Sinken des Geldwerthes verkürzt seyn, sondern nur einem Antheil an künftigen Verbesserungen des Landbaues entsagen würden. Hierdurch würde auch das eigenthümlich Drückende der Zehentabgabe, was die National-Oekonomen hervorheben, beseitigt werden. Wenn z. B. für einen Geistlichen folgende Bedürfnisse als unveränderlich, und die Preise derselben auf die nächsten fünf Jahre in nachstehender Art bestimmt wären:

Lebensmittel	166	Pfund	Sterling	13	Schill.	4	Pence
Feuerung und Licht	29	»	»	3	»	4	»
Gesindelohn	18	»	»	6	»	8	»
Kleider und Wäsche	91	»	»	13	»	4	»
Arzney, Möbel, Bücher und andere zufällige Ausgaben	93	»					
	400	»					

und die ersteren vier Artikel erhüben sich in ihrem Preise um 10

pr. Ct., so müßte die Summe von 307 Pfd. für dieselben um 10 pr. Ct. für die folgenden fünf Jahre erhöht werden; der Geistliche würde also in dieser Zeit statt 400 Pfd. etwa 430 Pfd. erhalten müssen.

Die allgemeinen Preistabellen denkt sich der Verfasser mit möglichster Genauigkeit aus den ämtlich erhobenen Daten berechnet, wovon denn jeder nur um eines oder das andere Resultat, wie er es zu seiner Privat-Auseinandersetzung nöthig hat, sich zu bekümmern brauchte. Nach der in bestmöglichster Weise herauszubringenden National-Konsumtion könnte denn auch das Verhältniß der Ausgaben für einen jeden Artikel bey der ganzen Nation in eine Tabelle gebracht, und diese bey Privat-Bestimmungen etwa in subsidium gebraucht werden. Den Versuch, eine solche Tabelle für das Jahr 1822 zu verfertigen, hat der Verfasser selbst in einer Beylage angestellt.

Auch für die öffentlichen Fonds und das Vermögen der Stocksbesitzer denkt sich der Verfasser eine solche Berechnung des wahren Werthes des Geldes anwendbar, und meint, daß die Besorgnisse, welche jetzt häufig den Stocksbesitzer wider seinen Willen zum Verkaufe seiner Fonds antreiben, sich sodann sehr vermindern würden, und man sich zu ihrer Veräußerung eben so selten verstehen würde, als zu der von Landeigenthum, und nur etwa bey Erbschaftstheilungen oder beym Uebergang zu einem andern Gewerbe. Auch dieses jetzt oft allzubewegliche Eigenthum könnte sodann länger in denselben Händen bleibendes Vermögen seyn u. s. w.

Dieser Gesichtspunkt hängt mit einem andern zusammen, der unsers Bedünkens aller Aufmerksamkeit werth ist, nach welchem der Verfasser den wichtigen Unterschied zwischen den beständigen und zeitwierigen Stocksbesitzern begründet. Ehemals (heißt es p. 515 flg.) waren die Rentenirer der öffentlichen Fonds nur in London, Bristol, oder einigen andern Hauptstädten zu finden; jetzt trifft man sie an allen Orten im Königreiche und unter allen Ständen an. Der größte Theil derselben behält seine Fonds für immer und nimmt an den Manövern der Stockbörse keinen Theil, er kauft und verkauft sie nicht auf Spekulation, sondern will sich bloß eine halbe jährige Rente sichern. Diese Art Besitzer betrachten die Stocks als ein Vermögen, das sie für sich und ihre Familie aufbewahren wollen; erwägend die Abzüge, welche das Vermögen an Land und Häusern oft erleidet, die Schwierigkeiten, welche man oft hat, das Einkommen daraus zu beziehen, und die Abgaben und Förmlichkeiten bey dessen Uebertragung. Wir halten dafür, daß diese beständigen Stocksbesitzer von der Masse aller Inhaber gewiß vier Fünftel ausmachen, man mag dabey die Zahl, oder das Eigenthum zum Maßstabe

nehmen. Dennoch sind die zeitwierigen Stocksbesitzer viel bemerkbarer in den Augen des Publikums; sie sind es, welche stets Lärm auf der Stocksbörse machen, welche mit dem Kanzler der Schatzkammer unterhandeln, welche an der Spitze der Theilnehmer an unsern Anleihkontrakten mit andern Kapitalisten erscheinen. Allein diese Besitzer betrachten die Fonds bloß als ein vorübergehendes Eigenthum, als einen Weg, ihre müßigen Gelder darin einstweilen anzulegen, wie in Schatzkammer-Scheinen oder Wechseln, bis sich ihnen eine andere bessere Gelegenheit zur Unterbringung ihrer Gelder aufthut. Ihre Berechnung der Stockspreise geht nicht weiter als auf einen oder drey Monate, um ihr Geld während dieser Zeit wieder einzuziehen, um dafür amerikanische, französische oder andere ausländische Fonds kaufen zu können; für sie sind gleichsam London, Amsterdam und Paris nur verschiedene Zimmer eines großen Börsehauses. Wie verschieden von ihnen ist aber der feste, stätige Fondsbesitzer, der viele Aehnlichkeit mit dem zurückgezogenen Kapitalisten, oder mit dem Erben eines soliden Grundvermögens hat, welcher brittisches Eigenthum vorzieht, selbst wenn es ihm weniger einbringt, und keinen Versuch macht, den Opfern zu entgehen, wenn es darauf ankommt, dergleichen fürs allgemeine Wohl zu bringen. Diesen ist mehr an Erhaltung des Ihrigen, als am Gewinnen gelegen, sie begehren nicht, daß der Preis ihrer Stocks steigen möge, um sie mit Vortheil zu verkaufen, sondern nur, daß sie ihnen das gesetzte sichere Einkommen gewähren.

Hieraus folgert nun Herr Lowe ferner, daß bey allen Maßregeln viel weniger auf das Interesse der am meisten hervortretenden und Geräusch machenden Eigenthümer, als auf die stille und weit beträchtlichere Mehrheit gesehen werden sollte. Er meint daher auch, daß ein höherer Preis der Stocks nicht eigentlich Ziel der Finanzgesetzgebung seyn solle, und am wenigsten durch eine Erhöhung der Abgaben herbeygeführt werden müsse. — Es ist unstreitig ein sehr merkwürdiges Faktum, daß die bey weitem größere Zahl der Besitzer auch eines so ganz nur in Geld ausgedrückten, Geld abwerfenden, und für Geld verkäuflichen Eigenthums, als die Stocks sind, dennoch durch Anhänglichkeit, Treue und andere auf bleibende Verhältnisse und festes Bestehen gerichtete Motive abgehalten werden, an den Gewinnsten Theil zu nehmen, welche der rasche Umsatz dieser Art des Eigenthums zu gewähren vermag. Und es ist ein nicht minder merkwürdiges Resultat der National-Oekonomie, und der den Geldhaushalt der Staaten erforschenden Wissenschaft, wenn sie es für nützlicher erkennt, und wenn sie darauf hinarbeitet, daß die Besitzer des eigentlichen Geldver-

mögens weniger auf Vermehrung als auf Erhaltung ihres Geldeinkommens sehen mögen, und daß mitten in der Bewegung des beweglichsten Besitzthums Stätigkeit und Dauer begründet werden möge.

Hierauf nun sollten auch die erwähnten Versuche, den wahren Werth der Renten fortgehend zu bestimmen und stätig zu erhalten, wie schon oben gesagt, mit abzwecken. In wiefern jene Versuche und Vorschläge überhaupt anwendbar seyn würden oder nicht, und in wiefern sie insbesondere auch für die Stocksrenten, nach der eigenthümlichen Natur dieser Art von Vermögen brauchbar seyn könnten, darüber mögen erfahrne Kenner urtheilen. Herr von Jakob bemerkt hierüber, daß mit einer jedesmaligen Bestimmung des Werths der Fondsrente nach den Preisen der Dinge und dem angenommenen Verhältniß zwar allen denen gedient seyn würde, welche die in die Durchschnittsberechnung gezogenen Artikel auch wirklich in der angenommenen Proportion verzehrten; nicht aber solchen, wobey das nicht der Fall wäre, oder welche das Geld nicht zur eignen Verzehrung, sondern zum Verkehr in einem oder dem andern einzelnen Handelszweige gebrauchten. »Es scheint daher wohl,« sind die Worte des deutschen Verfassers, »daß man für individuelle Verhältnisse ein Maß finden könne, eine gegebene Geldsumme so zu bestimmen, daß für dieselbe immer die nämliche Quantität von Sachen erkauft werden kann; einen solchen Maßstab aber zu erfinden, der dieses für die Bedürfnisse Aller, oder auch nur einer ganzen Klasse von Familien gleiches Gewerbes und selbst gleichen Einkommens leistete, scheint mir etwas Unmögliches zu seyn.«

Wie man nun auch hierüber urtheilen mag, so verdient der Gegenstand gewiß eine sorgfältige Prüfung, und die von einem umsichtigen Nachdenken zeugenden Vorschläge des englischen Schriftstellers dürften sich wenigstens zu einer theilweisen und den besondern individuellen Verhältnissen angepaßten Benützung empfehlen, und in der Annäherung an ein sehr wünschenswürdiges Ziel einen beträchtlichen Schritt vorwärts bezeichnen. Partieller Versuche mindestens wird man die Sache wohlgewiß werth halten.

In dem sechsten Kapitel betrachtet der Verfasser die englische Armentaxe besonders, als eine der vorzüglichsten, den Ackerbau in England drückenden Lasten, deren wir auch oben im Vorbeygehen bereits Erwähnung gethan haben. Er macht keine besondern Vorschläge über Beschränkung unbesonnener Ehen, so wie überhaupt über legislative Bestimmungen für das Verhältniß der Armen, glaubt sich aber im Ganzen für die Zukunft eine Verminderung

dieser Abgabe versprechen zu können. — Das achte Kapitel stellt eine Untersuchung über das National-Einkommen und National-Kapital im Allgemeinen an; und das zehnte, über Großbritanniens Finanzen, betrachtet die Maßregeln, welche das Ministerium zu nehmen habe, um den Finanzkräften Englands möglichst aufzuhelfen. Der Verf. hält nicht viel von dem Aufkaufen der dreyprocentigen Stocks, und hat nur eine geringe Meinung von dem Nutzen des Sinkingfonds. Er hält selbst die Vermehrung der Nationalschuld durch jährliche mäßige Anleihen für ein geringes Uebel in Vergleich mit der dadurch möglichen allmälichen Verminderung der Abgaben, welche, so wie sie im Kriege die am wenigsten drückende Finanzquelle für außerordentliche Anstrengungen sind, bey dem ruhigen Gange der Industrie im Frieden eine Herabsetzung am allernöthigsten erfordern. Diese Herabsetzung der Abgaben will er bis auf den Punkt fortgeführt wissen, daß die Industrie in England durch keine größeren Steuern gehindert werde, als dieß in Frankreich und andern Ländern der Fall ist, da er sich dann unter dieser Voraussetzung von der siegreichen Obermacht der englischen Industrie einen so steigenden Zuwachs des National-Reichthums verspricht, daß nicht nur die uneingeschränkte Bevölkerung in ihren Bedürfnissen gesichert, sondern auch für alle von der Nationalgröße geforderten Ausgaben reichliche Hülsquellen vorhanden seyn würden; wozu er jedoch die stete Fortdauer des Friedens als eine Hauptbedingung betrachtet.

Da jedoch indessen letztere, mehr die Zukunft als die Gegenwart und nächste Vergangenheit ins Auge fassende Untersuchung durch die Ausdehnung ihres Gegenstandes ein sicheres Urtheil und einen festen Ueberblick um so schwieriger macht, so glauben wir diese Darlegung durch eine detaillirtere Mittheilung derselben nicht noch mehr verlängern zu sollen, und unterdrücken zum Schlusse den Wunsch nicht, daß dieser unstreitig unter den mehrmals angedeuteten Einschränkungen verdienstvolle und eben so unterrichtete als fleißige Schriftsteller auch über einige auf der letzten Seite genannte, noch für künftige Darstellung aufbewahrte Gegenstände, z. E. eine Handelsgeschichte Englands seit den letzten dreyßig Jahren, Auswanderung — Ersparungen in den öffentlichen Ausgaben ꝛc. das Resultat seiner vieljährigen Beobachtung der literarischen Welt mittheilen möge.

Art. II. 1. **Du Gouvernement de la France depuis la restauration.** 4me édition. I vol. in-8. *Paris*, *L'Advocat*. 1820.
2. Des Conspirations et de la Justice politique. 3me édition. Broch. in-8. *Paris*, *L'Advocat*. 1820.
3. Des Moyens de Gouvernement et d'opposition dans l'état actuel de la France. 2me édition. I. Vol. in-8. *Paris*, *L'Advocat*. 1821.

Herr Guizot, Protestant aus Nismes, und in Genf erzogen, zeigte früh Lust für die Werke der Kunst und der Poesie. Seine Urtheile erheben sich, in Ansichten, über die gewöhnlichen der französischen Kritiker, welche meist in einzelne Redetheile hinein zergliedern und analysiren, oft mit Feinheit, Gefühl für das Schöne und Verstand, oft mit Geringfügigkeit, selten oder nie aber ein Ganzes erblicken. So Chénier, der doch etwas Allgemeineres gewollt, aber dazu unvermögend war, und Laharpe. Barante, in einer Jugendschrift, und Guizot, in zerstreuten Blättern, erhuben sich zu einem umfassenderen Horizont; aber uns Deutschen, gewöhnt an die scharfsinnigen Zergliederungen und die genialische Kritik eines Lessing und der Gebrüder Schlegel, kommt dieses doch in einem gewissen Grade ungenügend vor. Man sieht das Stückwerk, Nachgedachte, Nachgefühlte, Zusammengelesene, die freye Originalität fehlt. Es sind Impulse bald ihm gekommen von der Edinburgh review, bald von der Bibliothèque universelle, bald von deutschen kritischen Tageblättern, oder auch aus den Schriften der Frau von Staël und vieler Anderer. Bemerkt zu werden verdient indeß, daß, aus Gewohnheit viele Eindrücke erhalten zu haben, und aus seiner Schale herausgeschüttelt worden zu seyn, endlich etwas Kern in den ästhetischen Gedanken des Hrn. Guizot sichtbar geworden ist, und er es nicht an klugen, einsichtigen Bemerkungen fehlen läßt, freylich ohne tiefern Zusammenhang und Begründung. Doch lassen wir den kunst- und poesieliebenden Guizot; Guizot den Philosophen, der etwas Kant- und etwas schottische Philosophie gelernt hat, und seine Aussprüche über deutsche Naturphilosophie herzusagen weiß; lassen wir sogar Guizot den Kinderfreund, denn das Alles ist der Mann, er hat für die lieben Kindlein auch allerley Zuckerwerk zusammengekrümelt, fade wie Kinderbücher mehrentheils, und betrachten wir nur hier, Guizot den Politiker, den Historiker.

Angeregt um 1814, jung, unruhig, und mit der pedantischen Zuversicht eines Schullehrers begabt, schwang sich Guizot, durch große Gunst des Abbé de Montesquieu, in die Geschäfte; 1815 trat er, mit dem Ministerium Decazes, in Op-

position gegen die royalistische Kammer, und stieg allmälich bis zum Staatsrath empor. Sein Wirkungskreis erstreckte sich besonders über die Preßgesetze, die Schulen wechselseitigen Unterrichts, und die Missionarien, in welchen er Jesuiten witterte, und welche er, so viel es in seinem Vermögen stand, zu verfolgen versuchte. Aber der Dolch, welcher des Herzogs von Berry Lebensfaden brach, schnitt auch des Herrn Guizot politische Laufbahn durch die Mitte, er fiel so rasch und ungesehn, als er zur Verwunderung Aller gestiegen. In seiner gezwungenen Einsamkeit beurkundete sich, oft mit Glück, der Schriftsteller.

Herr Guizot hat, als Autor, manche Aehnlichkeit mit einem andern berühmten Manne, dem Hrn. Benjamin Constant. Beyde schreiben Genfer französisch, ohne Hauch und Lebenswärme; Beyde verstehen es, sich zusammenzudrängen und zuzuspitzen, um bis auf einen gewissen Grad die Aufmerksamkeit rege zu halten und zu interessiren; gewandter, sophistischer, unredlicher in den sich oft kreuzenden Ansichten ist Benjamin Constant, er ist Demagog, wie nur je ein Sophist von Athen, aber nur viel zu geschickt für die große Menge, welche bey Weitem mehr Pathos und Deklamation verlangt; Guizot, sehr entfernt ein Demagog zu seyn, schreibt auch mit zu großem Talent für die aus der Masse herausgebildeten Liberalen, welche nur für die Rhetorik der Leidenschaften, und grobe Schmeicheleyen ihrer Selbstliebe dargebracht, empfänglich sind. Die Anlage der Ideen ist dürftig in Guizot und Benjamin Constant, sie drehen sich um ein Paar Gedanken herum, wissen sie aber auf das Reichste auszuschmücken und durchzuführen, indem sie nicht allein bey einer im Grunde seichten Theorie es bewenden lassen, sondern immer zur praktischen Anwendung des Tages kommen, so daß sich dieselbe Frage nach unendlichen Seiten zu ernent. Von allen liberalen Schriftstellern haben Guizot und Benjamin Constant allein es verstanden, neu mit dem ewig wieder Vorgekauten zu seyn; de Pradt und Bignon, die vielleicht von Natur größere Geistesfähigkeiten besitzen, da sie nicht sich zusammen zu drängen verstehen, und die von Guizot und Constant so sehr verdeckte schwache Seite ihrer Systeme immer herauskehren, ermüden im Gegentheil durch einen Schwall ungeordneter Deklamationen.

Unser Schriftsteller geht, wie Barante, von einer natürlichen Aristokratie aus, die er nicht sowohl theoretisch und praktisch wie sein Nebenbuhler, als vielmehr historisch zu entwickeln sucht. Seine Aufgabe ist die: wie ist es gekommen, daß unsre Zeit ward so wie sie ist? Da nimmt er denn nun auch gewisse stufenweise Entwickelungen des Daseyns der

Menschheit an, und betrachtet das Moralische wie ein Physisches, welches immer zu wachsen im Begriff steht. Nothwendig ist ihm, seiner Ansicht zufolge, die Theokratie, wie die möglichst beste Zwingherrschaft für den kindischen Menschen; aus der Theokratie läßt er dann, wie die Menschheit im Wachsen ist, überall die Feudalaristokratie hervorgehn; bis auf derselben, zu Gunsten Aller, eine gemilderte Form der absoluten Monarchie erwächst, diese wieder ausstirbt und aus ihr das freye Bürgerleben hervorgeht, und als dessen Gipfel, die heutige whiggische Ansicht einiger Doktrinärs. Das ist alles freylich sehr bequem, einzelner Unordnungen, Zufälle und Eroberungen unbeschadet, alles für nothwendig zu halten zu seiner Zeit, und könnte geradezu dem Fatalismus und Uebergeben aller Dinge an sich selber entgegen führen, wenn nicht Hr. Guizot unsre Zeit als die nothwendigste betrachtete, für sie zum Kampf aufforderte, und die Ruinen des Vergangenen niedermachte, als handelte es sich um eine immer wieder erstehende Hydra von Vorurtheilen, welche, da sie nicht mehr in die Wirklichkeit passen, es gut seyn würde mit einem Guizotischen Meisterstreiche zusammen zu köpfen.

Uebrigens wendet er sein System nur schwach und in Nebendingen auf Frankreich an; da will er von Haus aus eine Usurpation der Franken über die Gallier und Römer erblicken, als einzige Quelle aller ihm zufolge ungleichen Rechtsverhältnisse des Mittelalters. Als aber das Feudalsystem vollkommen ausgewachsen war, wie auch sogar Hr. v. Sismondi das erkennt, da war es ein vollkommen in sich geschlossenes Ganze, wenn es je nur eines gab, und zwar ein aus der fränkischen Natur, dem fränkischen Gesetz, den fränkischen Sitten hervorgegangenes Ganze, und nicht etwa, wie zu der Römer Zeit, eine Form für Administration und fiskale Unterdrückung des besiegten Landes; die Idee besiegten Landes und besiegter Einwohner existirte damals nirgends, und so auch nicht ihre Verhältnisse. Was dieses Ganze durchbrach, war nicht das rein Fränkische und dem Feudalismus sich anpassende Aufkommen alter Arimannien, Rachimburgien oder verbündeter Bürgerschaften — unter der Form von Gemeinden; es war vielmehr die um sich greifende königliche Gewalt, welche den Feudalismus zerrütten, und die Gemeinden nur zu diesem Behufe befördern wollte, um sie nachher selber unter Zwang zu halten. Sie vorzüglich brachte in das Ganze Verwirrung hinein, und nun bildete sich eine parlamentarische Macht, mit einem System von Generalstaaten dazwischen, welche außerordentlich schwankend und auf nichts Festem begründet waren, einem mächtigen König freyen Spielraum ließen zur unumschränkten Selbstherr-

schung, einen schwachen König fast immer über den Haufen warfen. Dieses war das Gebrechen der französischen Monarchie, und nicht ein erträumter Gegensatz zwischen Galliern und Franken, der, zur Zeit der Eroberung nicht einmal, ungleiche Rechtsverhältnisse geschlossen, sondern das Römische stehen lassen, bis es von selbst als morsch zerfiel und in fränkische Sitte überging. Es fand ein Austausch Statt, die Franken gaben allmälich ihre Sprache, und die Römer oder Gallier ihre Sitte auf, und so ward es eine neue französische Nation, die in der Stille geworden ist und organisch sich ausgebildet hat, wie alles national Bestehende, und nicht, wie Guizot will, durch ein besonderes ursprünglich neben einander Bestehendes oder vielmehr Ueber- und Untergeordnetes von Herren und Knechten.

Hr. Guizot, als in einem persönlichen Kampfe begriffen, beschäftigt sich gewaltig viel mit dem Personale der französischen Ministerien. Seine Charakteristiken sind der ironische Theil seiner Arbeiten; doch kleidet ihn die Ironie nicht sehr, er ist gewöhnlich allzuderb, und wo er auch fein schattirt und in französischem Memoirenstyl in die Nebenlinien seines Gemäldes hineinarbeitet, so will ihm doch eine wahre Ironie selten gelingen. Vor 1819 waren alle seine Anzüglichkeiten dem Hrn. Lainé vorbehalten, nach dessen Friedensbruche mit den Doktrinären; nach 1820 aber dem Hrn. de Serre, als dieser sich von denselben Splittern einer Partey lossagte. Doch ist er in der Charakteristik nicht deklamatorisch wie der große Haufe der Liberalen, welcher nur Bannstralen über seine Gegner zu schleudern versteht, und zu nichts als in hämischen Spott und Grobheiten loszubrechen im Stande ist; er erkennt ziemlich willig seiner Gegner Eigenschaften an, wäre es auch nur um sich selber ein Relief zu geben.

Was will denn nun eigentlich unser Verfasser? Die Oppositionsrolle eines französischen Whig, und diesen Whig will er schaffen, mitten unter den konstitutionellen, jakobinischen und bonapartischen Radikalen, welche gar sich nicht darauf verstehen wollen, daß ein französischer Whig einem Tory die Hand in allen Punkten der Aufrechthaltung öffentlicher Ordnung zu geben habe. Zu gleicher Zeit beleidigt aber Herr Guizot die öffentliche Ordnung, indem er den Liberalen aus vollem Halse zuruft, sich als die siegreiche Nation zu betrachten und gewisser Maßen das Ministerium zu erstürmen, um, wie er sich ausdrückt, das Haus Bourbon zu nationalisiren und die Nation zu royalisiren. Dieses, gesteht er selber ein, kann nur durch völligen Ilotismus der Gegenpartey zu Stande gebracht werden, doch so, daß er den alten Torys immer den Rang offen zu lassen sich bequemen wird,

wenn es ihnen gefallen sollte, zu ministeriellen Guizotisten sich umzuformen. Haben sich nun einmal die Doktrinärs aufgeschwungen, so sollen sie sogenannte Torys werden, die heutigen Radikalen aber sich in die früheren Guizotischen Whigs umgestalten. Der Plan ist allzu schön; der Mann sagt den Revolutionären: »helft mir empor, daß ich Euch verlasse,« und dann wieder wendet er sich an die Royalisten: »laßt Euch von mir aus allen Posten schlagen, auf daß ich Euch dann wieder aufnehme!«

Man kann wohl einsehen, daß diese Naivetät eines sonst nicht unverständigen, und in manchem Bezug scharfsinnigen und lehrreichen Mannes, den Parteyen nicht als ein hoher Beruf zur Politik erscheint, und daß die Arrière-pensée, die Erhebung des Hrn. Guizot und seiner Freunde, zu sehr aufgedeckt ist. Die angebliche Nation, welche er an die Spitze fördern will, treibt ihn und die Seinen zu dem Versuch, ob es ihnen möglich wäre, das Ministerium zu erklimmen, — um ihnen dann nachzueilen, und dann das Blatt schon nach revolutionärem Zuschnitt zu wenden; wie aber am schlüpfrigen Pfade die Doktrinäre gleiten, so werden ihre liberalen Stützen sie mit Schimpf und Gelächter fallen lassen; und wenn jene gar Einiges gegen das Dogma der Souveränität des Volkes sagen wollen, wehe ihnen dann; während die Royalisten sie zugleich, wie sich das von selber versteht, unbarmherzig darniedertreten und stolz über sie hinwegfahren zum Angriff gegen den wahrhaften Feind. Ein solcher Zwitter von allen Parteyungen ist es indessen, welchem die höchst genialische Frau von Staël und der so edle Camille Jordan ihre Geisteskräfte zugewendet haben; es muß also, der ganzen doktrinären Richtung, ein Irrthum zum Grunde liegen, der über das Unnütze des Verfahrens im Ganzen bethört.

Dieser Irrthum liegt in der Souveränität eines politischen Protestantismus, für die Frau von Staël, oder eines politischen Jansenismus für Camille Jordan, welcher auch, im Sinne und Geiste des Guizot, die revolutionäre Souveränität des Atheismus, oder die altmonarchische des gallikanischen Katholizismus, ersetzen soll. Es ist das Dogma der Souveränität der absoluten Vernunft gegen das der Souveränität des Volkes und gegen Monarchen und Kirche zugleich erhoben; eine Kombination, für welche Frankreich bey weitem nicht genug protestantisch oder jansenistisch ist, und welche dem tobenden und nach militärischem Ruhm strebenden Nationalgeiste der Franzosen geradezu entgegen ist. Deßhalb ist die Frau von Staël auch eben so eifrig von Liberalen als von Royalisten, aber freylich nach verschiedener Richtung hin widerlegt worden;

deßwegen lassen auch die den Doktrinärs nicht unwilligen Franzosen es im Ganzen bey den Schriften unsers Verfassers, mit einem Succès d'estime, wie sie sagen, bewenden, das heißt, sie finden, daß Hr. Guizot ein gescheidter Kopf ist, sie aber kalt läßt, wenig zu ihrem Geiste spricht, und daher eigentlich nicht interessirt.

In dem rein nach rationeller Bildung und der daraus sich ergebenden Moral strebenden Schottland, und in jenen Theilen des nördlichen Deutschlands, wo man nach einem sogenannten vernünftigen Christenthume trachtet, wo die schottischen Moralphilosophen oder Garve und die Kantianer zu Hause sind, würden unsre Dokrinäre gewisser Maßen ein Echo finden, denn dort gibt es Vorgänger für sie; mit Ansprüchen aber auf Leitung der Geschäfte gehen sie gänzlich fehl. Indessen da es dem Hrn. Guizot Noth thut, sein Vorhaben mit etwas Politik auszurüsten, so hat er sich davon auch einen Ranzen angeschnallt, und wir werden uns ein Vergnügen machen, seinen Proviantkasten in dieser Hinsicht etwas genauer zu visitiren.

Das Hauptmittel zur Erforschung der doktrinären Politik ist im Werke: »Des moyens de Gouvernement et d'opposition dans l'état actuel de la France,« enthalten. »Wir wollen,« sagt Guizot in der Vorrede, »den legitimen Thron aufrecht halten, und die konstitutionelle Ordnung begründen; kann dieses durch die Maximen, die Ausübungsart und Hülfe des alten Régime zu Stande gebracht werden, oder nur durch die Grundsätze und mittelst der Verbindung des modernen Frankreichs?« Der Verfasser glaubt so die ganze Streitfrage klar und einfach hingestellt zu haben, wir halten ihn aber schon beym ersten Schritte auf. Was ist eine konstitutionelle Ordnung der Dinge, den Nachdruck auf das Wort konstitutionell gelegt? Kann es überhaupt irgend eine Ordnung geben, die nicht konstitutionell, oder die nicht konstituirt wäre? Nur das Unorganische, also das nicht Ordentliche, das Todte oder Chaotische befindet sich in diesem Falle. Es fragt sich also, was versteht Hr. Guizot unter dem Worte konstitutionell? und da ergibt es sich als kein Ding an und für sich, als kein Realwesen, sondern als seine eigene subjektive Gesinnung, als der persönliche Gedankengang des Hrn. Guizot, und wenn man diesen Gedankengang im Zusammenhange mit dem Zeitalter begreift, so findet es sich, daß er geradezu das Unorganische, das Antikonstitutionelle, das Unordentliche, das Revolutionäre will, und, im Ergebniß, ist sein Ausdruck konstitutionelle Ordnung

äquivalent mit dem entgegenstehenden antikonstitutionelle Unordnung.

Alles Konstituirte oder Konstitutionelle ist in einer lebendigen Organisation enthalten, aus einem wirkenden Keim emporgetrieben, zum Gegensatze des Fabrizirten, des rein Mechanischen, welches die Materie erst desorganisirt oder todt schlägt um sie dann als abstrackten Grundstoff willkürlich umzumodeln. Die ganze moderne Gesinnung, welcher sich Hr. Guizot anschließt, hat aber sowohl in Formen als Gehalt das wahrhaft Lebende verkannt, den organisch in sich gegliederten, religiös-historisch erwachsenen, von Sitten und Gebräuchen umrankten, in sich selber konstituirten und feststehenden Staat aus dem Boden gerissen, unter Vorwand, er sey mit überwucherndem Mißbrauch, wie mit alterndem Moose bedeckt, und innerlich faul und abgestorben, um den gefällten Staat, auf den platten Boden rein ausgezimmert zu allerley Administrationsfächerwerk und Regierungsgebäuden, in denen es den Nivelleurs beliebt mechanisch streng und mathematisch konsequent die getrennten und in ihre einzelnen Theile hinein analysirten Gewalten, wie in einer Fabrike neben einander einzuhausen, ohne sie anders als durch Gleich- und Gegengewichte, durch mechanisches Druck- und Räderwerk in Gang bringen zu können. Der alte, wie auch immer verfallene Staat, war ein Bild des Lebens, der neue, wie sehr auch ausgeputzte und ausgezimmerte, elegant gedrechselte und überfirnißte Staat ist ein Bild des Todes; der alte Staat war in seinem Kerne und von Haus aus, frey, konstitutionell oder konstituirt, organisch, ein Ganzes; der neue Staat ist, seinem eigensten Charakter nach, despotisch, mechanisch gezwungen, unlebendig, abstrakt todt und ein miserables Stückwerk, ein Meisterstück politischer Fabrikanten!

Es ergibt sich nun die Auflösung der Frage des Hrn. Guizot, über die Konstituirung des in Administrationsfächern provisorisch eingetheilten Frankreichs, wie von selber. Nicht mit dem Verfalle, mit dem Mißbrauche, soll man ein neues Leben der Dinge, eine neue Konstitution begründen, aber wohl mit dem wesentlichen historisch-religiösen und nationalen Grundkeim des Alten; denn, wie ein großer Denker gesagt hat, nirgends gab es ein wirklich Neues und wahrhaft Junges, welches nicht aus dem Boden des Alten erwachsen wäre. Mit der modernen Gesinnung kann man aber nichts begründen, als eine Konstituante, als eine Konvention, als ein Direktoire, als ein bonapartisches Régime, als eine den Staat erschöpfende Administrationsmaschine, das haben wir schon erfahren, so wie Jahrhunderte das Alte erfahren haben. Nun aber kommt Hr.

Guizot mit einer Art von Vermittlung und Scheidungsprozeß, und sagt: »Ihr habt das Neue nicht recht begonnen, ich will es euch so und so lehren, Ihr versteht Euch nicht selber, beginnt mit mir ein neues Experiment. Ihr hättet etwas von den Engländern, etwas von den Amerikanern nachahmen sollen, die Opposition der Whigs, die natürliche Aristokratie, einen gewissen Presbyterianismus in der Politik; statt dessen aber habt Ihr euch dem Puritanismus ergeben, und seyd um den Hals gekommen. Die Freunde des Legitimen wollen Euch nicht an der Spitze; von uns kann man aber sagen, wir seyen keine Feinde der legitimen Dynastie, es ist Aussicht für uns auf die Regierung, und wollet uns nur dann in unsern Experimenten helfen. Lächelnd erwiedern die Puritaner der Revolution: Schafft, uns ist es schon willkommen!

Gewalt und Freyheit, drückt sich unser Doktrinär aus, sind beyde, heutzutage (1821, in Frankreich) gleich schwach, beyden ist es nöthig auf die Beine zu helfen. Es ist wahr, daß nirgends die Autorität, obwohl mit einer gewaltigen Administrationsmaschine ausgerüstet, auf den öffentlichen Geist von geringerer Wirkung, als gerade damals war. Die Hauptsache ist doch Beherrschung des Geistes, wer das Herz des Volkes für sich hat, hat auch seine Leibeskräfte, wer aber über das Volk nur durch die Administration, wenn auch noch so unumschränkt, disponirt, hat wenig, da er nirgends der Zukunft versichert ist. Hr. Guizot, der gern herrschen mag, wie alle Seinigen, und der eben Opponent ist, weil er nicht herrscht, liebt die Gewalt, und tadelt heftig deßhalb die Liberalen, weil sie anarchisch und überall anfeindend, nirgends deren Befestigung vergönnen. So gelungen übrigens, im einzelnen Theile, die Theorie der Gewalt des Hrn. Guizot ist, so lächerlich ist sie in der Praxis, indem sie eine vernünftige und vernünftig zu leitende Demokratie voraussetzt, welche es nirgends gegeben hat, da die Demokratie das Hauptelement ist aller Beweglichkeit, des nirgends Fixen, überall Wandelbaren und Täuschenden. Indessen ist es immer gut zu wissen, daß Hr. Guizot und seine Freunde eine wahre Einsicht haben in die Schwäche der Lage der Gewalt in dem durch die Revolution umgeformten Frankreich und auf dessen Kräftigung, gegen die Liberalen anstreitend, heftig dringen; weßhalb aber rangiren sie sich, in den Hauptstücken und als systematisirende Opposition mit den Liberalen gegen die Gewalt da, wo sie nicht in ihren eignen doktrinären Händen ruht? Niemals haben sie ihre Mittel zu irgend einer Befestigung geboten, und, da sie die Gewalt unter lauter Wandelbarem und Täuschen-

dem einpflanzen wollten, haben sie nach allen Seiten hin in ihrer Grundlage sie zu erschüttern getrachtet.

Die Freyheit ist schwach wie die Gewalt, sagt Herr Guizot, und es ist ebenfalls Noth sie zu kräftigen, aber durch wessen Schuld ist sie so gering? Hier nun hilft sich der Verfasser mit einem gelehrten Gegenstücke aus, und läßt die Gewalt durch die Liberalen, die Freyheit durch die Royalisten bedrohen; nichts ist schielender als eine solche politische Antithese, und wenn man der Sache auf den Grund sieht, so erfährt man, daß die Anfeinder aller Gewalt auch die Anfeinder aller echten und wahren Freyheit sind, nicht bloß durch Lizenz, wie Herr Guizot hie und da will, sondern weil die Liberalen störrige Gegner der Grundsätze einer gesunden Freyheit sind und diese von Haus nicht wollen. Sie möchten den Staat den Despotismus einer demokratisch-radikalen Vernunfttheorie erfahren zu lassen, die, in der Praxis sich entweder als Oligarchie der Reichen, oder als Ochlokratie der Gemeinen, oder als Despotismus des Säbels im Bunde mit einer despotischen, das Land ausmergelnden Büreaukratie bewährt. Die Freunde der Gewalt aber, das ist, deren echte und erfahrne Freunde, sind es auch der Legitimität, das ist alles Rechtmäßigen, Gesetzlichen und hiemit der wahren Freyheit und offnen Freysinnigkeit, Liberalität, welche sich nirgends mit einem machiavellischen Liberalismus paart.

Die Freunde der legitimen Autorität, oder die Freunde der wahren Freyheit, das ist der Gesetzmäßigkeit, welches ein und dasselbe ist, einer in tausend Heucheleyen verstrickten Revolution entgegengestellt, werden oft gleichsam gezwungen, die sogar rechtmäßige Freyheit hin und wieder provisorisch der Autorität oder vielmehr der Administration zu opfern sich genöthigt achten, bloß um zu verhüten, daß die Staatsgewalt nicht durch die Minen und Untergrabungen der Gegner gesprengt werde. Viele Männer also, die in Frankreich wohl wissen, wie köstlich eine Gemeindefreyheit ist, und wie nothwendig freye Gemeindeverwaltungen sind, sehen sich gezwungen, solche aufzuschieben, bloß damit der Feind nicht eine würdige Freyheit benütze, um sich voreilig in sie einzuschleichen, ihre Quelle zu vergiften und Unordnungen zu erregen. Einem aufgeklärten Fürsten und einer starken Regierung liegt weniger daran, durch welche Form das Land in seinen inneren Geschäften verwaltet wird, wenn sich nur Alles der höheren Ordnung unterfügt, wenn die Finanzen nicht verschleudert werden, wenn nicht Mißbräuche erwachsen, und besonders, wenn das Land getreu ist. Staaten und Stände, Gemeinden und Provinzen, und viele alten Unabhängigkeiten und Freyheiten sind

im ganzen alten Europa gang und gebe gewesen, und haben weise Regierungen nicht beunruhigt, sie im Gegentheile oft befestigt; aber mit einer revolutionären, alles zernagenden, alle Bande des Gehorsams, der Treue, der Ehrfurcht verzehrenden Gesinnung ist schlechterdings nichts anzufangen, nichts wie mit dem rein Gehässigen, welches in sich selber wüthet und nach außen mit tödtender Flamme verwüstet.

Herr Guizot, und das ist nicht billig, nimmt eines Theils kaum eine Rücksicht auf diese Lage der Zeit und schwierige Stellung der Freunde alles Legitimen, also der legitimen Freyheit, und andererseits mischt er unter die Royalisten abgegrämte Leute, die über ihr altes Unglück und den Sturz ihrer Hoffnungen nicht hinaus können, so wie einige Intriganten, die in allen Winkeln und allen Parteyen ohne Ernst der Gesinnung herumspucken, und diese Abgestorbenen so wie die Verderbten, welche nur die Gewalt zu Hülfe rufen, die Einen, damit sie ihnen in der Rache helfe, die andern, damit sie ihre interessirten Dienste bezahle, begreift er nun in die Kategorie der Hauptfreunde und Beförderer des Royalismus, ein Betragen, welches der Verfasser nur dem Troß gemeiner Liberalen überlassen sollte, die eben nöthig haben, ein großes Geschrey über Ultra's zu erheben, damit das Volk ihren liberalen Kunstgriffen nicht allzurasch auf die Spur komme. Der Haufe und Nachzügler gelten nur nebenbey und in der Masse; Alles kommt doch immer, im letzten Resultate, auf die Denkenden und Handelnden, und nicht auf die Schwätzenden und Geräuschvollen an; sollten die Doktrinäre dieses nicht wissen?

Die ganze Antithese, oder vielmehr das ganze Wortspiel seiner Ansicht verfolgend, redet Herr Guizot von seiner Höhe zu der ganzen Nation wie Er sie sieht, und erklärt ihr, sie habe zugleich die konstitutionelle Ordnung, welche noch nicht existire, zu begründen, und die Angriffe des zum Aufbaue fertigen alten Régime zurück zu drängen. Wenn aber die konstitutionelle Ordnung noch nicht existirt, das heißt, wenn das neue Régime noch nicht einmal seiner ersten Grundlage nach angelegt ist, was haben denn die Franzosen während der langen Revolution gethan und gewollt? Wo ist die Konstitution der Konstituante? die der Konvention? die des Direktoriums? die des Kaiserthums? Wie Herr Guizot sagt, existirt davon nichts und, was schlimmer ist, er behauptet (ich meine mit Recht), es habe nichts davon existirt, und doch will der unermüdliche Guizot wieder von vorn an das Ding konstituiren und improvisiren. Oeffnet er denn nicht die Augen über dies radikale Unvermögen der Revolution sich zu konstituiren und unabhängig zu existiren? Sie ist nichts, darum wird und bleibt sie

nichts, nach dem ewigen Grundsatz, daß aus Nichts nichts werden kann; in so fern aber es nichts ist, ist es Etwas, ist es die Revolution.

Die modernen Männer, wo sie es redlich, wie Guizot meinen, und nicht auf die bloßen Interessen der Geld- und Herrschlust sehen, wie wohl die meisten aus ihnen, erscheinen mir wie eine Art von Schatten-Titanen, wie man sie etwa in einer Camera obscura erblicken könnte, dunstige Figuren, Dunst wie Berge erhebend und einen Nebelthurm von Babel auf einer zerrinnenden Grundlage errichtend. Da wissen sie alle gar wohl, Dieses fehlt, Jenes fehlt, Dieses sollte so seyn, Jenes so, im Grunde aber haben sie mit allen ihrem Wissen nichts gefördert, und viel Talent an einem hohlen Phantasma verschwendet. Auch darin sollten sie sich ein Beyspiel an ihren Vorgängern der Revolution abnehmen. Scheiterten deren konstitutionelle Bestrebungen etwa bloß an dem Unvermögen und der Stumpfheit ihrer Urheber, oder an der überall ausgebrochenen Unmoralität? Gewiß war die geistige Fäulniß groß und auch die Einsichtslosigkeit war ungeheuer. Es griffen aber auch reinere Hände das Werk an, es waren auch bessere Köpfe bey dem fatalen Bestreben wirksam; was förderten aber die Sieyes, die Barnave, die Girondiner, die Lanjuinais, die Boissy d'Anglas? wie der Strand todte Fische, so warfen sie todtgeborne Konstitutionen aus. Welcher Masse hat es aber noch beliebt, die Verfassung des Herrn Guizot anzuziehen und sich seinem Verstande unterzufügen?

Nicht gerade auf diese Weise geht es bey lebendigen Werken der Natur und einsichtvollen Nationallebens zu; kaum ist der Grund gelegt, so wächst das Gebäude und gliedert sich in seinen Institutionen. Der schöpferische Trieb gestattet keine ohnmächtigen Versuche. Es ist das doppelte Siegel der Natur und Gottes auf solchen Werken, während auf dem Gemächte moderner Konstitutions-Fabriken der Fluch eines verabscheuungswürdigen Hochmuthes ruht, welcher die Gesellschaft und das Wesen der Dinge sich selbstsüchtig zum Opfer bringt. Ein einsichtsvoller, lebendig in die Natur und den Staat hineinsehender Mann, wie kann der auf den Gedanken kommen, die Sachen nach starren Vernunftbegriffen zu konstruiren, da nirgends diese der tieferen und schmiegsamern Wahrheit der Dinge anpassen wollen, und die Geschichte laut gegen ein solches Hineinpfuschen in das Kunst- und Naturleben des Staates ihre Stimme erhebet?

Das alte Régime zurückstoßen, da wo es nichts will, als den alten Verfall, mag sehr löblich seyn, und will man darunter die Mißbräuche der Hofgunst, durch Mätressen und verderbte Große ausgesponnene Intriguen und eine Fülle von Unord-

nungen verstehen, so ist nichts besser. Von dieser Seite aber ist das alte Régime von selbst geschlagen, der Gang der Geschäfte ist zu ernst geworden für so viel Frivolität, und fast möchte man sagen, die Ueberreste des Bonapartischen und revolutionären Régime seyen zum wenigsten eben so sehr zu fürchten für ihre Verderbniß. Man hätte noch bey weitem mehr sich gegen die Korruptionen des Tages, als gegen die des Vergangnen vorzusehen. Aber Herr Guizot wirft sophistisch unter dem Namen altes Régime eben alles zusammen, was ihm gegen die Royalisten einfällt; es soll unter dieser Benennung, Adel, Geistlichkeit, Körperschaften, die Grundzüge uralter Institutionen auf dem Brandaltar der Revolution einer anarchischen Gleichheit oder einer metallischen Oligarchie zu Liebe beständig geopfert werden, die Eitelkeiten sollen stürmen, die Welt soll rauchen, um von ferne hin dem Andrang des großen Alten zu begegnen. Herr Guizot will zwar kein Blut, er verlangt keine Spoliation, er will nur den politischen Ilotismus aller derer, die nicht so glücklich sind durch seine Brille zu sehen, bis endlich ihren Augen es gelingt, sich der doktrinären Aufklärung zu öffnen. Stellen und Aemter sollen den Anhängern alter angestammter Rechte hartnäckig versagt werden, bis sie endlich sich den Liberalen ergeben, oder in den Abgrund der Nichtigkeit versinken. Sogar die Kinder dieser zur öffentlichen Nichtachtung Verdammten sollen ihre Art von Ostracismus erleiden, wo es den Aeltern nicht anstehen wollte, sie in die durch Doktrinärs gebildete Nationalschulen hineinzusenden. Zu solch furchtbaren Unbilden und eigentlich bösartigem Machiavellismus kann eine fixe Idee und verkehrter Hochmuth einen Mann verleiten, der persönlich alles Verfolgungsgeistes unfähig seyn möchte, und außerordentlich auf Rechtlichkeit pocht in Allem, was Staatsangelegenheiten betrifft.

»Die wahrhafte Regierung der Revolution,« sagt unser Verfasser, »wäre ein System von Institutionen und Einflüssen, das, auf allen Stufen der geselligen Ordnung, die konstitutionelle Gleichheit und gesetzmäßige Freyheit zu sichern im Stande ist, überall den General-Interessen die öffentliche Gewalt vertrauend und sie in den Stand setzend, sie gegen alle Angriffe zu vertheidigen.« Wir würden hinzufügen, die wahrhafte Regierung der Revolution, so, nach unserm Verfasser, noch nicht vorhanden gewesen ist, ist also ein Roman. Institutionen und die Revolution, welche alle Institutionen, das ist die organischen Gebilde zertrümmert, und nur Demagogie oder Klubbwesen und Büreaukratie oder administrativen Despotismus an den Tag fördert! Einflüsse und die Revolution, welche im Namen der Gleichheit alle Einflüsse

in ihrem Laufe hemmt, jede bedeutende Lage, auch wäre es eine revolutionäre, alsbald anfeindet und beneidet, die kindisch, eitel und neidisch wie habsüchtig ist auf eine barbarische Weise und ihre Götzen immer zuerst zertrümmert! Freylich kann uns Herr Guizot erwiedern: das war die Revolution, das ist auch noch zum Theil die liberale Opposition, beydes aber wird aufhören, wie ich mich ans Ruder schwingen werde. Wie aber Institutionen und Einflüsse mit dem Gleichheits-Systeme zusammenreimen? Institutionen sind also Besonderheiten und keine Allgemeinheiten, sonst wären sie der Staat; sie haben besondere, ihnen eigenthümliche, sie konstituirende Gesetze, daher Privilegien; von hier aus sehe ich aber schon den Schauder der Liberalen gegen solches Unwesen. Was sie instituiren wollten, haben sie destituirt, außer dem Despotismns des Goldes und der Gewalt. Einflüsse setzen aristokratische Verhältnisse edler moralischer Natur voraus; diese sind wie eben so viele Begünstigungen der Natur, also, den Liberalen zu Folge, geradezu die verhaßteste Art von Privilegien. Hier glaubt sich nun freylich Guizot mit seiner natürlichen Aristokratie zu helfen; sie soll die heilsamen Einflüsse sichern. Was ist aber, in der Wahrheit, diese feine Aristokratie? wir glauben nichts weiter als die Oligarchie des Goldes, also geradezu dessen, was der moralischen Bedeutung entwürdigt ist, was einen wenig würdigen Einfluß auf Augenblicke, und so lange das Glück lächelt, oder man nicht überkauft wird, verschafft, aber weder Liebe, noch Treue, noch Ergebung hoher Natur zusichert, was eher verächtlich ist in seiner Bedeutung und mehr ein Anlaß zur Korruption, als zur Aufrechthaltung des Staates und Sicherung der Gewalten.

Und dann weiter Herr Guizot! Stufen der geselligen Ordnung da, wo Ihr gleich darauf, in Eurem konstitutionellen Jargon, von sogenannter konstitutioneller Gleichheit redet? Wer gesellige Ordnung sagt, redet von Organischem, und kann daher mit Recht von Stufen reden, das ist von einer Hierarchie der Gewalten. Wie würde nicht die Revolution vor solchem Gräuel erschrecken? In der Guizotischen Sprache sind diese Stufen aber nichts als die Beamtenwelt und die sogenannten repräsentativen Formen, welche im ganzen alten Europa bekannt waren, nur freylich nicht in revolutionärem Sinne. Eine Beamten-Hierarchie und temporäre Autoritäten können aber keineswegs für Stufen geselliger Ordnung, das ist für große stehende Bestandtheile der Nation gelten; solche sind König, Adel, Geistlichkeit, die Bürgerschaft, Gemeinden, Provinzen, Handthierungen, alle Glieder eines Volkes von Haupt

zu Fuß, nicht mit kastenartigem Stillstand, sondern mit lebendigem Wechsel und Uebergang.

Die konstitutionelle Gleichheit bey einem Schriftsteller, des pretiosen Ausdruckes entkleidet, will nichts anderes heißen, als der durch Geldeinfluß, Polizey, Soldaten und Administration in der Zucht gehaltne Radikalismus, so daß der Despotismus seinen zerstörenden Eigenschaften sich entgegen setzt. Jeder soll gleich seyn vor dem Gesetz und Jeder soll durch Fleiß, Verdienst, Talent zu Stellen gelangen können. Das ist aber nichts Neues in der Welt; jeder war immer gleich vor dem Gesetz, wo man dem Gesetze nicht selber Einbruch that, wie das so oft gerade in den angeblich konstitutionellen Staaten geschehen ist. Diese beliebte Gleichheit vor dem Gesetz heißt aber eigentlich nicht, was sie scheint; damit wollen Guizot und die Liberalen sagen, es solle nirgends für keinen Stand, weder für Adel, Geistlichkeit, Bürger, Bauer eigne Gerechtsame, noch auch eigene Gerichtsformen geben; sie wollen unter andern nicht, daß der Adel den Adel, der geistliche Stand die Geistlichkeit, der Bürger den Bürger, der Landmann den Landmann richte; sie wollen hierin was, mit wenigen herrschaftlichen Ausnahmen, oder mit Vorbehalt jener Gegenden, wo es besondere Land- und Gemeindefreyheiten gab, fast ziemlich schon vor der Revolution, besonders in Frankreich und auch durch das meiste übrige Europa eingeführt war. Weßhalb aber die Liberalen gerade so sehr auf diese sogenannte konstitutionelle Gleichheit halten, da sie doch weder das Land noch die Regierung besonders interessirt, das kommt daher, weil besondere Gerechtsame und Justizpflegen, Eigengerichte aller Art die Stände markiren und ihnen eine eigene Physionomie geben, was die Nivellirer des Staates, welche nur der Oligarchie des Goldes oder der noch ephemererern des Geredes huldigen, geradezu abgeschafft haben wollen.

Auch ehemals konnte ein Jeder zu Allem durch Fleiß und Talente gelangen; freylich gelang es ihm oft schwer, aber wenn er dafür dann auch durchdrang, war es oft eben der rechte, bewährte, geprüfte Mann. Dieses zu Allem Gelangen ist die liberale Lockspeise für den großen Haufen, und ein Meisterstück des Charlatanismus: es hat damit wenig Realität und ist nur eine Möglichkeit, wie vordem. Was das Schlimme ist bey dieser Maxime, die, was sie Wahres enthält, sich von selbst versteht, ist, daß sie ein wahres Glühfieber im Staate begünstigt, Alles krampfhaft spannt und viele unnütze Bestrebungen in die Leere hinauswirft. Vor der Revolution und bey dem verfallenen alten Régime gab es viele Seichtigkeit, und oft Plattheiten nach oben, bey Eleganz, Manieren und guten Traditionen; heute

gibt es im Unmaß hohle, halbe, verkehrte Köpfe nach unten; in der frühern Zeit waren die Hirne leer, in der modernen Zeit sind sie vollgepfropft und mit Ungenießbarem überfüllt. Es gab eine Möglichkeit, die Unwissenden zurechtzuweisen, mit den Halbwissern wäre es ein vergebliches Unternehmen; die einen hatten die Korruption der Liederlichkeit, die anderen haben die des Hochmuthes, ohne daß ihre Sitten besser sind. Und welch unausstehlicher Selbstdünkel bey den Alles wissenden Liberalen! Ueber Länder, Sitten, Völker, Zeiträume, Institutionen, Gedanken wird hinweggefahren und abgesprochen, ohne daß man sich die Mühe des Verstehens gäbe. So verflacht die heutige Welt gerade da, wo sie als bedeutend sich brüsten möchte; Talente ersticken in einem selbstgefälligen Dunste der Eitelkeit, und die Maxime, daß Jeder zu Allem gelangen kann, schief aufgefaßt, treibt Jeden aus seiner Bahn, füllt selbst die Spitäler, und alle Orte des Elends. Das ist für die konstitutionelle Gleichheit des Herrn Guizot.

Für die gesetzmäßige Freyheit verlangt Guizot auch Garantien von der Regierung seiner Revolution. Er öffne doch nur einmal die Augen der Wirklichkeit. Gesetzmäßige Freyheit ist ein edles Gut und das würdigste Streben des in die Geschäfte verflochtenen Staatsbürgers. Wo ist diese aber mit ärgern Ruthen gegeißelt worden, als in den konstitutionellen Afterstaaten der Revolution? Die schönsten Perioden, die glänzendsten Dekrete posaunen Freyheit hinaus in alle Welt; man belehrt sich, man wagt eine Opposition, man spricht seine eigenste Gesinnung über das Wesen und die wahre Natur des Alten aus; alsbald ist der Staat in Gefahr. Ein Benjamin Constant erhebt sich, unter dem Directoire, gegen die Journale der erwachenden Royalisten; ein Elio wird hingerichtet, gegen alle Formen und nachdem seine natürlichen Richter sich ihres Amtes begeben, wegen Ausübung der ihm vom König anvertrauten Gewalt unter der früheren Verwaltung des Staates; Proscriptionen ergehen über die Stände, ohne Zuziehung der Beeinträchtigten wird über ihr Gut und ihre Gerechtsame verfügt, und wenn der Frevel verübt ist, dann geht die Rede von Toleranz, gesetzmäßiger Freyheit, Achtung der Menschenrechte und des Bestehenden. Gesetzmäßige Freyheit durch die Regierung der Revolution!

Diese soll dann nun auch die General-Interessen (welche?) in Evidenz setzen, und sie gegen alle Angriffe mit dem Schwerte rüsten. Wenn Herr Guizot unter General-Interessen die Revolution, das ist das Aufzehrende, Zerstörende versteht, so begreife ich ihn wohl. Die Revolution versteht meisterlich, sich einer Regierung zu bemächtigen, Konscriptionen auszu-

schreiben, Finanzen zu ordnen, die Administration zu centralisiren und mit der Gewalt des Despotismus ihre Lenden zu gürten. Die Revolution muß sich natürlich selber das höchste Interesse seyn; wenn aber Herr Guizot unter National-Interessen seine besondere Meinungen versteht, so werden sie, wenn er sie nicht revolutionär-despotisch zur Ausführung bringen will, immer eine schwache Spreu seyn für die Regierung der Revolution, wo sie die Kraft hat zu wollen und den Muth des Despotismus besitzt. Die Konvention empfing auch das konstitutionelle Werk der legislativen Versammlung und proklamirte es lächelnd; so auch verkündeten, zum Scherz, das Direktorium und Bonaparte ihre eignen liberalen Gesellschaftstheorien; man kann aber durch ganz Frankreich wandern, und sich erkundigen, was denn im Grunde diese Verfassungen waren und worin sie bestanden, und niemand wird verstehen, wovon die Rede ist. So war es auch in Spanien, wo die kaum gegebene Konstitution auch alsbald von ihren Günstlingen selbst verletzt wurde, und Herr Guizot hat wahrhaft eine robuste Zuversicht, wenn er glaubt, seinem Machwerke würde es anders ergehen.

Sehr treffend sagt derselbe von seinem modernen Frankreich: »Es ist allen klar, daß die regelmäßige starke Organisation des modernen Frankreichs gar nicht vorhanden ist. Die Revolution lebt noch in freyer Luft (Herr Guizot will ihr einen Boden geben), von allen Seiten ist sie offen, gebrochen, entblößt. Die von ihr verkündeten Grundsätze haben sich noch nicht zu praktischen Institutionen, zu wirkenden Gesetzen (vermögen sie es?) ausgebildet; die von ihr gegründeten Interessen liegen zerstreut, schwach unter einander begründet« (die armen Ankäufer von Nationalgütern, man weiß, wie viel ihnen fehlt!!). Was unser Verfasser hinzufügt, ist noch merkwürdiger. »Man durchgehe Reih und Glied unserer Gegner (der sogenannten Anhänger des Alten). Gibt es nicht unter ihnen, und zwar in großer Menge, Bürger aller Klassen, Ankäufer von Nationalgütern in Menge, Viele endlich, die ihre Interessen, ja ihre Absichten den Freunden der liberalen Sache hätten zuführen sollen. Woher das?« — Naiver und treffender konnte der Verfasser die Sache nicht zur Sprache bringen, und wir müssen ihm Dank dafür wissen. Also ein großer Theil des modernen, an modernen Interessen haftenden, in modernen Interessen befangenen Frankreichs ist, seiner Natur zuwider, doch politisch mit den Freunden des legitimen Alten verbunden, und weßhalb? Herr Guizot wird später antworten: weil er bey denselben mehr Sicherheit findet; weil ihm die Liberalen zu unruhig, zu sehr nur

Opposition, zu demokratisch sind, weil sie keine bleibenden Einflüsse erlauben, Alles beschielen und beneiden, und bey ihnen entweder Alles auf dem Kopfe steht, oder Alles vor dem Säbel verstummt, und weil der Säbel nur das einzige Mittel ist gegen den Wirrwar ihrer Reden. Es erkennt also der Doktrinär an, daß bey den Freunden des alten Legitimen mehr Schutz, mehr Sicherheit, mehr Ruhe und also im Grunde mehr wahre Freyheit ist, als bey den ausgemachtesten Anhängern derer, die immer Freyheit und Gleichheit im Munde führen. Und auch Herr Guizot, der, was das endliche Resultat betrifft, zu den ruhigen und nicht zu den rädelsführerischen Bürgern gehört, unterwirft sich, ich bin es versichert, lieber einer royalistischen als einer liberalen Regierung; es haben mir die Doktrinäre öfter bekannt: die Ultra's (so nennen sie durch einander alle und jede, die nicht zu Liberalen und Doktrinärs gehören) sind im Stande ein Gebäude aufzuführen, sie werden uns aber schlecht logiren; die Revolutionäre hingegen werden niemals ein Gebäude aufführen, und zerstieben, wo nichts mehr einzureißen ist. Ich denke Guizot und seine Freunde nehmen doch lieber mit dem, was sie ein schlechtes Logis nennen, vorlieb, als mit der offnen sturmdurchheulten Wüste? Freylich ist ihre Zuversicht in ihre eigne Mittel ganz außerordentlich, und wenn noch nichts von revolutionärer Seite aufgeführt wurde, so meinen sie liege die Schuld daran, daß sie nicht als Baumeister herbeygerufen worden seyen.

»Frankreich,« sagt Guizot, vieles zusammenwerfend, »besitzt Wahlen, Kammern, alle die großen Triebfedern der politischen Maschine, so die Revolution gewollt hat; es hat das administrative und das gerichtliche System, welches die Revolution gebildet hat; seine Coden, die untergefügten Institutionen, die der Unterordnung angehören, sind beybehalten worden; ja noch mehr, die große Menge derer, so heute in den Geschäften sind, haben sich auch während der Revolution hervorgethan, — und doch ist es nicht die Revolution, und wird der revolutionäre Genius nicht gesättigt, es ist das Alte, welches sich im Neuen einnisten, und durch das Neue das Vergangene wieder erobern will.«

Die Revolution hat Wahlen und Kammern gewollt? Pure Gutmüthigkeit! denn Wahlen, Staaten oder Kammern (im Grunde dasselbe) rc. gab es in den frühern Zeiten des alten Régime, und sie wieder unter dieser oder jener Form herzustellen war nicht die Revolution, und hat die Revolution auch nicht gewollt. Was sie begehrt hat, war ein theoretischer Naturstaat (das ist, was sie für einen solchen ansah, also nicht den wahren,

religiösen, historischen Naturstaat) im Namen der Vernunft, es war das Fantom der Souveränität aller Menschen, alle mit gleichen Rechten geboren und alle an Allem Antheil nehmend, direkte, wo sie es können, oder sonst durch direkte Delegation; die Revolution ist ganz und gar in der Erklärung der sogenannten Menschenrechte eingeschlossen, wie sie das müßige Hirn des Herrn Lafayette einstens ausgeschwitzet, nach einer flüchtigen Betrachtung Nordamerika's, wo die Konstituirenden, aber ohne innere Konsequenz für das Land, die Schwäche gehabt, sich in Lockes Politik zu verlieben. In diesem Allen liegt etwas Helvetius über die Menschennatur, etwas Locke und Rousseau über die Souveränität und die delegirte Administration und Magistratur, ein Ueberschwang endlich von Lafayette für die elende Seichtigkeit und Zusammenstoppelung des Ganzen. Die Revolution hat die Revolution gewollt, eine allgemeine Zertrümmerung, und hat weder an Wahlen noch Kammern gedacht. Wahlen waren ihr Mittel zur Erreichung ihrer Zwecke, und Kammern dienten ihr zu einer Konvention und zu einem Direktorium; es waren Katapulte und Mauerbrecher, oder tyrannische Werkzeuge der Regierung, aber keine Gebäude. Wahlen und Kammern sind gut und schlecht, je nachdem sie gut oder böse gemeint sind, auf allen Fall sind sie nichts Neues, und nichts an und für sich gerade Revolutionäres.

Ja wohl hat Herr Guizot Recht, die Revolution hat den Staat wie eine große politische Maschine betrachtet, in der so viel Leben ist, wie ungefähr in einer Uhr, und dieser Maschine hat sie allerley gelehrte Triebfedern und Räderwerk angehängt; in diese Kategorie gehören ihre administrativen Institute und das gerichtliche System der Revolution. Wie sich Herr Guizot zu deren Bewunderern gesellt, begreife ich nicht, das stimmt nicht zusammen mit seiner Verehrung der englischen und nordamerikanischen innern Landesverwaltung und Justizverwaltung, welcher er so sehr huldigt als dem Gehäuse dessen, was er für seine natürliche Aristokratie, oder vielmehr für ihr, obwohl rohes und nicht doktrinell ausgebildetes, Vorbild hält. Die administrativen Institute der Revolution sind die baarste Beraubung aller alten angestammten Landesrechte, Gemeindesfreyheiten, Korporationen, Provinzen und überhaupt aller selbstständigen Existenzen; was das gerichtliche System betrifft, so war es die Revolution hindurch ein Chaos unsinniger Demokratie, so drückend und abgeschmackt, daß Bonaparte nicht umhin konnte, es durch einige alte Justizformen und Justiz-Hierarchie wieder etwas zu bessern und aufzustutzen; nur trug er wohl Sorge, den Tribunalen die höhere Würde und die größere Independenz zu rauben, welche die alten Parlamente ausgezeich-

net hatten. Hr. Guizot will vielleicht von der Jury reden, seiner Urform nach einem alten germanischen Institute der Land- und Eigengerichte, abgekommen durch die in Europa während des Mittelalters eingeführten römischen Formen der Justiz. Aber die Jury in Frankreich ist etwas ganz Mißverstandenes, ein gequacksalbertes Ding; während der Revolution war sie Instrument dummer Demokratie, späterhin geleitet durch die kaiserlichen Präfekten und administrative Gewalt, entweder anarchisch oder auch ganz ohne Sinn; es liegt darin keineswegs die achtungswürdige Ehre und Treue der englischen oder nordamerikanischen Jury, so alte angestammte Rechtsformen sind, und dem gemäß ausgeübt werden. Doch hat auch noch so die alte würdige Jury ihre großen Bedenklichkeiten in Faktionszeiten, wo wenig Billigkeit unter den Parteyen herrscht, und die Richter befangner sprechen, oder überhaupt in Zeiten der Korruption, wo das gesunde Urtheil der großen Menge fehlt und so leicht Bestechungen vorfallen können. Freylich ist alle menschliche Gerechtigkeit überhaupt ein schwaches Ding, aber unter ihren vielen Schwächen möchte die Jury, in heutigen Tagen, überhaupt eine der ausgesprochensten seyn. Indessen ist die Jury keineswegs auch die Revolution, und läßt sich sehr gut ohne dieselbe denken.

Die Coden und untergeordnete Einrichtungen der Revolution sind beybehalten. Mit den Coden ist es eine eigne Sache. Es sind Sammlungen alter Sittengesetze und Penalgesetze, in Harmonie gebracht mit den durch die Revolution eingeführten Grundsätzen der Gleichheit, und von vorn an geschmückt und aufgestutzt mit einigen liberalen Erklärungen über die Natur der Rechte. Das Schlimme dieser Coden, die übrigens einer Revision bedürfen, besonders der Kriminalcodex, wie darüber alle Parteyen nur eine Stimme erheben, liegt darin, daß alles tiefere Rechtsstudium dadurch abgehalten wird, die Sitte und das landesthümliche Recht ganz verschollen ist und alles sich nur nach einem interpretablen Buchstaben richtet. Indessen sind manche äußere Vortheile damit verbunden. Die Justiz ist rascher und die Prozesse thürmen sich nicht ins Unendliche, wie in früheren Zeiten; viele Mißbräuche sind eingestellt, andere aber erwachsen, und die hohe Achtung für das Recht, das Imposante des Gesetzes, dessen moralischer Eindruck ist fast gänzlich zu Grunde gegangen. Jeder kennt seinen Code, und wer Uebles will, ergreift ihn wie eine Waffe, zum Umgehen des Rechtes, und seine schwache Seite ihm abzulauschen. Es gibt, im englischen Publikum, keine Codenkenntniß, wie im französischen, auch sind die englischen Prozesse berüchtigt, es herrscht dort aber mehr Loyalität in Huldigung des Rechtes; Gesetz und Richterstühle haben ein höheres

Ansehen, die moralische Wirkung auf das Volk ist bey Weitem ausgedehnter.

Was Hr. Guizot unter den untergeordneten Institutionen der Revolution begreift, können nur die sogenannten Munizipalitäten und Departementsräthe seyn, welche weder Gemeinden noch Provinzen konstituiren, sondern nur Formen der administrativen Gewalt und leere Vorspiegelungen des Landesbesten sind. Gegen diese Schattenbilder haben nicht nur die Royalisten, sondern auch Doktrinäre und Liberalen angeschrieen, die zweyten zu Gunsten ihrer natürlichen Aristokratie, und die letzten zum Behuf ihrer Demokratie. Wie kann der Verfasser also sie unter den erhaltenen und förmlich einzusetzenden Instituten der Revolution aufzählen?

Wichtiger noch als das Vorhergehende ist das Bekenntniß des Hrn. Guizot, daß die größte Zahl der Administratoren in der Revolution verflochten gewesen, und doch auf die Gegenrevolution hinarbeitet, und zwar, wie der Verfasser sagt, nicht aus Schlechtigkeit, sondern getrieben durch den natürlichen Gang der Dinge, der sie mit sich fortreißt, so wie nur die legitime alte Regierung erscheint. Es muß doch also in dem legitimen Alten eine Naturkraft liegen, stärker als alle konstitutionelle Künsteley und Ueberveruünfteley, weil sie vermögend ist, Männer, die nicht ohne Redlichkeit sind, zu Organen einer Sache zu machen, für die sie weder empfunden noch gestritten, die ihnen aber geistig imponirt, so wie sie sie erkennen; da hingegen ihnen das Revolutionäre materiell widersteht, und nur mechanisch sich fügen läßt. So sieht man ein, wie es gar nicht Noth thut zu Intriguen des alten Régime und seiner Anhänger eine leere Zuflucht zu nehmen, um zu erklären, wie es denn Statt finden kann, daß das Alte seine Behausung im Neuen aufschlägt, um es von Jenem aus in das Alte umzumodeln und zu verwandeln. Es ist nämlich in dem Modernen eine stete Heucheley und ein beständiger Widerspruch; da aber, ohne Despotismus und Anarchie wie unter Bonaparte und der Revolution, die Dinge sich nicht im Wagen erhalten können, sondern zum Reellen, Wahren emporstreben, zwingt die Natur überall das Legitime als das Einfache, Gegebene auf, in die modernen Formen dringt ein alter Geist, der sie säubert, übermeistert, ihrer Natur Herr wird, und es erklingt der Desakkord zwischen der Revolution und den Formen, Einrichtungen und Menschen, welche sie geschaffen hat.

Hr. Guizot will die Charte nicht, was sie ist oder seyn soll, als eine Transaktion zwischen den alten Grundsätzen und Legitimitäten und den neuen Interessen betrachten, sondern als den vollkommenen Triumph des Neuen, und als die erste Skizze und Grundlage einer Regierung im Sinne

und Geiste der Revolution. Also hätte das Haus Bourbon, unserm Verfasser zufolge, das alte Frankreich vollkommen aufgeopfert, um die Revolution zu adoptiren, als es 1814 sich in seinen angestammten Besitz wieder verpflanzte. Und nun hilft hier das bekannte liberale Sophisma aus: die Revolution habe nicht gegen den Thron, sondern nur gegen die Aristokratie Statt gefunden, und der Thron sey nur zerstäubt, weil er sich in seinen letzten Augenblicken auf die Aristokratie stützen wollen. Nichts ist unhaltbarer. Die Revolution war ein sogenanntes Vernunftgebilde, das nichts auf Ansehn Gestütztes, nichts Ererbtes respektirte; im Adel die Magie der Namen, im Volke die alten Sitten und Gebräuche, in der Geistlichkeit das religiöse Prinzip, im Thron vor allen den höchsten Inbegriff der Namensmagie, des Angestammten, Ererbten und des mit dem Altar Verbundenen tödtlich haßte, und der Königsmord war kein Zufall in der Revolution, wie Manuel will, keine Repressalie der Verzweiflung, sondern der höchste Gipfel der Vollendung dieser Revolution, welche ohne dieses Blutbad, ohne dieses große Symbol der Vernunftteufeley nicht vollendet und in sich selber abgerundet gewesen wäre. Das kann dem Herrn Guizot jeder Revolutionär sagen, der die Revolution gut kennt, und unter Andern auch der von einem gewissen Deutsch-Franzosen ins Deutsche übersetzte Bailleul, ja sogar Lafayette, der den Thron dadurch aufhob, daß er ihn wie eine delegirte Präsidenz ansah, und nur die Erblichkeit dieser Präsidenz unter dem Beding anerkannte, daß man der königlichen Puppe Arme und Beine umwickelte, und sogar die Stimme versagte, damit sie wie ein todtes Idol da sey — zum Scheine. Hätte also durch die Charte das Haus Bourbon die Revolution adoptiren wollen, so hätte es seinen Thron aufgeben müssen; und ihn in den Präsidentenstuhl verwandeln, und zwar nicht einmal dieß, da der Präsident Gewalt hat über die Assemblee, die er leitet, während ein König der Revolution nur ein Gefangner seiner Minister seyn würde, die, wie einen neuen gestürzten Prometheus, ihn an den Thron, wie an einen Felsen schmieden, während sie selber durch die Revolution zu regieren versuchen, so lange es geht, und dieses Unregierbare der Revolution gesteht Herr Guizot gar selber oft zu. Er hat es im Kleinen erprobt, 1819 hat er mit der Opposition der Linken regieren wollen, und es nicht gekonnt. Damals wurden er und die Doktrinärs durch Noth gezwungen dem liberalen Ministerium zu rathen umzusatteln, und einen Versuch zu wagen, ob man sich nicht mit der Opposition der Rechten gegen das revolutionäre Wahlgesetz vereinigen könne, ein Versuch, den eben jene Leute machten, welche kurz zuvor dasselbe Wahlgesetz, welches sie in ihrer

Blindheit verfaßt, und so sehr versucht hatten durch alle Mittel zu vertheidigen. Mir däucht, dieses spricht wie mit Trompetenton, und wäre geeignet, als Selbsterfahrnes, so gar einem von Eigendünkel taumelnden Doktrinär die Ohren zu öffnen.

Es ist sonderbar, welch einen Mißbrauch Hr. Guizot mit unbestimmten Ausdrücken treibt. Kurz zuvor klagt er, daß die Revolution keine Regierung habe, dann sagt er, die Charte habe ihr eine gegeben; alsbald gibt er zu verstehen, das alte Régime habe dieser Charte sich bemächtigt, und dann bejammert er, daß das alte Régime die Revolution wieder, mit allem Unseligen, durch Widerspruch ins Leben gerufen. Er meint hier nämlich die Mißbräuche der Revolution, ihren steten Andrang gegen die Gewalt; aber wo war die Revolution etwas anders als ein großer Mißbrauch? und wie unterscheidet er zwischen den Grundsätzen der Revolution und ihrer Konsequenz?

Die Grundsätze der Revolution sind ein Naturstaat oder ein Vernunftstaat, nach eignen Begriffen eines entschiedenen politischen Materialismus. Nämlich es wird vorausgesetzt, kein Mensch habe das Recht, über einen andern zu regieren, einem Andern zu befehlen; in ihrem Rechte seyen alle Menschen gleich. Das ist das Dogma der Souveränität des Volkes, im revolutionären Sinne; wollte man es aber ausführen, so gäbe es keinen Staat, und nicht einmal einen Tribus oder eine Familie, die Menschen würden sich vereinzeln und zerstreuen. So viel haben auch die Revolutionäre Menschenverstand genug gehabt, einzusehen, auch modificiren sie ihr in sich falsches und die Familie zerfressendes Prinzip alsbald durch den Grundsatz, daß es Noth thue, die Menschen veräußern ihre Freyheit dem Staate, das heißt, ein Mensch allen Menschen. Der Staat ist ihnen also die Vereinigung der Individuen, und damit sie diesen Verein, dieses Nebeneinanderseyn (kein Zusammenseyn) erhalten können, so müssen sie über gewisse Formen konveniren, wie und wo sie zusammentreten, um Einige zu delegiren, welche das durch Alle beschlossene Gesetz auszuführen haben, und da Alle auch nicht ohne ewiges Chaos das Gesetz beschließen könnten, so delegiren Alle zu diesem Zwecke auch Einzelne, welche als Gesetzgeber neben und über der ausübenden Gewalt, ihrer Dienerin, erscheinen, doch zwar so, daß diese Gesetzgeber die Gewalt nicht selber auszuüben im Stande sind. Dieß ist denn nun das Ideal des Staates, und, wie die Erfahrung geoffenbart hat, ein Staubgebäude, aus welchem blutige Ochlokratie, korrupte Oligarchie und militärischer Despotismus zugleich tausendfältig erwachsen, so daß endlich sich der Begriff des Staates nicht auf die Freyheit und Selbstständigkeit des Menschen, nicht ein-

mal auf die so beliebte Gleichheit, sondern auf den groben, baaren, rohen Nutzen reduzirt, und daß die Menschen wie Fabrikwaaren gelten, oder wie Ziffern; die nach ihrer arithmetischen Höhe oder Geringfügigkeit geschätzt oder verachtet werden. Ich frage nun, wo ist hier der sogenannte Mißbrauch von dem Grundsatze selber zu sondern, und ist dieser Grundsatz, seiner eignen Natur nach, nicht ein ungeheurer Mißbrauch der Vernunft?

Das größte Hinderniß einer Regierung und Konstituirung der Revolution findet Hr. Guizot in ihrer eigenen innern Unruhe, welche, ihm zufolge, zwey Ursachen hat, die Furcht des alten Régime und der übertriebene Oppositionsgeist der Revolution. Diese Unruhe, ist sie denn dem Verfasser nicht ein Zeichen, eine wahre Signatur der innern Ohnmacht eines Geschöpfes, welches nirgends weiß, wo es mit sich hinaus will, und sich in seinen innern Eingeweiden vergebens abmüdet? Wäre die Revolution innerlich stark, das ist ein gesundes Wesen, sie hätte weder das alte Régime, welches sie überwunden und dessen Trümmer sogar fast verschwunden sind, noch ihre eigene innere Lebenshitze ernsthaft, wenn sie nur wollte, zu befürchten. Aber die Revolution ist eine Katastrophe und ein Uebel, ein krampfhaftes Uebel, das entweder ganz tödtlich abstirbt, oder von Verzuckungen in Verzuckungen fällt, sich nirgends durch eignes moralisches Gewicht aufrecht hält, und immer wüthet, schreyt und tobt, um nur nicht zu vergehen. So lange die Revolution unruhig ist, meint Hr. Guizot, kann sie nichts besorgen, außer Verwirrung und Zerstörung. Aber wo wäre sie denn ruhig gewesen? wo könnte sie überhaupt ruhig seyn? In der konsularischen Epoche, entgegnet unser Verfasser, wo man sie schlecht organisirte, aber sie doch organisirte. Wenn ich mich aber recht erinnere, so war diese konsularische Epoche gerade ein erster Rückschritt gegen die Revolution, ein Rückschritt, den der Despotismus nachher mißbrauchte, und alsbald ward Ruhe, weil das Geheul der Revolution wie auf einem Kirchhof verstummte. Die konsularische Verfassung war die des Säbels, der den Knoten von Gordium entschied, aber kann auf keinen Fall wie ein Versuch zur Konstituirung der Revolution betrachtet werden. So ist es auch mit der Charte, diese ist ein zweyter und noch größerer Rückschritt gegen die Revolution, indem sie die Legitimitäten und das alte Recht wieder für den Zeitbedarf zu Ehren brachte. Ich weiß zwar wohl, daß Hr. Guizot unter dem Namen Revolution sein partikuläres System versteht, oder eine Revolution, so wie sie, nach ihm, seyn sollte, ungefähr wie jener unschuldige Schriftsteller, welcher ein Buch schrieb über das Weib

wie es seyn sollte; bis jetzt aber haben die Männer der Revolution keineswegs die Aussichten des Doktrinärs legitimirt, und er kann doch unmöglich ein nicht Vorhandenes wie ein Reelles betrachtet wissen wollen? Seine Revolution, wie sie in seinem Gemüthe verkehrt, mag immerhin, wenn sie die Gespenster des Ultraismus vertrieben haben wird, in geistiger Ruhe sich erdehnen; es ist aber dieses nicht die Revolution, welche in den Andern lebt, und von der es hier lediglich sich handelt.

Ich begreife nicht, wie ein scharfer Kopf nicht einsehen will, daß eine Revolution, die, wie er selber zugesteht, nur demolirend, wild, unordentlich, ja gräßlich beym Angriffe verfährt, unmöglich auch innere Haltung genug haben kann, um, ohne äußere Feinde, sich zu stärken und zu befestigen. Die Kraft der Revolution lag in der zerstörenden Flamme; zuerst brannte sie das alte Régime bis in den Grund aus, dann fraß und würgte sie in sich selber, bis sie auf einmal zusammensank wie ein Vulkan, der keine Materialien mehr aus seinem Schooße sich zu entladen hat. Was ist die Revolution ohne Kampf, Angriff, Demolition und Auswurf innerer Schlacken? das sage uns einmal Hr. Guizot. Weit gründlicher hat Graf Maistre sie als ein furchtbares Strafgericht betrachtet, ausgesprochen über die Frevel der Jahrhunderte, welche schwer empor sich gethürmt hatten, und nun auseinander brechend ihre Früchte trugen, moralische Pest und Verheerung. So betrachtet ist etwas Gigantisches in der Revolution, aber nicht in den Menschen, die in derselben und durch dieselbe handeln, und welche sämmtlich wie leichte Spreu hinweggerafft werden, die nirgends herrschen und alle, nachdem sie ihren blinden Beruf als Henker erfüllt, nun auch dem eignen Strafbeile zueilen.

Ein Krieg (so betrachtet Hr. Guizot diese Begebenheit), wie unter zwey entgegenstehenden Interessen, war der Kampf des alten und neuen Régime, der Revolution und der Gegenrevolution. Im Streite erlagen die alten Interessen, sie verstummten unter Bonaparte, der ihnen etwas Frieden gönnte, erwachten 1814, und sind jetzt zu neuem Kampfe gerüstet; also muß der alte Streit wieder begonnen werden, die siegreiche Revolution muß zeigen, sie lasse sich nicht demüthigen.

Diese ganze Ansicht der Revolution, als eines Krieges zwischen zweyen Mächten, ist höchst verkehrt, und hat Hrn. Guizot, indem er der ersten Ursache des Kampfes nachspürte, zu sehr verkehrten, eigentlich lächerlichen historischen Entdeckungen Anlaß gegeben. Der schlafende Keim dieses 1790 ausgebrochenen Krieges lag nämlich in der Eroberung der Franken und in der unterthänigen Stellung der Gallier der Gemeinden gegen die Franken

der Feudalität! Wieder eine französische luftige Antithese, seyn sollend tief, und im Grunde nichtig. Kann man aber die Revolution einen Krieg nennen, der sich beenden läßt wie ein Krieg, durch Frieden und Traktate? Eben so gut benennte man eine allgemeine Feuersbrunst oder den mordenden Würgengel der Aegypter einen Krieg; es ist ein Phänomen, zu besprechen wie alle Phänomene, nachdem man seine eigenste Natur erkannt hat; die Revolution offenbart sich aber nirgends wie eine Macht an und für sich; wo sie nicht vernichtet, hat sie aufgehört zu seyn, und erscheint sie wieder, so ist es nur zum Vernichten, bis sie aufs Neue verstummt. Als belligerante Macht die Revolution erkennen, heißt sie verkennen, also ist auch mit ihr weder ein Traktat noch Frieden zu schließen.

Hr. Guizot irrt, wenn er meint in Sanktion des Verkaufes von Nationalgütern, oder in gewissen allgemeinen Grundsätzen, die, auf diese oder jene Weise ausgesprochen, auch der alte Staat anerkannt hat, liege die Anerkennung und der Traktat mit der Revolution, mit dem an und für sich Nichtigen. Des Friedens halber und um tiefe Wunden vernarben zu lassen, kann man wohl gewisse Dinge eingehen, die an und für sich als große Ungerechtigkeiten erscheinen, nicht um ihnen den Charakter der Gerechtigkeit aufzudrücken (das vermag keine menschliche noch göttliche Gewalt), sondern um die Nothwendigkeit anzuerkennen, und der Zeit die Besserung des Versündeten zu überlassen. Was nun vollends einzelne politische Aphorismen betrifft, wie deren die Charte enthält, so sind sie an und für sich entweder wahr und daher alt, oder unschädlich und ohne Folgen; denn was Verkehrtes zu Werken der Wiederbegründung hinzugefügt wird, geht immer von selbst durch die Tugend und ruhige Macht des Guten zu Grunde.

Also die Geschichte der französischen Revolution ist nicht ein Kampf zwischen zweyen Parteyen und zwey geselligen Lagen wie etwa der der Lehnsherrn und der Vasallen, des Adels und der Bürgerschaften, zu verschiedenen Zeiten des Mittelalters, wo, nach ausgetobtem Zwiste, die Parteyen dann über gewisse Punkte übereinkamen und gesellig nebeneinander bestanden; schon das Faktum, daß die Revolution keine Kapitulation mit ihren Gegnern anerkennt, daß sie sie verschlingen will, sollte dem Hrn. Guizot ein Einsehen geben. Was soll man aber zu einem Manne sagen, der als einzigen Friedenstraktat zwischen Royalisten und Liberalen betrachtet, daß sich die Royalisten der Revolution einverleiben, zu Revolutionsmännern werden und dann ihnen als ebenbürtigen Kindern dieser Revolution gehuldigt werden möchte!

Wenn, sagt der Verfasser, es auch wahr seyn sollte, daß die Revolution noch nicht zu einer ihr angemessenen und ihr entsprechenden Regierung und Verfassung gelangt ist, so hat sie doch wenigstens unter tausend Wehen die heutige Gesellschaft, so wie sie nun einmal ist, mit ihren Gedanken und Leidenschaften zur Welt gebracht; es ist im geistigen, moralischen und materiellen Sinne ein neues Frankreich vorhanden, unverträglich mit dem Vergangenen. Hier ertappen wir Hrn. Guizot wieder auf einer unverzeihlichen Verfälschung der Ideen. Zwey Dinge sind in allen Zeiten sorgfältig zu sondern; die Nothdurft, der Drang der Dinge, und die Meinungen. Ersterer ist es immer Pflicht zu huldigen, wenn man nicht ganz unverständig den Gang der Natur verkennen will. Also wäre es abgeschmackt, das alte Régime in seinen Formen wieder herstellen zu wollen; es ist gefallen, damit ist Alles gesagt, und die wenigen Trümmer desselben würden kaum mehr verstehen wie sie anfangen sollten, es wieder aufzubauen; auch denkt die gesunde royalistische Masse nicht daran. Was aber die Meinungen und aus ihnen hervorbrechende Leidenschaften betrifft, so soll man, wenn sie ungesund sind, sie kuriren; wenn sie toll sind soll man sie einsperren, und wenn alle Welt raset, soll man nicht mitrasen, um sie zur Vernunft zu bringen. Hr. Guizot gibt es gerne zu, daß ein Theil der heutigen Meinungen an sich verkehrt ist und blind leidenschaftlich verfährt; er meint, daß, wollte man sie mit einer gewissen Hitze umfangen, um sie zur Moderation zu leiten, so könnte man ihrer Herr werden. Die Erfahrung klingt aber anders und behauptet, daß je mehr der Gescheidte dem Wahnsinn nachgibt, desto mehr er die Vernunft kompromittirt, ohne den Wahnsinn in Schranken zu halten. Mit den menschlichen Meinungen ist es so: steht man wirklich geisteshoch, so beherrscht man sie, und eben deßhalb thut es der guten und daher antirevolutionären Sache noth, da die verkehrten Gedanken in den Köpfen spuken, sich reich an Kenntnissen und Tugenden auszurüsten, um eine gewisse Höhe zu gewinnen, wo man dann Freyheit hat zum allgemeinen Ueberblick und siegend seine Stimme ertönen läßt. Man kann versichert seyn, daß wenn man die Meinungen der Zeit, welche seicht und hohl, aber verschmitzt und weltgewandt, störrig und eigenliebig sind, mit einer großen Gedankenarmuth, oder auch mit gutgemeinten Deklamationen angreift, stünden auch noch so viele Bajonette und Polizey-Institute zu Hülfe, man sie nicht bezwingen wird: wie aber die Ueberlegenheit des Geistes an das Werk geht, da werden die revolutionären Meinungen von selber wie in Nebel und Rauch untergehen; denn es sind Hirngespinnste,

die den Blick der echten Geistessonne nirgends ertragen. Auf jeden Fall ist gewiß, daß wenn man die Revolution zu beherrschen glaubt, indem man ihren Jargon annimmt, um sie zu bändigen, jene eben diese Mäßigung bey der revolutionären Sprache, als Verrath ausschreyen wird, und wie sie, was sie für Verrath hält, zu rächen versteht, davon geben die sogenannten Gemäßigten und ihr Schicksal, während der Revolution, viele Beyspiele.

Guizot glaubt, die Anhänger des Alten haben nöthig die Bildungen der Revolution zu zerstören, um das Alte wieder aufzubauen, und dieser Versuch könnte viel Unheil bringen, eh er seine Urheber unvermeidlich (ob der Kraft der Dinge) zu Grunde richtete. Aber erstens hat die Revolution nichts gebildet, und das gesteht unser Verfasser selber; was von Bonapartischen Formen übrig bleibt, war nicht eigentlich die Revolution, und es dringen die Doktrinäre selber darauf, daß man sie, ob ihres administrativen Druckes, umordne. Dann auch ist die Hauptsache immer der Geist und nicht sowohl die Form. Dringt ein fremder Geist in eine Anfangs widerstrebende Form, so modifizirt er sie auf die Länge und der Uebergang zum nothgedrungenen Neuen geschieht unbemerkt und mit schweigender Zustimmung der Masse. Die Freunde des Alten haben also keinesweges nöthig, das Vorhandene zu zertrümmern, um ihre Grundsätze geltend zu machen; sie werden es schon umzubilden verstehen durch einen andern Geist. Uebrigens möchten Doktrinäre und Liberale das Vorhandene noch lieber zerstören als die Royalisten dieses begehren; Erstere freylich aber nur zum Behufe der Revolution.

Wo Hr. Guizot sich nicht anders aushelfen kann, spricht er von einer Gegenrevolution durch die Gewalt, welche da bereit sey, die Nationalgüter wieder ihren Besitzern und den großen Körperschaften zuzuertheilen. Was man aber 1814 nicht gewagt oder nicht gekonnt hat, das wird man auch neun Jahre später nicht den Versuch machen wollen zu thun, besonders da die Franzosen sich über diesen Punkt vergeßlicher zeigen, als man es je erwarten sollen, und selber die Liberalen nicht mehr, als Angriffmittel, zur Furcht der Wiedereinziehung derselben ihre Zuflucht nehmen. Es ist freylich ein moralisches Uebel, daß eine solche Spoliation geschehen ist, daß sie hat konsolidirt werden müssen und nicht bestraft werden können; es ist aber einmal so, und in dem Muß finden sich leicht die widerstrebendsten Menschen zurecht.

Die Freyheit der Presse nennt Guizot eine der großen öffentlichen Freyheiten, nach denen Frankreich dürstet. Es thut der Nation Noth, sie zu erobern, kaum aber ist sie erobert, so zittert die Nation; Chateaubriand und La Mennais, de Maistre und Bergasse, Fiévée und Ballanche,

Montlozier und Bonald rc. empfangen sie mit Frohlocken, bemächtigen sich ihrer gegen die Revolution. Diese erzürnt, schnaubt, entgegnet, eine weite Gladiatorbahn wird geöffnet, und Freunde und Feinde verzweifeln an Begründung der gemeinsamen Freyheit. So ist es mit allen andern Freyheiten, mit den Kammern z. B., in denen Villèle, de Serre, Corbière, La Bourdonnaye, Lainé rc. reden können und die Gemüther erschüttern, während die äußerste Linke ihnen heftig widersteht, und die Revolution wie die Gegenrevolution werden beyde gegenseitig ärgerlich über den offnen Kampfplatz der Tribune. Diese Bemerkungen bringen den Herrn Guizot auf den Gedanken der Nothwendigkeit einer Einheit im Staate, zur Vertilgung des Faktionsgeistes, nicht um eine gesetzmäßige Opposition, da, wo sie aus Ueberzeugung, und nicht gegen die Einheit handelt, zu beeinträchtigen, sondern um einen fatalen Dualismus zu beseitigen, der unfehlbar den Staat seinem Untergange entgegen führen muß. Die Royalisten sagen nichts anders, aber Herr Guizot will diese Einheit durch die Revolution, und seine Gegner verlangen sie gegen dieselbe. Wäre diese Einheit durch die Revolution nur irgend möglich, schon längst wäre sie entschieden, denn die Revolution hat lange genug gewaltet; aber sie ist überall absoluter innerer Zwiespalt, das unendlich Getheilte, ein Bild des Chaos, und läßt sich nur durch mechanische Bande, als rohe Materie fesseln und überwältigen, wie unter Bonaparte.

Sehen wir von dem ganzen falschen Standpunkte des Herrn Guizot ab, und betrachten wir an und für sich seine Schilderung des Zustandes der Dinge, so können wir nicht läugnen, daß er öfters mit Nachdruck und Talent, aber ohne höhere Auflösung und ohne tiefere Einsicht in das Wesen der Dinge, die wahre Lage der Parteyen unter einander, und die gegenseitige Schwäche und Ohnmacht der Freyheit und der Autorität dargestellt hat. Es ist ein schauderhaftes Gemälde des inneren Todes der Revolution, von einem Manne dargestellt, der diesen Tod für das wahre Leben hält und nirgends einsieht, wie bey jedem Zuge seiner Feder er über sich selber das Urtheil spricht. Man kann dem Verfasser sehr viel zugeben, sehr viel einräumen, er ist nicht leidenschaftlich eng und gehäßig, er ist aber weder tief noch hoch, und steht nicht einmal mit Lebensklugheit in der Mitte, sondern beurtheilt Alles von dem Parteystandpunkte aus. Von diesem Standpunkte einer Revolution, die sich in sich selber Guizotisch modificiren soll, spricht er dann manch scharfes Urtheil über seine eigene Partey, mit seiner, treffender Bemerkung. »Ihr redet stets,« sagt er, »von dem Fortschritte des menschlichen Geistes, und ihr bleibt immer bey Voltaire stehen; so sprecht ihr viel von den

konstitutionellen Lichtern, und ihr kennt nichts anderes als die Konstituante; so bleibt ihr immer verstockt und verhärtet, während eure Gegner wohl das Alte zu erneuern verstehen. Sie lassen es nicht bey der Korruption des alten Régime bewenden; sie vergrößern ihren Horizont, und reden nicht stets wie am Hofe Ludwigs des Vierzehnten oder zur Zeit der Opposition der Konstituante; ein Chateaubriand schreitet voran, er ergreift das konstitutionelle Régime zu Gunsten der Aristokratie; Bonald erklimmt die Höhen der Metaphysik, Lamennais und Lemaistre erneuern den Katholizismus, Montlozier gibt den historischen Fragen Kühnheit und Impuls; ihr Liberale aber kennt nur dasselbe Geplauder.« — Woher das kommt, wollen wir Herrn Guizot sagen; nur das wahrhaft Alte ist unsterblich, und läßt sich ewig verjüngen; das ganz Moderne aber hat sich so schnell ausgeredet, wie ausgedacht, trotz aller günstigen Modifikationen, welche selbes auch Herr Guizot erleiden lassen möchte.

Mit Recht erhebt sich Guizot gegen das verblichene System von 1817 bis 1820, welches glaubte, die Dinge in Frankreich in statu quo zu erhalten, indem sie nirgends sie sich aussprechen ließ, nirgends sie frey erhielt, und so nur Langmuth in den edlen Theilen der Nation, Verachtung unter der Masse revolutionären Gährungsstoffes zu Stande brachte. Das Provisorische und die Verzögerungen haben immer der Macht geschadet, welche nur dem Entschiedenen gebührt, ich meine nicht jenem, der da verwegen und kindisch alles aufs Spiel setzt, sondern der da zu gebieten weiß. Also aus dem Stationären, wo Alles mitten im scheinbaren Glücke verfällt, den Staat herausreißen, um ihn in die Bewegung der Zeit zu verpflanzen, das will Herr Guizot, und fordert deßhalb, die Regierung solle ihren Hebel in der Gesellschaft selber suchen. Keiner wird ihm das abläugnen, wenn er nicht zur Konklusion gelangte, die Gesellschaft, wie sie nun einmal ist, und heute nicht anders seyn kann, sey die Revolution. Im Publikum, im Lande, in der Nation, da ist die Kraft, da muß man sie hervorsuchen; sehr wahr, wenn man nur mit diesem Allen nicht die Revolution vermengt, und das tiefere Bedürfniß der Dinge aus der Nation herauszulesen versteht.

Jedes Volk, jede Partey, sagt Guizot, wenn man das eine und die andere im Allgemeinen überschaut, haben leitende Meinungen, oder werden, wenn man will, durch Vortheile gespornt. Hätte man in den jungen Zeiten des Heidenthums die Völker nicht mit dem Heidenthum anfassen wollen, sie hätten ewig widerstrebt; so wird es auch nicht gelingen, Katholizismus mit dem Protestantismus und vice versa regieren zu wollen, Sachen,

die man gerne zugeben kann, die aber auf die Revolution fälschlich würden bezogen werden. Der Grundcharakter nämlich der Revolution liegt in einem schülerhaften Philosophem und außerhalb der echten Menschennatur; er ist, was die Franzosen nennen factice, gemacht, nicht angeboren. Man kann mit großen Irrthümern und wunderbaren Verkehrtheiten die Menschen heben und leiten, das haben wir gesehen; aber immer war ein wahres Bedürfniß im Grundkeime, bey den Heiden die alte Tradition und ursprüngliche Offenbarung, bey Mahomedanern das Ritual und das Gebet, bey Protestanten die gereinigte Kirchenzucht und die Bibel; wäre Alles bey Heiden, Mahomedanern, Protestanten, um unter unzähligen nur drey Beyspiele anzuführen, korrupt und abgeschmackt gewesen, hätte nichts seinen Grund in echten Bedürfnissen der Zeit und tieferer Menschennatur gehabt, trotz der Verbrechen, Abgeschmacktheiten und Verirrungen, so würde auch nichts davon haben bestehen und sich forterhalten können; wo Wahrheit und Irrthum aus einer Wurzel hervorwachsen, da hält sich der Irrthum aufrecht durch Vergönnung der Wahrheit; aber mit solchen unlauteren und nichtigen Grundprinzipien wie die der französischen Revolution kann man freylich Stürme erregen, nirgends aber einen gediegenen Enthusiasmus auf lange. Nichts stirbt schneller aus, wenn man nur will und den bösen Geist anzugreifen versteht, als die Revolution, weil nichts so sehr ein bloßes Gemächt ist; und die Hauptdogmen derselben, die Volkssouveränität und der Staat als Inbegriff aller Individuen, nicht als Irrthum einmal aus irgend einer Wahrheit hervorgebrochen sind. Der große Irrthum des Herrn Guizot ist seine ganze verkehrte Ansicht der Revolution; er hält sie für einen Aufschwung des menschlichen Geistes nach allgemeiner bürgerlicher Freyheit; aber diese letzte war schon längst und weit besser als durch die Revolution vor derselben erlangt. Eine allgemeine Sicherheit herrschte in den Staaten des alten Europa, und wenn sie auch trüglich war, wegen der Korruption der Sitten und des Verfalls der Regierungen, so war die Theorie sogenannter Menschenrechte, die den Grund der Dinge auf einen angeblich wilden oder sogenannten natürlichen Zustand zurückführt (der nirgends existirt, und nirgendwo vorhanden gewesen ist —), gänzlich unfähig, um bürgerliche Freyheit, welche sie durch Unsicherheit der Existenzen radikal aufhob, für immer zu begründen.

In seiner Schrift über die Verschwörungen und die politische Justiz geht Herr Guizot von vielen wahren und triftigen Bemerkungen aus, um die Regierung zu schwächen, und demjenigen, was der moderne Zeitgeist am Uebelsten hat, eine offne Thür zu lassen. Ein Sturz der Regierung ist gewiß nicht

die Absicht des Verfassers, wo aber eine Opposition über Alles, wie nach einem Systeme sich feindlich beweiset, da kann sie nur zu Sophismen ihre Zuflucht nehmen, und den Irrthum aus einer Wahrheit allgemeiner Natur abzuleiten, darin ist Herr Guizot besonders stark. Er will im Grunde behaupten, jede Regierung solle sich vor einer politischen Justiz so viel als möglich verwahren, weil sie nur immer die der Parteyungen seyn könne, und niemals ein Uebel von Grund aus vertilge. Er meint, Verschwörungen dämpfen sich besser durch Milde als durch das Beil. Wer möchte nicht in seine großmüthige Theorie bis auf einen gewissen Punkt einstimmen, wenn er überzeugt wäre, daß die Milde überall siegend sich bewähren könne. Wo es angeht, und sie keine verstockten Herzen trifft, da ist sie freylich ein großer Vorzug und kräftigt mehr eine Verwaltung als übermäßige Strenge; wo aber eine vollendete Boßheit, mitten im Schooße des Wohlseyns, den Staat zu erschüttern sich erfrecht, gehört auch eine unerschütterliche Standhaftigkeit in der Strafe dazu, um der Menge zu offenbaren, man sey nicht gesonnen, der Anarchie den Platz zu räumen. »Als es noch bedeutende Männer, als es einen Guise, einen Coligny gab, die Tausende nach sich zogen, traf man eine Partey, spricht sich Herr Guizot aus, indem das Schwert das Haupt ihrer Anführer traf; die Partey erlosch oder verstummte. Heute aber, wo es nur unbedeutende, in der Masse verschwindende Individuen gibt, trifft man nirgends die Partey durch die Strafe eines Einzelnen, und man bringt sie nur im Grunde auf, reizt Alle immer heftiger, indem die Meinung Aller in der des Einen zu Tode Gestraften erschüttert und verwundet wird.« Wollte man dieses Raisonnement dem Buchstaben nach nehmen, so müßte man zugeben, daß die legitimen, der Revolution succedirenden Regierungen sich nirgends gegen ihre natürlichen Feinde zu verwahren hätten, und nur ihnen das Feld offen lassen könnten.

Hingegen zeigt Herr Guizot mit überzeugender Klarheit, wie noth es thue, nirgends den Umfreis reeller Verschwörungen zu vergrößern, ein Maß dem Eifer der Subalternen zu setzen, die allen und jeden Verblendeten und Verführten als integrirenden Theil hineinziehen wollen, oder ganz insbesondere zu verhüten, daß Agenten der Gewalt sich nicht in die Verschwörung mischen, um schwache oder sogar auch übelgesinnte, aber unentschiedene Menschen in dieselbe hinein zu ziehen. Solcher Beyspiele gab es mehrere in den ersten Epochen nach der englischen Revolution, und die Person des Jefferyes lebt dort noch in der Erinnerung des Volkes in gerechtem Abscheu. Aber unsere Revolutionäre bilden ein eignes, in zwanzigjähriger Ausübung machiavellischer Gewalt aus-

gelerntes Volk, und wenn es auch sogenannte agents provocateurs hie und da in Frankreich gegeben haben sollte, so wissen sie, daß das Geschrey hierüber, und die fälschliche Angabe solcher Art Agenten ein überaus gutes Mittel ist, liberale Umtriebe sicher zu stellen und zu befördern. Brechen irgendwo Unruhen aus, so sind es die agents provocateurs, die Freunde der Unordnung machen im Publikum ihre eigne Verschwörung lächerlich und halten sie zum Besten, auf daß nur über die Regierung ein gehäßiges Licht sich verbreite, und die unschuldigen Revolutionäre sonnenhell da stehen.

Ueber die Todesstrafen redet Guizot mit etwas empfindlicher Philanthropie. Er gehört nicht in die Klasse jener sentimentalen Menschenfreunde, welche im verwichenen Jahrhundert grassirten, und die Menschen ungefähr so sehr liebten, wie Siegwart den Mondesschein, und die Heroen des deutschen Lafontaine die Kinder mit rothen Wangen. Guizot ist ernster und nicht so verschwommen. Er läugnet also nicht an und für sich die Nothwendigkeit der Todesstrafen, meint aber doch, sie müßten immer seltner werden, weil sie, wie er meint, nicht viel verschlagen. Todesstrafen zu vervielfältigen, wie in England, wo nach uralten Kriminalgesetzen zum Theil gehandhabt wird, mag höchst unnütz seyn, und in verderbten Perioden auf die öffentliche Moral wenig einwirken, indem sich das Volk an der Strafe abstumpft; aber denn doch sind sie ein Hauptmittel der Ordnung, in politischer Hinsicht, und selbst religiös betrachtet, ein großes Mittel der Sühne, wie das Graf de Maistre dargestellt hat. Der große Haufe wird weit mehr noch mit den schauderndsten Verbrechen so zu sagen, spielen, wenn er nicht gewahrt, daß ihnen die Nemesis auf dem Fuße folgt, als er es jetzt schon thut, wo die Religion so sehr in der großen Masse erloschen ist. Eigentlich gibt es nur ein Mittel gegen die Laster des Menschen: der Glaube. Wo der fest wurzelt, können Verbrechen allerley Art sich freylich noch immer Luft machen, wie deren z. B. die Rachsucht so viele im Süden gebiert; aber schwerlich wird man viele Beyspiele solcher Schandthaten erblicken, wie deren jetzt die Assisengerichte Frankreichs überfüllen, und eine ungeheure Kombination der raffinirtesten Atheisterey mit den Leidenschaften höchster Unnatur gepaart offenbaren. Es gibt Stufen in übeln Thaten, man darf nicht alle auf die gleiche Weise bestrafen. Liebe und Haß verkünden sich oft durch scheußliche Ausbrüche, aber es ist damit nicht der Frevel zu vergleichen, welcher seinen Ursprung nimmt in der Impietät, in der Liederlichkeit und wüthenden Habsucht; und gerade die meisten der heutigen Tages in sogenannten aufgeklärten und zum größten Theil irreli-

gißsen Ländern gestraften Missethaten tragen diesen letzten Charakter. Was aber die Religion, als tieferes Element der Gesellschaft, und deren Haupthebel und Stütze betrifft, so hat Guizot diese nie berührt, obwohl, man muß es ihm zu seiner Ehre nachsagen, auch nirgends angefeindet. Er hat sich vielmehr an einer oberflächlichen, wie auch immer talentvollen Politik der Erscheinungen gehalten.

Der wahre Werth der Schriften dieses Verfassers liegt also nicht in ihren Grundsätzen, weder in der Tiefe, noch in der Höhe, und, wie ich früher gesagt, nicht einmal in der Mitte des wahren Lebens und der Natur; sondern in geistreichen Zügen, treffenden Bemerkungen, einzelnen Andeutungen und einer ziemlichen Sagacität in Offenbarung des inneren Verderbnisses der Dinge, obwohl der Verfasser hier oft unbewußter Darsteller ist. Es ist nicht zu läugnen, daß er nach einer gewissen Unabhängigkeit der Ansicht und Mitte des Gesichtspunktes strebt, aber nicht Höhe und Fassungsgabe genug besitzt, um sich in derselben zu behaupten. So viel Sophistisches auch dem Gedankengange sich einverleibt, so erblickt man nirgends, wie daß so sehr der Fall bey den Hauptschriftstellern des Liberalismus ist, ein gewolltes Umgehen der Wahrheit und eine beabsichtigte Arglist und Hinterhalt in den Ideen. Diese rühmliche Offenheit möge Herr Guizot, wenn er in seiner unfruchtbaren Polemik gegen die Anhänger des Alten und ewig Wahren fortschreiten sollte, nur nie vergessen.

v. Eckstein.

Art. III. 1. Der christliche Glaube nach den Grundsätzen der evangelischen Kirche im Zusammenhange dargestellt von Dr. Friedrich Schleiermacher. I. Band. 1821. 350 S. II. Band. 1822. 708 S.

2. Zeichen der Zeit, auch ein Beytrag zur Wiedervereinigung der getrennten christlichen Konfessionen, von Laurenz Hohenegger, Dr. und emerirten königl. Professor der Theologie, Pfarrer zu Kroisbach. Preßburg und Oedenburg, 1823. 277 S.

Während das Buch Nro. 2 die Absicht, zur Wiedervereinigung der getrennten christlichen Konfessionen einen Beytrag zu liefern, im Titel ausspricht; so deutet das erstere Werk den nämlichen Zweck in der Vorrede an. Diese Einheit des Zweckes bewegt zur Zusammenstellung beyder Schriften. Inhalt, Anerkennung der Mittel und Wahl des Weges zur Vereinigung mögen die vorliegenden Werke zu Gegensätzen stämpeln; der Vorwurf, Widersprechendes in einer Abhandlung über ihr Wesen beysammen anzutreffen, kommt nun nicht auf die Rechnung des gegenwärti-

gen Vortrages. Der Kontrast ist in dem gewählten Stoff mitgegeben und vielleicht Folge jener sonderbaren Erscheinung, daß nicht selten Bemühungen, die nach einem und demselben Ziele hinzuarbeiten versichern, sich in allen Richtungen abstoßen.

Uns zur Selbsterkenntniß über den Zustand der Kirche zu bringen, den Weg zur Zersplitterung, welchen wir angetreten, aufzudecken, ist die Absicht des Herrn Pfarrers Hohenegger, der, eigenem Vortrage beynahe völlig entsagend, eine Sammlung von Stellen und Aeußerungen, namhaften Schriften der letzteren Decennien entlehnt, mit konsequenter Planmäßigkeit angelegt, und mühsam geordnet, statt seiner sprechen läßt. So versucht er eine Aufstellung der Wirklichkeit in ihrer höchsten Objektivität. Nicht der Verfasser will sie schildern, ja nicht einmal seine Zeugen sollen dieß thun, sondern die sich selbst aussprechenden Gesinnungen und Handlungen dem Leser beweisend entgegentreten.

Herr Doktor Schleiermacher bezweckt den übereinstimmenden Zusammenhang im christlichen Glauben nach den Grundsätzen der evangelischen Kirche darzustellen, ohne Berücksichtigung, ob jener Zusammenhang Daseyn besitze in der Denkbarkeit oder in geschichtlich ausgesprochener Wirklichkeit.

Die jüngere Schrift, von der Lage der Dinge ausgehend, konnte das Ereigniß nicht übergehen, durch welches die neue Dogmatik des Herrn Dr. Schleiermacher veranlaßt scheint. Letzterer und Herr Dr. Marheinecke reichten am Palmsonntage in der Dreyfaltigkeitskirche zu Berlin zum Zeichen der Union die Hände und genossen, nachgeahmt vom Kirchenpresbyterium und mehreren Gemeindegliedern, das Abendmal nach gemeinschaftlichem Ritus.

Herr Dr. Marheinecke hatte in einer Schrift: »Das Brot im heiligen Abendmal, Berlin, 1817, S. 22,« gesagt: »In einer Zeit, wo der Glaube und die Lehre vom Abendmal kein Gegenstand des Streites mehr ist — sollte wohl heißen, kein Gegenstand der Verfeindung und des Haders, nicht aber, derselbe habe keine Bedeutung mehr, denn die Verschiedenheit der Meinungen gibt der Verfasser, folglich auch die Kontrovers zu — und keiner sich die Mühe gibt, den Andern zu seiner Meinung zu bekehren, also auch die Verschiedenheit der Gebräuche, die sich ursprünglich allein darauf gründete, ihr Moment verloren hat, scheint es auch das höchste Bedürfniß zu seyn, daß man nicht mehr getrennt im Glauben, oder wenigstens nicht mehr darüber streitend, sondern jedem seine Meinung vergönnend, auch in den äußerlichen Dingen alles beseitige, was an die alte Trennung erinnert, oder sie gar erhalten und verewigen könnte.«

Die natürliche und richtige Schlußfolge wäre wohl gewesen:

man lasse, da über die Verschiedenheit dermalen wenig Streit geführt wird, dieselbe eben so wie die Verschiedenheit der Meinungen neben einander bestehen. Thut man das Gegentheil, so wird über die Verschiedenheit der Meinungen und der Gebräuche Streit entweder erweckt werden oder nicht. Im ersten Fall möchte, weil Gebrauch, wenn er nicht leere, unwürdige Ceremonie seyn soll, doch immer Meinung zur Begleiterin besitzt, entweder die Meinung der einen Kirche die der andern verdrängen, oder sich eine dritte, aus beyden zusammengesetzt, bilden.

Auf welches dieser Ereignisse man nun auch gehofft habe, dem letzteren war ein gelegentlicher Weg geöffnet worden. Der Beobachter hatte zu folgenden Betrachtungen einen Anlaß gewonnen.

I. In den Weltbegebenheiten erstrebt Wille, Zweck und Richtung der Menschen nicht jedes Mal das, was den Planen der Vorsehung entspricht. Drum ließ sich, wenn das erste mit Absonderung von letzterem erwogen ward, fragen, was wird im Innern der Konfessionen selbst geschehen, was von deren Mitgliedern ausgehen? Wird eine Konfession die andere verdrängen, oder wird eine dritte, aus beyden gemischt, sich bilden? Herrn Dr. Marheinecke's Darstellung des religiösen Indifferentismus führte schon darauf, daß der Versuch der einen oder der anderen Kirche, mit ihrer Meinung die abweichende zu verdrängen, nicht zu besorgen, wohl aber die Bildung einer neuen dritten Glaubensmeinung, aus beyden zusammengesetzt, zu vermuthen sey.

II. Die Vorsehung fördert gewöhnlich das Gegentheil von dem zur Reife, was menschliche Wirksamkeit beabsichtet. Letztere dient jener nicht selten dadurch, daß mehrentheils unser Thun zum entgegengesetzten Erfolg ausschlägt. Jenes sonderbare und doch so gewöhnliche Ereigniß müssen wir, wenn auch vielleicht nicht ganz, doch größten Theils einer höhern Weisheit zuschreiben. Daher entstehet die andere Frage: wird das allwaltende Wesen jenem Versuch, ein Zusammengesetztes zu bilden, eine andere Richtung leihen? — Sogar der Geist des Menschen, wenn er, den Glauben an eigene Untrüglichkeit aufgebend, sich einer Betrachtung jener höheren Weisheit weihet, vermag, weil er mit ihr in einer Richtung, wenn auch nicht die nämlichen Fußstapfen wandelt, einen Blick in die Zukunft zu thun, der vieles ihm zeigt, wenn auch nicht alles offenbart. Mehr aber wie dem schärfsten Verstande muß echt christlichem Sinne sich das Wahre kund geben. Diesem erscheint das Entstehen eines Zusammengesetzten gewiß nicht als letztes Resultat. Wie hätte die, in ihrer geschichtlichen Manifestation so vollkommen begründete Offenbarung weichen können einer neuen Konstituirung der christlichen Kirche, oder einer neuen Ansicht vom Wesen dieser Kirche? — Es hätte dazu

wenigstens eine neue Offenbarung vorangehen müssen. Aber wenn dieß geschahe, dann war die frühere Offenbarung, war das positive Christenthum eine Täuschung, ein beklagenswerther Irrthum; jene sollten einer besseren Offenbarung weichen. Das ist nicht möglich. Drum entschied echter Christensinn sich gewiß für jene Vereinigung oder vielmehr Wiedervereinigung, die zurückführen muß zu der Offenbarung, deren heilige Kraft uns sämmtlich genährt hat, die vielleicht auf Zeiten theilweise zu verdrängen, nie aber zu vernichten ist. Diese Offenbarung trat auf zwey Weisen in die Welt, und hat sich auch auf zwey Weisen und in zwey Wegen verwirklicht. Aufbewahrt worden ist uns durch Worte und durch Schriften der nächsten Zeugen das erste Entstehen derselben, gleichsam das Samenkorn der göttlichen Worte und göttlichen Thaten, aus denen auferblühend sie zu herrlicher Wirklichkeit erwachsen und gedeihen sollte. Aber es war keineswegs höchster Wille, daß jene Schriften und Zeugnisse bleiben sollten ein außer unserem wirklichen Daseyn, außer dem Daseyn der nächsten Menschheit niedergelegtes Buch, aufgeschlagen nur damit wir darin lesen möchten, sey es nun um uns daran zu bespiegeln oder zu erbauen, oder auch für einzelne Lebensmomente durch Befolgung der Lehre und des Beyspiels zu stärken. Das Zeugniß jener Schriften sollte nicht bloß als Erscheinung, Anmahnung, Anregung an uns gelangen und auf uns wirken. Ein Baum sollte daraus ersprießen, mit dessen bloßer Betrachtung, sie sey bewundernd oder deutend, wir uns nicht begnügen, nein an dem und von dem wir leben und bestehen sollen. Wo liegt nun jene Offenbarung, die einzige, welche uns zum echten Leben und zur rechten Einheit führt, welche alle Glaubensverschiedenheit endet, und folglich alle einzelne Konfessionen zu einer Kirche einigt? Sollen wir sie in jenen abgeschlossenen Zeugnissen suchen, oder in der wirklich erwachsenen Kirche? Sonderbar, wenn dieser letzteren Gedeihen und Vollendung zu Theil geworden wäre, obwohl sie sich entfernt hätte von dem Zweck, für welchen der Erlöser in die Welt gekommen, und wenn der Himmel müßig dagegen hätte liegen lassen den eigentlichen Kern aller Wahrheit, die Zeugnisse. Sonderbar, wenn dieser letzteren Wiedererweckung behufs der Vernichtung einer auf falscher Grundlage so heilvoll erstandenen Kirche nothwendig hätte geschehen müssen! Man sagt dieß zwar nicht deutlich; man spricht vielmehr von Mißbräuchen und Entartungen als nothwendigen Antrieben auf das Evangelium zurückgehen zu müssen. Aber man geht weiter, indem man handelt. Mißbrauch, Abweichung, Entartung ist der Gegensatz vom Kanon. Wer wird aber den Kanon mit der Ausartung, wer den gesunden Zustand eines Wesens mit dem kranken verwechseln und wer ersteres nach dem letzteren beurthei-

len? Bemächtigen sich eines Wesens krankhafte Affektionen, dann gerade fordert Pflicht durch Entfernung dieser Leiden den angebornen Zustand der gesunden Konstitution wieder zurückzuführen. Aber es wäre unrecht, ihm entsagen wollen um einen Zustand anzutreffen, der, außerhalb dem Daseyn jenes Wesens liegend, für ganz fremdartig muß gehalten werden. Daher ist die etwaige Reinigung nur in der geschichtlichen, durch unmittelbaren Fortgang aus dem Erlösungswerk entstandenen Kirche selbst möglich, nicht aber in einer durch Schisma daraus entstandenen Abzweigung, deren die Vorsehung sich scheint bedient zu haben, die Mutterkirche selbst, wenn auch nicht sofort, doch späterhin auf jenes Bedürfniß aufmerksam zu machen. Nur innerhalb dieser kann die Wiedervereinigung der getrennten Konfessionen erfolgen, nur innerhalb dieser diejenige Summe und derjenige Zusammenhang von Dogmen angetroffen werden, mittelst deren die getrennten Kirchen ihrer Wiedervereinigung entgegen zu gehen vermögen.

Jenes der höheren Ansicht unmögliche, dem beschränkten berechnenden Blick aber wahrscheinliche Entstehen eines neuen zusammengesetzten Wesens, dessen ich im Anfang gedachte, läßt sich (im Versuch) verwirklicht nennen durch die vorliegende neue Dogmatik, ein Buch, das entweder ein neues Wesen zusammensetzen, oder darthun muß, wie von je her es nur eine überall völlig übereinstimmende evangelische Kirche gegeben habe.

Dieses letztere Problem übertrifft an Schwierigkeit das erstere. Zur vollständigen Lösung wäre erforderlich, diejenigen Meinungen, welche sich als verschiedenartig erklären, deren Verschiedenartigkeit aber der Autor der neuen gemeinsamen Dogmatik bestreitet, sprechen zu lassen, und den Punkt an das Licht zu ziehen, über welchen sich beyde Kirchen nicht verstanden, indem sie dadurch veranlaßten, daß die Gleichheit ihrer beyder Meinung für Abweichung von beyden Theilen gleich irrig ist genommen worden. Wer diese Ansprache nicht erledigen will, dem bleibt nur noch ein Ausweg. Gar keine Kunde nehmen darf er von der Kontrovers, und unabhängig von ihr das angeblich Uebereinstimmende als ein Drittes hinstellen. Aber wo nun der Beweis, daß dieß kein Drittes, daß es vielmehr wahrhaft jenes Eine sey, welches dem Ersten und dem Zweyten vorherbestehen mußte, damit eben ein Erstes und ein Zweytes sich bildete. Es lag nicht nur nah, es schien fast unvermeidlich, daß der Autor die individuelle auf Vereinigung gehende Meinung, daß er seine persönliche Ansicht von der Einheit für die bisher verkannte Einheit selbst hielt, und daß er jene sprechen ließ, unbekümmert um die Statt findende Kontrovers, welche als bloß irrige Erscheinung unter solchen Um-

ständen gegen das Reale der persönlichen Meinung in keine Betrachtung kommt.

Herr Dr. Schleiermacher hat nun weder die erste Aufgabe verfolgt, noch den zweyten Ausweg eingeschlagen; sondern er hat ein Drittes gethan: er hat erklärt, »sein Buch solle das erste seyn, welches eine Glaubenslehre nach den Grundsätzen der evangelischen Kirche aufstellt, als ob sie Eine wäre. Es soll zeigen, daß keine dogmatische Scheidewand zwischen beyden Kirchengemeinschaften bestehet, daß das Wesen der evangelischen Glaubens- und Lebensansicht in seinen eigenthümlichen Gränzen in beyden Konfessionen dasselbe ist, will aber dennoch die sonstigen Verschiedenheiten in derselben nachweisen, welche in der äußerlich doch nicht ganz vollzogenen Einheit der evangelischen Kirche neben einander bestehen können und vielleicht müssen.«

Der Herr Verfasser wird begreiflich finden, daß man einem Werke, welches so Wichtiges verheißt, einen fast übertrieben scheinenden Ernst, einen Ernst widmet, der sich unterfängt, jedes Wort auf die Wagschale zu legen, der sich verpflichtet fühlt, zu fragen, was liegt in jedem einzelnen Worte sowohl, wie im Zusammenhang der auf einander bezogenen Sätze? Ferner: was folgt aus ihnen als Meinung oder als Lehre? Endlich: was folgt aus beyden praktisch genommen im weitesten Sinne des Worts? Welche Wirkungen müssen sich von dort aus für Gegenwart und Zukunft, welche Einflüsse auf den Zustand der Dinge, auf das Wohl der Menschen abzweigen? Nicht Neigung, den Unzusammenhang zu rügen, den Widerspruch aufzudecken, und das Unzulängliche nachzuweisen, sondern die Wichtigkeit des Gegenstandes ist es, was manchen Zergliederungen hier den Anschein der Spitzfindigkeit aufheften möchte.

Bedenklich ist eine Aufstellung der Glaubenslehre nach Grundsätzen der evangelischen Kirche, als ob diese Kirche Eine wäre. Freylich soll dieses hypothetische wäre seine Rechtfertigung durch Anerkenntniß gewisser untergeordneter als Verschiedenheit erscheinenden Eigenthümlichkeiten, und einer äußerlich noch nicht ganz vollzogenen Einheit erhalten. Doch wenn dem so ist, dann mußte der Verfasser eine nothwendige Sonderung vornehmen. Möchte er doch das Uebereinstimmende unterschieden haben von dem Abweichenden, damit wir das Nothwendige des Ersteren und das Zufällige des letzteren einsehen lernten. Möchte er doch das Innerliche abgesondert haben von dem Aeußerlichen, damit uns dieses nicht mehr über jenes verblende. Nun aber ist ein Hypothetisches und ein Faktisches wunderbar verschlungen; als würde einer Mehrheit von Individuen gesagt: »ihr sollt betrachtet werden als

wäret ihr Brüder, und es läßt sich beweisen, daß keine Scheidewand verschiedener Geburt euch trennt.« Eins hebt das andere auf. Will aber der wörtliche Ausdruck das Wirkliche wie problematisch, das Problematische wie wirklich hinstellen, als ob beydes Problematisches und Wirkliches zugleich seyn könne, denn gerade wird der Zweifel entweder angeregt, zur Prüfung zu schreiten um sich beseitigt zu sehen, oder er soll für immer an die Stelle des Gewissens treten. Vielleicht aber ist noch ein Drittes der Fall: die neue Dogmatik will sich nur vorläufig mittelst jener Erklärung ankündigen, weil sie mit Zuversicht darauf rechnet, von beyden Kirchen angenommen zu werden. Dieser Voraussetzung nach ist sie nur das Projekt zu einer beyde Kirchen vereinigenden neuen Dogmatik, welche ihre Annahme erwartet, etwa wie das Projekt zu einer neuen Konstitution ihre Annahme an die Stelle einer wirklich erwachsenen Verfassung erwarten kann.

Bestätigt sich des Verfassers Behauptung, daß keine dogmatische Scheidewand zwischen beyden Kirchengemeinschaften bestehet, — was präciser ausgedrückt heißt: beyder Dogmen über die Hauptwahrheiten sind unbedingt dieselben — so war und ist die Kirche nothwendig bereits Eine, und die Nothwendigkeit mangelt, die Glaubenslehre aufzustellen, als ob die evangelische Kirche Eine wäre. Dann könnte auch nicht die Rede seyn von Lebens- und Glaubensansicht, neue Worte von sehr bedenklichem Werth, und von so zweydeutiger Natur, daß das Verführerische derselben nothwendig in der Kürze betrachtet seyn will.

Die *Πίστις* soll sich zur wahren *Γνῶσις* erhöhen! das deutet Herr Dr. Schleiermacher mehrmals an. Diese letztere aber, die Erkenntniß, muß eine in das innere Wesen eingedrungene Einsicht und darf schwerlich eine beym Aeußern verweilende Ansicht seyn. Doch alle Ansicht hat es mit der Erscheinung zu thun, und von dem erscheinenden trennt jedes Mal sich das anschauende Wesen. Das Wort Glaubensansicht verwirrt demnach gerade so, als wolle man sagen Gefühlsansicht. Wer kennt nicht den Unterschied von Empfinden und Betrachten? Zugegeben nun, daß sich Gefühle der Betrachtung, wohl gar der Einsicht als Gegenstand darleihen, niemals geht die Betrachtung im Moment des waltenden Gefühls vor sich. Das Gefühl gönnt der Betrachtung nicht Raum; die Betrachtung blickt auf das Gefühl hin, sich darüber erhebend. Wir sollen aber unsere Betrachtung und unser Gefühl, unser Empfinden und unser Einsehen niemals vermischen und verwechseln. Jene inneren Verdunklungen, die zur Schwärmerey führen, stammen ja gerade von solcher Verwechselung. Bilde man nun Worte wie Gefühlsansicht, Glaubensansicht; so führt man der innern Verwirrung gleich verworrene Begriffe

von außen entgegen. Wir wissen, wenn solche Worte in Schwang kommen, nicht, ob wir im Betrachten und Einsehen, oder ob wir im Gefühl schweben: zugleich entgehen uns auch äußerlich die Merkmale des Unterschiedes in beyden. Was endlich wollen wir aber gar mit dem Wort: Wesen der Glaubensansicht, beginnen? Liegt das Wesen in dem Glauben oder in der Ansicht? Es kann dem ersteren, es kann der letzteren beygelegt werden nach dem Belieben und nach der Deutung des Schriftstellers, der Worte wie diese geschickt zu handhaben verstehet. Dadurch besitzt denn dieser, einer bösen Magie ähnlich, die Zaubergabe, das Wesen nach seinem Gefallen dem Glauben zu entziehen und der Ansicht zuzuwenden. Alle Andacht, alle Verehrung, mit der er vom Glauben spricht, behauptet sich nur so lange, als das Wesentliche, die Ansicht nämlich, ihm, dem Glauben, ein Daseyn gönnt. Es zeigt sich hier der Besitz einer Zauberformel, die so vieles vermag, daß kaum zu zweifeln ist, sie werde beydes, die Uebereinstimmung und die Abweichung der beyden Konfessionen, ihr hypothetisches und ihr faktisches Bestehen zugleich darthun können.

Aber man erwäge die Folgen, welche sich ankündigen, wenn einem solchen zugleich von hypothetischem und von faktischem Daseyn Raum neben einander vergönnt bleibt, wenn keinem dieser beyden die Eigenschaft des andern genommen werden soll. Man mache sich die Wirkungen davon für den Einzelnen und für den gesellschaftlichen Zustand klar.

Im letzteren, dem gesellschaftlichen Zustande, sind es zunächst die öffentlichen Lehrstühle und die Bildungsanstalten für Geistliche, welche Aufmerksamkeit erregen. Dürfen diese im Ungewissen gelassen werden, ob der christliche Glaube, welchen sie zu lehren haben, und ob dessen Einheit in beyden Konfessionen hypothetisch, oder ob unbezweifelte Wahrheit und Wirklichkeit sey? Man vermag auch nicht einmal einen vorübergehenden Blick auf diese wichtigen Institute zu werfen, ohne die Frage aufzuwerfen: wie werden diese Anstalten künftig es halten? Es ist ein anderes, wenn dem einzelnen Menschen nachgelassen wird, für sein Individuum im Ritus des Abendmales zu wählen, oder wenn Lehrstühle und Bildungsanstalten jene Freyheit in Anspruch nehmen. Das Individuum — wenn sich aus andern Gründen nichts dagegen sagen ließe — handelt für sich allein, es hat die Folgen seiner Handlung mit sich selbst abzumachen. Aber Lehrer der Theologie handeln zugleich für Andere. Welche bedenkliche Frage für den gewissenhaften Lehrer? Welche Verlegenheit für den angehenden Geistlichen? Jener sah sich bisher in einen Kreis gestellt, innerhalb dessen ihm und seinen Angehörigen durch Bestimmung dasjenige gegeben war, was gelehrt und was gelernt werden sollte.

War ihm die Uebereinstimmung der beyden Konfessionen bisher nicht Ueberzeugung gewesen, wie soll er sich nun verhalten? Fährt er künftig fort, seiner bisherigen Einsicht und Ueberzeugung getreu zu lehren, muß sodann ihm nicht das Bedenken kommen, er lehre sein eigenthümliches Christenthum und stifte dadurch eine Sekte? Und wird es ihm möglich werden, um diesem Vorwurf zu entgehen, jenes Zugleich von Hypothetik und Gewißheit anzunehmen? Wie verschiedenartige Auskünfte möchten hier genommen werden, bald um der Verlegenheit, bald um der eigenen Unentschiedenheit zu entgehen? Welche verschiedenartige Glaubenslehren werden deßhalb von den Kathedern ausgehen müssen? Und wie werden die Lehrlinge sich dabey benehmen? Es ist nicht möglich, einen Blick auf die Bildungs-Institute für die Geistlichkeit in der hier angeregten Beziehung zu thun, ohne auf so bedenkliche Verhältnisse zu stoßen, daß man eilt, diesem verworrenen Felde zu entgehen, um höherer Politik die schwierige Lösung zu überlassen.

Andere Betrachtungen drängen sich auf, sobald dem Heil der einzelnen Menschen ein Blick gegönnt wird.

Wenn die Symbole oder der heilige Ritus, oder am Ende die bloßen Gebräuche, welche sich in den beyden Konfessionen nun einmal verschiedenartig bisher darstellten, auch nur auf die einfachste und natürlichste, auf die dem gewöhnlichen Verstande am leichtesten sich faßlich machende Weise angesehen werden; so muß ihr Zweck auch immer der gewesen seyn, daß ihre Wiederholung die Mitglieder einer Kirchengenossenschaft von Zeit zu Zeit daran erinnern sollte, in welcher Kirche sie leben, welcher Geist, welche Eigenthümlichkeit diese Kirche zu der ihrigen macht. Dieser Zweck fordert Entfernung aller Willkürlichkeit von den heiligen Gebräuchen, ein Ausdruck, der die Worte Sakrament oder Symbol einstweilen vertreten mag. Willkür schon raubt den Gebräuchen alle Heiligkeit. Man braucht aber heiligen Gebräuchen nur Unwillkürlichkeit, also Nothwendigkeit einzuräumen, und man legt ihnen schon eine nothwendige Beziehung zum Wesen der Kirche, zum Glauben bey, dem sie angehören, ohne daß man darum schon gezwungen wäre, sie zu Sakramenten und zu Symbolen zu erheben. Denn wer wird sich des Wesens seiner Kirche durch etwas erinnern wollen, das nur zufälligen Zusammenhang zu derselben behauptet? das Wesen in etwas anderem als das Wesen verehren, heißt dem Aberglauben fröhnen. Dieses letztere Zufällige deßhalb für heilig annehmen, weil wir das Wesen glauben entbehren zu können, heißt Gleichgültigkeit. Endlich das, was in bloß zufälligem Zusammenhang zum Wesen steht, heilig erklären, aber doch sich der Zufälligkeit dieses scheinbaren Zusammenhanges bewußt seyn, ist Heucheley. Allen diesen Un-

tugenden wird der Same gestreut, sobald Zufälligkeit der heiligen Gebräuche sich als Meinung einschleicht, und sobald Veränderlichkeit derselben eintritt.

Sind die heiligen Gebräuche dagegen etwas Nothwendiges, haben sie sich in verschiedenen Konfessionen verschieden gestaltet, dann dringt der den Kirchen eigenthümliche Geist der Verschiedenheit auch gewiß bis in die Gebräuche hinein, und das Abendmal ist dasjenige Sakrament, in welchem am vollständigsten die Kraft und das Geheimniß der christlichen Kirche ruhet.

Ohne bis zum Begriff des Opfers hinaufzusteigen, wird das Abendmal schwerlich vollkommen verstanden werden. Um nun den Gegenstand nicht zu verwirren, so lasse man die Frage: ob Menschen, ohne daß sie Opfer besitzen und Opfer bringen, nicht ein höchst frommes Daseyn gegönnt seyn könne, als eine allgemeine Frage hier völlig unberührt. Dieß ist um so mehr anzurathen, als wir vor wie nach Christi Geburt die größten Geister aller Art, Propheten und Völker hierüber auf abweichenden Wegen finden, und als dieser Gegenstand in der christlichen Kirche nichts weniger wie streitig, dadurch aber vielleicht aller Streit über ihn für uns geschlichtet ist. Die römische Kirche nämlich, das Opfer nach dem Sinne des Erlösers beybehaltend, hat dasselbe zur höchsten und reinsten Beschaffenheit verklärt, deren es fähig werden konnte. Schon deßhalb möchte, wenn aller Religion das Opfer unentbehrlich ist, sämmtliche Arten der Opferung aber entartet sind, jenem Opfer sich einst alle Menschheit wieder zuwenden müssen.

Der Heiland nämlich, indem er geopfert ward, opferte sich zugleich freywillig, oder ließ an die Stellen der Opfer des alten Bundes, deren Abschaffung unter andern Malachias verkündet hatte, sich opfern, um jene frühern Opferungen durch ein reines Sühnopfer zu ersetzen. Wenn dieß aber das wahre Verhältniß ist, dann rückt eine Frage heran, die wohl zu den allerwichtigsten der Theologie gehört. Soll die hohe Absicht, soll der heilige Wille des Erlösers in das Vergessen gestellt werden, soll beydes unbeachtet bleiben? Wollten wir, davon abgehend, etwas Abweichendes festsetzen und einführen? Wollten wir, das Sühnopfer aufgeben, und an dessen Stelle in Brot- und Weins-Gestalt ein bloßes Denk- und Erinnerungsfest begehen? Könnte das geschehen, dann wäre auch möglich, das Unersetzliche zu ersetzen, wodurch aber alle Religion aufgehoben wird.

Wenn Christus nicht bey seiner Kirche bliebe, wenn nicht in den Versammlungen der Christen er selbst, sein Leib und Blut in Brot- und Weins-Gestalt vergossen und genossen ward, wenn die ununterbrochene Fortsetzung der Opferung sich nicht in diesem Sinne erhielt; so war das Wesen der Sache aufgegeben. Ohne Ueber-

treibung wiederholt nicht nur jeder, der in der römischen Kirche das Abendmal begeht, sondern thut auch völlig dasselbe, was die Apostel thaten, als sie durch Fortsetzung jener heiligen Handlung, deren Stifter für uns, oder vielmehr deren Ueberbringer auf uns geworden sind. Brot und Wein verschwindet ihm, Jesus selbst aber bleibt gegenwärtig, und darauf, daß dieß geschehen, beruht eben alles.

Diese wesentliche Beschaffenheit des Abendmals hat leider ihre Anerkenntniß in der gesammten Kirche nicht beybehalten. Der überkluge Menschengeist hatte die Kraft eingebüßt, den wahren Sinn der Worte zu fassen: dieß ist mein Leib, und man ist seiner Entkräftung durch das Darbieten einer noch schwächenderen Speise zu Hülfe gekommen, statt daß er hätte sollen wieder gestärkt werden für den Genuß der wahrhaftigen. Seitdem aber wird in jeder Kirche durch den Genuß des Abendmals dem Christen etwas anderes geboten, und dieser empfängt auch etwas anderes. Je mehr man dieß abläugnen will, je nothwendiger wird es den Irrthum wegzunehmen, der anfängt in Absicht dieses Punktes um sich zu greifen.

Wie nahe der katholische Christ durch die Weise, in welcher er jenes Sakrament empfängt, dem Erlöser geblieben, wie er noch, den Jüngern gleich, das Opfer genießt, dieß kömmt hier nicht weiter zur Sprache, wo es die Konfessionen der evangelischen Kirche sind, welche den Stoff der Betrachtung liefern. Wie aber das lutherische Abendmal von dem der römischen Kirche abweicht, dieß gelingt mir vielleicht von einer Seite zu zeigen, die noch nicht betrachtet worden.

Man hat mehrmals den Widerspruch gerügt, in welchen Luther verfallen, wenn er läugnend die Transsubstantiation, deren Möglichkeit, ohne philosophischen Widerspruch zu begehen, späterhin Leibnitz bewiesen hatte, dennoch behauptete, daß während der Genießung Brot und Wein der wahrhafte Leib und das Blut Christi sey. Aber es lag in Luthers Eigenthümlichkeit, zwey Richtungen, deren Trennung bis zu einer vielleicht noch nicht erforschten Tiefe dringet, vereinigen, wenn auch nicht versöhnen zu wollen, und mit dieser Eigenthümlichkeit hing jener Widerspruch konsequent genug zusammen. Luther suchte, wie ich bey anderer Veranlassung bereits in diesen Jahrbüchern angegeben, das Wesen der Religion mehr in der Begeisterung wie in der Frömmigkeit, mehr in der Kraft des Menschen, wie in seiner Demuth und Liebe. Erhöhete Stimmung gab ihm zugleich jene Erhöhung des eigenen Wesens, in welcher er bis an Gott hinanzureichen fühlte oder wähnte. Die Mysterien, ja die Wunder des Christenthums wurden ihm Wahrheit während der Mo-

mente, in welchen sich der Geist bis zu jener Höhe hinan zu schwingen vermochte. Freylich entstand diese Wahrheit dann nur in und mittelst dieser Erhebung, als Folge jener orgiastischen Eigenschaft. Luther entging dem Widerspruch mit sich selbst wohl so lange, als er sein Wesen auf der Höhe des gesteigerten Gefühls, oder wenn er Andere vor Augen hatte, die mit ihm eine gleiche Linie der Erhebung behaupteten. Hier erreichte das Abendmal für ihn jene hohe Wirklichkeit, welcher die Erklärung: dieß bedeutet u. s. w. widerstand; sein Geist schwoll zur Versicherung dieß ist, hinan, indem er gleichsam den Idealismus als Reales empfand und aufnahm. Jener Widerspruch, der ohnehin nur bedingte Rücksicht verdient, daß so Entgegengesetztes nicht in dem nämlichen Raume vorhanden seyn könne, fand in solchem Moment wohl am wenigsten Macht sich anzumelden.

Aber ruhigeren auch wohl kälteren Menschen, jener Erhebung nicht fähig, stellte sich die Inkonsequenz dennoch dar. Es kann also nicht befremden, wenn Carlstadt, Oekolampadius und Zwingli, das Abendmal für eine bloß symbolische Feyer erklärend, die Worte: das bedeutet u. s. w. vorzogen, noch weniger, wenn Calvin einen andern Ausweg wählte, indem er annahm, der Leib Jesu werde zwar wirklich, aber auf eine bloß geistliche Weise empfangen. Kam es darauf an, rationelle Widersprüche zu heben, so möchten diese hier durch letztere Auskunft wohl eigentlich gemehrt seyn. Zu Tage liegt übrigens, daß nach dieser letztern Weise der Leib Jesu nur in der Vorstellung genossen wird. Denn welche sonstige Deutung will man dem geistigen Empfangen geben?

In jenem dreyfachen Genusse des Abendmals spricht sich ein Geist aus, über dessen Verschiedenartigkeit alle Zweifel schwinden müssen. Eine ihm völlig entsprechende dreyfach verschiedene Richtung waltet daher auch in der gesammten Christenheit. Hier bleibt die religiöse Richtung im echten Sinn des Wortes die oberste, ja einzige. Dort erhebt sich die Kraft des Gefühls und einer gewissen Begeisterung, mehr das Wesen der Poesie wie der Religion, zum Primat auf und schwebt zwischen Religion und Rationalismus. Am dritten Ort endlich, wo die Faßlichkeit der Vorstellung entscheiden soll, wird das Abendmal einzig und allein mittelst der Vorstellung genossen, die man sich davon macht. Hier ist der Rationalismus vollendet, zugleich auch zum Primat erhoben.

Welch eine Verschiedenheit! Wer noch nach Weise der Apostel im Abendmal den wirklichen Leib und das Blut des Erlösers als Opfer genießt, begeht nicht nur eine Handlung anderer Art,

wie der Evangelische, sondern auch diesem letzteren bietet sich ein zwiefach verschiedenes Wesen dar. Der Christ, als solcher, auch der evangelische, kann zunächst nur in seinem Verhältniß zum Erlöser betrachtet werden. Was ihm anderweit zufließt, es sey aus dem Gebiete des gemeinen Lebens, oder der Naturwahrnehmung oder intellektuellen Betrachtung entlehnt, kommt nicht in Anschlag. Mithin stehet der Mensch, dem die Erhöhung seines andächtigen Gefühls die Kraft des Abendmals als göttliche verbürgt, in einem andern Verhältniß zum Heiland wie derjenige, dem Vollständigkeit, Klarheit und Richtigkeit einer Vorstellung genügt, in welcher er nicht mehr erblickt denn eine Erinnerungsfeyer. Wer möchte nun den Unterschied wegläugnen, der sich hierdurch zwischen Lutheraner und Reformirte stellt? Läugnen wir doch ja nicht ab, daß wir hier mit einer Abweichung zu thun haben, welche das bekannte Gleichniß vom Besitz des wahren und der beyden unechten Ringe nicht aufhebt. Der Unterschied vom wesentlichen Besitz, Besitz im erhöheten Gefühl und Besitz in der Fassungskraft ist von der Art, daß er den Christen in ein dreyfach verschiedenes Verhältniß zum Heiland stellt. Wer möchte nicht die Verschiedenheit von Glaubens-, Gefühls- und Verstandesreligion hier wieder erkennen?

Aber nun sind auch jene beyden verschiedenen Arten von Wirkungen zu beobachten, welche die angetretene Untersuchung unablässig verfolgen soll, nämlich der Einfluß auf Zeit und Menschen, so wie der Einfluß auf Theologie, oder auf die Wissenschaft vom christlichen Glauben.

Evangelische Geistliche, welche der Vereinigung beyder Konfessionen zugethan waren, haben die Frage zur Sprache gebracht, welcher Ritus beym Abendmale der rechte sey, und so ist auch das gesäuerte und ungesäuerte Brot wieder besprochen worden. Eine mystische Bedeutung hat dieß gesäuerte und ungesäuerte Brot allerdings. Aber ich kann um so mehr hier darüber schweigen, als mir es wohl dem Katholiken, nicht aber dem Evangelischen angemessen scheint, in jene Untersuchung einzugehen; denn dem Katholiken ist es um die traditionelle, um die gegenständliche und um die mystische Wahrheit zugleich zu thun. Dem Protestanten gilt die Wahrheit, welche das Gefühl, oder welche die Vorstellung gewählt. Aber eine Handlung der Liebe soll ihm denn doch in beyden Konfessionen das Abendmal seyn, mag er nun auch das Gefühl, oder mag er die Vorstellung dabey vorwalten lassen. Verdiente irgend etwas Schonung, so war es diese Liebe, die seit dem Entstehen der Kirche fortwährend in so manchem Dogmenstreit die Hand der Versöhnung geboten. Behaupten daher einige evangelische Gottesgelehrte, über Gebrauch und Meinung walte

kein Streit ob, mithin wären sie gleichgültig, so liegt hierin die Wahrheit, daß die höhere Liebe des zum Tisch des Herrn tretenden Christen jene Verschiedenheit aufhebt. Aber Liebe, vor allem religiöse Liebe, duldet keinen Ersatz. Es muß eine gewaltige, tief eindringende Veränderung im Gemüth desjenigen vorgehen, der sich zu einer Abweichung von dem entschließt, was ihm seit den Stunden seines erwachenden Bewußtseyns, und vielleicht schon seit der Geburt von den Eltern her als das Heiligste im Leben ist mitgegeben worden. Darf nun unwürdige Gleichgültigkeit in keinen Betracht kommen; so vermag nur bessere Einsicht, innigere Ueberzeugung zu dem Wechsel die Anregung zu geben. Aber damit ist die dogmatische Frage aufgeworfen, damit ist sie zur Diskussion gekommen. Was bisher, durch Liebe vermittelt, sich ausglich, wird nun auf das Feld der Dogmatik verpflanzt. Ueberzeugt seyn will, es sey nun aus Gründen für das Gefühl oder für die Einsicht, ein jeder, welcher den bisherigen Ritus beybehält, und ein jeder, welcher den gemeinschaftlichen Ritus annimmt. Hat ein Anhänger des gemeinschaftlichen Ritus versucht, diesem durch die Aufstellung einer gemeinschaftlichen Dogmatik das Wort zu reden; so ist ein wichtiges Ereigniß in der Kirche eingetreten. Werden die Gottesgelehrten und werden die Christen, von der Wahrheit der neuen Glaubenslehre durchdrungen, diese annehmen, werden sie vor der Welt ein Zeugniß ablegen, einen so durchaus wahrhafteren Lehrbegriff vom Christenthum erhalten zu haben, daß sie sich gerechtfertigt fühlen, wenn sie den bisherigen Gegenstand ihrer religiösen Liebe aufgeben und mit einem neuen vertauschen? Die Zukunft wird uns darüber belehren.

Herr Dr. Schleiermacher, welcher zuerst einen solchen gemeinsamen Lehrbegriff aufstellt, hat nun, damit ich an die früheren Resultate anknüpfe, diesen zu Folge, eine dreyfache Aufgabe. Er muß zeigen, daß derjenige Christ, welcher das Abendmal durch den Glauben in seiner vollen Wesenheit, besitzt, sich weder unterscheide von dem, welchen Gefühlserhebung bis an die Gränze des wesentlichen Besitzes führt, noch von dem, welcher bey der Vorstellung einer Gedächtnißfeyer stehen bleibt. Denn diese dreyfache Abweichung ist eine thatsächlich dargebotene Verschiedenheit, ist zugleich so deutlich und so bestimmt ausgesprochen, daß der Theolog mit Recht darauf gespannt seyn muß, wie ein dergleichen schwieriges Problem gelöset seyn werde.

Und es kündigt sich hier als gelöset an auf eine eigene merkwürdige Weise. In der Dogmatik des Herrn Dr. Schleiermacher geht Alles von Gott als der höchsten Wesenheit aus, ist die Religion ganz Sache des Gefühls, sein Vortrag aber vollständige γνῶσις. Alles findet sich berücksichtigt, was dem Freunde der Religion und was

dem Anhänger des Christenthums erwünscht seyn muß. Gegen keine andere Religion polemisirt der Verfasser, den Rationalismus verwirft er, der Mystik versagt er ihre Stelle nicht, auf den Glauben kommt ihm alles an; der Religion im Allgemeinen gedenkt er kaum, er redet nur vom Christenthum; hier bezieht er alles auf die Erlösung, und der Philosophie versagt er jeden Einfluß auf Theologie. So scheint ein preiswerther Fortschritt gethan, um an das wahre Wesen der Religion wieder hinan zu treten. Und doch frägt sich alles Ernstes, ob dieß Alles nicht gerade durch seine scheinbare Begründung vernichtet werde, ja ob nicht vieles, so wie es dasteht, bereits vernichtet sey?

Dieß ist allerdings zu bejahen. Mehr wie durch das Hypothetische in des Hrn. Verfassers einleitender Ankündigung ist durch Anwendung einer an Tiefsinn gränzenden Konsequenz, mit der alles sich in die Hände arbeitet, eine solche Vernichtung vollbracht. Das Werk untergräbt sich zwar vielleicht nicht, aber es befestigt sich auch nicht. Schaffende Wesenheit über uns sind mit Ansprachen des Gefühls und des Einsichtstriebes in uns so wunderbar verschlungen, daß jedes, indem es das andere stützt, ihm auch die Stütze wieder entzieht, und man umsonst nach Grundstein und Wurzel so schöner Religionsansichten sucht. Das Christenthum darf nicht mit subjektiver Religion, nicht einmal mit einem subjektiven Christenthum verwechselt werden. Auch der Vortrag soll nicht zu einer dunkeln Zweydeutigkeit und Ungewißheit führen, ob nicht trotz des Gegenkämpfens und Bevorwortens alle Lehre aus einem bloß subjektiv religiösen Gefühl hervorgehe, das auf Christum bezogen wird. Menschen von einem lobenswerthen allgemeinen religiösen Bedürfniß möchten sich gern auch das Christenthum aneignen, ohne in vollkommener Wahrheit Christen zu werden, das erleben wir so häufig. Weit entfernt, die Lehre Jesu abzuläugnen oder zu vernichten, möchte Mancher die Lehren des Christenthums wohl mit der Summe seiner übrigen Vorstellungen in Eintracht bringen, sie durch Nachdenken darin aufnehmen und den Umkreis seiner Vorstellungen hinlänglich erweitern, um deren Harmonie nicht durch außerhalb liegende christliche Glaubenslehren gestört zu sehen. Der herrliche Ausspruch *το ἑν και παν*, das Eine und Alles, begünstigt die Möglichkeit, auch das Christenthum füglich und ersprießlich in das Ein und All mit aufzunehmen; denn nirgend vielleicht spiegelt sich der Sinn des hohen Ausspruchs vollkommener ab, wie im Christenthum. Aber man vergißt fast immer, daß dieser Satz und gleich ihm die christlichen Dogmen sich durcharbeiten lassen und zur Erklärung leiten können: »in diesem oder jenem Sinn und Verständniß enthalten sie unläugbare Wahrheiten, allen meinen Bedürfnissen

»entsprechend, sogar manche meiner Anschauungen erhebend.« Nun bildet sich eine gewisse Erwärmung dafür, wodurch der Gegenstand auch Sache des Gefühls wird. Jetzt ist gewonnen eine befriedigende Erkenntniß, eine Lebhaftigkeit des Gefühls und ein wirklicher Gegenstand. Aber dies Alles macht noch nicht die Religion aus, und ein Werk, das jene Gewährungen in Beziehung auf den Heiland gesetzt leistet, darf noch nicht christliche Dogmatik genannt werden. Unvermerkt kann man in solchem Wege zu einer subjektiven Abfindung mit dem Christenthum gelangen.

Die vorliegende Dogmatik läßt diesen Abweg nicht unbetreten. Der Verfasser erklärt die dogmatische Theologie unumwunden für eine in der Subjektivität der Menschen begründete Wissenschaft. Wenn er als ihren Gegenstand den Zusammenhang der in einer bestimmten christlichen Kirche zu einer bestimmten Zeit geltenden Lehre aufstellt; so entzieht er ihr den durch ein ewig unveränderliches Wesen für alle Ewigkeit offenbarten Inhalt.

Um nicht zu wiederholen, was früher in diesen Blättern über alles Gelten als Ausfluß einer willkürlich subjektiven Werthschätzung, die bedingt und modelt, was verehrt werden soll, bey Betrachtung der Schrift des Herrn Dr Tzschirner (Band 22 dieser Jahrbücher) sehr ausführlich zur Sprache gekommen ist; so soll jenen Erörterungen nur das angefügt werden, was der Ideenkreis des Herrn Dr. Schleiermacher angeregt hat.

Sobald sich das Wort gelten hören läßt, so bietet sich auch ein den Zeiteinflüssen und der Veränderung unterworfener Gegenstand dar; das bestätigt hier der Verfasser. Er erklärt und rechtfertigt seinen Begriff, indem er einräumt, »die räumliche Beschränkung auf eine bestimmte christliche Kirchengesellschaft sey zwar nicht allgemein gültig, indem es nicht immer Trennungen gegeben hat, und auch nicht alle Trennungen durch die Lehre bestimmt sind. Für die gegenwärtige Zeit aber ist dies Merkmal unentbehrlich, indem unmöglich eine dem Protestantismus angehörige Dogmatik für den Griechen oder Katholiken denselben Werth haben kann, oder umgekehrt. Die Beschränkung in der Zeit aber ist unläugbar: denn jede Darstellung der Lehre, wie unpassend und unvollkommen sie auch sey, verliert mit der Zeit ihre ursprüngliche Bedeutung, und behält nur eine geschichtliche; es gehen unendliche Veränderungen mit der Lehre vor. Die Lehre, welche die Dogmatik darstellen soll, muß auch öffentlich gelten, und der Dogmatiker muß in der Darstellung zugleich seine eigene Ueberzeugung — seine Ueberzeugung, oder vielmehr seine vollständige Ueberzeugung allerdings, denn er ist Christ, und voll-

kommene Christen werden als Anhänger ihrer Konfession vollständig mit einander übereinstimmen; nicht aber seine eigene Ueberzeugung, sofern ihr durch das Wort eigen eine gewisse Eigenthümlichkeit eingeräumt wird, die auf Abweichung deutet, — ausdrücken, und die Lehre in einen wissenschaftlichen Zusammenhang bringen. Man könnte zwar einwenden, daß auf diese Weise keine weitere Berichtigungen und Entwickelungen in das neue Lehrgebäude eingetragen werden könnten. Aber alle neue Lehrbestimmungen sind immer aus den öffentlichen gottesdienstlichen Verhandlungen entstanden, und also ganz dieser Erklärung gemäß aufgenommen worden; und alle Abweichungen von dem, was zu aller Zeit anerkannt und gültig ist, haben doch nur Bedeutung, sofern sie in jenen Verhandlungen vorkommen, und gehören mit in den Umfang jener Definition, indem alles als geltend angesehen werden kann, was ohne Zwiespalt und Trennung zu bewirken, in einzelnen Theilen und Gegenden der Kirche öffentlich gehört wird. Was aber in so mannigfachen Gestalten erscheint, wird immer nur ein kleiner Theil seyn gegen das, was übereinstimmend vorgetragen wird. Wogegen ein Gebäude von lauter ganz eigenthümlichen Meinungen und Ansichten, welches an die kirchlichen Ausdrücke und Mittheilungen der Frömmigkeit gar nicht anknüpfte, auch nicht leicht als eine dogmatische Darstellung würde angesehen werden können, ausgenommen in der wohl durch keine Erfahrung bestätigten Voraussetzung, daß sich eine gleichgesinnte Gesellschaft um diese Darstellung sammeln werde.«

Diese wichtigen Zeilen aus unserem Buche sind nicht sowohl an den frommen Christen gerichtet, als an den Philosophen, der Schärfe des Verstandes wie des Erkennens, und an den Theologen, der Weihe bedarf; beyde werden sich von ihnen abwenden. Aber manchem Lesenden, manchem Gebildeten ist durch den mangelhaften Besitz jener Anlagen zur Theologie und Philosophie das Vermögen reiner Auffassung ungemein geschmälert und getrübt. Diesen thut noth, durch Zergliederung obiger Worte schädlicher Täuschung entrissen zu werden.

Schon aus sich selbst, aus dem eigenen Widerspruche ist des Verfassers Widerlegung möglich. Er findet an später zu besprechender Stelle die Trennung der Philosophie von der Theologie unerläßlich; er will beyder Gebiete gegen einander abschließen. Dennoch sind alle seine Motive, der dogmatischen Theologie nur zeitiges Gelten einzuräumen, allein auf dem Gebiet der Weltweisheit erwachsen. Aber sie werden sogar dem Philosophen verschwinden, sobald er mit gehöriger Tiefe eingeht in das Wesen der Sache,

die Region der Erscheinungen von der der Wesenheiten in seinem Geiste sondernd. Beydes unterscheidet man zu wenig jetzt, daher die zahllosen Verwirrungen bey den Söhnen unserer Tage. Wie das Wesen des Christenthums unmöglich sich verändern kann, dennoch aber dieses Christenthum die Erscheinung der Veränderung überall, ja selbst in dogmatischen Gegenständen darbietet, dieß entgeht ihrer verkümmerten Fassungskraft.

Man erwägt nicht, daß der Religion nöthig ist, wirksam hineinzudringen in die Gemüther der Menschen; daß diese sich von dem Geiste der Kirche bedeutend entfernt, daß sie sich unabhängig von ihm, mithin abweichend ausgebildet haben. Die ewig unveränderlich erhaltenen christlichen Wahrheiten stellen folglich nur den einen, den inneren Kreis ihres Ganzen dar. Um diesen kreiset als zweiter äußerer das Geschlecht der Menschen, das der Kirche treu bleibt und auch nicht treu bleibt. Nicht beständig, nicht allen Mitgliedern ist dessen Entfernung von der Kirche entschiedene Feindschaft, oder Streben, sich abweichend zu konstituiren. Ermattetes Gefühl und ermattete Fassungskraft, abgestumpfter Glaube begründen die Entfernung, und in den Menschen, welche immer noch Anhänger der Kirche heißen, entwickelt sich eine Natur, nicht mehr vollkommen so christlich wie die frühere. In dieser verändern sich die Medien zur Vereinigung mit Gott durch den Erlöser. Jene Einzelnen wären, wenn die Kirche nicht Rücksicht nehmen wollte auf solche Veränderungen, verloren. Wem die Kraft des Gehörs abstirbt, den würden Kirchengesänge und christliche Hymnen nicht ferner erheben, wohl aber können noch die bildlichen Darstellungen vom Leben und Leiden des Erlösers ihn erbauen. Diese Wahrheit war auch der römischen Kirche nicht fremd. Sie sah die Nothwendigkeit ein, wo der eine oder der andere Sinn, diese oder jene Anlage verloren gegangen war, oder sich merklich verändert hatte, beydes, Verlust und Veränderung, zu berücksichtigen. Sie mußte ihre unveränderlichen Wahrheiten nun also ausdrücken, daß sie der veränderten Menscheneigenthümlichkeit entsprach, in sie einging, auf sie wirkte. Denn dadurch allein konnte das abweichende Geschlecht wieder zurückgezogen werden zu der ewigen Grundlage. Gesetzt, den Menschen entginge der Sinn für die Farbe, oder sie faßten irrig einen Widerwillen gegen Farbe, und wollten kein Bild Raphaels ferner erblicken, nicht weil es einen christlichen Gegenstand darstellt, sondern bloß weil es sich der Farbe bedient; wäre dann nicht weise gethan, ihnen den christlichen Gegenstand so lange in der nackten Zeichnung zu erhalten, bis der krankhafte Widerwillen, welcher allein die geschwächte Kraft der Andacht veranlaßt haben kann, verschwun-

den und das erfreuende Wesen echter Gesundheit zurückgekehrt wäre? Freylich hat sich durch die Umsetzung des Farbenbildes eine Veränderung zugetragen, welche wichtig genug dem seyn mag, welcher dabey haften bleibt, daß Farblosigkeit der schärfste Gegensatz von Farbe ist. Aber hat jene Veränderung auch das Wesentliche, den christlichen Gegenstand ergriffen? Ist dieser nicht statt verändert zu werden, erhalten, und gerade unverändert erhalten worden? Aber die römische Kirche hätte vielleicht die Zeichnung nicht gestatten und es durchsetzen sollen, daß es bey dem Gemälde blieb. Arme Kirche! Dann wäre sie starr, tyrannisch, intolerant, verdunkelnd gescholten worden. Und wenn sie, um das Wesentliche zu erhalten, im Gelegentlichen nachgibt, dann wird ihr Widerspruch vorgeworfen.

Dies Gleichniß vom Bilde hat uns einen Gegenstand gezeigt, der, um mit Hrn. Dr. Schleiermachers Terminologie zu sprechen, allerdings seine Gültigkeit innerhalb eines räumlichen Daseyns auf eine gewisse Zeit eingebüßt hat. Aber dieser Verlust der Gültigkeit, hat er die Erscheinung, oder hat er das Wesen betroffen? Und ist denn die Unterscheidung dieser beyden Begriffe unserem Zeitalter in so hohem Grade schwierig geworden, daß er sich dem Gesichtskreise der berühmtesten Theologen unter den Protestanten nicht darstellen will?

Denn in der That auch unlogisch in vieler Rücksicht ist der ganze Zusammenhang der Stelle, welche uns noch immer beschäftigt, und lange noch an diesem Ort beschäftigen könnte. Der gerügte Mangel an Logik aber läßt sich deutlich nachweisen.

Keinem Dogmatiker der römischen Kirche wäre beygekommen, einen Begriff der Dogmatik von solcher Allgemeinheit aufzustellen, daß er Gültigkeit gehabt hätte auch für die nicht römischen Kirchen. Dem katholischen Theologen ist mit bewundernswerther Kraft der Einsicht klar, wie den evangelischen Konfessionen nicht nur Abweichung von seiner Kirche, sondern ein Prinzip einwohnt, welches dem frommen Theil der Anhänger des Protestantismus zum Glück fremd geblieben ist, und welcher der erklärte Gegensatz der Religion, ihr Feind, ja das Gift aller Religiosität genannt werden darf. Nimmer wäre dieß in eines Katholiken Begriff von Dogmatik hineingezwängt worden. Drum hätte der katholische Docent den protestantischen Lehrbegriff wohl überhaupt unbeachtet gelassen, oder er würde eine Definition aufgestellt haben, die nicht eingegangen wäre in den aus einer Verwechselung von Wesen und von Erscheinung sich bildenden Irrthum einer antireligiösen Gültigkeit. Beydes wäre logisch richtig. Wer den Dualismus definiren will, darf nicht nach einem Begriff suchen, welcher auch dem nicht dualistischen Glauben gilt, weil er

wähnt durch Verallgemeinerung zu einem beyden Gemeinsamen hinanzusteigen. Zu den von dem Herrn Verfasser angedeuteten bestimmten christlichen Kirchen, welche eine Dogmatik bedürfen, und besitzen, gehört auch ohne Zweifel die römische. Dieser ist die zeitliche Gültigkeit des christlichen Lehrbegriffs, seine Degeneration in Abarten und Spielarten, nicht nur fremd, sondern auch völlig zuwider. Darum hätte die evangelische Ansicht auch müssen auf die evangelischen Konfessionen beschränkt werden. Gelten ist weniger wie Feststehen, und dies Feststehen in jenes Gelten hineinziehen, gleicht einem logisch unzuläßigen Schluß vom Minderen auf das Mehrere. Sobald daher der Begriff lediglich den evangelischen Konfessionen angepaßt ward, stellte sich richtig dar, was beyde Kirchen trennt, indem die eine Gültigkeit, die andere Wesentlichkeit sucht. Die Wesentlichkeit kommt von Gott, die Gültigkeit vom Menschen. Die Wesentlichkeit liegt im Inhalt der Offenbarung, die Gültigkeit im Inhalt der Erscheinungen. Sollte aber diese bedenkliche Verschiedenheit nicht zur Sprache gebracht, dennoch aber der Begriff generalisirt werden; so war immer noch die Dogmatik zu nennen eine Wissenschaft von Zusammenhang der in einer christlichen Kirche geglaubten Lehre, oder besser ein zusammenhängender Inbegriff der einer christlichen Kirche eigenthümlichen Glaubenslehren. Aber es scheint den Protestanten, recht als wollten sie die Vergänglichkeit ihrer Kirche geflissentlich aussprechen, jetzt ungemein daran gelegen zu seyn, die bloß vorübergehende Gültigkeit ihres Glaubens festzustellen. Folgende, noch immer in den mitgetheilten Zeilen des Verfassers beruhende Widersprüche können kaum aus einem anderen Beweggrunde hervorgehen. Oder sollte den Verfasser wirklich die Betrachtung, daß unmöglich eine dem Protestantismus angehörige Dogmatik für den Griechen oder Katholiken dermalen gleichen Werth haben könne, so sehr gebunden und so sehr geblendet haben, daß er das Merkmal der räumlichen Beschränkung und der zeitlichen Gültigkeit unerläßlich hielt? Man möchte daran zweifeln. Er hatte ja zu thun mit der ewig unveränderlichen Offenbarung und mit einer in der Wandelbarkeit der Zeit begründeten vorübergehenden Erscheinung, daß die Menschen sich jene verschiedenartig modifiziren. Kann wohl aus dieser Zeiterscheinung etwas in die christliche Glaubenslehre übergehen, was ihr gleichfalls den Charakter der Zeitlichkeit und der Kontrovers beylegt? Dennoch liegt eine Art blendender Wahrheit in der Behauptung, daß die Dogmatik des Protestanten nicht die des Griechen, nicht die des Katholiken seyn könne. Aber es ist eben jene zweydeutige Halbwahrheit, welche jedes Mal die Erscheinung begleitet. Jedem Religiösen ist seine Religion das Wesen, alle andere Religion

aber nur Erscheinung, und mit der Erscheinung stellt sich der Widerspruch ein, was ich glaube einleuchtend dargethan zu haben S. 17 u. f. der Schrift zur intellektuellen und substantiellen Morphologie, Heft 3. Nur wenn die Erscheinung die Beschaffenheit des Erscheinens ablegt, und zurücktritt in die des Wesens; dann hört der Widerspruch auf. Das ist der einzige ihr vorgezeichnete Weg. Wer diesen nicht einschlägt, wer dem Widerspruch in der Erscheinung ein solches Gewicht beylegt, daß er ihn auflösen oder schonen will als Widerspruch der Erscheinung, und deßhalb ihm einen rückwirkenden Einfluß auf seine Ueberzeugung vom Wesen einräumt, der wagt einen bedenklichen Schritt.

Diese Behauptung läßt sich mit Anwendung auf Herrn Schleiermachers Satz auch so darstellen, daß die wissenschaftliche Erkenntniß den Sieg über den Glauben davon getragen. Jene wollte dem Widerspruch entgehen, deßhalb mußte sie den Glauben beugen. Also der Philosoph hat den Theologen bedrängt, und doch will Herr Dr. Schleiermacher, damit Philosophie und Theologie sich durchaus nicht hindern, beyde auf abgesonderte Gebiete hinstellen. Aber auch der Philosoph kann sich recht wohl hier hinaus finden. Der Herr Verfasser sagt selbst, was in mannigfachen Gestalten erscheint, werde immer nur ein kleiner Theil seyn gegen das, was übereinstimmend vorgetragen wird. Man prüfe nur dies Uebereinstimmende und jenes Mannigfache, man betrachte beydes richtig, und man wird bald auf den Unterschied von Wesen und Abweichung hingeleitet werden, dessen Ausgleichung eben das Ziel der Kirche ist. Sie soll ja gerade verhindern, daß das Mannigfaltige der Abweichung sich nicht als das religiöse Wesen konstituire. Die Kirche vergönnt ihm vielleicht ein gewisses Bestehen, aber sie unterscheidet dieses und seine Eigenschaft eines natürlichen Daseyns von dem christlich Religiösen. Gerade, weil sich Abweichungen und Mannigfaltigkeiten gleichsam als Spielarten fortwährend entwickeln wollen, ist es Zweck der Kirche, das unveränderliche Urwesen der Offenbarung, wie sich solches in den kanonischen Lehren und Gründungen geschichtlich manifestirt hat, festzuhalten, nicht aber Kombinationen zu ersinnen, mittelst deren auch die Abart sich in das Allerheiligste der wesentlichen Offenbarung mit hineinführen läßt.

Die vorliegende Dogmatik, oder vielmehr die Einleitung zu derselben, denn diese beschäftigt uns noch, ist aber nahe daran, jede Mannigfaltigkeit der Abart, die sich als Entwicklungsprodukt aufgefaßt, gar leicht bemänteln läßt, dem innern Heiligthum des Tempels gleichzustellen. Dem Verfasser kann alles Inhalt christlicher Dogmatik werden, was ohne Zwiespalt und Trennung zu bewirken, in einzelnen Theilen und Gegenden der Kirche öffentlich

gehört wird, sobald es nur an die kirchlichen Ausdrücke und Mittheilungen der Frömmigkeit anknüpft. Sollte dieß Ernst seyn? Alles Unchristliche, ja alles Unreligiöse, es habe Namen, wie es wolle, wird demnach, sobald es nur an die christlichen Ausdrücke und Mittheilungen der Frömmigkeit anknüpft, echter Inhalt einer christlichen Dogmatik, auch wenn es alles genetischen Zusammenhanges mit dem Erlöser entbehren sollte! Aber man lese nur weiter, lese nur folgende Worte: »Selbst in der, wohl durch keine Erfahrung bestätigten Voraussetzung, daß sich eine gleichgesinnte Gesellschaft um die Darstellung eines Gebäudes von lauter ganz eigenthümlichen Meinungen und Ansichten, welches an die kirchlichen Ausdrücke und Mittheilungen der Frömmigkeit gar nicht anknüpfte, sammeln werde, dürfte jene Darstellung als eine dogmatische können angesehen werden.«

Daß dergleichen behauptet wird, läßt sich vielleicht am Ende noch begreifen; es kann wirklich die Meinung seyn. Aber wie ist, nachdem das geschehen, von der neuen Dogmatik zu behaupten, sie stelle die evangelische Kirche als Eine dar, sie weise nach, wie keine Scheidewand in derselben bestehet, da sie doch die Zuläßigkeit unzähliger Scheidewände nicht nur, sondern auch deren Möglichkeit, ja deren Nothwendigkeit zum obersten Grundsatz erhebt? Denn wird eine Glaubenslehre etwas zulassen, was nicht heilsam und nothwendig ist? beydes müssen ihr die Scheidewände, die verschiedenen Entwickelungen, die mannigfachen Abweichungen seyn.

Jene mannigfachen Entwickelungen christlicher Ansichten aber, die kaum genöthigt sind an die kirchlichen Ausdrücke anzuknüpfen, sanktioniren sie nicht ein lediglich subjektives Christenthum? Freylich scheint der Herr Verfasser das gerade zu beabsichten. Nicht minder wie Dogmatik ihm subjektiv in der Ansicht, ist ihm Religion in den frommen Gefühlen begründet. Das Gefühl wird für den Sitz der Frömmigkeit erklärt, unter Gefühl aber versteht der Verfasser das unmittelbare Selbstbewußtseyn (S. 26 der Einleitung), »wie es, wenn nicht ausschließend doch vorzüglich einen Zeittheil erfüllt und wesentlich unter den bald stärker, bald schwächer entgegengesetzten Formen des Angenehmen und Unangenehmen vorkommt.« Ich bin nicht damit zu Stande gekommen, mir diese Worte vollkommen klar zu machen. Wäre jenes Gefühl, welches unmittelbares Selbstbewußtseyn ist, derselbe Affekt, von dem Fichte's Philosophie ausging? Aber Fichte unterschied ja sehr richtig den Affekt vom Bewußtseyn, und von letzterem das Selbstbewußtseyn. Wem entginge wohl, daß ein Unterschied ist zwischen Affekt, Bewußtseyn dieses Affekts und Bewußtseyn von dem Bewußtseyn, des dem Affekt sich wieder bewußt wer-

denden Wesens, welches Letzteres erst Fichte Selbstbewußtseyn nannte.

Genug, dem Verfasser ist die höchste Stufe des Gefühls die Frömmigkeit. Man möchte fragen, ob durch jede Gefühlssteigerung sich diese höchste Stufe erklimmen lasse? ob gesteigertes Gefühl für die Kreatur durch die Steigerung allein zur Frömmigkeit erhebe, und ob nicht noch andere Eigenschaft nöthig sey, um dem gesteigerten Gefühl die Natur der Frömmigkeit zu geben. Um Frömmigkeit und Gotteserkenntniß so subjektiv zu nehmen, war die strengste Bezeichnung der Stufenfolge nothwendig. Eine Erklärung, wie sie §. 10 gibt, daß die höhere Stufe die niedere in sich aufnehme, stiftet vielmehr eine neue Zweydeutigkeit, als daß sie die nöthige Erklärung gewährt.

Die Frömmigkeit, nach §. 8 an sich weder ein Wissen noch ein Thun, sondern eine Neigung und eine Bestimmtheit des nämlichen Gefühls, welches zugleich das unmittelbare Selbstbewußtseyn ist, besteht darin, daß wir uns unserer selbst als schlechthin abhängig bewußt sind, d. h. daß wir uns abhängig fühlen von Gott. I. 33. Wer möchte der Erklärung nicht beypflichten, sich schlechthin abhängig fühlen, heiße sich abhängig fühlen von Gott! Aber für eine christliche Dogmatik scheint sie zu allgemein, ja zu philosophisch, und in so fern der Erklärung widersprechend, daß Theologie und Philosophie getrennte Gebiete bewohnen sollen. Wie nun, wenn der Satz: »sich schlechthin abhängig fühlen, sey sich abhängig fühlen von Gott und sey das Wesen der Frömmigkeit,« das Individuum verleitete zu sprechen: »ich befinde mich in jenem Abhängigkeitsgefühl, empfange in ihm das wahre Christenthum, und bedarf demnach keiner dogmatischen Theologie weiter.« Das Wahre der Sache findet sich ungleich wahrer und treffender ausgedrückt durch Göthe, Leben Thl. I., S. 481: »Auch der Einzelne vermag seine Verwandtschaft mit der Gottheit nur dadurch zu bethätigen, daß er sich niederwirft und anbetet.« Hier ist das wirkliche Verhältniß zu Gott in seiner vollen Wahrheit ausgedrückt, und doch der allgemeine Satz zugleich dem positiven Christenthum gemäß, auch jeder Verwechslung mit einem Gefühl der Abhängigkeit vom Universum vorgebaut. Den letztern Einwand scheint der Herr Verfasser besorgt zu haben, denn er erklärt Folgendes:

»Wenn in dem Gesetztseyn einer vollkommenen stätigen, also auf keine Art von einer Wechselwirkung begränzten oder durchschnittenen Abhängigkeit, die Unendlichkeit des Mitbestimmenden nothwendig mitgesetzt ist; so ist dieses nicht die in sich getheilte und endlich gestaltete Unendlichkeit der Welt, sondern die einfache und absolute

Unendlichkeit, und das ist der Sinn des Ausdrucks, daß sich schlechthin abhängig, und sich abhängig fühlen von Gott, einerley ist.«

Aber gerade was der Verfasser entfernen will, scheinen diese Worte herbey zu führen. Sie geben uns eine zwiefache Unendlichkeit, einmal die in sich getheilte und endlich gestaltete Unendlichkeit der Welt, und die einfache absolute Unendlichkeit. Nach dem christlichen Lehrbegriff ist die Welt nicht unendlich, sondern nur Gott. Die Welt ist nach christlichem Glauben von Gott geschaffen, und besitzt dadurch einen Anfang. Und dann, wenn es zwey Unendlichkeiten gäbe, eine einfache und absolute, ferner eine in sich getheilte endlich gestaltete; so wäre uns ein Dualismus geboten. Ja noch mehr; eine endlich gestaltete Unendlichkeit ist nicht Unendlichkeit, auch schließt absolute Unendlichkeit eine zweyte bedingte Unendlichkeit aus; bedingte Unendlichkeit ist nicht Unendlichkeit.

Der Verfasser scheint dieß übersehen zu haben. Aber auch, wenn man sich auf seine letztere Unendlichkeit, die absolute nämlich, beschränken wollte; so hat er uns diese immer nur hypothetisch gegeben. Sein Abhängigkeitsgefühl ist — man betrachte nur die Worte — ein gesetztes, mit ihm aber die absolute Unendlichkeit zugleich gesetzt. Diese letztere gesetzte absolute Unendlichkeit ist weniger, denn das Universum, und also viel weniger noch denn Gott. Möchte nun auch gesagt werden, es seyen dies Prolegomena, die den Weg zur Dogmatik erst bahnen sollen, in welchen jene philosophirenden Ansichten sich vorfinden; so kann doch einmal in der Dogmatik nie durch Setzen und Annehmen der Weg zur Wahrheit, es sey, welche es wolle, gebahnt werden. Weil die christliche Lehre ganz auf der Offenbarung beruht: so ist auch alle Dogmatik, ja alle Betrachtung über Dogmatik nur an jene gewiesen.

Auch gegen den Vorwurf, zum Pantheismus zu neigen, glaubt der Autor die aufgestellten Sätze rechtfertigen zu müssen. Drum spricht er »von einem einheitsmäßig zu denkenden Pantheismus, bey dem die Frömmigkeit eines Pantheisten völlig dieselbe seyn kann wie die eines Monotheisten, und daß die Verschiedenheit des Pantheismus von der allgemein verbreiteten Vorstellung ganz auf dem spekulativen Gebiet liege.« Beydes hat Grund. Der Gegenstand ist spekulativ, und die Vorstellungen, welche über Pantheismus im Schwange gehen, scheinen nicht richtig zu seyn. Im dritten Hefte der Schrift zur intellektuellen und substantiellen Morphologie ist vielleicht für die Berichtigung der Einsicht hierüber Einiges vorgearbeitet; aber des Verfassers Behauptungen scheinen deßhalb noch nicht richtig. Es kann eben so fromme Heiden gegeben haben, wie Christen, aber Beyder Frömmigkeit ist dem

christlichen Dogmatiker gewiß nicht dieselbe. Denn nicht vom Verhältniß des Heidenthums zum Christenthum handelt die christliche Dogmatik. Dagegen ist ihr wichtig, daß, was sich Christenthum nennt, als solches rein sey.

Bedenklicher wie das Hinneigen zum Pantheismus erscheinen andere Eigenheiten in der Darstellung des Verfassers. Seine Abhängigkeit von Gott, wenn wir darüber wegsehen wollen, wie durch das Gesetztseyn sie sich streng genommen auflöset, ist nicht Abhängigkeit von Gott, sondern ein Verhältniß zu ihm wie Wirkung und Gegenwirkung. Gott ist nicht der Begründende, und so ist kein Satz des Verfassers von dem Vorwurf frey, daß er dem Inhalt aller christlichen Wahrheiten bald einen subjektiven, bald einen hypothetischen Grund leihet; die wahrhafte Wesenheit entgeht ihm. Deßhalb erklärt er denn auch unumwunden, daß bey der mangelhaften Unterscheidung im Sprachgebrauch der Meisten besser seyn werde, jeder Terminologie vollkommen zu entrathen. So will er unter dieser oder jener Kirche verstanden haben das Ganze der einer solchen Gemeinschaft zum Grunde liegenden, als gleich in ihren Mitgliedern anerkannten frommen Zustände des Gemüths, seinem Inhalte nach.

Nun entsteht also eine Kirche, sobald eine Gesellschaft gewisse fromme Gemüthszustände, die sie als gleich anerkennt, ihrer Gemeinschaft zum Grunde legt. Oder mit andern Worten: Semler's cultus privatus ist eine Kirche.

Subjektiver Begründung der Religion bleibt der Verfasser überall treu, auch dadurch, daß er das Gefühl der Abhängigkeit als das Gleichartige aller Religionen zum Grunde legt. Nur wenn er die Verschiedenheit theils in der Stärke, theils in der Beschaffenheit der Erregungen findet, entfernt er sich von seinem früheren Ausspruch, daß die höchste Stufe des Gefühls die Frömmigkeit sey. Und geschähe dieß auch nicht, wäre dem Verfasser die Beschaffenheit der Erregungen das allein Entscheidende; so stiftet diese Beschaffenheit immer nur subjektiven Unterschied; das Verhältniß ändert sich nur, sobald ausgegangen wird, nicht von den Erregungen, sondern von dem Erreger.

Bey diesem anzuheben scheint den Verfasser die Besorgniß abgehalten zu haben, daß hiernach mehrere Erreger, also mehrere Götter oben angestellt würden. Er will nämlich, weil die Zeitverhältnisse zum Anerkennen mehrerer Kirchen nöthigen, wohl der Folgerung entgehen, daß, wenn er jede der mehreren Kirchen von einem besondern Urheber wollte gestiftet annehmen, er mehrere Götter indirekt annähme. Aber den Widersprüchen ist bey seiner Verfahrungsart überhaupt nicht zu entfliehen. Die Behauptung von der einen evangelischen Kirche, in welcher keine Scheide-

wand besteht, wird zuerst durch den Hrn. Verfasser selbst verletzt. Zum andern ist der Unterschied nur der, daß, wenn unter den mehreren Kirchen jede ihren eigenen göttlichen Stifter zu besitzen, oder Gott zum Schöpfer zu haben behauptet, sich mehrere Götter darbieten, wogegen mehrere Götzen auftreten, sobald aus der verschiedenen Beschaffenheit der frommen Erregungen eine Verschiedenartigkeit auf den Erreger ausfließt. In einen dritten Widerspruch endlich geräth der Verfasser, wenn er das in den verschiedenen Konfessionen Gleichartige für das wahrhaft Christliche anerkennen will; denn dann müßte er zuvörderst das Gleichartige mit der römischen Kirche aufsuchen, und er wäre genöthigt, weil sich dieß nicht darbieten kann, wo der Begriff von Gültigkeit eine so wichtige Spaltung stiftet, die römische Kirche für keine christliche zu erklären. Dennoch besitzt sie mehr denn eine das aufgestellte Kriterium, alles auf den Erlöser zu beziehen.

Löblich ist die Behauptung, in allen Religionen müsse Wahres seyn, weil Gleichartiges mit der christlichen in allen seyn müsse. In ähnlicher Art hatte auch der Apostel Paulus gesprochen. Aber es erfreut nicht, daraus abgeleitet zu finden, im Christenthum sey das fromme Wesen zur höchsten Vollkommenheit gelangt, und der Monotheismus sey dessen höchste Stufe, weil er das erweiterte Selbstbewußtseyn des Frommen ist, indem dieser die ganze Welt in dieselbe aufnimmt, und sich so mit derselben abhängig fühlt. Was ist denn jenes Selbstbewußtseyn, welches die ganze Welt in sich aufgenommen hat, und mit ihr sich abhängig fühlt? Wie kann das zum Bewußtseyn der gesammten Welt erweiterte Selbstbewußtseyn noch Selbstbewußtseyn bleiben? Und wo bleibt bey der Behauptung: »es gibt keinen eigentlichen Monotheismus, ohne Fähigkeit, sich selbst schlechthin als Welt, oder die Welt schlechthin als sich selbst zu fühlen,« das Gefühl für den Schöpfer? Ja wir sehen den Autor wohl ganz aus dem Gebiet des positiven Christenthums hinaustreten, wenn es heißt: »vollkommen klar ist das fromme Gefühl erst mit allem Sinnlichen zwar vereinbar, aber auch im Bewußtseyn davon geschieden da, wo in den frommen Erregungen selbst kein anderer Gegensatz übrig bleibt, als der ihres freudigen und niederschlagenden Tons, und sie deßhalb auch nur auf eins bezogen werden?« Streng genommen ist dieß eine schädliche Vermischung dialektischer und psychologischer Zergliederungen, welche wir ungern sogar mit dem Wesen der Sehnsucht in Verbindung gestellt finden. Gerade das Wesen der Sehnsucht entweicht sehr hartnäckig allen dialektischen und psychologischen Zergliederungen. Behauptungen wie die: »daß in der Sehnsucht, sich in jedem Zustande vom höchsten Wesen abhängig zu fühlen, das höchste Wesen mitgegeben sey,« verei-

teln daher alles Resultat. Hätte der Verfasser noch von einer Sehnsucht gesprochen, sich nur von Gott, und ganz abhängig von Gott zu fühlen; so wäre diese vielleicht möglich und denkbar. Aber die allgemeine, fast reflektive Sehnsucht in jedem Zustande sich von Gott abhängig zu fühlen, ist wohl nirgends vorhanden; man denkt sie sich wohl nur. Und selbst die Sehnsucht erster Art, indem sie sich einstellt, gibt uns schwerlich damit zugleich das höchste Wesen. Die Evangelisten und Apostel geben sich die höchste Mühe, ja ringen wohl mit der Sprache, uns eine Liebe einzuflößen, die nicht Sehnsucht ist.

Des Verfassers Folgerungen und Entwickelungen werden dadurch sehr merkwürdig, daß sie beym ersten Anblick den Anschein nothwendiger Folgerungen aus den allgemeinen Sätzen mit dem Stämpel christlicher Lehren verbinden. Aber worauf beruhen sie, ist deren Wahrheit eine konventionelle, eine hypothetische, eine reflektive aber subjektive? dieses Bedenken verläßt den ernsten Betrachter selten.

Fromme Gemeinschaften bilden sich dann, behauptet der Autor, wenn auf der einen Seite die leidentlichen Zustände bestimmte Thätigkeiten zum Bewußtseyn bringen, und wenn dagegen auf der andern Seite die thätigen Zustände sich nur als Erfolg der geordneten Verhältnisse mit dem Abhängigkeitsgefühle einigen, und also dieses Verhältniß in jeder frommen Erregung als durch die einwirkende Offenbarung der göttlichen Dinge hervorgebracht, erscheint.

Hier läßt sich die Frage nicht unterdrücken, ob unter jenen frommen Gemeinschaften Kirchen zu verstehen sind, ob die evangelische Kirche unter deren Kategorie gehört, und ob der letztern Ursprung der bezeichnete sey? Erfolgt die Antwort bejahend, so gibt obige Darstellung eine allgemeine Konstruktion vom Entstehen der Kirche, der dann sogar, wenn die Bildung der evangelischen Konfessionen ihm vollkommen entspräche, was nicht der Fall ist, eine fruchtbare Anwendung auf sie keinesweges darbietet. Denn die evangelischen Konfessionen haben keinesweges jene dürftige Natur, welche Hr. v. Schleiermacher allen Kirchen — denn fromme Gemeinschaften müssen ihm Kirchen, auch wohl christliche Kirchen seyn, weil sie, nicht für Kirchen geltend, Sekten wären, indem es nicht möglich ist eine Dogmatik zu geben, welche die Einheit der evangelischen Kirche ohne bestehende Scheidewände nachweiset — beylegen will. Die geordneten Verhältnisse, von denen er spricht, und in welchen sich bestimmte Thätigkeiten zugleich mit den leidentlichen Zuständen des Abhängigkeitsgefühls vereinigt haben, diese geordneten Verhältnisse waren der evangelischen Kirche doch wohl der kirchliche Zustand, welcher vorgefun-

den ward von ihr, als sie sich bildete. Bezweifelt nun wohl auch nur ein Einziger, daß jener kirchliche Zustand unmittelbar aus der Offenbarung, durch sie, und durch deren begleitende Folge, den Tod des Erlösers, hervorgegangen sey? Und wer möchte die Offenbarung bloß als eine Erscheinung in sie hinein tragen wollen mit gleicher Willkür, wie auch wohl andere Erscheinungen noch in sie hinein zu tragen wären? Noch bedenklicher aber verwirrt den Sinn, und vernichtet alle Religion die schlimme Wortstellung, daß etwas hervorgebracht erscheint durch die einwirkende Offenbarung. Doktrinen, welche noch Ungewisses enthalten, oder wenn sie fremde Gegenstände und nicht uns selbst betreffen, sind wohl zu dem Behelf genöthigt, gewisse Einwirkungen vorläufig als Erscheinung gelten zu lassen. So dürfen wir z. B. von einer Witterung sagen, sie erscheine von einer einwirkenden Mondesveränderung hervorgebracht. Aber wollen wir von den christlichen Kirchen in so skeptischen Wendungen sprechen? Soll sie uns durch die einwirkende Offenbarung hervorgebracht erscheinen? Woher nur dieser unbegreifliche Hang, alles Wesen und Werden von uns zu trennen? oder vielmehr, uns von ihm zu trennen, damit wir zwischen den Erscheinungen im ungewissen Schweben hingehalten bleiben? Wahrlich wo dergleichen gelesen wird, fordert Pflicht auf zur Frage an den Verfasser: ob ihm gleich viel gelte von der christlichen Kirche zu sagen: sie sey durch Christi Einwirkung hervorgebracht, oder: sie erscheine durch Christi Offenbarung hervorgebracht? Erklärt er sich für die Gleichheit der Bedeutung, dann wäre gut gethan, die unzweydeutige Wendung zu wählen und die zweydeutige zu meiden. Räumt er aber eine Verschiedenheit ein, dann ist das Weitere wohl zu errathen. Die Glaubenslehre ist eine Wissenschaft, muß als solche nicht aus ihrem Gegenstande hervorgehen, sondern über ihm schweben, also Gegenstand und Inhalt der Wissenschaft zur Erscheinung machen, die nicht vom Lehrer erkannt wird, nein, von ihm ihre Bildung und ihre Gestaltung empfängt.

In das Gebiet dieser aus dem subjektiven Vermögen hervorgehenden Gestaltungen werden wir dann auch näher eingeführt. Der Verfasser leitet aus den Gestaltungen der verschiedenen Frömmigkeiten die Gestaltungen der verschiedenen Religionen ab, und sagt, den geschichtlichen Anfangspunkt gibt jeder Religion ihre äußere Einheit, weil zufällig die Religionen, wie die jüdische, christliche, muhamedanische, nicht aus demselben Charakter ohne geschichtlichen Impuls entstehen konnten. Das Christenthum, eine teleologische Frömmigkeit, in welcher alles Einzelne auf das Bewußtseyn der Erlösung durch die Person Jesu von Nazareth bezogen wird, erhält seinen geschichtlichen Anfangspunkt

durch jene Person Jesu, welche durch das nunmehrige Beziehen auf ihn das Innere, auch allem seine Farbe und seinen Ton gibt.

Man muß vermuthen, daß Sätze wie diese, wenn auch nicht von den Lehrstühlen her gläubig gehört, doch gläubig gelesen werden, und daß Keinen eine Ahnung davon beschleicht, er habe eine Abläugnung Christi in sich aufgenommen; denn keine Stimme hat sich dagegen erhoben. Wenn eine Gestaltung unserer Frömmigkeit auf Christum bezogen, durch das Bewußtseyn auf die Erlösung durch ihn bezogen, Christenthum wäre, dann kann das Christenthum ein Märchen seyn, auf welches wir mit vollem Bewußtseyn die frommen Erregungen eben sowohl beziehen dürfen, wie auf Apoll und Jupiter, oder wie auf Balders Tod oder Sigurd den Schlangentödter, oder den Ritter Roland. Wer könnte nicht auf den letztern seine frommen Erregungen ebenfalls durch das Bewußtseyn beziehen! Wer nicht sich erlöset halten auch durch seine Nachahmung? Wo bleibt dann der Unterschied zwischen jenen und dem Heiland?

Wenn es auch ferner heißt: in der christlichen Religion vereinigt dadurch, daß die Erlösung in die Person gesetzt wird, sich jenes Innere als gefühltes Bedürfniß der Erlösung mit jenem Aeußeren, daß sie in Christus geschehen ist, in allen Punkten zur vollkommensten Einheit; so macht dieß die Sache nur schlimmer. Denn das Bedürfniß eines gereizten Nervenzustandes, von dem durch die Einwirkung des Magnetismus die Erlösung erfolgt ist, gewährt so ziemlich die nämliche Vollkommenheit.

Wissenschaftlich mögen klingen, aber neu dem Christen vorkommen müssen die Worte: »Christus unterscheidet sich von Mahomet und Moses, daß er nicht bloß als Lehrer, sondern noch in einer eigenthümlichen Thätigkeit auftrat, und daß in diesem Ganzen die vollendete Erlösung gesetzt wird, welche die allgemeine Stimme der christlichen Kirche als Erlösung im weitesten Umfange bezeichnet, nämlich als Aufhebung einer Lebenshemmung, um einen bessern Zustand herbey zu führen. Nur eine Hemmung aber gibt es, welche im höhern Bewußtseyn unmittelbar als solche anerkannt wird, nämlich, wenn gehemmt ist, die Einigung des sinnlichen Bewußtseyns selbst mit dem frommen Abhängigkeitsgefühle.«

Christi Leiden und Tod eine eigenthümliche Thätigkeit nennen hören, und als solche dargestellt zu finden, das muß dem wahrhaften Christen an die Seele gehen. Wenn dieß der Preis, dieß die Macht der Wissenschaft ist, daß sie in einer Weise wie jene einen Begriff aufstellen kann, der uns um das Theuerste bringt, um Christi Leiden und Tod, um das Opfer, welches er mit sei-

ner Person gebracht hat, damit wir erlöset werden; dann darf man sich kaum wundern, daß Stimmen erwachen, die, wie wir erfahren haben, Deutschlands Universitäten mit den bedenklichsten Farben mahlen. Besser scheint es den Heiland ganz aus der sogenannten Kirche zu verbannen, ganz ihn abzuläugnen, als unter solcher Larve seiner Verehrung dessen Vernichtung lehren, und die menschliche Selbstvergötterung Christenthum nennen. Nach des Herrn Verfassers Lehre fühlen wir ein inneres Bedürfniß der Erlösung (also sie ist noch nicht geschehen die Erlösung) und setzen dieß mit dem Aeußern, daß sie durch Christus geschehen ist (offenbar ein Widerspruch), in die vollkommenste Einheit. Aber Christi Leiden und Tod ist nicht ein Aeußeres, ist nicht ein außer mir Geschehenes, in welches ich die Befriedigung eines subjektiven Bedürfnisses dergestalt setze, daß ich im Bewußtseyn die Befriedigung meines Bedürfnisses bis zur vollkommenen Einigung mit dem Aeußern vollbracht finde. Was da ist für mich, einwirkend auf mich, darin setze ich nichts. Ein Schüler, der seinen Lehrer nur mit einiger Andacht hört, empfängt von diesem den Inhalt seines Vortrages, setzt aber jenen Inhalt nicht in des Lehrers Vortrag. Mit allem Geschichtlichen verfahren wir eben so. Setzt der Verfasser das angeborne Bedürfniß zur Reformation, als vollbracht durch Luther in der Reformation durch sein, oder durch der Protestanten Bewußtseyn, und hat Luther ihm nicht wirklich gelebt? Es würde darauf ankommen, seine Antwort zu vernehmen. Aber durch die Weise, wie der Christ, Herrn Schleiermacher zufolge, das Bedürfniß der Erlösung in den Heiland vollbracht setzt, unterscheidet sich wirkliches Christenthum gar nicht mehr von fingirtem; vielmehr wird das wirkliche Christenthum in eine Fiktion verwandelt, welcher unser Bewußtseyn durch die vollkommene Einigung Realität gibt.

Es war die hohe, leider aber allgemein verkannte Eigenschaft der Philosophie Fichte's, daß er den Weltweisen seiner Zeit beweisen wollte, wie sie keinen Gott hätten, weil sie Gott im Bewußtseyn erkennen wollten, im Bewußtseyn, welches ihnen nur die sinnliche Welt, die kreatürlichen Dinge entgegen bringen könne, nie aber den Schöpfer aller Dinge, durch den, von dem und aus dem alles einzelne Bewußtseyn nur da sey. Hieraus ist zu erklären, daß mit Fichte das erste Bedürfniß zur Religiosität im Allgemeinen erwacht ist. Freylich äußerte sich solches noch nicht als Bedürfniß zum positiven Christenthume; aber auch zu diesem wird und muß seine Philosophie zurückführen, wie wir ja denn auch erleben, daß es schon geschieht. Fichte nannte Gott das Unbegreifliche um das Un-

mögliche auszudrücken, ihn durch unsern Willen und in unserem Bewußtseyn zu erkennen. Des Menschen Gotteskunde leitete jener Philosoph daraus ab, daß der Mensch von Gott geschaffen und durch die Schöpfung nicht von ihm getrennt, sondern stets in der Abhängigkeit vom Schöpfer verblieben sey. Damit nun endlich einmal des großen Mannes Lehre von der Freyheit des Menschen richtig verstanden werde, so dient vielleicht zu bemerken, daß Fichte nicht Abhängigkeit und Freyheit, Wahl und Führung, Gnade und Selbstbestimmung unterschied, sondern, daß die höchste Abhängigkeit von Gott ihm die höchste Freyheit von selbst war. Im gesteigerten Gefühl seiner Liebe und Andacht fand er alle Trennung von Gott aufgehoben, und natürlich ward nun vollkommenste Abhängigkeit von Gott höchste Freyheit. Aber hier stand Fichte auf seiner bedenklichen Grenzscheide, die sogar der Religiöse nicht selten ohne Gefahr betritt. Der Mensch besitzt allerdings ein Medium in sich, welches ihn vollkommen hinanhebt zu Gott, ja ich möchte sagen identifizirt mit Gott. Aber dieß ist und dieß bleibt ein Medium, und noch dazu nur ein einzelnes Medium im Menschen, nicht der ganze Mensch. Treten nun alle subjektiven Kräfte in dies Medium hinein, konzentriren sie sich dort momentan; so ist oder scheint der übrige Mensch, von seinen Kräften entblößt, nicht ferner vorhanden. Jene momentane Erhebung und Konzentration, nichts mehr vom übrigen Menschen fühlend, hält sich für das Ganze. Es beginnt jene mächtige tiefgreifende Täuschung, daß, weil momentan in einem für den ganzen Menschen irrig gehaltenen Medium eine Vereinigung mit Gott Statt gefunden, welche, dieses Medium ganz erfüllend, ihm allerdings vollkommen war, aber zugleich bewirkte, daß der momentan gesättigte Zustand, jenes Medium, genommen ward für die ewige und für die vollkommene Wiedervereinigung des ganzen Menschen mit Gott. Dieß wußten Paulus und Johannes sehr gut, wie bemühen sie sich, dagegen uns zu sichern! Aber nicht genug, daß solches Ereigniß nur Produkt einer Täuschung bleibt; nicht genug, daß mit ihm in des Menschen Seele jenes trostlose Gefühl beginnt, daß in höchster Beziehung Täuschung uns bedrohe, ja daß alle Hoffnungen, welche die Religion verheißt, vereitelt werden könnten: nicht genug damit; es stellt sich noch ein schlimmeres Ungemach ein, nämlich die innere Selbstentzweyung im menschlichen Wesen. Der Mensch kommt zum Bewußtseyn zweyer Naturen in sich, und dieß macht ihn elend auf ewig. Weil er vermöge seiner wirklichen und ganzen Natur jene höchste Vereinigung mit Gott nicht zu vollbringen vermag, von der er sich affizirt fühlt in Momenten, wo ein einziger Lichtstrahl aus ihm hinüber spielt in die göttliche Sonne; deßhalb ge-

räth er auf den Irrweg, seine gesammte, seine wesentliche Natur als sinnlich unfähig und unwürdig erst zu beseufzen, dann zu verachten, endlich darüber zu zweifeln, ja sogar Gott anzuklagen, daß er ihm zwey so widersprechende Naturen geliehen, und daß dieser Widerspruch das Wesen der Weltwerdung sey. Wie oft hat das Geschlecht der Menschen Schiffbruch erlitten an dieser Klippe! In den Schriften des alten Bundes ist es Moses, der hinangestiegen zu seyn scheint bis zum höchsten Gipfel einer wahren Licht- und Feuerreligion. Alle ihre Wohlthaten, aber auch alle ihre Gefahren scheint er empfunden zu haben. Damit die Kinder Israel nicht in Götzendienst versanken, mußten sie zur lichten Einheit der Anbetung eines einigen Gottes erhoben werden; aber zugleich war nöthig, daß nicht jener eine Strahl ihres Wesens hinaustrat aus dessen Ganzem, um sich allein und um sich vorübergehend zu sättigen mit der Kraft des einen Gottes; sondern es sollte von der wahren Kraft des Glaubens, d. h. der Religion, ihre volle Wesenheit durchdrungen werden. Dieses Werk zu vollbringen im auserwählten Volk fand Moses so unglaublich schwer, daß er mehrmals auf dem Punkte stand, es völlig aufzugeben. Auch hat er es ganz seinem Willen entsprechend nicht zu Stande gebracht. Er konnte es nicht, denn er war im Grunde doch nur ein gesandter Prophet, hoher Priester, wenn man will; er war erleuchtet, begeistert, er lehrte, er kämpfte, er gründete, er gab Gesetze. Was die gesammte Menschheit bedurfte, konnte Gott ihr nur geben Kraft einer zweyten Schöpfung aus sich. Er mußte sich selbst durch seinen eingebornen Sohn in die Welt senden; er mußte Mensch werden, als Mensch sich opfern lassen für uns, damit er nun für immer und ewig unter uns blieb, in seiner wahrhaften Wesenheit. Zu dem Vielen was der Heiland uns gelehrt, was er uns verwirklicht hat, gehört vielleicht zuvörderst, daß wir nun wissen, wir gehören als Menschen Gott unbedingt und gänzlich an, aber wir sind deßhalb nicht Gott, eine Meinung, in welche wir so leicht eingehen können. Christus hat uns gesagt, ja Christus konnte uns, als der eingeborne Sohn Gottes, durch sein eigenes Beyspiel zeigen, mehr als das, er konnte uns sinnlich beweisen, wie er allerdings Gott war, aber nicht Gott der Vater, sondern der Sohn. Durch Christus wissen wir, und nur durch ihn, daß wir der unbedingten Wiedervereinigung mit Gott fähig sind, und daß demohnerachtet eine Verschiedenheit zwischen ihm und uns bleibt. Dieß nun ist es, was bis an den jüngsten Tag keine Menschenweisheit fähig seyn wird, wie es wahrhaft ist, auszusprechen, fähig seyn wird zu wiederholen, fähig seyn wird zu erklären, fähig seyn wird in Begriffen zu begreifen und am wenigsten fähig abzuändern. Ruhe, Friede und Seligkeit

haben wir nur, sofern wir dieß, was wir allein durch Christum wissen, nicht aber durch uns, in uns tragen als lebendigen Glauben. Nun ist es die römische Kirche gerade, welche dadurch den Willen, dadurch die wahre Absicht des Erlösers erkannt und erfüllt hat, daß sie hienieden uns im Zustande unserer Gebrechlichkeit läßt; daß sie uns auf jeder Station des Lebens zeigt und verwirklicht, wie dieser Zustand uns nicht drückt, sobald wir durch Jesum Christum nach seinem Beyspiel in jedem Moment uns der göttlichen Gnade theilhaft machen und machen können, welche uns in ihm, nicht die Gottheit des Schöpfers, aber einen Vorschmack unserer künftigen Seligkeit gibt. Daß wir in dieser Gebrechlichkeit bleibend auch in der Erkenntniß derselben Gebrechlichkeit verbleiben und verbleiben wollen, das ist eine Wohlthat, welche die römische Kirche allein gewährt. Entsagen wir dieser, dann wenden sich unsere Kräfte aus dem Ganzen unseres Wesens, aus unserer Natur hinaus, treten hinein in das eine Medium, wir lassen sich den einen Lichtstrahl sättigen mit der Gottheit, und fangen nunmehr an zu beweinen unsere Täuschung, die mögliche Nichtigkeit aller unserer Hoffnungen, die Sinnlichkeit unserer Natur, den Zwiespalt in unserem Innern, den Widerspruch im Weltall, und gerathen zuletzt zur Verzweiflung oder zum Wahnsinn. Es ist nicht leicht, den Abweg dieser Verwechslung an Glauben und Begeisterung zu meiden. Und soll einmal die Religion in jener hohen gesteigerten Begeisterung gesucht werden, die zu solch einer Nähe hinan trägt an Gott, daß über ihn, über sein Allwesen und seinen Allwillen wir gern uns aufgeben wollen, gewiß, dadurch um so mehr Gottes zu werden; dann möchte der Muhamedanismus an Frömmigkeit und Vollkommenheit alle übrigen orgiastischen Religionen übertreffen, und in der That das Bewunderungswerthe leisten, vielleicht gerade dadurch, daß er Sinnlichkeit und Uebersinnlichkeit stets in gleichem Maße steigert, um sie im Gleichgewicht zu halten.

Vom Lutherthum ist freylich, in so fern wir darunter das verstehen, was dem Reformator selbst das Wesen der christlichen Religion war, nicht zu behaupten, daß es lediglich Religion der Begeisterung geworden sey. Gewiß gibt es noch echte Christen unter seinen Anhängern. Aber das kommt nicht auf seine Rechnung, das kommt auf Rechnung der vorgefundenen Religion, deren Modifizirung er unternahm, auf Rechnung des Theils derselben, welcher noch unmodifizirt geblieben ist, und an welchen einzelne Lutheraner noch in einem Sinne glauben, welchen ich den echt römischen nennen möchte, weniger weil die Lehrer unserer Tage manchem Mitbruder solchen beygebracht, als weil Viele solchen noch von den Eltern überkommen, weil sie an diesen ihn

noch gesehen haben. Denn unglaublich viel echt katholische Frömmigkeit schlummert noch im Volke und hat sich nicht vertilgen lassen. Allein der Weg, welchen Luther selbst betreten, der führte denn doch, weil kein Stillstand möglich war, zuletzt gerade zu dem, was sich in der evangelischen Geistlichkeit in ihren Schulen und Seminarien ausgebildet hat und auch schon eindringen will in die Volksschulen. Und bey Gelegenheit dieser Betrachtung muß der Geschichtsfreund abermals den Finger der Vorsehung anbeten, indem er die Wirkung des westphälischen Friedensschlusses zu würdigen lernt. Der so höchst bestimmten Feststellung des gegenseitigen Zustandes ist es zu verdanken, daß ein Wesentliches im Katholizismus, die ihm eigenthümliche echte und gläubige Frömmigkeit sich beym Volk und in den Kirchen erhielt, während die Lehrstühle auf deren Vernichtung hinarbeiteten. Luthers Auftreten und Wirken mußte durch eine fortgesetzte Stufenfolge zu dem Punkte hinführen, wo ein nüchterner Rationalismus auf der einen Seite alle Religion abläugnete, von der andern aber der Versuch sich ausbildete, sie im Bewußtseyn zu retten, jener Irrthum, den Fichte so wahr und so göttlich durchschaute, indem er nur den einen, der Inbrunst wohl verzeihlichen Fehler beging, daß er, ganz sich in das eine Medium der Wiedervereinigung Gottes versenkend, die mit diesem Medium gefühlte Vereinigung so sehr für die ganze vollständige und wesentliche nahm, daß ihm die Schranke zwischen Gott wegfiel, eine Art Idealismus, dem auch schon der Verfasser des cherubinischen Wandersmanns entgegen neigte, Dr. Johann Scheffler nämlich, der zu Breslau geboren, dann Arzt, zur römisch-katholischen Kirche zurückkehrte und als Priester starb. Auch ihn schon hören wir in begeisterten Sprüchen jubeln über seine Gemeinschaft mit Gott, die fast zur Identität hinan schwillt, aber immer ein Wesen ganz anderer Art bleibt, wie das letzte Produkt des Rationalismus, Annahme eines im Bewußtseyn von Gott und von dem Erlöser befriedigten Bedürfnisses zu Gott und zum Erlöser.

Um aber diese Digression, die denn hier doch an ihrem Platz gewesen seyn möchte, durch ein recht anschauliches Beyspiel zu beschließen, sage ich Folgendes. Ein Bewußtseyn gewinne ich auch von der Wirkung der Farbenerscheinungen, von der rothen Wand, ja von allem Geschaffenen, und dieses als Bewußtseyn möchte mehrentheils kräftiger und lebendiger in uns seyn, wie das von der Erlösung. Alles folglich, was Hr. Dr. Schleiermacher in den sehr ausführlich zergliederten Stellen leisten will, bestehet in dem Beweis, er glaube an Gott und den Erlöser, weil er ihn im Bewußtseyn besitzt. Aber dort besitzt er ihn nur

gleich allen kreatürlichen Dingen. Dieß nun aber soll gerade nicht seyn. Der Mensch soll Gott und den Erlöser im Bewußtseyn und durch das Bewußtseyn so wenig haben, wie er seinen Vater nicht im Bewußtseyn haben kann und haben darf als Vater. Wenn ich um eine Forderung von 1000 Rthlr., die sogar unbegründet seyn kann, Prozeß führe, dann habe ich diesen Anspruch sehr gewiß in meinem Bewußtseyn. Sollte sich es dem Christen eben so mit Gott und mit der Erlösung verhalten? —

Uebrigens wird in der neuen Dogmatik sogar eine Art Definition der Erlösung gegeben. Sie ist Aufhebung einer Lebenshemmung, derjenigen nämlich, wenn gehemmt ist die Einigung des sinnlichen Bewußtseyns selbst mit dem Abhängigkeitsgefühle. Also das sinnliche Bewußtseyn, oder die bloß sinnliche Eigenschaft des Bewußtseyns hindert das fromme Abhängigkeitsgefühl. Diese Hinderung soll weggenommen werden, und sie wird es, weil uns ein Beyspiel in der erlösenden Thätigkeit Christi erscheint, als welcher selbst keiner Erlösung bedurfte, welches christlich ausgesprochen wird, als ein Erkennen des Vaters von uns und unserm Herrn Christus. Dagegen behaupte ich Folgendes. Weil man bey solcher Weise des Erkennens nur Vorstellungen gewinnt, und weil von ihnen die Erregung des Abhängigkeitsgefühls ausgehet, damit es im erregten Zustand sich fühle, sich erkenne, und sich auf den Heiland beziehe; so kommen wir zum Heiland nicht durch den Heiland, sondern durch die Erregungen seiner Vorstellungen, ja wahrlich durch eine Art magnetisches Verfahren. Wenn in orgiastischer Religion die Erhebung der einen Kraft, den Begeisterten dergestalt mit dem göttlichen Gegenstande sättigt, daß sie diesen hohen Besitz zu fühlen behauptet; so würde in den auf dem Seelenreiz beruhenden Religionen die Erlösung ihre Wirklichkeit in der Erregung eines spezifischen Reizes gewinnen, der unserer Irritabilität angehörte. Kraft unserer Irritation würde uns die Erlösung durch den Heiland wesentlich, denn das Beyspiel seiner, der der Erlösung nicht bedurfte, tritt uns nahe bis zur Identität mit unserm Subjekt.

Jetzt bin ich zu dem entscheidenden Punkte gelangt, welcher mich der Mühe überhebt, in das Einzelne der neuen Glaubenslehre einzugehen. In wie fern der Inhalt derselben orthodox oder heterodox, mystisch, rationell, katholisch oder antikatholisch sey, das ist nunmehr völlig gleichgültig geworden. Wäre die vorliegende Dogmatik im vollkommensten Sinne des Wortes echt christlich; immer bleibt der Quell ihrer Wahrheit bald nur unsere Erregbarkeit, bald nur ein philosophisches Bewußtseyn, eine Vorstellung unserer Erregbarkeit, darin mit so vielem Anderen auch

ein Bedürfniß der Erlösung vorkommt. Wir werden nicht ferner zum Zorn, nicht ferner zur Sinnlichkeit, sondern zur Christlichkeit irritirt; wir stiften eine Kirche und eine Wissenschaft, als ein Mittel, zu solcher Irritation zu gelangen: aber am Ende ist auch diese nur in unsrer Vorstellung.

Wenn die Dinge sich so wunderbar erst in der Zeit gestaltet haben, dann ist es möglich, daß Sätze die Wohlthat spendeten, so fern sie das Gebiet echter Religiosität behaupteten, in jenem Kreise, auf jener Bahn, ihre Natur völlig verändern, und zum Kampf gegen sie auffordern. Dieß ist der Fall mit der Trennung der Philosophie von der Theologie, welcher der Herr Verfasser vorarbeitet. Seine Theologie beruht völlig auf der Erregbarkeit des Menschen, und scheint dort von dem irritablen Bedürfniß des Menschen ausgehend, sich diesem allein ungestört konformiren zu wollen, ohne irgend einen Widerspruch anzunehmen, welchen die Philosophie erheben könnte.

In wiefern überhaupt szientifische Trennung möglich sey, die jedem einzelnen wissenschaftlichen Zweige sein besonderes Gebiet einräumt, innerhalb dessen operirt werden soll, ohne von Nachbarn Kunde zu nehmen und ohne seine Erwerbungen zu benutzen, das würde in Erörterungen führen, die hiesigen Orts sich nicht verfolgen lassen. Auch will ich vergessen, daß bisher nur Entwicklungen gegeben waren, welche das Verhältniß der dogmatischen Theologie zum Grundsatz von den frommen Gefühlen und Erregungen anschaulich machen sollten, und die Worte des Herrn Verfassers, als Zeugniß seiner Meinung über diesen Gegenstand mittheilen.

»Der Zustand der Vermischung war auch ein unvollkommener Zustand für Beyde, und wegen Vermischung der Ansprüche ein Zustand mannigfaltiger Verwirrung. Wenn nun die Philosophie sich von der christlichen Theologie frey zu machen gewußt; so muß auch die christliche Theologie suchen von der Weltweisheit immer mehr frey zu werden, und sich besonders von der Gemeinschaft mit demjenigen Theile derselben, den man die natürliche Theologie nennt, frey zu machen. Denn diese Gemeinschaft enthält noch immer zum größten Nachtheil jene Verwirrung, daß theologische Lehrsätze für philosophische und umgekehrt gehalten werden. Nur wenn die dogmatische Theologie auf ihrem eigenen Grund und Boden so feststehen wird als die Weltweisheit, so daß von jenen wunderlichen Fragen, ob etwas in der Theologie wahr seyn könne, was in der Philosophie falsch ist u. a. gar nicht mehr die Rede ist, und so, daß jeder Satz, welcher der Theologie angehört, auch gleich an seiner Gestalt für einen solchen erkannt

und von jedem analogen philosophischen unterschieden werden kann, wird die Trennung von beyden Seiten gleich vollendet und wir sicher seyn, sowohl vor der Verwerfung echt theologischer Lehrsätze aus Mangel einer Begründung nach Art der Weltweisheit, auch vor den vergeblichen Bestrebungen, theils nach einer solchen Begründung, theils nach einer Verarbeitung aller Ergebnisse der Weltweisheit in Ein Ganzes mit der Betrachtung und Zerlegung der Zustände des frommen Gemüths. Daß aber alles dogmatische Denken in Begriffen und Sätzen nichts anders ist, als eine solche zerlegende Betrachtung der ursprünglich frommen Gemüthszustände, gehet daraus hervor, daß alles, was wir Dogmatik nennen, nie anders als im Zusammenhange mit einer frommen Sinnesart erscheint, wogegen alle weltweisheitlichen Sätze über Gott und das Verhältniß des Menschen zu Gott auf eine ganz andere Weise im Zusammenhang mit dem Denken über das endliche Seyn und dessen Veränderung zu Stande kommen.«

An anderer Stelle heißt es: »Jeder Einzelne zwar, dessen spekulatives Bewußtseyn erwacht ist, muß sich den Aussagen von diesem und von den Erregungen des frommen Gefühls bewußt zu werden suchen, weil er sich nur in der Harmonie dieser beyden Funktionen die höchste Stufe seines Daseyns bilden, der höchsten Einheit seiner selbst bewußt werden kann. Allein weder die christliche Kirche überhaupt, noch die protestantische besonders, sind in diesem Sinne, sondern nur für das religiöse Gebiet abgeschlossene Einzelwesen. Denn es gibt keine besondere protestantische und besondere katholische Philosophie, sondern die an demselben Systeme Antheil nehmen, können zu verschiedenen Kirchen gehören, und in derselben Kirche laufen mehrere Systeme neben und durch einander. Schon um deßwillen kann es der Dogmatik nicht obliegen, hier die Zusammenstimmung nachzuweisen, vielmehr muß sie sich dafür hüten, um nicht klar dogmatische Sätze denen zu verdunkeln, die zu einer andern philosophischen Schule gehören. Dagegen ist der Dogmatik, wenn sie ihre eigenthümliche Bestimmung erfüllen soll, nämlich den verworrnen Zustand des Denkens über fromme Gemüthszustande aufzuheben, und es von anders entstandenem Denken, welches auf denselben Zustand hinaus läuft, zu unterscheiden, eine möglichst streng wissenschaftliche Gestaltung unerläßlich, weil nur an dem völlig Bestimmten und Organisirten das Unbestimmtere und unvollkommen Gebildete kann gemessen und geschätzt, und darnach rektificirt werden. Diese Wissenschaft kann aber nur in den angegebenen beyden Stücken sich zeigen, indem weder das Eine ohne das Andere hinreichf, noch auch zu beyden ein Drittes gedacht werden kann. Fähig aber ist die Dogmatik einer systematischen Anordnung, so fern sie ein in

sich geschlossenes Ganze bildet, und eines streng dialektischen Ausdrucks, sofern sowohl das Gebiet, in welchem die zu beschreibenden Thatsachen vorgehen, als auch diejenigen Verhältnisse, worauf die Beschreibungen sich beziehen, wissenschaftlich bearbeitet sind. Und jedes von beyden dient dem Andern zur Ergänzung. Denn je richtiger das Einzelne ausgedrückt ist, um desto leichter muß es seyn, durch die Verwandtschaft der aufgestellten Begriffe die beste Anordnung zu finden, und je richtiger die Anordnung angelegt ist, um desto weniger wird sich etwas Unangemessenes in den Ausdruck einschleichen.«

Beyde Stellen, der Hauptsitz von des Herrn Verfassers Meinung, sprechen eben so sehr für das Trennen der Philosophie von der Theologie, wie sie zum Benützen der ersteren für die letztere rathen. Denn die Dogmatik wirkt, — so will der Herr Verfasser den verworrenen Zustand des Denkens über fromme Gemüthszustände aufheben — bloß durch ihre streng wissenschaftliche Gestaltung. Wird sie das vermögen? Sobald die Sache in das Gebiet des Denkens gezogen worden, und ein verworrener Zustand des Denkens entstehet, kann diesem nur abgeholfen werden durch eine Wissenschaft, welche den philosophischen Charakter trägt. Von verworrenem Denken können wir in Religionssachen uns nur durch zwey Auskünfte befreyen: entweder wir entsagen dem Denken überhaupt und widmen uns bloß dem Glauben, oder wir lassen durch Logik und Dialektik uns die Verirrungen in unserem Denken nachweisen. Wenn das Erstere geschieht, wird die Dogmatik einer Zumuthung überhoben, die sich überhaupt nicht für sie ziemt. Zum Glück ist alles das, was von dem göttlichen Erlöser herrührt, so klar und einfach, daß es keiner wissenschaftlichen Gestaltung bedarf; es ist ohnehin nicht an das Denkvermögen gerichtet, sondern an den Glauben, an die Frömmigkeit. Ein unverworrenes Denkvermögen findet keinen Widerspruch darin, und nur wer mit klarem Denkvermögen begabt ist, kann sich dem Lehrerstand widmen wollen. Wäre das Denkvermögen eines angehenden Geistlichen aber doch nicht vollkommen, so muß mehr die Kraft der göttlichen Wahrheiten, wie die wissenschaftliche Gestaltung des Vortrags ihm die Verworrenheit nehmen. Im andern Fall aber, wenn ein verworrener Zustand des Denkens doch der Aufklärung bedarf, so muß eine philosophische Wissenschaft den Beystand leisten, der nun begehrt wird.

In der Frage vom richtigen Verhältniß der Philosophie zur Theologie scheint Folgendes die richtige Bewandtniß der Sache.

Während der Heiland lebte und lehrte, war sein Wirken unmittelbar; wer ihm anhing, war ganz in unbedingte Liebe aufgegangen. Drum blühte unter seinen Anhängern ein Glaube, der

fast aller Nothwendigkeit entband, zur philosophischen Hülfe zu greifen. Aber im Wirken seiner Jünger, namentlich der Apostel Paulus und Johannes, entdecken sich Keime philosophischer Spekulation sehr begreiflicher Weise. Der ganz in Glauben aufgegangenen, zu einem Glauben vereinigten Gesammtheit stellt sich Fremdartiges entgegen, bald aus ihrem eigenen Schooß entstehend, bald von außen her; und das hindert keine menschliche Macht. Nun beginnen zwey Richtungen, Besorgniß, angeregt durch jene Angriffe und Abweichungen, schließt einen Theil der Glaubensgenossen nur noch enger und inniger zusammen. Andere halten nöthig, durch ein gleichsam zersetzendes Mittel den Glauben befestigen und andererseits anregen zu müssen. Denn gewöhnlich beginnt Philosophie und Spekulation wirksam einzugreifen in das Gebiet des Glaubens; nicht immer hat sie schädlich gewirkt.

Wie das möglich seyn kann, läßt sich durch ein Beyspiel erweisen, das der Einleitung zur neuen Dogmatik selbst entnommen ist. Mit Beziehung auf einen Satz des Clem. Strom. wird von der zur γνῶσις zu erhebenden πίστις gesprochen. Aber jener Kirchenlehrer sagt, die γνῶσις komme aus der πίστις, und dieß hat einen andern Sinn. Es heißt, letztere ist nicht möglich ohne die erstere, so wenig wie Blatt und Blüte möglich ist ohne den Baum, aus dem sie entstehet, an dem sie lebt. Das heißt, die wahrhafte Erkenntniß, die sich unterscheidet von dem richtigen Auffassen der Erscheinungen, entspringt aus dem Glauben. So kann Philosophie der Theologie allerdings zur Hülfe kommen.

Doch vielleicht will der Herr Verfasser nur den Rationalismus von der Theologie entfernen; darum auch ein Wort darüber, wie dieser in Verhältniß zur Theologie tritt.

Die Kräfte des Verstandes schwächen und bewegen sich; sie nehmen einen so niedrigen tief stehenden Organismus an, daß nur, was letzterem entspricht, ihnen zugänglich wird. Sie verlangen jene grobsinnliche, handgreifliche, mechanische Darstellung, welche den Alltagsanschauungen gleicht. Nun entsteht Verlangen, Bedürfniß und Triebe alles nach einem Maßstab, zu messen und zu berechnen, der dem für das Mechanische, für die gröberen Umrisse tauglichen gleich, vielleicht wohl gar mit ihm derselbe ist. Auf die karge Tonleiter weniger, recht auffallend in das Ohr fallenden Noten soll alles gesetzt werden können, was Theologie heißen will. Das stiftet einen Rationalismus, der freylich der Theologie fern bleiben muß. Doch entstehen auch Lieblingsansichten, die zum Primat in der Zeit aufsteigend, in der Philosophie nicht minder oben anstehen, und letztere als Vehikel nutzen

wollen, um überall zu herrschen, wohl gar die Theologie zu modeln. Auch deren Entfernung ist nothwendig.

Sehr abweichend von diesem allen gibt es aber wohl ein Erkennen, das den Bund der Theologie so wenig scheuen, wie diese demselben aus dem Wege gehen wird. Doch dieß läßt sich nicht in wenigen Zeilen erschöpfend darstellen; nur einzelne Seiten davon kann ich hier andeuten.

Es bedarf einer nur mäßigen Achtsamkeit auf die Dinge, um zu bemerken, daß gewisse Wahrheiten durchaus auf dem Glauben beruhen wollen, andere diesen Anspruch nicht machen. Dadurch bietet sich uns denn fast überall eine zwiefache Art des Erkennens dar. Ein unglückseliger Hang, der sich philosophisch nennt, glaubt alles über einen Leisten schlagen zu müssen: so will er es denn auch mit jenem Erkennen thun, da doch echter Philosophie entspräche, den Unterschied zu beachten, und dessen Gründe aufzusuchen. Es scheint, und das muß anerkannt werden, der Herr Verfasser habe nicht in jenen Fehler des Gleichmachens verfallen wollen, und darum Philosophie und Theologie gänzlich getrennt. Er will einer jeden ihr eigenes abgesondertes Gebiet geben. Aber seiner Theologie soll eine gewisse Veränderungsfähigkeit bleiben, entsprechend der Stärke und Beschaffenheit unserer frommen Erregungen, nicht minder wie dem Einfluß der Zeit. Die nämliche Anforderung darf die Philosophie machen, und vielleicht noch nothwendiger. Aber nun bildet sich eine jede innerhalb ihrer Gränzen frey aus, unbekümmert um die andere. Wie, wenn die Richtung bis zum Widerspruch entgegengesetzt ausläuft? Wodurch soll dann die Lösung des Widerspruchs, wodurch die Versöhnung vollbracht werden?

Dieses Bedenken dürfte jedes Gemüth wichtig nennen, dem die Religion weniger deßhalb da ist, damit fromme Erregungen hervorgebracht werden, sondern daß der Mensch sich mit sich selbst vereinige und versöhnt werde mit demjenigen Widerstrebenden in der Welt und im Leben, welches sehr richtig als Sündenfall bezeichnet wird. Und wer auch jene Besorgniß nicht hegen sollte, wer bloß auf den Sinn des Ausdrucks gehet, wird den Verfasser bey einem Widerspruch antreffen, wenigstens bey einer Mangelhaftigkeit, die den Wunsch nach Lösung oder Entfernung weckt.

Beyde, dogmatische Theologie und Philosophie, sollen ihren eigenen Grund und Boden abgesondert bewohnen. Das Gebiet der ersteren Wissenschaft ist uns angegeben in den frommen Erregungen und dem Abhängigkeitsgefühle.

Was aber ist Sitz und Grundlage des philosophischen Denkens? Der Verfasser zwingt, ein gewisses Bewußtseyn dafür anzunehmen, indem er die Frömmigkeit in das Selbstbewußtseyn aus dem sinnlichen Bewußtseyn versetzt. Sobald die Hemmung

zwischen sinnlichem Bewußtseyn und Selbstbewußtseyn aufgehoben wird, entsteht die Frömmigkeit. Es muß folglich ein drittes Bewußtseyn geben, und dieß ist vielleicht das spekulative Bewußtseyn. Zwischen diesem und zwischen dem sinnlichen Selbstbewußtseyn darf sich die Hemmung nicht wegnehmen lassen, sonst zerfällt des Herrn Verfassers Behauptung von den völlig abgesonderten Gebieten; und diese getrennt zu erhalten, das ist ihm vollkommener Ernst. Er sagt: »Alles dogmatische Denken in Begriffen und Sätzen sey nichts anderes, als eine zerlegende Betrachtung der ursprünglich frommen Gemüthszustände: aber weltweisheitliche Sätze über Gott und unser Verhältniß zu ihm im Zusammenhange mit dem Denken über das endliche Seyn kommen in einem andern Wege zu Stande. Jetzt fragen wir: warum hat Gott dem Menschen zwey so ewig getrennte Grundlagen für seine Frömmigkeit und für sein philosophisches Denken gegeben, daß aus ihnen ein Widerspruch hervortreten muß, der sein ganzes Leben hindurch in abweichender Richtung fortgehen soll? Wie kann aber auch bey solcher Annahme verwirklicht werden, was S. 153 aufgestellt worden? »Jeder Einzelne, dessen spekulatives Bewußtseyn erwacht ist, muß sich der Uebereinstimmung zwischen den Aussagen von diesem und den Erregungen des frommen Gefühls bewußt zu werden suchen, weil sich nur in der Harmonie dieser beyden Funktionen die höchste Stufe seines Daseyns bilde.« Was sich in Uebereinstimmung setzen soll, muß sich um einander bekümmern, muß hintreten zu dem Andern.

Aber wir dürfen uns freuen, daß des Herrn Verfassers Behauptungen sich aufheben, daß, wenn auch die dogmatische Theologie der evangelischen Kirche nach dem neuen Lehrbuch vorgetragen werden sollte, doch die weltweisheitlichen Sätze über Gott und unser Verhältniß zu ihm sich schwerlich in einem andern Wege als dem der Theologie wahrhaft werden bilden können. Nur sofern sie uns Entgegengesetztes sagen sollten, wäre Nothwendigkeit, sie auseinander zu halten. Ist aber Gott der Eine, der einzig und allein, der wahrhaft Eine; dann darf von einer Philosophie und von einer Theologie, die völlig entgegengesetzt von ihm sprechen wollen, gesagt werden, entweder beyde sind auf falschem Wege, oder eine von ihnen ist es.

Mit dieser lediglich dialektischen, noch keineswegs positiven Einsicht bewaffnet, gelangt der auf Herrn Dr. Schleiermachers Werk rückkehrende Blick zu neuen Aufschlüssen. Während echte Religio überall wiedervereinigend wirken möchte, als Wiederbindung des Getrennten, Gottes und der Menschen, des Gefühls und des Verstandes, postulirt das vorliegende Buch eine Trennung, eine Zwiefachheit, die sich fortdauernd erhalten solle.

Ein frommes Gefühl der Abhängigkeit oder Selbstbewußtseyn, eine Gabe zur Philosophie, spekulatives Bewußtseyn genannt, sollen abgesondert von einander wirken, sollen sich gegenseitig nicht stören. Aber bleibt das eigene Werk dieser Behauptung treu? Die Theologie blickt beym Herrn Verfasser allerdings nicht hinab auf die Philosophie, um ihr Bestimmungen zu ertheilen. Aber folgt die Philosophie diesem Beyspiel? Gibt sie der Gottesgelehrtheit durchaus keine Richtung? Herr Dr. Schleiermacher vergleicht den Religionsbeschreiber mit dem Naturforscher und Geschichtschreiber. Jener soll, dem letzteren gleich, nur gewisse Merkmale herausheben, und wird dieß am besten mit derjenigen Beziehung versuchen, die in einer Glaubenslehre so überwiegt, daß sie allen andern ihre Farbe und ihren Ton mittheilt (nicht ihr Wesen?). Dem gemäß beschreibt der Autor jene christliche Frömmigkeit, auf welcher die dogmatische Theologie beruht. Er betrachtet sie neben andern Religionen auf ähnliche Art, wie man Gestaltungen, welche die Natur hervorgebracht, die Gattungen der Gewächse, oder gar die Entwicklungen des einzelnen Menschen, neben einander vergleicht und ordnet. — Aber heißt dieß, den Glauben an die Erlösung aus der christlichen Offenbarung schöpfen? Gewiß nicht. In einer besonderen menschlichen Eigenschaft sucht der Verfasser seine Glaubenslehre. Die Weise, wie dort sich christliche Vorstellungen abspiegeln, das ist die Quelle seiner Dogmatik. Hiermit ist es ihm voller Ernst. Er will als Philosoph hinblicken auf die christliche Religion wie auf Erscheinungen. Daher sagt er auch in seiner theologischen Encyklopädie, »der Theolog müsse seinen Standpunkt als Philosoph zugleich über dem Christenthum nehmen.« Hiernach schließt ja der Theolog doch eine Allianz mit dem Philosophen, um sich vom Christenthum zu trennen; oder vielmehr der Theolog läßt sich vom Philosophen einen Friedensschluß und eine Allianz diktiren, welche ihn zum Unterworfenen macht. Auch die neue Dogmatik bleibt dieser Ansicht treu, wenn die Nothwendigkeit behauptet wird, über das Christenthum hinausgehen zu müssen und den Standpunkt über demselben zu nehmen, um es mit andern Glaubensarten zu vergleichen. Aber selbst in diesem Wege bietet sich der Skepsis des Verfassers noch kein Christenthum dar, »weil wir in der jetzigen Lage des Christenthums nicht als allgemein eingestanden voraussetzen dürfen, was in den frommen Erregungen der Christen das Wesentliche sey oder nicht.«

Wiewohl der Verfasser erklärt, daß dieß nur für die exoterische Erklärung des Christenthums gelte, so wissen wir doch, daß in diesem Gebiet nicht die christliche Offenbarung, sondern das

jenige wahres Christenthum sey, was wir als allgemein eingestanden voraussetzen dürfen.

Ich darf nun, zum Schluß eilend, erklären, die neue Dogmatik läßt den Christen sich völlig ablösen von dem ewigen Wesen, damit er sammt seinen frommen Erregungen und Gefühlen sich um sich selbst drehen und wohlthuend bespiegeln kann an Bildern von Abhängigkeit, Erlösung u. s. w., die sich in reicher Fülle und Mannigfaltigkeit, magischen Erscheinungen an der Wand ähnlich, bilden, verschwinden und wieder kommen, je nachdem die gesteigerte Erregung rascheren Umtrieb hervorbringt und die erscheinenden Darstellungen selbst verschiedener Art sind. Die nun, denen übereinstimmende Bilder erscheinen, oder die sich an gleichen Bildern erbauen, wenn sie in eine äußere, zugleich öffentlich konstituirte Gemeinschaft treten, bilden eine christliche Kirche, und diesen Allen ist der christliche Glaube im Zusammenhang einer und derselbe.

Werden wir in diesem Wege wohl zur Einheit in der christlichen Kirche gelangen? Ich sage, die Erscheinung der vorliegenden Dogmatik wird uns nicht dahin leiten, wenn wir den in ihr angedeuteten Weg betreten, aber sie wird ein mächtiger Anlaß werden, uns nach dem wahren Wege umzusehen, den wir nur in entgegengesetzter Richtung finden dürften. Wiedervereinigung der christlichen Konfessionen muß zuvörderst selbst Religion seyn, d. h. wahrhafte Wiederbindung getrennter Wesen, nicht Stiftung neuer Verbindungen aus getrennten Wesen. Deßhalb muß ihr vorangehen der alte christliche Zuruf: Bekehre dich! das heißt: erkenne dich, nicht aber um dich zu finden als höchst vollkommenes Wesen, das in sich und seinen Gefühlen die Richtschnur des Wahren besitzt, mit dem die äußeren Vorstellungen wohl zusammenfallen müssen, sondern es heißt, an den Dogmatiker gerichtet: gehe, durch die gewissenhafte Betrachtung der Irrthümer geleitet, an ihrer Hand zurück zum Anfangspunkte derselben in der Kirche, überzeuge dich von dem Wust und Schwarm dieser Irrthümer in der Gegenwart, und betrachte ihr Verhältniß zu einem Glauben, welcher einst der allgemeine war.

2. Dieser Ansprache arbeitet die Schrift des Herrn Pfarrers Hohenegger trefflich vor. Noch lebt in allen Ländern der größeren Volksmasse ein Theil dessen im Gemüth, was sich das Panharmonische der römischen Kirche und der evangelischen Konfessionen nennen läßt. Auf dieses gehet zurück, dieses führt den Menschen wieder vor die Seele, damit sie zur Erkenntniß kommen, worin sie einig sind, nicht worin sie verschieden sind und worüber sie sich oft nur mißverstehen! Schlagt diesen Weg ein, und der

Friede wird zurückkehren wie von selbst in die Kirche und in die Menschheit unsers Welttheils.

Was konnte dieser Aumahnung förderlicher seyn, als die Arbeit, von der ich nun sprechen will. Der Verfasser überschaut die letzte Zeit; er betrachtet die ihr angehörigen Geister, welche als Schriftsteller emergiren aus der Masse des Volks. Da findet er denn bey den evangelischen Glaubensgenossen Aeußerungen und Gesinnungen, die den Wahrheiten seiner Kirche ganz nahe stehen; andere, welche ihr ein Abscheu seyn müssen. Es ist nicht genug, daß es verschiedene Personen sind, die so Widersprechendes aussagen; nein, sogar der eine und derselbe Mensch hat hier die Säulen der Religion völlig niedergetreten, und spricht an anderer Stelle wieder eine Sehnsucht nach demselben Wesen aus, welches er selbst bey anderer Gelegenheit verhöhnt und zertrümmert. Das wissen die Wenigsten; und doch ist es nöthig, aber schwer, ihnen darüber die Augen zu öffnen. Sie können zur Einsicht gelangen nur dadurch, daß sie bald das Ganze der in den evangelischen Konfessionen herrschenden Verwirrungen klar und deutlich vor Augen sehen, bald aber durch einen Rückblick auf ihre eigenen Aeußerungen veranlaßt, anfaugen über sich selbst zur Erkenntniß zu kommen. Sie werden überführt werden, wie entzweyet sie mit sich selbst waren und vielleicht noch sind. Sie werden darüber nachdenken und dann vielleicht unterscheiden, was sie gedacht, gefühlt und gesagt, als sie sich in Eintracht befanden mit dem unentweiht gebliebenen besseren Theil ihres Wesens, was diesem gleichsam als nothwendiges Erzeugniß entwachsen ist, von demjenigen, was ihnen mehr angeflogen ist, als sie sich Irrthümern der Zeit überließen, als daß es ihrer wahren Natur angehörte. Es kann dieß vielleicht führen zu einer großen allgemeinen Expiation in der Kirche, die ohne Buße und Beichte ja nicht möglich ist, die leer bleibt, so lange der Einzelne noch nicht zur Erkenntniß seiner Fehler gelangt war.

Es genügte aber nicht, wenn es darauf ankam, der Zeit auf solche Weise und zu solchem Zwecke den Spiegel vorzuhalten, daß einzelne Stellen aus namhaften Schriften zur Darlegung der Kontraste willkürlich neben einander gestellt wurden; es war nöthig, daß die beyden Eigenschaften sich glücklich verbanden, mit denen wir den Herrn Verfasser ausgestattet sehen, nämlich diese fromme mühsame Gewissenhaftigkeit von der einen, und diese Verständigkeit der Anordnung von der andern Seite.

Ueber des Herrn Verfassers fleißiges Bemühen mögen seine eigenen Worte sprechen, mit welchen er in der Vorrede versichert, lange die Ueberzeugung gehegt zu haben: ein Unternehmen wie das seine, wäre ein wahres Wort zur rechten Zeit, baa-

rer Gewinn für die gute Sache der katholischen nicht nur, sondern der christlichen Kirche überhaupt, auch christlich und billig denkenden Protestanten willkommen. Den lange gehegten Wunsch habe er endlich, so weit es seine eingeschränkte Lage und seine dürftigen Hülfsmittel gestatten, mühsam, ja mit vielem Fleiße und Schweiße durch Ausziehen, Sammeln, Ordnen und Verbreiten zu Stande gebracht. Planmäßig hat er die gesammelten Ansichten und Aussprüche der Zeitgenossen unter folgende zehn Abschnitte zusammengestellt.

I. Ansichten über Religion, und zwar
  A. Glaubenslehre,
  B. Sittenlehre.
II. Ueber Kirche und Kirchenthum.
III. Ueber den Staat.
IV. Verunglimpfungen und Entstellungen des Katholizismus.
V. Offene Geständnisse der Gegner, theils wider sich, theils zu Gunsten des Katholizismus.
VI. Klagen über Abnahme und Verfall der Religiosität.
VII. Vorschläge zur Wiederherstellung derselben.
VIII. Wünsche für Wiedervereinigung.
IX. Oeffentliche Dekrete in Religionssachen.
X. Erscheinungen des Tages.

Vielleicht fällt es beym ersten Anblick auf, daß ich aus einer solchen Zusammenordnung einzelner Stellen aus Schriften hier eine abermalige Auswahl treffe. Aber es liegt in der Sache, daß dieß sonst unpassend erscheinende Beginnen unternommen werden muß. Das Unternehmen des Herrn Hohenegger soll doch Früchte tragen. Das kann nur geschehen, wenn die Aufmerksamkeit auf manches interessante Resultat seiner Schrift hingelenkt wird, die schon um des Druckorts wegen wenig nach dem protestantischen Deutschland vordringen und dort sich verbreiten dürfte. Nur durch abermaliges nach Möglichkeit beschränktes Ausziehen und Herausheben läßt sich jener Verbreitung nachhelfen. Aber noch dringender ist folgender Bewegungsgrund. Man hat hier die etwas harte Beschuldigung gelesen; in der evangelischen Welt erhalte sich das Christenthum im Volke mehr durch Anhänglichkeit an väterliche Ueberlieferungen und älterliches Beyspiel, wie durch die Wirksamkeit der Lehrer und der Theologen an den Lehrsitzen. Letztere hätten in der Mehrzahl, und dem Uebergewicht ihres Wirkens nach, der Entfernung vom Christenthum vorgearbeitet. Dergleichen will bewiesen seyn, und einen solchen Beweis hilft die vorliegende Schrift zu Stande bringen nach dem bekannten Satze: testimonium testium contra se ipsos omni exceptione majus est. Ich folge daher der Anordnung des Ver-

fassers, gleich ihm nicht Denunciation, sondern Förderung der Selbstkenntniß bezweckend.

I. A. Glaubenslehre.

Allgemeine deutsche Bibliothek, 1. Band, 1784, hält das alte Testament für Fabel und Täuschung, schreibt die Wunder Christi frommem Betrug, die Paulinischen Thaten und Schriften rabbinischen Künsten zu.

Allgemeine Bibliothek der theologischen Literatur, von Schmid und Schwarz, 1801, würdigt die göttliche Sendung und Gesetzgebung Mosis zu einem Werk der Dummheit und des Betruges herab.

Allgemeine Literaturzeitung 1811, Ergänzungsblatt Nr. 41, Recension der Ewaldschen Predigten, sagt, »das ganze Gebet ist an Jesus gerichtet, der doch selbst sagt, du sollst anbeten Gott den Herrn und ihm allein dienen. Auch finden wir nicht, daß die Apostel ihr Gebet an Jesus gerichtet haben; sie wenden sich vielmehr überall an Gott.«

Ammon, Opuscula theologica 1797. Commentatio exegetica de conversione *Pauli*, schreibt die wunderbare Bekehrung des Weltapostels der Selbsttäuschung zu.

An den König der Britten, über die Gottheit Christi, 1786, nennt die Lehre Jesu dogmatische Spitzfindigkeiten, eine zu spekulative Lehre, leere Töne, unverstandene Worte, die keinen Zusammenhang mit praktischen Kenntnissen haben.

Aphorismen am Grabe der Theologie, von einem Gegenpriester des Glaubens, 1802, erklären Gebet, Taufe, Abendmal für Unsinn, und die Bibel, namentlich das neue Testament, für eine Hemmkette der Aufklärung, unserm Zeitalter nicht passend, und schlechterdings unnütz.

Augusti, Einleitung in die Bücher des alten Bundes, macht die fünf Bücher Mosis zu einer Epopöe wie die Ilias Homers.

Augusti's theologische Monatschrift handelt die Frage ab: ob es nicht besser sey, wenn wir keine schriftlichen Nachrichten von Jesu hätten, und erklärt: diese Erkenntnißquelle sey gleich unsicher wie mündliche Ueberlieferung, und daß man wahrscheinlich in der Urkunde des neuen Testaments die reine Lehre Jesu nicht sicher erhalten habe, wenigstens sich Mißverständnisse eingeschlichen hätten, daß schon zur Zeit der Niederschreibung verschiedene Urtheile über Jesu Plan und Lehre gegolten, und die Apostel selbst Jesum nicht verstanden hätten, in diesen Urkunden Widersprüche wären, überhaupt eine geschriebene Religionsverfassung nicht stets mit sich selbst einig und ungetheilt bleibe, nie unter den

Menschen allgemein würde, und früh oder spät sich selbst vernichten und veralten müsse*).

Ausführliche Erklärung der sämmtlichen messianischen Weissagungen, von einem protestantischen Prediger im Darmstädtischen, 1801, erklärt die Propheten des alten Bundes für Gaukler und Betrüger, und sagt, der Glaube an sie habe den Unglauben auf die Welt gebracht und erhalten. Sein Werk empfiehlt die allgemeine Bibliothek, Band 69, S. 228, als ein solches, das Unwissenheit, Blindheit und Thorheit hat verschwinden lassen.

Ballenstedt, Prediger im Herzogthume Braunschweig, die Urwelt 1819, behauptet mit Meiners, nicht alle Menschen stammten vom Adam der Juden.

Berthold, kritisches Journal der neuesten theologischen Literatur, Band 5, St. 3, will aus Analogie mit dem ganzen politischen und religiösen Alterthum die Mythologie in dem neuen Bunde nachweisen, weil nachgewiesen werden könne, daß die Erzählungen des neuen Testaments den Mythen des profanen Alterthums ähnlich seyen, wie ein Ey dem andern. Er setzt Jesum in die Kategorie des Herkules, der Dioskuren, des Romulus, Alexanders und anderer, hofft auch so die unauflöslichen Schwierigkeiten der evangelischen Geschichte schwinden zu machen, uud das Anstößige im Leben Jesu durch die mythische Hülle der nähern Untersuchung zu entziehen.

Bell, Pastor, von dem Verfall und der Wiederherstellung der Religiosität, 2 Theile, 1809, frägt, was zu thun, wenn die christliche Religion, wie es den Anschein habe, allmälich verschwinden sollte, und antwortet: »es wäre Pflicht jedes einsichtsvollen und rechtschaffenen Mannes, an der Ausrottung derselben mit gehöriger Weisheit zu arbeiten, damit diese Irrthümer nicht der weiteren allseitigen Bildung des Menschengeschlechts länger im Wege stehen.«

Bennecke, biblischer Beweis, daß Jesus nach seiner Auferstehung noch sieben und zwanzig Jahr leibhaftig auf Erden ge-

*) Dieser achtungswerthe Theologe hat später durch das Werk: Denkwürdigkeiten aus der christlichen Archäologie u. s. w. 3 Bände, Leipzig, 1817—1820, sich wahrhaft verdient um die evangelische Kirche gemacht, durch die Gelehrsamkeit und den christlichen Sinn, in welchem er geschrieben. Ist er Verfasser jener Abhandlung, so zeigt sich daran, wie mancher evangelische Geistliche späterhin die bessere Richtung getroffen. Vielleicht waren selbst obige Aeußerungen nur Prolegomena zu der schönen und wahren Ansicht: man erkenne die christliche Kirche neben der niedergeschriebenen Kunde auch aus der Geschichte ihrer organischen Darstellung in den Festen. W. v. Schütz.

lebt habe, Lüneburg 1819, zweyte Auflage, Morgenblatt 1820, August, Literaturblatt Nr. 64.

Bresçius, Generalsuperintendent, Apologie verkannter Wahrheiten aus dem Gebiete der Christuslehre. Leipzig, 1. Heft, 1804, 2. Heft, 1813, nennt Jesus Urbild der vollkommensten Gott wohlgefälligen Menschheit. »Wo diese mit Gott im Bunde steht, da erfolgen natürlich die Wirkungen durch Wunder, welche das Evangelium uns beschreibt. Die Schöpfung aus nichts ist eine Blasphemie; das hic scriptum est ist nichts als ein Polster, auf welchem die faule Vernunft ruht; der unhaltbare Wahn, als sey der Gott Jesu ein anderer, als der Gott der Natur, die dunklen Gegensätze von mittelbarer und unmittelbarer Erwerbung desselben, von Natur und Gnade sollen wegfallen. Außerdem, daß Jesus, der engelreine Mensch, unübertreffliches Muster der Lehre sey, verdiene nichts weiter in das Gebiet unserer Ueberzeugung gezogen zu werden.«

Dr. Buchholz, Moses und Jesus, 1803, stellt Moses als grausamen Betrüger dar, der beym mindesten Zweifel gegen sein Vorgeben durch seinen Terrorismus die Lüge in Wahrheit zu verwandeln gewußt, wobey die Leviten die entschlossensten Henker des Gesetzgebers gewesen.

Cannabich, Superintendent, Kritik alter und neuer Lehre der christlichen Kirche, sagt: »man kann die Dreyfaltigkeitslehre als eine neue, ungegründete und vernunftlose, ohne Bedenken aus dem Religionsunterricht wieder entfernen, doch muß es mit vieler Behutsamkeit geschehen, daß schwache Christen daran keinen Anstoß nehmen und nicht die ganze Religion verwerfen.«

Claudius, Superintendent in Hildesheim, Uransichten des Christenthums, 1808, versichert: »zur Religion Jesu gehört nichts von seiner Person und Geschichte, nichts von allem, was er von sich, als dem Sohn Gottes, von dem Reiche Gottes, von den Schicksalen seiner Lehre und Kirche sagt. Jesus mußte sich ein hohes Ansehen geben, wenn er eine bessere Religion einführen wollte, und sich für den Messias erklären, weil man solchen erwartete, und daher von seiner Religion als dem Reiche Gottes reden, auch sich Namen und Eigenschaften des Messias beylegen.« Derselbe behauptet: »Nach Matthäus Evangelium ist der Lehrbegriff mit vielen fremden Zusätzen und Veränderungen angefüllt, und kann also keine regula fidei seyn. Johannes Evangelium und Briefe sind nicht von ihm, sondern von irgend einem Juden; es kommt darin manches Tadelnswürdige und Widersprüche vor, der Lehrbegriff ist gnostisch. Paulus ist in seinen Briefen noch immer bey dem jüdischen Lehrbegriffe geblieben; er glaubt noch an das Judenthum als eine göttliche Religion, nimmt

auch noch eine eigentliche Auferstehung des Leibes an, und die Lehre von der Vorsehung und Unsterblichkeit fehlt bey ihm. Petri und Jakobi Briefe an die Hebräer sind eben so wie die paulinischen; überhaupt kann sich aus den Schriften des neuen Testaments kein zusammenhängender Lehrbegriff hernehmen und erweisen lassen.«

Erklärung des paulinischen Gegensatzes, Buchstabe und Geist, Jena 1799. »Eine positive Religion hat zu den Vorurtheilen der Apostel gehört; gleich bey der Reformation hätte man die Urkunde des neuen Testaments abschaffen sollen; sie führe zur Schwärmerey. Ohne solche, und wenn auch Jesus ganz in Vergessenheit käme, könne man sich in der Religion genug behelfen.«

Ewald, Generalsuperintendent, in dem nöthigen Anhange zu der Schrift: Die Religionslehre der Bibel, Stuttgard 1814, nennt Zoroaster Vorläufer Christi, und inspirirt, der durch die göttliche Offenbarung mehr erkannt habe, als die Propheten der Juden, auch aus der nämlichen Offenbarungsquelle geschöpft, aus der die Apostel schöpften.

Gabler, neuestes theologisches Journal, 7. Bd. 5. und 6. Stück, Nürnberg 1801, sagt: »der Protestantismus besteht in einem kontinuirlichen Protestiren gegen den Gewissenszwang, und im Recht einer kontinuirlichen Verbesserung des Lehrbegriffs nach der Bibel.«

Hallische Literaturzeitung, Jahrgang 1818, September, behauptet, daß unter der Feile der Kritik ein großer Theil der Bibel in ein Nichts falle, und fragt: ob die Bibel sage, Jesus war bey dem Vater, ehe denn die Welt war; Jesus, Sohn Gottes, sey Verwechslung des Logos mit dem in der Zeit gebornen Jesus, und Verwechslung der Schriftlehre, daß Christus die Sünder mit Gott versöhne, mit dem irrigen Dogma, daß Gott durch Christi Tod erst versöhnt worden sey. Eben daselbst, Jahrgang 1819, heißt es vom Abendmal, daß das ganze Mahl nur sinnlich andeute, daß wir Christum in uns aufnehmen sollen. Die Verschiedenheit der Lehrform in Ansehung dieses Mahls und der Gnadenwahl wird ironisch Wichtigkeit genannt, von der man nicht so viel Aufhebens hätte machen sollen.

Hermes 1819, St. 4. Rezension des sächsischen Kirchenrechts von Weber. »Der Souverän muß als solcher sich über alle positive Religion zur Höhe der eigenen Vernunftreligion erheben, und je mehr unter jenen sich eine vor der andern, den wesentlichen Lehren der Vernunftreligion annähert, sie vor den übrigen als das bessere und tauglichere Volkserziehungsmittel begünstigen. Es ist der Geist des gegenwärtig herrschenden und sich immer mehr entwickelnden Protestantismus, eines in steter Fortbildung

begriffenen Instituts, daß sämmtliche Glaubensartikel dem echten Protestanten nichts weiter als Versuche zur Anregung der ewigen Vernunftreligion, als Symbole ihrer wichtigsten Ideen, der Erhebung zu Idealen der Menschheit, zum göttlichen Menschen Jesus sind. Kein vernünftiger Protestant erblickt in dem Dogma etwas anders als einen Anregungsversuch von Vernunft-Ideen, und die heilige Schrift ist mit der Vernunft gleich identisch. Man findet in der Bibel heut zu Tage nichts als was man in ihr sucht, und das stimmt gewöhnlich mit der Vernunftreligion überein. Eine positive Religion ist gleichsam eine große moralische Gemäldegallerie; es steht jedem frey, sich dem Eindruck so oder so hin zu geben.«

Kaiser, biblische Theologie, oder Judaismus und Christianismus, Erlangen 1813, schreibt der Gottheit zu, daß, wie die Geschichte lehrt, die Menschheit durch alle Formen der Religion, Unglaube, Aberglaube, Abgötterey durchgehen müsse, wozu sie die Weisung von ihrer eigenen Vernunft, Freyheit und der Natur, und am Ende also allerdings von dem einen Göttlichen im All erhalten habe; nun aber müsse nur eine Kirche, frey von allem Glauben an irgend einen allseligmachenden, nicht Judaism, Christianism, Muhamedanism und Paganism, sondern religiöser Universalism, Katholizism im echten Wortverstande, errichtet werden.

Marheinecke schlägt irgendwo vor, daß für die Männer und auch für die Weiber ein anderes Christenthum seyn soll.

Nitsch, die Theologie der Neuern, hat den Grundsatz, ein jeder folge seiner Ueberzeugung. Sieht er keine Geheimnisse in der Bibel, so glaube er auch keine; sieht er welche, nun so glaube er sie, denn das schade dem Heil keineswegs. Man könne das Heil niemand absprechen der etwas Anderes sehe, als Andere.

Richter, das Christenthum und die Religion des Orients, Leipzig 1819, sagt, die Wunderkraft Jesu habe im Magnetismus gelegen.

Semlers Magazin, Theil 1. §. 3. Abhandlung über das Christenthum des Paulus, versichert, »es sey nach Abschaffung des guten Heidenthums nichts Unseligeres gesehen worden, als das Christenthum. Es wurde abgeschafft, weil die Einführer des Christenthums Männer waren, die weder das Heidenthum kannten, noch recht wußten, was sie an seine Stelle setzen sollten; sie wollten aber doch etwas Neues aufbringen, weil sie gewahr wurden, daß das Heidenthum in Verfall gerathen war.«

J. O. Thieß. Neues Testament mit Erklärungen, 4 Theile, Leipzig 1800, behauptet:« weder die Bekehrungs- noch Auferstehungsgeschichte Jesu wird in Zukunft mehr Proselyten machen.«

Je mehr das Gebiet der Naturlehre, wozu das der empirischen Psychologie gehört, aufgehellt wird, und je tiefer in die Region der biblischen Hermeneutik die Fackel der Kritik dringt, um so mehr verschwindet das Schattenreich der Wunder.

Vater: Glaube, Kirche, Priesterthum, Leipzig 1814, nennt es einen ganz entstellten Gebrauch des Wortes Glaube, wenn man dasselbe für die Summe der Religionswahrheiten genommen hat, die man für wahr hält.

Voß, im Journal die Zeiten, wünscht die Edda an die Stelle der Bibel zu setzen.

De Wette, biblische Dogmatik des alten und neuen Testaments, Berlin 1803, schreibt: »wie schwankend muß nicht unsere Ansicht von der Ueberzeugung eines Mose und Jesus seyn, deren Lehren wir nur mittelbar durch fremde, zum Theil entstellte Relationen kennen. Die Sendung des heiligen Geistes nennt er eine Selbsttäuschung der Apostel, oder einen späteren Mythus, die Schrift interpolirt, und behauptet, Dogmatik, wenn man sie anders als in seiner Weise behandeln wolle, werde in ein Narrenhaus verwandelt.«

I. B. Sittenlehre.

Unter diesem Abschnitt begegnen uns mehrmals dieselben Autoren wieder; allein sie fassen ihren Gegenstand oft anders auf, und nicht selten erfreulicher. Sie eifern, jedoch mehrentheils gegen ein Unheil, das sie selbst gestiftet.

Die allgemeine Zeitung von 1822, 25. April, enthält diese Worte: »Unter den Mystikern und Sektirern in Pommern entstehen so unmoralische Grundsätze, daß deren Verbreitung für die Gesellschaft gefährlich wird. So ist das, was die Welt Sünde nennt, den Begnadigten nicht mehr Sünde, da ihm die Pforten des Himmels geöffnet sind. Gott darf ihm seine Gnade nicht mehr rauben; selbst Mord und Todtschlag machen ihn nicht unrein.«

Auch etwas über Preßfreyheit, S. 155. »Wir Protestanten nähern uns einer großen Gefahr. Die zu weit getriebene Toleranz, da ein jeder seine Meinung ungescheut in Rede und Schrift vortragen darf, führt uns zur allgemeinen Zweifelsucht, hernach zur Gleichgültigkeit gegen unsern Lehrbegriff, ferner zum Naturalismus, und von diesem mit einem Schritt zum Atheismus.«

Der Armenfreund, ein zu Stuttgard erscheinendes unentgeldlich vertheiltes Blatt, sagt in einem Aufsatz von Horstig unterzeichnet: daß es Aberglaube sey, Gott fürchten, seine Fehltritte bereuen, sich bessern wollen und gegen Sinnlichkeit kämpfen.

De Berger, Einleitung zur Religion der Vernunft. »Der Religion droht nicht nur eine allgemeine Finsterniß des Glaubens, sondern auch eine fürchterliche Anarchie. Die Lehrer der protestantischen Kirche widersprechen sich in den wesentlichsten Sätzen der Religion, in Sätzen, die offenbar auf Bestimmung der Frage, was man zu thun habe, um ewig glücklich zu werden, den größten Einfluß haben.«

Brandes, über Einfluß und Wirkungen des Zeitgeistes, 1810, sagt: »Das charakteristische Kennzeichen unserer Zeit ist Rückfall in Thierheit und Rohheit. Woher? — die Menge zerhaut den drückenden Knoten, reißt sich frech aus dem Gewebe der Ungewißheit, marschirt kühn vor und wirft sich dem dogmatischen Atheismus in die Arme in Gedanken oder That.«

Brescius, Apologie verkannter Wahrheiten aus dem Gebiete der Christen, 1804—1813, sagt den Religionsneuerern: »Ihr habt in Schriften und selbst auf Kanzeln das Volk in seinem Glauben irre gemacht; ihr wollt es durch eine Sittenlehre entschädigen, aber das Volk sieht gleichgültig auf diese, wie auf jenen hin.«

Döderlein gesteht in der Vorrede zu den Instit. Theol. christ. daß über Gefahr für Religion und Moralität in der Mitte des Protestantismus geklagt werde, und daß man einräume, es sey um die ganze Religion, theoretische und praktische, geschehen.

Engelmanns Abhandlung: Sollte es denn keinen schädlichen Einfluß haben, wenn man die Gottheit Christi läugnet? Glogau 1784, gesteht, daß damit das ganze Christenthum wanke.

Ernesti, der Kirchenstaat, Nürnberg 1814, sagt: »selbst die Vernunftwahrheiten der positiven Religion haben nach der unüberwindlichen Kraft des Positiven das Gepräge der positiven Religion. Die moralischen Lehren erhalten durch die positiven mehr Gewicht und wirksame Kraft.«

II. Ueber Kirche und Kirchenthum.

Unter dieser Rubrik werden zuerst die Klagen der allgemeinen Literaturzeitung über Auflösung und Desorganisation der Kirche mitgetheilt.

Bacher, über Toleranz, beklagt die große Verschiedenheit in den Meinungen der einzelnen Provinzial- und Partikular-Landeskirchen.

Bell, vom Verfall und Wiederherstellung der Religiosität, 1809, bekennt: eine allgemeine protestantische Kirche bestehe in Deutschland nicht und habe nie existirt; es gebe so viel Kirchen als Staaten und kein Band der Vereinigung. Wir müssen dahin arbeiten, sagt der Verfasser, daß die protestantische Kirche

eine recht eigentliche Kirche werde, sie führt fast nur ein Scheinleben.

Göttinger gelehrte Anzeigen, 1819, St. 4, sagen, Einheit muß in der Kirche seyn, wenn sie noch eine protestantische und christliche seyn soll.

Hallische Literaturzeitung 1818, September, räumt ein, daß es nie eine protestantische Kirche, sondern nur protestantische Kirchen gegeben habe; die symbolischen Bücher seyen menschliches Machwerk, selbst nach den strengsten Supernaturalisten, die noch des Doktoreides wegen darauf hielten.

Hermes 1819, St. 4: »Es ist unbestimmt, was der Zweck der protestantischen Kirche eigentlich sey.« Mit dem Religionseide der Doktoren, z. B. zu Leipzig, den die Regierung gar kein Recht habe zu fordern, sey der vollendete Rationalismus verträglich, er gelte nur von wesentlichen Dingen, und was seyen diese anders als die Vernunftreligion. Und kann nicht alles, was der Vernunft widerspricht, durch geschickte Deutung, selbst der symbolischen Bücher, für unwesentlich erklärt werden? —

Marheinecke, über das wahre Verhältniß des Katholizismus zum Protestantismus, Heidelberg 1810, gesteht, daß der größte Theil der protestantischen Doktoren eine renomistische Verachtung alles öffentlichen Kirchenthums zeige, und sagt: »in welcher Art und Form aber auch sich das heutige Institut in einer alles wiedergebärenden Zeit neu gestalten möge, deß bin ich gewiß und sicher, daß keine menschlicher Geist auf eine andere Form kommen kann, als die wir bereits haben.«

Plank, über die gegenwärtige Lage und Verhältnisse der katholischen und protestantischen Partey, 1816, sagt gleichfalls, wir haben keine Kirche, wir haben nur Kirchen; behauptet aber, Christi Absicht sey nie gewesen, obwohl er vorausgesehen, daß es so kommen würde, und er es gewünscht habe, daß die Jünger seiner Lehre, als eine sichtbare, durch ein äußeres Leben vereinigte Gesellschaft in der Welt auftreten.

Schuderoff, Ansichten und Wünsche der protestantischen Kirche, Leipzig 1814, behauptet, die Fesseln der symbolischen Bücher sind dem verständig gebildeten und mit Kraft und Geist ausgestatteten Geistlichen nur Aergerniß und Thorheit.

III. Ueber den Staat.

IV. Verunglimpfungen und Entstellungen des Katholizismus.

Ich bliebe meinem nächsten Zweck nicht streng genug treu, wenn auch aus diesen beyden Abschnitten ich die merkwürdigsten Stellen ausziehen, und so das Fremdartige mehr denn nothwen-

dig häufen wollte. Ueber das Verhältniß der Kirche zum Staat entwickelt und verbreitet sich zum Theil eine Ansicht, die zu schönen Hoffnungen berechtigt. Zudem leitet sich dieß Verhältniß doch vorzüglich aus dem Glauben und Lehrbegriff ab, als zu dem es in innigem Zusammenhange steht. Die Verunglimpfungen des Katholizismus aber sind theils bekannt, theils belehren sie nicht, und so übergehe ich hier diese beyden Rubriken.

V. Offene Geständnisse der Gegner, theils wider sich, theils zu Gunsten des Katholizismus.

Diese mehren sich alljährlich, nur das Bedeutendere mag hier wiederholt werden.

Wachler, theologische Annalen, Jahr 1814, schließt die Bemerkungen über die Beichte mit den Worten: »Mag auch die Scheu, mit der Mancher sonst zu dem Beichtstuhl kam, an sich nichts taugen; so ist doch nicht zu läugnen, daß sie das Gemüth für so manche Wahrheit empfänglich macht, auch Manchem der Beichtstuhl einfällt, wenn er Unsittliches begehen will; und es kommt allemal auf das Benehmen des Predigers an, ob der oder jener in dieser Scheu eine Ursache der Entfernung vom Abendmal finden soll oder nicht. Jetzt ist der Geistliche nicht mehr Beichtvater, sondern Prediger.«

Beck, über die Würdigung des Mittelalters, Leipzig 1812, S. 13, gesteht von der Hierarchie: »die kirchliche Herrschaft ließ keinen Despotismus in Europa aufkommen, erhielt die Grundlage der Geistesbildung und rettete die so leicht vergessene Verbindung des Irdischen mit dem Himmlischen. Jene unwissenden Menschen haben fast allen Ländern Konstitutionen gegeben, die Früchte jener Zeit waren; die Bildung des Bürgerstandes, mit welchem sich zugleich Nationen erst wahrhaft bildeten, die Erschaffung von Städten, in welchen das gesellige Leben erst zweckmäßig organisirt wurde, die echte bürgerliche Freyheit.«

Brescius, Apologieen, Th. 2, S. 210. »Wer dürfte läugnen, daß das Unfehlbare auch unfehlbare Ausleger braucht, wenn es bestehen soll?«—

Göthe, aus meinem Leben, wird unter einer Bemerkung des Herrn Verfassers, daß seine Ansicht der Kommunion eine ästhetisch schöne, wenn auch nicht ganz theologische sey, wörtlich mit seiner Darstellung der Sakramente eingeführt, und dann angeredet: Möchten doch alle Protestanten unsere Kirche, ihre Sakramente und Gebräuche, wenn auch nicht von solch einer poetischen, doch von solch einer gerechten Seite auffassen! Dann heißt es: talis cum sis, utinam noster esses!

Kirchhoff, Dr. Theolog.: Auch einige Gedanken über Wiederherstellung der protestantischen Kirche, Leipzig 1817, gesteht, das Zeitalter sey das sündhafte Zeitalter, das Zeitalter entschiedener Irreligion; Luther habe im Feuerkampfe das Kind mit dem Bade verschüttet. Ich wüßte denen nichts Wesentliches entgegen zu setzen, sagt der Verfasser, welche ihn bloß für Vorläufer und ursprünglichen Begründer der Aufklärungsperiode halten. Von der Reformation sieht derselbe die Vernichtung aller Rechte der Kirche entstehen. Luther eifert auch gegen solche Einrichtungen, welche zum Besten der Kirche nothwendig sind. Er hat die Kirche als ein für sich bestehendes abgeschlossenes Ganzes aufgelöset und ihre Wirksamkeit zu Gunsten des weltlichen Regiments in solchem Grade gelähmt, daß auch kaum ein Schattenbild ihrer ursprünglichen Macht und Herrlichkeit übrig geblieben ist. Der Verfasser bedauert, daß es Luther gelungen sey, die unseligste aller Trennungen zwischen Christen und Christen herbey zu führen, welche jedes fromme Gemüth mit Trauer erfüllen muß.

Hoppe, Philosophie des Christenthums, Thl. I, S. 152. »In Beziehung auf Konsequenz ist einleuchtend, daß dem Katholizismus der Vorzug vor dem Protestantismus gebühre; das Christenthum darf nicht der willkürlichen Behandlung jedes Einzelnen überlassen, kein Spiel für den verkehrten Leichtsinn muthwilliger Menschen werden. Fortlaufende ununterbrochene Inspiration ist nothwendige Stütze jedes Dogmatismus, so bey Juden wie bey Christen.«

Lehmann, Ansichten und Gefahren des Protestantismus, Königsberg 1810, gesteht: so könne es nicht bleiben. Die Welt redet von Gott und ist doch als wäre kein Gott. »Eine Verstandesreligion — und ich will nicht darthun, ob unsere Religion das erst mit der Zeit geworden — ist keine Religion, weil sie Aberglaube und Gotteslaugnung zugleich, darum aber schlimmer, als jedes von beyden ist.«

Lessing sagt: Die durch die Tradition in der Kirche erhaltene Regula fidei sey alles und ohne sie nichts gewesen. »Ich kann unmöglich taub seyn, wenn mir das ganze Alterthum zuruft, daß unsere Reformatoren unter dem ihnen so verhaßten Namen Tradition viel zu viel weggeworfen haben.«

Marheinecke, das System des Katholizismus in seiner symbolischen Entwicklung, Heidelberg, 1810. S. 34. »Wir Protestanten, wenn wir das wunderbare Gebäude des Katholizismus vom Fundament aus bis zu seinem Gipfel betrachten, gestehen, daß uns nie ein Lehrgebäude vorgekommen ist, das nach einmal gelegtem Fundament mit solcher Gewißheit und Sicherheit

aufgebaut, dessen Aufbau mit so viel Kunst, Scharfsinn und Konsequenz durch alle, auch die kleinsten Theile, durchgeführt worden wäre, und an welchem der menschliche Geist so viele Jahrhunderte seiner höchsten Kraft und Stärke in diesem Grade bewiesen habe. Auch gedenken wir noch, gerecht und historisch, wie ein System an welchem scharfsinnige und gelehrte Geister aller Zeit mit solcher Ausdauer gearbeitet, und ein Gebäude, in welchem Gebildete und Ungebildete aller Zeiten und Nationen zusammengewohnt haben, mit der Lust und dem Geiste einer heiligen Andacht und Seligkeit, gewiß auch in sich viel Empfehlendes haben müsse, für jede freye Betrachtung, und selbst die Kritik einer noch so gründlichen Wissenschaft nicht scheuen dürfe.«

Morus sagt: »Die Katholiken halten die guten Werke für das unumgängliche Kleinod des Glaubens, und man sieht bey ihnen mehr gute Werke als bey den Protestanten, wo sie fast ganz aufgehört haben.«

Horst, Kirchenrath, Mysteriosophie. »Es hat stets heilige, und muß heilige geheimnißreiche Gebräuche geben; man hat hier bey der Einrichtung des Protestantismus vom Anfang an gefehlt; die Messe der Katholiken ist zweckmäßig für das Gemüth.«

Plank, Geschichte der Entstehung des protestantischen Lehrbegriffs. »Was soll man von einem Manne denken, welcher sagt: er habe die Elevation der Hostie abgeschafft dem Papstthume zum Trotz, habe sie aber so lange beybehalten, dem Carlstadt zum Trotz?« — Derselbe Autor sagt über Luthers Buch vom Abendmale: »Die ganze Schrift war Ausguß des leidenschaftlichen Unwillens, der Luther'n nicht nur über die Gränzen der Mäßigung und des Anstandes hinausriß, sondern selbst zu mancher Verletzung der Wahrheit und Gerechtigkeit verleitete.« Und in dem Buche über Lage und Verhältniß der katholischen und protestantischen Partey heißt es: »Unsere Kirche mag im voraus darauf rechnen, daß sie mehrere ihrer Mitglieder verlieren wird. Wir dürfen den Katholiken nicht wehren, ja wir müssen ihnen das Befugniß, andern ihren Glauben beyzubringen, zugestehen; und wenn es ihnen gelänge, noch so viele der Unsrigen von der Wahrheit ihres Glaubens zu überzeugen, so dürfen wir sie eben so wenig unfreundlich darum ansehen, als wir es jenen zum Verbrechen machen dürfen, daß sie sich überzeugen ließen.«

Paulus Sophronizon, 1820, enthält die Worte: »Nur Tradition oder Ueberlieferung vermag es uns zu sagen, was meist geschehen, also was meist gedacht und geglaubt worden ist. Das Geglaubte ist geworden aus Ueberlieferung.«

Rühs Geschichte des Mittelalters, 1816. »In der geistlichen Macht fanden die Schwächeren einen besseren Schutz gegen die

Versuche der Stärkeren, als späterhin in der Idee des Gleichgewichts. Die Wirksamkeit der Päpste sollte immer eine vermittelnde seyn, darauf gerichtet, die Kriege zwischen den christlichen Mächten beyzulegen, die Fürsten von Ungerechtigkeit und Bedrückung abzuhalten. Der Klerus stand daher der königlichen Gewalt entgegen, sobald sie sich unumschränkt zu machen suchte; nicht unterdrücken, nur in gesetzlichen Schranken wollte sie halten. Die Geistlichkeit war dagegen immer auf Seite der Fürsten, sobald die weltlichen Vasallen ihnen zu nahe traten. Die Hierarchie mußte ihrem Wesen nach stets für die Freyheit und die gesetzmäßigen Gerechtsamen der Stände seyn.«

Freyherr von Senkenberg sagt in seinem Methodo jurisprudentiae: »Es muß eine Ordnung in der Christenheit seyn, sie muß ein Haupt haben, diese Ordnung aufrecht zu erhalten. Niemand ist dazu mehr geeignet, als der Statthalter Christi, der noch in ununterbrochener Fortsetzung den heiligen Petrus darstellt. Dieser ist stets so gesinnt gewesen, die Stimme seiner Schafe zu hören und ihren Beschwerden abzuhelfen. Man kann mit Recht behaupten, daß bey Menschengedenken kein Beyspiel gewesen, wo der Papst gegen diejenigen etwas unternommen habe, die bey Behauptung ihrer Rechte nicht die Absicht gehabt, über ihre Gränzen hinaus zu gehen.«

Vertraute Briefe an Biester. S. 100. »Die eifrigsten Proselytenmacher für die katholische Kirche sind jetzt, ohne ihr Wissen und Willen, die protestantischen das Christenthum lehrenden Philosophen und Theologen selbst.«

Walch läßt dem Cölibat Gerechtigkeit widerfahren.

Welker, Versuch einer Begründung von Recht, Staat und Strafe, sagt: »Ohne Theokratie ist der Glaube am Marke des Lebens angegriffen; aber es fordert die Theokratie auch Glauben an eine bestimmte äußere Offenbarung, und zwar an durchaus fortdauernde Mittheilung der Gottheit. Die anerkannte bloß menschliche Auslegung eines göttlichen Gesetzes stört stets den festen Glauben an ihre Untrüglichkeit. Auch kann das Gesetz eine umfassende Norm für die Regierung seyn, daher auch ein von Gott erwählter und begeisterter Statthalter.«

VI. Klagen über Abnahme und Verfall der Religion.

Göthe, bey Gelegenheit der Sakramente, sagt: »Wie ist nicht dieser wahrhaft geistige Zusammenhang im Protestantismus zersplittert, indem ein Theil gedachter Symbole für apokryphisch, und nur einige für kanonisch erklärt werden, und wie will man

uns durch das Gleichgültige der Einen zur hohen Würde der Andern vorbereiten?«

Heß, die Zeiten der Majorennität, d. h. Auslegungsfreyheit, sagt: »die biblische Geschichte muß sich bald so, bald so drehen lassen; man dichtet hinein und erklärt weg, um auf Resultate zu kommen, die mit den Lieblingshypothesen einstimmen.«

Horst klagt über eine Klasse von Menschen, welche ohne Oberhaupt, und ohne sich zu einem Ganzen zu verbinden, doch einen besondern Stand ausmachen.

Schlegel, Generalsuperintendent, fragt in seiner Jubelpredigt von 1817: Ob die evangelische Kirche auch nur noch auf den Namen einer christlichen Anspruch machen könne? — und in ähnlichem Sinne andere.

VII. Vorschläge zur Wiederherstellung.

Dieser Abschnitt, welcher die sonderbarsten Vorschläge zu Gegenmitteln enthält, das Aeußerste des Widerspruchs, ist so reichhaltig und seltsam ausgestattet, daß er sich besser charakterisirèn als auszeichnen läßt. An das Wesentliche, nämlich in sich zu gehen, den Pfad der Bekehrung anzutreten, friedliche Vereinigung zu suchen, daran denkt man nicht. Der Eine will polizeilich eingreifen, gleichsam durch Tyranney die Religion erzwingen; der Andere hat eine Konstitution im Sinne, welche durch Presbyterien und Synoden, Primairversammlungen ähnlich, zu Stande gebracht werden soll. Sehr viele möchten die Ceremonien vermehren. Mancher will der Vernunft ganz abschwören, ein Dritter die Kirchenkörperschaften wieder einführen. Auch Sonderung der Christen und Naturalisten wird angerathen, nicht minder zweckmäßiges Einwirken auf Schriftthum und auf Erziehung. Ja sogar (Lips der Wiener Kongreß) schlägt man den Monarchen vor, die jetzige Generation ganz aufzugeben, um alle dermalige Religion und deren Verschiedenheit mit einem Male los zu werden, und so die Heimkehr zur Vernunft zu befördern. Marheinecke will ein zwiefaches Christenthum, eins für Männer, das andere für Frauen, und bloßen Kultus ohne Lehrbegriff. Plank dagegen verpflichtet jeden, daß er helfe, den Wagen des Zeitgeistes aufzuhalten, und schlägt ein moralisch-ästhetisches Reich vor.

Aber alle diese Vorschläge suchen in äußeren Mitteln, oder wollen durch äußere Mittel verwirklichen, was doch allein aus der Sache hervorgehen kann, aus demüthiger Selbsterkenntniß. Die Einzelnen bilden eine große Gesellschaft, in welcher jeder Einzelne über das Verderbniß der ganzen Gesellschaft, sein Individuum von diesem Tadel ausnehmend, klagt, und wo Jeder meint,

Alle würden besser werden, wenn man nur seinem Vorschlage Gehör geben wollte. Vielleicht paßt auf den sonderbaren Zustand auch der Vergleich mit einer Reisegesellschaft, die vom rechten Wege abgeirrt ist. Jeder versichert, alle Andern hätten sich verirrt, nur er nicht. Endlich spricht Einer der Wanderer: »Wir alle sind abgeirrt, wir alle daher müssen den Weg zurückwandeln, um zur Straße zu gelangen, von welcher wir abgekommen.« Aber das wird bestritten. Endlich naht sich ein Mann aus der Gegend, aller Wege wohl kundig, und bestätigt die Aussage des Ueberstimmten. Nun wird der Kundige angegangen, unmittelbar in die rechte Straße quer feldein zu führen. Er wendet ein, das gehe nicht, man komme in der Richtung da nicht durch, nicht hin zum rechten Wege. Jetzt theilt sich die Gesellschaft. Einige gehen mit ihm, dem Wegekundigen, zurück. Andere gehen vorwärts, und sagen: »Einmal und am letzten Ende müssen doch alle Straßen wieder zusammen kommen und gehen weiter.« Der Widerspruch des Wegekundigen und seine Behauptung, die Richtung sey bis zum letzten Ende entgegengesetzt und führe je weiter um so gefährlicher aus einander, wird nicht beachtet. Endlich sind auch Einige stehen geblieben. Diese erklären alle Uebrigen für Thoren und sagen: »Freylich befinden wir uns auf dem unrechten Wege. Aber es ist leicht, es erfordert wenig Verstand, entweder umzukehren und den rechten Weg einzuschlagen, oder weiter zu gehen in dem Abweg. Wir wollen das Ding klüger anfangen. Wir wollen uns zusammennehmen und mit unserm Verstand den unrechten Weg zuvörderst zum rechten Weg machen, und dann ihn verfolgen.« So betrachte ich Viele der Evangelischen, welche obenan stehen in ihren Kirchen, und dem Versuch ihren Fleiß widmen, die evangelische Kirche erst so zu organisiren, daß ihr Weg der rechte werde. Aber wahrhaft achte ich, für Christen erkläre ich jene, die noch ein echtes unerkünsteltes Bedürfniß von Zeit zu Zeit zur Kommunion treibt, denen der Tag, an welchem sie das Abendmal genossen, ein anderer wird wie die gewöhnlichen Lebenstage, die dann, ohne sich etwas darüber zu sagen, eine innere Ruhe und Seligkeit bloß dadurch empfinden, daß sie zum Tisch des Herrn gegangen waren.

VIII. Wünsche für Wiedervereinigung.

Auch diese Wünsche tragen, mit wenigen Ausnahmen, den nämlichen Charakter der Aeußerlichkeit. So will von Alpen, Prediger, allgemeine öffentliche Gebräuche, nämliche gleiche Taufe, Abendmal, Konfirmation und Kopulation, gleiche Ornate, Tracht, Besoldung und Rechte unter den Geistlichen, Ammon dagegen

eine Vereinigung, erst nachdem alle dogmatische Verschiedenheit abgethan ist, und Braun eine unsichtbare Kirche als Vereinigungsband aller sichtbaren. Lehmann meint dagegen, die Protestanten sollten von den Katholiken sich die Andacht, diese von jenen das Bewußtseyn aneignen, als ob damit nicht beydes verloren gehe.

Marheinecke will zuvor die Frage entschieden haben, welche Konfession die herrschende, und welche die überwältigte sey, als ob vom Herrschen und Beherrschen hier die Rede sey.

Preiß und Andere schlagen ein mehreres Studium der heiligen Schrift vor.

Schlegel in der angeführten Jubelrede aber sagt: »Das Abendmal ist ein Mal der wahrsten innigsten Vereinigung mit unserem göttlichen verherrlichten Herrn. So sehr wir auch die über diese Lehre mit unseren Brüdern von der reformirten Kirche geführten langen und heftigen Streitigkeiten beklagen; so glauben wir doch, daß der Gegenstand nichts weniger als unwichtig und unwesentlich gewesen, und erkennen, wohin die Auflösung des Males in eine bloße bedeutende Ceremonie führen müsse. Wir beherzigen, daß wenn die Religion die große Absicht hat, uns mit der Gottheit zu verbinden, sie uns auch ein sinnliches Mittel dieser Vereinigung darbieten, das die, ihrer innern Natur nach geheimnißvolle Religion auch in ihren äußeren Gebräuchen, Geheimnisse und Sakramente enthalten müsse, so wie auch ohne solche keine wahre Kirche würde Statt finden können. Dieß ist mein Leib, dieß ist mein Blut! Das sind die Worte Jesu, an die wir unwandelbar fest halten, bey denen wir uns keine weitere Deutung erlauben. Wir werden in und mit dem Brot und Wein des Leibes und Blutes unseres Herrn wahrhaft, obgleich auf eine uns unbegreifliche, von uns nicht weiter zu ergrübelnde Weise theilhaft. Das Abendmal ist auch nicht bloß eine äußere Versicherung unserer Theilnahme, an der uns durch den Versöhnungstod Jesu erworbenen Segnungen, die nur stärker auf unsere sinnliche Natur wirken soll, als die bloß wörtlichen Verheißuugen der Schrift. Nein, es ist uns eine zwar sinnlich anschauliche, aber auch wahrhaft göttliche Zusicherung unserer durch seinen Tod bewirkten Begnadigung. Wir werden des Blutes und Leibes Christi theilhaft als des Opfers für unsere Sünden, wir werden dadurch, daß wir im Abendmal wahrhaft des Leibes und Blutes Jesu theilhaft werden, auf das allergewisseste und trostreichste unserer Theilnehmung an der durch ihn geschehenen Erlösung versichert.«

Nach diesen bedeutungsvollen Worten will ich hier schließen mit der Aeußerung aus Theoduls Gastmal, daß der Verfall des Protestantismus bald zur Vereinigung nöthigen werde.

IX. Oeffentliche Dekrete in Religionssachen.

Wie will das, was vom Allerhöchsten kommen muß, jenes, dem menschlicher Wille und menschliche Macht sich nur als Werkzeug zur Seite stellen kann, durch letztere allein und vollkommen sich zu Stande bringen, gleichsam sich erzeugen lassen. Absicht und Wille sind gut, bey so manchen landesherrlichen Anordnungen. Auch bewirken letztere einzelnes Gute; aber im Ganzen haben sie sich ein Werk zum Ziel gesetzt, dem sie nicht gewachsen sind.

So kann ich den Verfasser nunmehr verlassen, und ich bedaure nur noch, daß der Raum nicht vergönnt, den Schluß von Schlegels Jubelpredigt hier einzuschalten. Es ist ein Gebet, dessen ganzer Inhalt auf Zurückkehr gerichtet ist. Mir aber scheinen die wenigen Blätter, welche ich hier mit Auszügen aus der Schrift des Herrn Hohenegger angefüllt habe, ein Bild vom Zustande der evangelischen Kirche hinzumalen, wahrer, vollständiger, treffender, reicher und vielseitiger, als es durch jede Darstellung eines selbst sprechenden Schriftstellers sich hätte anlegen lassen. Will man einer Entscheidung zwischen diesem sprechenden Gemälde und der Versicherung des Herrn Dr. Schleiermacher, daß in der evangelischen Kirche keine dogmatische Scheidewand bestehet, ausweichen: so muß man sich auf die Erklärung beschränken, daß beyde nicht in Eintracht stehen, daß Herr Dr. Schleiermachers Werk ein subjektiver Versuch ist, das Widersprechende unter einen Augenpunkt zu stellen, und daß dieser Versuch in dem Ganzen des Gemäldes nur einen einzelnen Moment, eine einzelne Gestaltung der mannigfachen Widersprüche bildet, wohingegen Herr Dr. Hohenegger seinen Zweck erfüllt hat, die chaotische Zersplitterung thatsächlich vor Augen zu legen, welche die evangelische Kirche bedrohet.

Aber auf die Wichtigkeit dieses Zweckes recht ernstlich aufmerksam zu machen, keine der Betrachtungen zu unterdrücken, welche nun vorbereitet sind, theils für die Erweckung der Selbsterkenntniß über den Zustand, in welchem sich das evangelische Christenthum befindet, im Vergleich zu andern Religionen, theils über die Weise, wie wir der versöhnenden Wiedergeburt entgegen zu sehen und entgegen zu gehen haben, dazu finde ich, nachdem die Schrift des Herrn Hohenegger einmal erschienen ist, eine so nähere Veranlassung, als ich überzeugt bin, daß sie nicht wirkungslos bleiben, nicht spurlos vorüber gehen soll.

Stellen wir uns irgend einer nicht christlichen Religion gegenüber, etwa, da es hier nur um das Beyspiel zu thun seyn soll, dem Muhamedanismus, und wir finden bey jedem Volk, das den Koran glaubt, einen Punkt, worin jeder Einzelne mit dem Andern, worin alle unter sich auf eine Weise übereinstimmen,

welche wir unter uns vermissen; es ist das Anhangen an den Religionsstifter, dort also an den Propheten.

Wir thun nicht unrecht, vielmehr wir sind verpflichtet, dieß anzuerkennen. Möglich ist alles Denkbare. Sogar des Nichtdenkbaren problematische Möglichkeit müssen wir dahingestellt seyn lassen, und wir können es. Möge sich verändern dadurch, was da wolle, die Thatsache des zu unserer Erlösung geborenen, für uns gestorbenen Heilands, die wird auch nicht um das kleinste verändert. Was aber bedürfen wir weiter als diese Thatsache? Von dem Augenblicke an, wo wir mit echter Ueberzeugung deren Wahrheit glauben, diesen Glauben als den ersten und obersten jedem anderen Gedanken in uns voranstellen, von dem Augenblick an sind wir echte Christen, und, wunderbar genug! von dem Augenblicke an dürfen wir auch wahrhaft tolerant seyn, dürfen die Möglichkeit auch Andern zu Theil gewordener Offenbarung dahinstellen. Ja wir sichern uns vielleicht gerade dadurch unser christliches Heil und unser christliches Daseyn religiös und politisch um so bündiger, daß wir jenem Grundsatz entsprechen. Je mehr wir der Ermahnung des Erlösers, was du willt u. s. w. auch hierbey treu bleiben, um so vollkommener sind wir befugt, von andern Bekennern zu fordern, daß nicht minder sie diejenige Offenbarung dahingestellt seyn lassen, der wir uns erfreuen. Befestigen wir uns nur in dieser echt und recht, dann sind wir befugt, alles Uebrige in Religionssachen von oben zu erwarten. Wir haben kein Recht, über die Seligkeit oder Nichtseligkeit Anderer ein Urtheil zu fällen. Gedenken wir nur einer Erklärung, mit welcher der verewigte Papst **Pius** die Beschuldigung des Katholizismus, daß er den Protestanten die Seligkeit abspreche, zurückwies. Der einzelne Katholik, hatte der fromme Priester gesagt, weiß es ja selbst hienieden noch von sich nicht, ob er zu den Begnadigten oder zu den Verdammten gehören wird, woher will er diese Kunde vom Protestanten haben?

Also vermeiden wir, mit richtendem Fürwitz hinzuschauen auf andere Glaubensbekenner. Daß der Nicht-Christ auch selig werden kann, mag seyn, wir urtheilen darüber nicht. Aber daß wir es durch Jesum Christum werden sollen, das ist gewiß, das wissen wir gewiß; also damit genug. Erfreuen wir uns dieser Gewißheit, erfüllen wir uns mit nie ermattender Dankbarkeit für diese sichere Kunde, und wenden wir deßhalb unsere Gedanken so wenig wie möglich ab von dem Heiland; so sind wir Christen, und nur dann sind wir Christen.

Entsprechen wir aber dieser Anforderung nicht, dann wird es uns

begegnen, daß, wenn wir einen Blick auf die Bekenner des Korans werfen, wir über uns selbst erröthen müssen. Jene zeichnet es aus, daß ihre Anhängigkeit an den Propheten einen Grad von Innigkeit besitzt, welche die Gesammtheit nicht nur ihrem Glauben treuer erhielt, sondern auch die Einzelnen inniger unter sich verband, enger verbrüderte. Wir werden dieß ehren müssen; aber blicken wir tiefer, und wir treffen noch schönere Tugenden an. Fern scheint es jenen uns fremden Glaubensgenossen, je in ihrem Gebete etwas als Religion genannt, in heiligen Momenten empfunden, oder den Kindern gelehrt zu haben, das sie nicht der Einzelne wie die Gesammtheit, in der Seele wahrhaft geglaubt hätten. Fassen wir eine solche Vereinigung von Muhamedanern ins Auge, von denen keiner den Fuß in die Moschee gesetzt hätte, welcher des Propheten Sendung gedeutet, wohl gar weggeläugnet und doch gesprochen hätte, ich bin echter Moslemin. Setzen wir, nie hätte einer von diesen gedacht und gesprochen: durch meines eigenen Wesens Kraft will ich das dem Muhamedaner verheißene Paradies mir öffnen, oder: ich will nach meiner Einsicht die Weltereignisse und Schicksale lenken, dennoch aber sich in der Gemeine für echten Muselmann durch Glauben an eine unbedingte Weltlenkung Gottes erklärt; so dürfen wir nicht läugnen, daß dieß eine Erscheinung ist, welche wir bewundern sollten. Denn uns ist es gar nicht mehr fremd geworden, die Pfeile des Witzes, die Blicke belächelnden Hochmuths, die Miene des verachtenden Einsichtswahns und die Weise wohl bewußter aber sorgsam versteckter Gleichgültigkeit und so manche andere zweydeutige Verfahrungsweise auf dasjenige hin zu richten, was der Mensch seine Religion, also sein Erstes und Letztes, seinen Trost und seine Hoffnung nennt, dem, wenigstens in gewissen Stunden, sein Gebet zu senden, er sich den Schein gibt. Wo dieß geschieht, da gelangt der Einzelne, nicht genug daß er aufhört mit sich selbst einig zu seyn, dahin, daß er nicht dem Wesen, welchem er die höchste Wahrheit beylegt, nein dem Wesen, welchem er solche abspricht, dennoch den Tribut der Anerkennung leistet. Wandelt er hier nicht die Bahn der Gleichgültigkeit oder der Heucheley? Und kann eine Gesammtheit, zusammengesetzt aus solchen Einzelnen, noch eine Einheit bilden? Wird sie zu einer Einheit gelangen, ohne dem Grundübel zu entsagen? — Nur Eruptionen sind hier zu erwarten, und deren Charakter werden selbst die unwahr unternommenen Vereinigungsversuche an sich tragen, und werden sich schmücken mit der Losung, daß auch der Heiland revolutionirt habe.

Wer aber noch weiter dringt, der wird fortgehend in die-

ser Richtung zugleich erblicken, wie dieser Zustand und dieses Treiben nicht nur den Einzelnen mit sich zerrüttet, sondern auch die Gesammtheit der christlichen Welt auf das tiefste untergräbt.

Man sagt uns, unabweisbarer Andrang physischer Beschwernisse erzeuge die revolutionären Erschütterungen und Ausbrüche unserer Tage. Aber selten leitet und vermittelt jene ein überdachter Plan; sie brechen von selbst aus, wenn die Stunde eines nicht mehr zurückzudrängenden Bedürfnisses schlägt. Eine Uebervölkerung, eine Hungersnoth, unerträglicher Druck grausamer Tyranney, entzündeter Nationalhaß und Aehnliches ruft wohl gewaltsame Ereignisse hervor und die physische Selbsterhaltung drängt zum furchtbaren Kampf der Gewaltsamkeit. Aber weder zur Zeit der Reformation, noch der Revolution haben solche Nothwendigkeiten die Menschheit gepreßt, und bis nun ist keine der erlebten Revolutionen aus einem physischen Drangsal hervorgegangen, das so quälend gewesen wäre, daß noth gethan hätte, sich in gewaltsamem Wege Luft zu machen. Einzig und allein von den moralisch intellektuellen Kräften und auf deren Gebiet haben die Vorbereitungen zu den gewaltsamen Trennungen den Anfang genommen. Entzweyt haben sich die Gedanken und die Gesinnungen, die Menschen haben sich veruneinigt mit sich, daher jener moralische Unfriede, gepaart mit Unzufriedenheit, welchen Friedrich von Schlegel, berufen, tiefer wie der große Haufe, in das Wesen der Dinge einzudringen, so wahr und so richtig für die eigentliche Quelle der Erschütterungen erklärt, von denen die Staaten seit mehreren Jahren bedroht gewesen. Ich habe hiebey des genannten Gelehrten Signatur der Zeit, in der Zeitschrift Concordia im Sinne, und will nur bemerken, daß ich mit Freude und absichtlich jene weltgeschichtliche Signatur der Zeit mit Herrn Hoheneggers theologischen Zeichen der Zeit in Beziehung stelle.

* * *

Aber — mit dieser Nutzanwendung will ich meine Arbeit schließen — ermahnt wohl zur Eintracht, wird wohl der Wiedervereinigung förderlich der, welcher aufdeckt, nicht, wie nahe die Veruneinten stehen, sondern bis zu welcher tief gehenden Scheidung sie sich von einander entfernen? Hat nicht Herr Pfarrer Hohenegger vielleicht sogar den Geist der Zwietracht angeregt, indem er die endlosen Abweichungen und Widersprüche ausstellt, welche den Protestanten zur Beute innerer Aufreibung, zum Raub eines Zwistes seiner Kirche mit den eigenen Bekennern zu machen drohet? Und ist nicht Gleiches geschehen in einer Abhandlung, welche

die Grundverschiedenheit katholischen und protestantischen Christenthums an das Licht zu ziehen strebt?

Diesen Fragen dürften zwey Bemerkungen entgegentreten.

Die protestantische Kirche, welche, um sich den Charakter der Einheit zu geben, sich sehr verständig die evangelische nennt, will als ihr einziges Fundament anerkennen: das Evangelium. Aber unläugbar zeigen uns die heiligen Schriften des neuen Bundes Christi Lehre in einer gewissen Abweichung des Lichtes. Ich wenigstens muß es von mir aussagen, daß ich im Christenthum ein anderes Wesen besäße, wenn ich solches bloß aus Johannes kennen gelernt hätte, eben so wenn Paulus, oder wenn Lukas meine einzige Quelle gewesen wäre. Irgend eine neue Eigenthümlichkeit im Wesen des Heilandes zeigt uns ein jeder seiner Jünger durch die Weise von ihm zu sprechen, oder in seinem Namen zu lehren.

Wird diese Verschiedenheit nun, theils durch ihr Daseyn, theils durch ihre Darlegung, wenn diese von fremdem Munde ausgeht, dem Christenthum schaden oder frommen? Ich sage sie wird Beydes thun, je nachdem man das Gegebene benutzt. Schon Paulus klagt über die Spaltungen in den Gemeinden, klagt, daß der Eine sich Paulisch, der Andere Apollisch, der Dritte Kephisch, der Vierte Christisch nennen. Gar wohl begreife ich, daß man Christum mit einer gewissen Vorliebe aus Johannes oder aus Paulus will kennen lernen, sich abweichend lossagt von den Bekennern, welche allein sich dem Lukas oder Jakobus hingeben. Aber liegt dieß nicht darin, daß man entweder den Ueberbringer über den Geber setzt, oder weil man über das Gewordene den Schöpfer vergißt, über die Erscheinung das Wesen, über den Eindruck und die Erregung den Urquell beyder? Liegt es nicht darin, daß man sich angewöhnt, Beyde zu trennen, daß man sich gewöhnt die Erscheinung unwesentlich, d. h. abgelöset von ihrem Grund im Schöpfer zu betrachten und sie auffassen, sie würdigen zu wollen als einzeln bestehendes Wesen, unabhängig vom Urheber, nur in Beziehung stehend zu ihm? — Dagegen können gewiß Viele von sich bekennen, daß die mehreren Organe, durch welche sie zur Kunde vom Heiland gelangen, je mannigfaltiger sie tönen, um so vollkommener und inniger auch den Heiland ihnen verkündigen; eben je wahrhaftiger sie die Verschiedenheit dieser verschiedenen Manifestationen benutzen als Mittel, nicht sich der Wahrnehmung einzelner Verschiedenheit hinzugeben, und in diesem Wege fortzuschreiten, sondern je wahrhaftiger sie dieselben benutzen, um zugleich auch an ihrem Leitfaden, in welchem sich die eigenthümliche Verschiedenheit eines

jeden kund gibt, nur um so sicherer, und um so ausschließender zurück zu kehren zu dem, von welchem die Stimmen zeugen. Ja, je mehr und sicherer ich mir das Abweichende ihres Inhalts klar mache, um so sicherer und ausschließlicher gelange ich zurück zu dem, von welchem sie zeugen.

Und so kommt es auf die Weise an, wie das Aufdecken der Abweichungen, ja des Widerspruchs benutzt wird. Vergißt man den Heiland entweder ganz, oder fehlt der Erinnerung an ihn die wahre Kraft des Glaubens, dann mehren sich die Spaltungen in zwey Wegen. Sie mehren sich da, wo jeder recht fest, vielleicht sogar recht treu in der einmal entstandenen Separatansicht verharren, alles in sie hineinziehen will. Sie vermehren sich auch da, wo die Bemühung dahin gehet, die Verschiedenheit der Separatansichten scheinbar nur zu erklären, um eine neue innere Einheit derselben auf und darzustellen, wie z. B. Herr Dr. Schleiermacher gethan. Man gewinnt in diesem Wege mit der neuen Einheit nur eine neue Verschiedenheit, nämlich eine neue Verzweigung der Erscheinungen, welche das Phänomen der Einheit darstellt, nicht aber die wesentliche Einheit gibt, oder vielmehr uns nicht zurückbringt zu ihr.

Dagegen, wenn der Heiland nicht vergessen, wenn Alles nicht sowohl bezogen auf ihn, sondern wahrhaft zurückgeführt wird auf ihn, wenn dieses Zurückführen Ernst und echter christlicher Glaube ist; so haben wir keine neue Verfeindung und Spaltung zu besorgen vom Aufdecken der Abweichungen, Verschiedenheiten, ja Widersprüche. Auch sie werden uns ein Leitfaden seyn zurück zum Quell alles Lebens und aller Wahrheit. In dieser Weise wird Hrn. Hoheneggers Buch der Wiedervereinigung förderlich werden.

Aber auch einer Betrachtung, welche noch reiner theologisch ist, möge hier erwähnt werden. Nur durch eine ähnliche Verfahrungsweise, als wir andeuteten, wird die evangelische Kirche von dem Widerspruche mit sich selbst befreyet werden können, so lange sie sich evangelisch nennt, und nicht die echt evangelische Lehre vom Abendmal annimmt. Der Protestantismus, je mehr er sich Evangelismus nennt, zum Zeugniß, daß das Evangelium ihm die heiligsten unverbrüchlichsten Wahrheiten enthält, muß sich vorzugsweise, seiner moralischen Tendenz wegen, welche ihm höher stehet wie die Mystik, an den Apostel Paulus wenden und halten. Dieß geschiehet denn auch dem Worte nach in vielen Fällen. Aber geschieht es in der That, so lange jene Kirche sich nicht zuvörderst in Eintracht setzt mit Paulus Worten vom Abendmal, welche der erstere Brief an die Ko-

rinther, Kapitel 11, Vers 25 bis 29 enthält, und mit der Warnung, derjenige esse und trinke sich das Gericht, der den Leib des Herrn nicht unterscheidet, also der statt seiner anderes genießet, und doch wähnen kann, er habe das Sakrament genommen?

Nicht nur von dieser wichtigsten aller evangelischen Satzungen und Lehren ist die protestantische Kirche abgewichen, sondern auch von manchen andern. Will sie nun durchfechten, daß sie evangelisch sey mit dieser Abweichung, und durch diese Abweichung? Oder will sie einräumen, daß sie nicht evangelisch sey? Jenes muß Streit stiften; letzteres ist nicht sogleich zu fordern und zu erwarten. Dennoch vermag jene Kirche unmöglich zu bestehen als Kirche, sofern sie nicht die wahrhafte Satzung vom Abendmal besitzt. Denn der ist ja nicht der beste Christ, der das Abendmal mit dem besten Verständniß einfacher Wahrheiten, sondern der, welcher es nach dem unzweydeutigen Willen, Absehen und Anordnen des Heilandes genießet. Ueber diesen Willen liegt das Zeugniß in der Schrift, keine vernunftgemäße Vorstellung kann jene Bürgschaft ersetzen. Geht nun der Evangelische nur recht in der That und in der Wahrheit auf das Evangelium zurück, auch ohne Kunde zu nehmen von der römischen Kirche, so wird er wahrlich auch in diesem Wege Belehrung antreffen, sowohl über die Abweichung seiner Lehre vom Abendmal, als wie über seine Behauptung von einer Ursprünglichkeit der evangelischen Kirche, welche der der römischen gleichen will. Auch hierüber sagt Paulus (1 Korinth. Kap. 3. V. 11). »Einen andern Grund kann zwar Niemand legen, außer dem, der gelegt ist, welcher ist Jesus Christus.«

Es gelangt aber die evangelische Kirche nicht zum rechten Glauben vom Abendmal, ohne sich zugleich den Weg zu bahnen in der gesammten Gottesgelehrtheit, jenen einen nur einmal gelegten Grund wieder zu gewinnen. Darum werden die evangelischen Geistlichen gut thun, wenn sie aufhören zu streiten, zu beweisen, darzustellen und glaublich zu machen, ihre Lehre sey eine und dieselbe, zugleich wahrhaft übereinstimmend mit dem Evangelium. Sie werden gut thun, statt dessen Punkt für Punkt eine gewissenhafte Prüfung vorzunehmen, ob sie auch wirklich im Besitz jener Uebereinstimmung sich befinden, und was, bey möglicher Ermanglung dieses Besitzes ihnen zu solchem verhelfen werde. Nur dann wird ihnen derselbe und kann ihnen das durch den Heiland eingesetzte Abendmal zu Theil werden, wenn der Erlöser selbst wiederum der einzige Grund ist, welchen sie besitzen, nicht aber wenn sie fortfahren der evangelischen Gesammtheit zu sagen: »wir wissen nicht, wem wir Christi Leib und Blut geben, wissen auch

nicht, wer dessen zu seiner Erlösung bedürftig ist, wissen auch nicht, ob der wahrhafte Leib wahrhaft genossen, oder ob der zur Erinnerung an den Heiland vollzogene Genuß von Brot und Wein eine Erlösung vollbringt; deßhalb überlassen wir euch selbst die Entscheidung, und auch die Wahl, dem nachgebend, was euch die Stimme eures Gefühls oder auch eurer Vernunft sagt; denn das ist das Rechte, was einem Jeden diese Stimmen andeuten.«

Wilhelm v. Schütz.

Art. IV. La divina Commedia di *Dante Alighieri*, con Tavole in Rame. Per *Gamberini e Parmeggiani*. *Bologna*, 1819, 1820.

La divina Commedia di *Dante Alighieri*. Di Mano del *Boccaccio*. Roveta, negli Occhi santi di Bice. 1820. (Zum Druck befördert von *Aloisio Fantoni*).

Mit Dank nehmen wir auch hier einen neuen Beweis der Bemühungen der Italiener wahr für die Sauberkeit und Korrektheit des Textes im größten Gedicht ihrer Sprache, ja des ganzen Mittelalters. Aus den vielfach wiederholten Abdrücken in unsrer Zeit ergibt sich die zunehmende Neigung für das Studium des Dante. Allein noch scheinen die Leistungen der Gelehrten, so weit sie durch den Druck bekannt geworden, mit dem wachsenden Bedürfniß in keinem Verhältniß zu stehn. Denn wenn man auch den Text buchstäblich eben so wieder hergestellt hätte, wie er aus Dantes Feder gekommen, wenn man auch gute Uebersetzungen, gleichviel in welcher Form, in allen Sprachen zu Stande bringen könnte: so würde dieß doch nur erst Werth haben für den, welcher die schwierige Aufgabe gelöst und hinter sich hat, durch den Wortsinn und die historische Bedeutung hindurch in die wunderbaren Provinzen des Danteschen Geisterreichs eingedrungen zu seyn. Die dringende Aufforderung an einen neuen Herausgeber oder Uebersetzer des Dichters ist die, daß er einen tüchtigen Kommentar hinzufüge. Leider hat Dante durch seine beharrliche Anhänglichkeit an das römische Kaiserthum, wo es sich in Opposition befand mit den weltlichen Anhängern des Papstthums, auch sogar bösen Willen und absichtliche Entstellung bey spätern Auslegern erfahren müssen. Jetzt, wo unparteyische Würdigung und rücksichtlose Liebe zur Wahrheit in der Kritik, wie überall, als die sichersten Stützen des Guten in jedem Gebiete anerkannt werden, jetzt ist es möglich, und vielleicht in Deutschland zunächst zu erwarten, daß ein Mann, der gründliche Kenntniß der scholastischen Theologie und scholastischen Philosophie, der Geschichte und dergl. mit dem Sinn für Ahnungen und Anschauun-

gen einer übersinnlichen Welt verbindet, die Lösung der Aufgabe übernimmt, das größte Geisteswerk des Mittelalters wieder unter uns lebendig zu machen.

Bis dahin mögen folgende Worte über Inhalt und Bedeutung der Divina Commedia als nicht unwillkommene Anregung zum erneuten Studium des Gedichts erscheinen.

Dante beginnt seine Commedia, von der Nachwelt durch das Beywort divina über das Vergängliche erhoben, mit der Schilderung seines eignen Zustandes. Ungewiß in sich selbst, in Finsterniß verloren [1]), so sagt er von sich, wendet er, zu reiferem Alter gelangt, sich zum Nachdenken über das Leben. In der Ferne leuchtet der glänzende Gipfel der Wahrheit; doch von irdischen Trieben gefesselt, strebt er vergeblich, jenem Lichte sich zu nahen. Als er im Begriff ist, der Gewalt des Gemeinen zu unterliegen [2]), findet er im gefährlichsten Augenblicke einen Haltungspunkt an der Vernunft. Diese wird dargestellt unter der Gestalt des Virgil, der als Dichter äußerlich in Verbindung mit Dante steht, noch mehr aber innerlich zum Symbol der allgemeinen Vernunft, wie sie sich des einzelnen Menschen bemächtigt, dadurch geeignet ist, daß Virgil im ganzen Mittelalter als eine mythische Person gedacht wurde [3]), als ausgerüstet mit magischen Kräften und verbündet mit höhern Geistern. Aber da er Heide und Schwarzkünstler war, blieb er ausgeschlossen von der höchsten Seligkeit der Christen. So wurde er Leiter durch die verschlungenen Pfade der Hölle, ein Gefährte und Rath beym Hinanklimmen des Felsens des Fegefeuers. Aber die Vernunft hatte nicht unaufgefordert sich zur Erleuchtung unsers Dichters erboten; vielmehr hatte die Erforschung des Verhältnisses der Gottheit zu den Menschen (die Theologie) der Vernunft es überlassen, jene negativen Zustände ihm aufzudecken. Die Theologie ist symbolisirt durch Beatrice, die verstorbene Jugendgeliebte des Dichters, und sie sendet den Virgil ab. Aber auch sie ist nicht letzte Ursache. Die erleuchtende Gnade und Barmherzigkeit Gottes selber hat vermittelst der geoffenbarten Religion und der natürlichen Vernunft Bedürfniß und Kraft, nach dem Höchsten zu streben, dem Dante eingeflößt. So stehen die vier Personen, eine immer der andern weit untergeordnet, als vier Zeichen. Lucia, die erleuchtende Gnade Gottes; 2) Beatrice, die Erkenntniß der Offenbarungen des Christenthums;

[1]) Mi ritrovai per una selva oscura, Che la diritta via era smarrita. I, 2.

[2]) Mentre ch'i rovinava in *basso* loco, I, 61.

[3]) S. Beyträge zur Geschichte der romantischen Poesie. S. 129. (Berlin 1818).

3) Virgil, die menschliche Vernunft; 4) Dante, der sündige Mensch, den der erste Strahl der göttlichen Gnade zum Bewußtseyn weckt.

Jetzt beginnt die Vernunft ihren Unterricht. Sie lehrt den Dichter das Wesen vom Scheine sondern. Ueber jede Täuschung hinweg gehoben, erkennt er den wahren Zustand des menschlichen Gemüths. Die Schilderung der mannigfachen Gesinnungen und der Beschaffenheiten, worein die Menschen durch die Gemüthsbewegungen gebracht werden, knüpft er an die christlichen Dogmen von der Hölle, dem Fegefeuer und dem Paradiese. Dante hat sich also die schwierige Aufgabe gestellt, wie Milton und Klopstock, Mysterien des Christenthums mit dem lichten Schleyer der Dichtung zu umgeben, und in ihm durchsichtig zu machen. Dadurch ist er gezwungen zu sondern und in einzelnen Individuen zu fixiren, was in der Wirklichkeit sich hienieden nicht so gesondert findet. Kein Mensch ist immer frey von bösen Neigungen; keiner immer ganz von ihnen besessen. In der Zeitlichkeit ist immer nur ein Vorherrschen des Einen oder des Andern. Wie der Maler die fliehende Begebenheit fesselt, und das vorüber Eilende als ein Beharrendes hinstellt: so ergreift dieser Seelenmaler den Augenblick, in welchem der Mensch in einen Zustand ganz aufgegangen ist, und macht diesen zu einem bleibenden dieses Menschen; in der Hölle und im Paradiese das Ewige durch Unendlichkeit der Zeit symbolisirend; im Fegefeuer das Ewige durch das endliche Anlangen im Paradiese als Träger des vorübergehenden aufstellend; alles dreyes den Dogmen gemäß. Denn die einzelnen Personen, wie viel Geschichtlich-Treffendes und Würdiges sich auch über sie in dem Gedicht finden mag, sind bey dem Dichter doch nur immer als Beyspiele, als Symbole eines von einer bestimmten Leidenschaft, einem bestimmten Gemüthszustande durchdrungenen menschlichen Individuums zu betrachten. Die entgegen gesetzte Ansicht kann niemand, der sie sich klar gemacht hat, billigen. Dante spricht über viele tausend Personen das Urtheil ewiger Verdammniß aus. Welcher einzelne Mensch könnte hart und seiner Sache gewiß genug seyn, hier Herold der Rathschlüsse Gottes seyn zu wollen? Wer von uns würde auch dem am meisten begabten Menschen hierin unbedingt Glauben beymessen? Die Sphäre des Künstlers, er sey Maler oder Dichter, kann an die geschichtliche und religiöse Sphäre gränzen, sich vielfach mit ihr verschlingen, aber sie ist eine andere, und hat ein anderes Maß. An die dogmatische Grundlage selber ist schon von vielen vor Dante etwas Mythisches angeknüpft, wie in der Fahrt Karls des Dicken in die Unterwelt *), in der Vision des Mönchs

*) Aus den *Chroniques de St. Denys* bey Bouquet, VII, 148, in Grimms deutschen Sagen, 2, 148.

Alberich [1]), im Fegefeuer des Patricius [2]), in den Verzuckungen der Mystiker in das Paradies u. s. w. Ihnen aber ist Kern, was unser Dichter nur als Hülle gebrauchte. Die Vernunft zeigt ihm zuerst den Zustand der ganz dem Bösen ergebenen Seelen. D. i. Virgil führt ihn in den trichterförmigen Abgrund der Hölle, innerhalb dessen von oben bis zur untersten Spitze herab ringförmige Kreise liegen. An dieser Spitze bildet den Mittelpunkt und Träger des Ganzen der vom Himmel gestürzte Lucifer, das böse Princip. Die einzelnen Kreise sind der Aufenthalt der Lasterhaften. Je mehr das Laster des Menschen Natur entwürdigt, um so näher wohnt er jenem Princip. Ganz vorn in den Vorhallen, dicht hinter der Höllenpforte, sind die leeren und nichtigen Menschen, so wie die, denen das Glück der Offenbarung nicht geworden. Dann folgen schon im Trichter selbst, aber noch dießseits der flammenden Höllenstadt, alle, welche sich vergehen durch zügellose Leidenschaft, ohne boshafte Absicht. Dahin gehören, die sich der Fleischeslust ergeben. Höllenstürme peitschen sie rastlos. — In Koth sind die Schlemmer versunken, trübe Dünste der Erde regnen auf sie herab. Sie zerfleischt Cerberus. Sein hündisches Geheul wird nur gestillt, wenn ihm Erde den Rachen stopft. Nur der Tod sättigt endlich den Hunger des Fressers. In wunderlichem Kampfe plagen sich Geizige und Verschwender. Sie drehen sich stets im Wirbel; wälzen mit der Brust schwere Fässer in eng zugemessenem Raume unter Geschrey und Zank. — Die Zornigen zerfleischen sich mit Zähnen und Nägeln in einem siedenden Pestpfuhl. Er schlägt zusammen über den Häuptern der vor Wuth Besinnungslosen; nur das Aufbrodeln des trüben Schlammes verräth ihr Daseyn.

Eine tiefere Verdammniß ist das Loos derer, die aus Bosheit mit Vorbedacht gegen Gott den Schöpfer oder gegen dessen Geschöpfe fehlen. Verblendete Verbreiter von Irrlehren und Gewaltthätige sind dem bösen Princip nicht so nah als die in zehn Unterabtheilungen zerfallende Masse der Betrüger. Hier sind Heuchler und Schmeichler, Wucherer und Kuppler und ähnliches Gesindel, deren mannigfache Seelenangst, deren Wimmern, Heulen, Zetergeschrey das strenge Auge des Beschauers oft bis zu Thränen erweicht.

Ganz tief in der Enge, nah dem Bösen, sind die, welche zum Betruge den Verrath fügen; von dem Gefühl der Liebe nicht mehr

[1]) Le principali cose appartenenti alla Divina Commedia, *Roma*, 1817, zu Ende.

[2]) Unzählige Mal bearbeitet. S. zu Calderons el Purgatorio de *San Patricio*, in dem Anzeige-Blatt der Wiener Jahrbücher, Band 18, p. 33.

erwärmt, zerreißen sie die heiligsten Bande, und werden zu Meuchelmördern oder Verräthern an Bruder, Freund, Vaterland. Auf einem Eisfelde bis an den Kopf eingegraben starren sie und klappern vor Kälte. Selbst ihre hervor quellenden Thränen werden in ihren Augen zu einer Eisrinde, welche die folgenden Tropfen gewaltsam zurück drängt. Oft, sagt der Dichter, sinkt die Seele in diese Eiskluft, ehe noch der Tod des Leibes erfolgt. Diese Worte zeigen, daß die Strafe des Lasters ihm unmittelbar verbunden, und Eins schien mit dem lasterhaften Zustand selber.

Nach den niederschlagenden Anschauungen des tiefen Verderbens der Menschen-Natur erhebt der Dichter sich mit Mühe zu einem Standpunkt, wo von ferne ein Trost sich zeigt, zu dem Gedanken an die unendliche Liebe Gottes, die auch den zum Bösen Geneigten zu sich ruft, und ihn durch Leiden läutert und zum Heil führt. Wie das Darzustellende so wird auch die Darstellung milder. Dem finstern, nur von Schwefelflammen hin und wieder erleuchteten Höllenschlund entstiegen, befinden sich Dante und Virgil am Fuß des Berges, der zur Reinigung der Seelen bestimmt ist. Der gestirnte Himmel wölbt sich wieder über sie, der erste Schein der Morgenröthe kündigt den heranbrechenden Tag an. Wir athmen wieder frey im Gebiete des Lichts. Die steile Höhe, die jetzt zu erklimmen ist, ist gleichfalls in Unterabtheilungen oder immer enger werdende Kreislinien getheilt. Wie jene des Höllenkegels sich immer tiefer und enger hinab senkten bis zur Central-Spitze, dem Princip des Bösen, so steigen diese nach und nach empor bis zu dem Garten Edens, dem irdischen Paradiese, das heißt, einem Zustande der wieder erlangten Unschuld und Reinheit. Auch in diesen immer enger werdenden Kreisen, die man die Schule des Lebens nennen könnte, treffen wir noch das Schlechte in den Gemüthern; aber nicht mehr als ein gänzliches Verderben derselben, als Laster; sondern vielmehr als eine Krankheit derselben, als Sünde. Hier hat die Seele ein Bewußtseyn ihrer eigenen Entstellung, den Wunsch der Genesung, und daher die Neigung die Sünde von sich zu thun; nur ist diese Neigung noch im Kampf mit der überwiegenden Kraft dieses oder jenes sündhaften Triebes, welcher erst allmälich weggeschafft werden kann. Darum wohnen hier Wehmuth, Reue und Sehnsucht, und darum muß Dante, der von der Gnade zur Erleuchtung berufene Mensch, sich mit der glatten Binse, dem Sinnbilde der Aufrichtigkeit, umgürten, ehe er den Berg ersteigen darf, weil ohne Anerkenntniß eigner Fehler keine Besserung möglich ist. Ganz unten am Berge sind die, welche zwar ihre Sünden erkannt haben, aber erst in der Todesstunde. Sie haben vergeblich gelebt. Dieß auszudrücken läßt der Dichter sie eine eben so lange Zeit als

sie verloren haben, in diesen unteren Räumen harren. Dann erst dürfen sie hoffen, weiter zu dringen. Nicht ganz böse Menschen, die aber zu träg im Guten sind, haben oft Neigung, das Thun Anderer zu bekritteln, die höher streben. So wundern sich auch diese Schatten-Gestalten, daß Dante es wage, schon jetzt den Felsen des Heils zu erklimmen. Bey ihrem Schreyen schaut er nach ihnen um, und zögert. Aber die Vernunft, Virgil, schilt sein Zaudern. Nur der könne das Ziel erreichen, spricht er, der unbekümmert um nichtiges Geschwätz Anderer sich auf seiner Bahn nicht irre machen lasse. Wie Gnade und Gerechtigkeit Gottes verbunden sind bey dem Loose dieser spät bereuenden Sünder erläutert der Dichter in einer Erzählung von dem Streit des guten und bösen Engels um die Seele eines solchen. Wegen einer Thräne der Buße, die er sterbend vergossen, nimmt der Bote des Himmels sie in Besitz; der böse Geist aber im Zorn bemächtigt sich des Leibes, und gibt ihn der Wuth der Elemente Preis. Reue führt die Seele allmälich zu ihrer Heimat zurück, aber die Reue kann das ewige Naturgesetz nicht aufheben, und die sinnlichen und äußerlichen Folgen böser Handlungen nicht vernichten.

Aus den untern Räumen, welche nur die Vorhöfe des zur eigentlichen Reinigung bestimmten Aufenthalts sind, wird der Dichter plötzlich im halben Schlaf durch göttliche Erleuchtung zu dem Eingange der höhern Regionen erhoben. Im Morgentraum sieht er einen Adler mit goldnen Fittigen auf sich herab stoßen, und sich empor in ein Flammenmeer tragen. Adler und Taube sind oft Sinnbilder unmittelbarer göttlicher Gnadenergießungen. Beym Erwachen findet sich Dante vor dem Thore des Heiligthums der Buße. Drey Stufen führen hinauf. Von weißem Spiegelmarmor die erste, die zweyte von einem trüben Gestein, von glühend rothem Porphyr die dritte. Drey Dinge bedarf zuerst die Seele des, der sich aufrichtig zur Buße wendet. Lautere Selbsterkenntniß ohne Schmeicheley, Betrübniß über die Sünde, glühenden Eifer, sie von sich zu thun. Ein Engel gewährt dem Bittenden Einlaß, nachdem er ihm ein siebenfaches P auf die Stirn geschrieben, und ihn vor dem Rückwärtsschauen gewarnt hat. Haben wir jene drey Stufen hinter uns, so erkennen wir unsre Sünden im Einzelnen, die nach Dantes Dogmatik in sieben Hauptsünden (Peccata) zerfallen, und welche auf dieser mühseligen Bahn abgelegt werden sollen. Das Rückwärtssehen wird verboten, weil es unnütz Zeit weg nimmt, und leicht zum Rückfall verleitet.

Innerhalb der Pforte findet man auf dem ersten Absatze den Kreis der Hochmüthigen, der sich rund um den Berg windet.

Beyspiele von Demuth sind, wie von Bildhauern, in die Felswand gehauen. Eben so sind in den übrigen sechs Kreisen auch Gebilde, welche die jedem Laster entgegen gesetzte Tugend versinnlichen: denn der Anblick derselben ist geeignet, uns unsere eigenen Fehler widerlich zu machen. Die Seelen der Hoffärtigen selbst wandeln im Kreise, ungeheure Lasten auf dem Rücken schleppend, die einigen das Haupt bis zum Boden beugen. Die Last ist ihre eigene Hoffart; sie werden jene erst los, wenn diese völlig beseitigt ist. Am Boden zu ihren Füßen zeigen andre Bildnisse die Vergänglichkeit alles dessen, worauf der Mensch sich etwas einzubilden pflegt: Dante wandelt und trägt eine Zeit lang mit ihnen, doch mit kräftigerem Willen; weßhalb er auch, als Virgil ihm winkt, die Last abwirft, aufrecht tritt, und schnell weiter eilt. Von dem Hochmuth gereinigt verläßt er diesen Kreis. Ein P von den sieben ist ihm von der Stirn gelöscht, und so verschwindet bey jedem Austritte aus einem neuen Kreise von neuem ein P, und immer leichter wird, je höher er kömmt, das Klimmen auf den steilen Pfaden. Er ist jetzt im schwarzgelben Ringe des Neides. Stimmen erschallen in der Luft, welche an die Aufopferungen wohlwollend erinnern, und andere, welche von der Häßlichkeit der Mißgunst zeugen. Noch tragen die Neidischen ein härenes Gewand: denn noch nagt in ihnen der gehässige Trieb. Aber die Augen sind ihnen durch einen eisernen Drath geblendet, und sie stützen sich einer den andern, wie blinde Bettler. Das Auge des Scheelsüchtigen hat gierig nach den Gütern anderer geblickt, es kann jetzt nicht einmal das allgemeine Gut, das Licht der Sonne schauen. Sie lehnen sich an einander, weil nur durch gegenseitige Unterstützung auch die besondern Güter erreicht und erhalten werden. Erst wenn sie dieß gelernt, wenn sie das härene Hemd abwerfen, sind sie würdig an jenem Gut Theil zu nehmen, das mit der Anzahl der Theilnehmer wächst. Es ist dieß die Liebe, die, von dem Schöpfer ausgehend, aus den Erschaffenen wiederstrahlt. Diese Liebe, die dem Neidischen fehlt, ist Dante's Sonnenlicht; das Licht vervielfältigt sich in Spiegeln, die Liebe gewinnt an Kraft durch Gegenliebe.

Durch den von dichten Rauchwolken verfinsterten dritten Kreis, den Kreis des Zorns, gelangt der Dichter zu dem vierten, dem Aufenthalt derer, die aus Schlaffheit versäumen das Rechte zu thun. Wenn der Zorn als Laster in der Hölle die Zornigen in einen Pestsumpf bis über die Köpfe versenkte, wo sie im Finstern wie die Bestien gegen einander rasen, so ist er hier als Sünde ein beißender Qualm, der die Seelen mit Nebel zu umziehen und zu ersticken droht; aber in stetem Widerstand gegen

diesen Nebel gewinnen sie endlich Kraft, ihn zu Boden zu drücken, und das Licht zu sehen.

Der vierte Kreis ist gerade in der Mitte zwischen den drey untern und drey obern. Wie in der Hölle die Laster nach einer Stufenfolge geordnet waren, so sind auch bey der Reinigung in den drey untern von reinen fernsten Kreisen die, welche Selbstsucht zu feindlichen Handlungen gegen andre verleitet; in den drey obern die, welche in einem natürlichen Triebe ausschweifen. Die Nachläßigen sündigen aus einem Mangel, aus Mangel an Liebe; sie verstärken im vierten Kreise Willen und Kraft. Im fünften sind Geizige und Verschwender gepaart. Denn diese Sünden können nicht zusammen in der Seele eines Einzelnen wohnen. Durch die Kraft des freyen Willens, der den verderblichen Trieb plötzlich gewaltsam zügelt, schwingt die Seele eines Verschwenders sich mit den beyden Wandernden empor. Der Berg erbebt vor Freude, die Seelen seiner Bewohner singen laut das Lob Gottes. Dieser Entsündigte ist der Dichter Statius, ein Bewunderer und Nachahmer des Virgil, und nach der Tradition ein heimlicher Christ. Wie Virgil die Vernunft, ist Statius der von der Vernunft erhellte Verstand, der, gereinigt von der falschen Anwendung dessen, was ihm eigen ist, nunmehr gewürdigt wird, bis in das Paradies den Dante zu begleiten, selbst da, wo die Vernunft zurück bleiben muß. Im sechsten Kreise finden sie die Schlemmer. Wie Tantalus schmachten sie vergeblich nach lockenden Früchten über ihren Häuptern, und einem hellen Quell zu ihren Füßen. Noch peinigt sie der Trieb, aber sie wissen ihn zu besiegen. Der letzte Kreis endlich zeigt die Wollüstigen, welche in Feuerflammen, ihrer eignen üppigen Glut, sich läutern.

Befreyt von allen irdischen Flecken steht Dante jetzt auf der Kuppe des Felsens, dem Garten Edens. Die Vernunft hat ihn dies Paradies der ursprünglichen Gerechtigkeit und Sitten-Einfalt wieder gewinnen lassen, in welchem er sich bey seiner Erschaffung befand, und das er durch die Lockungen der Schlange, der Sünde, verlor. Weiter kann sie ihn jedoch nicht führen. Höheres aufzuschließen ist dem Lehrer der Offenbarung vorbehalten. Darum legt Virgil jetzt sein Amt nieder, entläßt den Zögling, und setzt ihm die Krone als Zeichen der Freylassung auf.

Der Garten Edens, in dem der von allen irdischen Schlacken Geläuterte sich befindet, ist die ideale Erde selbst, wie sie gedacht wird und seyn müßte vor dem Fall der Sünde und rein vom Bösen. Darum schwindet mit dem Trinken aus dem Flusse Lethe der Gedanke an das Böse, da dieß etwas Hemmendes ist. So erblickt er die triumphirende Kirche und den triumphirenden Staat,

beyde in ihrer ursprünglichen Herrlichkeit. Dante, als Ghibellin, hatte ein seinen Ansichten angemessenes Ideal. Als Feind der päpstlichen Partey und (weltlich-politischer) Hierarchie sieht er die Kirche mit allen ihren Werkzeugen und Institutionen entblößt von jeder weltlichen Macht, und nur ausgerüstet mit tausendfachen Gaben des heiligen Geistes. Als Feind der Republiken, eben so sehr der aristokratischen wie der demokratischen, ist ihm der triumphirende Staat das ideale römische Kaiserthum, wie es als großer festgewurzelter Baum durch die sich an ihn lehnende Kirche die höchste Kraft erhält. In diesem irdischen Paradiese erscheint dem Dichter auch Beatrice von Angesicht zu Angesicht. Sie, die christliche Anschauung des Verhältnisses der Seligen zum Urquell der Seligkeit, vermehrt erst seine geistige und sittliche Kraft, d. i. sie läßt ihn aus dem Flusse Eunoe trinken, und reißt ihn sodann empor zum Aufenthalt der seligen Geister, zum himmlischen Paradiese. Hier werden die innersten Mysterien des christlichen Glaubens und der christlichen Heilsordnung klar, scharfsinnig und tiefsinnig entwickelt und kombinirt. Hier ist keine Allegorie mehr, und der Wortsinn ist Eins mit dem symbolischen; daher ist hier nichts auszudeuten. Das ganze Paradies ist ein fortwährender Hymnus auf die überschwengliche Gnade, mit der Gott die Seinen beseligt. Wenig Worte über den Raum, in welchem der Dichter die Lichtmassen der Seligen vertheilte, werde hinreichen. Nach dem gangbaren System jener Zeit war die Erde der kleine Mittelpunkt des gewaltigen Weltenbaues, um sie herum die immer größer werdenden Sphären der Planeten, dann die Sphäre der Fixsterne, dann der Krystallhimmel, oder das Primum Mobile, zuletzt das unbewegliche Empyräum, welches alles andere umschließt. Die Planeten sind der Aufenthalt derer, die in der Liebe und im Glauben leben. Mehr oder minder sind diese dem Urquell des Lichtes nahe, je nachdem ihre Kräfte, die Richtung ihres Geistes, ihre Erkenntniß verschieden ist. Alle haben Antheil an der allgemeinen Seligkeit, und zwar einen gleichen für das Gefühl der Einzelnen; aber doch ist dieser Antheil stärker oder schwächer, nach dem größern oder geringern Maße des Gefühls, das ihnen geworden.

Im milden Lichte des Mondes, den der Dichter bey seinem Auffluge zuerst erreicht, wohnen die sanften, ruhigen Seelen, deren Sinn sich zur Keuschheit und Enthaltsamkeit neigt. Im Merkur sind die, welche fruchtbar sind an guten Werken und thatenreich; in der Venus die wohlwollenden, mit reiner Liebe zu den Geschöpfen erfüllten; die Sonne ist der Wohnplatz jener vorzüglich erleuchteten Seelen, die den Irrthum vertrieben, und Wahrheiten kräftig verbreitet haben. Sie bilden einen Stralen-

kranz, der in harmonischer Bewegung das Lob des Höchsten singt. Im Mars sind die glorreichen Streiter für den Glauben. Ihre Geister schimmern am Kreuze Christi, jenem großen Symbol des Kampfes wider das Böse. Im Jupiter findet er die Gerechten; im Saturn solche, die sich der Beschauung gewidmet. Eine goldene Leiter führt von hier aus hinauf durch die folgenden Himmel bis in das Empyräum. Die Geister der Beschauenden schwingen sich in unzähliger Menge gleich funkelnden Sternen die Sprossen auf und ab. Im Nu erhebt Dante sich mit ihnen bis in den Himmel der Fixsterne. Wie nichtig erscheint ihm hier die Erde und unser ganzes Planetensystem! Auch noch die neunte und zehnte Sphäre erreicht er durch die Kraft seiner Führerin. Alles in diesem Reich wogt in einem Lichtmeer; stets wächst die Fülle und Stärke des Glanzes, bis der geblendete Blick sich im Borne des Lichts verliert.

* * *

Wir fügen hier jetzt nur eine neue Ansicht über eine einzelne Stelle hinzu, welche wir der Beachtung und Prüfung künftiger Ausleger der Div. Comm. empfehlen.

In der Abhandlung über die italienischen Heldengedichte aus dem Sagenkreise Karls des Großen (Berlin 1820, Rolands Abenteuer Th. 3, S. 173) fügten wir nach einigen Bemerkungen über Pulcis Gewährsmann, den Provenzalen Arnaldo Daniello, hinzu, daß kein Ausleger des Dante bis jetzt zu Purgat. 26, 118.

Versi d'amore, e *prose di romanzi*
Soverchiò tutti.

uns belehrt habe, welche Prosaische Romanze Arnaldo Daniello geschrieben habe, und daß wir auch hierüber von Raynouard Auskunft erwarten.

Die von Raynouard: Choix des Poésies des Troubadours, II, 318, ertheilte Auskunft ist: L'autorité *de Dante* suffirait pour nous convaincre, qu'*Arnaud Daniel* avait composé plusieurs romans. Mais il reste une preuve positive de l'existence d'un roman d'*Arnaud Daniel*, c'est celui de *Lancelot du Lac*, dont la traduction fut faite, vers la fin du treizième siècle, en Allemand par *Ulrich* de *Zatchitschoven*, qui nomme *Arnaud Daniel* comme l'auteur original. Hiermit verbinde man die Nachricht von dem Wiener Codex des Lancelot von Lac (Cod. 151) von Ulrich v. Zatchitschoven im Museum für altdeutsche Literatur (1809) I. p. 603.); die mitgetheilte Notiz, ist auch wirklich wichtiger, als wir Anfangs erwarteten. Denn ist Arnaldo Daniello, der im Fegefeuer unter den Sodomiten sich reinigt, Verfasser eines Lancelot

vom See, so ist auch gewiß von ihm und seinem Roman schon früher die Rede: Inferno 5, 127.

> Noi leggevamo un giorno per diletto
> Di *Lancilotto*, come amor lo strinse:
> Soli eravamo, e senza alcun sospetto *).

Auch hier wissen die Ausleger nur Allgemeines über die Verbreitung der Fabel zu sagen. So aber kommen beyde Stellen in Verbindung, und v. 137.

> *Galeotto* fu il libro, e chi lo scrisse

ist *Galeotto* weder »nome dell' autore di quel romanzo,« noch »nome del romanzo stesso,« sondern

Kuppler war das Buch, und Kuppler der, der es schrieb, nämlich Arnaldo Daniello.

F. W. Val. Schmidt.

Art. V. Abhandlungen der königlich böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften, 7. Band, von den Jahren 1820 und 1821. Prag 1822, gedruckt bey Gottlieb Haase.

Abhandlungen des physikalisch-mathematischen Theils.

Bekanntlich wirft Immanuel Kant irgendwo die Frage auf, warum Astronomie und Medicin, von den Alten beyderseits mit Eifer gepflegte und verehrte Wissenschaften, bey uns Neuern in Rücksicht auf den Erfolg ihrer Betreibung im umgekehrten Verhältnisse mit den Leistungen des Alterthums ständen? wie denn die erstere ägyptisch-griechische Himmelskunde mit Riesenschritten vorgedrungen, so an praktischer Brauchbarkeit wie theoretischer Schärfe eine ganz andere Wissenschaft geworden, die andere aber nach den Geständnissen berühmter Aerzte nicht sehr vorgeschritten mehr sey; — und beantwortet sich dieselbe nach dem Geiste seines Systems, das keine andern Grundlagen der menschlichen Erkenntniß als sinnliche Koncipirung zuläßt, mit der Bemerkung, daß die innigere oder losere Verbindung, in welcher eine Disciplin mit der Erfahrung steht, den Grad ihrer Zu- oder Abnahme bestimme. Denn trotz der ungeheuren Fortschritte der reinen Mathematik neuerer Zeiten durch die mächtigen Hebel der

---

*) Lope de Vega übersetzt diese Terzine, Novelle 4, p. 10. (Obr. sueltas. t. 8.)

> y legendo nos otros por deleyte
> de Lanzarote la amorosa historia;
> encendidos de amor nos declaramos.

Analyse der Integral- und Differential- Rechnung, wo man oft, wenn man sich so ausdrücken darf, Entdeckungen macht, ohne es zu wollen, waren die Alten vielleicht scharfsinnigere Meßkünstler als wir. Der Geist, der Tiefsinn ihrer geometrischen Arbeiten möge es beweisen! Aber wo ein Ptolemäus sich die Existenz eines Sternes herausraisonniren mußte, wird durch Hülfe eines vierzigfüßigen Herschelschen Teleskops den Augen des modernen Beobachters eine Welt astronomischer Erscheinungen aufgethan, von welchen die früheren keine Ahnung hatten. In der Heilkunde aber, wo eine imponirende Masse von Thatsachen die Forschung zur Führerin, nicht aber zur Herrin haben soll, ist es durch unselige Systemsucht, durch die immerwährende Begierde zu generalisiren, dahin gekommen, daß die Anschauung oft vernachläßigt, die Thatsache zu wenig beobachtet wird, und so leichtlich die geistreichsten Theoretiker unserer Zeit einem Hippokrates nachstehen, welcher zehn Jahre der ununterbrochenen Beobachtung des menschlichen Körpers gewidmet haben soll.

Diese Betrachtung, an welche man auch bey Durchlesung vorliegender Abhandlungen eines durch Zweck und Gesinnung gleich achtbaren wissenschaftlichen Vereins erinnert wird, gibt den Standpunkt an, aus welchem die Fülle geographischer Ortsbestimmungen und astronomischer Höhenmessungen mit dem Interesse der Wissenschaft in Einklang zu bringen ist. Denn wenn man von der einen Seite an die königlich böhmische Gesellschaft der Wissenschaften mit gerechtem Vertrauen die Forderung stellen kann, daß ihre Verhandlungen nur Solches enthalten mögen, welches die Disciplinen, die sie sich zum Vorwurfe gewählt, bereichere, befestige oder berichtige; so würde man von der andern nicht ohne einige Verwunderung die Masse astronomischer Exerzitia bemerken, denen der größte Theil ihrer Abhandlungen gewidmet zu seyn scheint. Uebungen, die wohl die praktische Fertigkeit und das schöne Talent ihrer Unternehmer beurkunden, die aber vielleicht andern, mit der Erweiterung der Wissenschaften in näherer Verbindung stehenden Untersuchungen den gebührenden Platz benommen haben dürften. Gegen solche minder anerkennende Ansicht aber darf die Autorität des Königsberger Denkers angeführt werden, daß für den Fortgang der Sternkunde keineswegs zu viele Erfahrungen gemacht werden können, und wie es scheint, eben dieser Ansicht huldigend, hat die Gesellschaft folgenden »Abhandlungen,« eigentlicher Relationen *), im vorliegenden siebenten Bande einen Raum vergönnt.

*) Ueber verschiedene astronomisch und geodätisch bestimmte Punkte Böhmens.

Geographische Länge und Breite von Horziz und Königgratz, ihre Höhen über Prag und die Meeresfläche bey Hamburg berechnet und herausgegeben von Aloys David, kön. Astronom zu Prag.

Astronomische Beobachtungen von den Jahren 1808 und 1809, in einigen Sternwarten des österreichischen Kaiserstaates, gesammelt und fortgesetzt von demselben.

Geographische Ortsbestimmungen von Rottenhaus und den umliegenden Ortschaften, sammt einer einfachen und sichern Methode, Azimuthe irdischer Gegenstände zu bestimmen. Höhen dortiger Gebirgsorte über Prag und der See bey Hamburg, von demselben.

Das eigentlich Interessante dieser mit gewissenhafter Umständlichkeit verfaßten Berichte, nämlich ihre Resultate für künftige Mappirungen, enthält ein kleines, am Ende befindliches, Längen- und Breiten-Schema, und eine Tabelle verschiedener Höhen-Messungen, welche wir den Lesern nicht vorenthalten würden, dürften wir hoffen, ihnen in der Homerischen Aufzählung der Dörfer und Ortschaften, von Dablitz anzufangen bis herab auf Tscheratiz alte Bekannte vorzustellen. So aber begnügen wir uns zu bemerken, daß Hr. David die Breite gewöhnlich mit einem astronomischen Theodoliten, die Längen aber durch die bekannte Methode der Blickfeuer auszumitteln suchte, daß er mit der bereitwilligsten Hülfleistung, die man ihm besonders zur Erreichung letzteren Zweckes überall erwies, und welche dem zuvorkommenden, gefälligen und wissenschaftlichen Sinne seiner Landsleute Ehre machet, vollkommen zufrieden war, und daß man bey Durchlesung dieser Aufsätze wirklich mit Vergnügen die bedeutende Anzahl von Personen wahrnimmt, die sich in Böhmen aus wissenschaftlicher Neigung astronomischen Arbeiten zugesellen, und deren verständiger Mitwirkung die Richtigkeit der Längenbestimmungen durch Blickfeuer vieles verdankt, indem das Gelingen dieser eine Anzahl tauglicher Gehülfen stets voraussetzt.

Die willkommene Zugabe des Herrn David: »Azimuthe irdischer Gegenstände zu bestimmen,« besteht in einer einfachen, ziemlich genauen Methode, die es verdient, die alte Verfahrungsweise zu verdrängen. Man stellt nämlich die Fernröhre eines horizontalen Theodoliten beynahe in den Meridian, und beobachtet am befestigten Vertikalfaden den Durchgang eines genau bestimmten Sternes nach einer verläßlichen Pendeluhr. Stimmt die beobachtete Kulminationszeit mit der ins voraus berechneten überein, so steht der Vertikalfaden in der Ebene des Meridians; stimmt sie nicht überein, so kennt man aus dem Zeitunterschiede den Ab-

stand, bringt die Fernröhre in den Meridian, mißt von diesem den Abstand des irdischen Gegenstandes, und findet so das gesuchte Azimuth.

Zur Prüfung der Operation kann man die Fernröhre der Alhidade sammt den Versicherungsröhren scharf auf den irdischen Gegenstand richten, dann die erstere durch den gemessenen Abstand in den Meridian zurückführen, sie in dieser Stellung befestigen, und beobachte dann wieder die Kulminationszeit eines oder mehrerer Sterne, die genau mit der, so man aus ihren Aufsteigungen berechnet, übereinstimmen muß, wenn man die Zeit genau bestimmt und das Azimuth richtig gemessen hat.

Als der gehaltreichste und an Folgen für die praktische Sternkunde wichtigste Aufsatz erscheint unstreitig eine Abhandlung von Herrn Professor Littrow, über den erweiterten Gebrauch der Multiplikationskreise, dessen Veranlassung eine frühere Operation des Franzosen Biot, welcher nach der Meinung des Herrn Littrow zuerst dieses Instrument in größerer Entfernung vom Meridian in der Nähe des ersten Vertikalkreises zu Zeitbestimmungen angewendet hatte, gewesen zu seyn scheint, und zu dessen erstem Gebrauch Hr. Littrow, wie er sich bescheiden ausdrückt, alma artium matre durch die Nothwendigkeit, aber vielmehr auch wohl durch die Energie seines Geistes gebracht wurde. Auf einer kleinen Sternwarte zu Kasan, die bloß mit einem sechzehnzolligen Baumannischen Multiplikationskreise, aber noch mit keinem Mittagsrohr versehen war, fiel es ihm ein, durch ersteres Zeitbestimmungen zu unternehmen, die über Erwarten befriedigend ausfielen, welche Methode besonders Privat-Sternwarten, denen die Erwerbung eines Mittagrohres zu beschwerlich fällt, anzuempfehlen ist. Von der Erzählung dieser Versuche geht er zur Darstellung seiner auf den Gebrauch des Multiplikationskreises fußenden selbst den Anforderungen astronomischer Schärfe genugthuenden Methode über, wo er mit nicht gewöhnlichem Scharfsinne aus der Prüfung des Ausdrucks für die Polhöhe $d\psi = dz + dt \,.\, tg \,.\, p \,Sin.\, t + dp.\, Cos.\, t$ (p, z, t und ψ successiv für die Poldistanz, die Zenithdistanz, den Stundenwinkel des Sterns, die Aequatorhöhe und p sehr klein annehmend) darthut, daß es in Bezug auf Genauigkeit der Resultate gleichviel sey, ob man die Cirkumpolar-Sterne und unter diesen besonders den Polarstern in oder außer dem Meridian beobachte, aber in Rücksicht auf Bequemlichkeit und Anwendbarkeit der Vortheil offenbar auf der Seite der von ihm vorgeschlagenen Methode liege.

Dann unternimmt er in dem mit III bezeichneten Gliede dieser Abhandlung die Ursache der Aberrationen, die beym Gebrauche des Multiplikationskreises, von dessen verschiedenen widersprechen-

den Resultaten selbst Baron Zach sich dahin ausspricht, »qu'il n'a pu encore asseoir un jugement bien sûr à ce sujet,« vorkommen, zu erklären, und die Mittel zur Hinwegschaffung dieser Hindernisse der Operation anzugeben. Uebrigens empfiehlt sich diese Abhandlung, deren weitläufige Analyse hier einzurücken der Zweck dieser Blätter nicht gestattet, von selbst den Meistern und Freunden der Astronomie zur aufmerksamen Lektüre.

Erwähnenswerth ist endlich noch »die chemische Analyse des Cronstedtits, eines neuen Fossils von Pribram in Böhmen, vom Professor der Chemie, Steinman, welcher ihm sehr sinnig diesen Namen, zur Feyer der großen, wenn auch durch die Leistungen der Neueren etwas in Schatten gestellten Verdienste Cronstedts um die Mineralogie beylegte.

Aus den Resultaten seiner Analysen geht hervor, daß dasselbe, so wie es sich durch die äußeren Merkmale von den bekannten Fossilienarten unterscheidet, auch hinsichtlich auf das quantitative Verhältniß seiner Bestandtheile als eine besondere Gattung angesehen werden müsse.

Abhandlungen des historischen Theils.

Kritische Beyträge zu A. Voigts Versuch einer Geschichte der Universität zu Prag. Von Maximilian Millauer. 8. Prag, 1820.

Zwey Priester der frommen Schulen sind es, die sich in des verflossenen Jahrhunderts zweyter Hälfte bleibende Verdienste um die böhmische Geschichte erwarben. — Dobner durch die sechs Bände seiner Denkmäler und die Bearbeitung des Hajek'schen Zeitbuches, wovon der nachgelassene B. VII bereits im J. 1792 als »fertig zum Drucke« angekündigt, bis jetzt leider! noch nicht erschienen ist, — Voigt durch seine Geschichte des böhm. Münzwesens und durch obgenannten Versuch, der, abermal leider! nicht über den ersten Abschnitt und d. J. 1409 hinausreicht. Es wäre wahre Landesangelegenheit, jenen Band VII an das Licht zu fördern, und kein geringes Verdienst, diesen Versuch durchzuführen, mit vorzüglicher Hinsicht auf die Frage: Wie hat die Prager Hochschule im Laufe der Jahrhunderte die Aufgabe gelöset, gelehrte Kenntnisse, als menschliches Gemeingut, durch lebendigen Vortrag zu verbreiten, und welche Stellung im Staate hat sie von Zeit zu Zeit behauptet? Hr. Prof. Millauer vereint mit dem Vortheile, in der Nähe der wichtigsten Hülfsmittel zu leben, alle inneren Bedingungen, um diesen Bogen zu spannen, und würde ihm, wie nicht zu zweifeln, durch den Vaterlandssinn des Prager

Hauses der frommen Schulen obendrein die Benützung des Voigt'schen, gewiß reichen, und wie es (s. Versuch S. 6 und 103) scheint, ziemlich geordneten Nachlasses gegönnt, so könnte im Kurzen ein Werk zu Stande kommen, dessen Bedürfniß ein gelehrter Körper, wie die böhmische Gesellschaft d. W. oder die Hochschule selbst, ja nur fühlen darf, um es rasch und glücklich ausgeführt zu sehen. Was Hr. Millauer dies Mal liefert, und Rec. gern als Anstalt dazu betrachtet, sind zwanzig Bruchstücke, durch die der Versuch des vortrefflichen, (aber warum gerade, wie es S. 3 heißt, »unübertrefflichen?«) Voigt theils erweitert, theils berichtigt wird. Sie zeugen, worauf es hier zunächst ankam, von Bekanntschaft mit guten Quellen, von Fleiß und Genauigkeit, und versöhnen den Leser vollkommen mit dem etwas pomphaften, abgenützten und obendrein unrichtigen Eingange der Einleitung, der füglich wegbleiben konnte. Sie hätten noch reichhaltiger ausfallen müssen, wenn Hr. Millauer in dem Falle gewesen wäre, mehrere Handschr. des XV. Jahrh., welche die k. k. Hofbibliothek aufbewahrt, und namentlich Nro. LXXXXIX der theol. Klasse zu benützen, die, ein ehemaliger Besitz des gelehrten Bischofes Faber, nebst Auszügen aus Wickleffs Schriften, ein Zeitbuch der Prager Hochschule enthält. Diesen Namen verdient es, weil es von einem großen Bruchstücke der Geschichte seiner Zeit, die Lorenz von der Birke (Brezinn) mit dem Jahre 1414 anfing, Urkunden und Nachrichten gibt, die bis auf das Stiftungsjahr der Hochschule zurückgehen, größtentheils sie betreffen, und übrigens von Augenzeugen herrühren, oder aus junger Ueberlieferung geschöpft, aber durch Schuld des Sammlers, eines eifrigen Kelchners, oder des Abschreibers, wohl nicht ohne Verstöße gegen die Zeitrechnung eingetragen sind. Rec. benützt die Abschrift, die er davon genommen nebst Auszügen aus andern Handschriften der k. k. Hofbibliothek, um hier sowohl zu dem Versuche als zu den Beyträgen in der Absicht beyzutragen, den Baustoff zu einer Geschichte der Prager Hochschule schneller zu vermehren und einen Vorschmack des Antheiles zu geben, den sich dies Werk in der ganzen gelehrten Welt zu versprechen hat. Auf das Zeitbuch wird er mit Ch. U., auf den Versuch mit den römischen Ziffern seiner Absätze — auf die Beyträge mit den arabischen der §§ verweisen.

Ch. U. fängt also an: A. D. MCCCXLVIII *Karolus* Imperator fundauit in *Praga* studium vniuersale in theologia, iure canonico, medicina et in artibus. Cuius locus primus fuit in domo contigua cimiterio S. *Francisci*, post in domo *Lazari* inter Judaeos, et *nunc* in domo *Rotlebi* in foro S. *Galli*. Hec itaque Vniuersitas in quatuor naciones fuit distincta

Bohemorum, Bavarorum, Polonorum et Saxonum, et de die in diem miro modo augebatur sub *vno* tamen Vniuersitatis Rectore.

Nach §. 1 haben die Kanonisten zwischen 1372 und 1415 eine besondere fünfte Bank (Fakultät) unter einem eigenen Rektor gebildet. Ch. U., das oben die Rechtslehre durch jus canonicum bezeichnet, redet in der Jahrzahl abweichend, und darin gewiß irrig, von der Spaltung so, als ob sämmtliche Juristen sie gemacht: A. D. MCCCLXXI In die S. *Georgii* facta secundum statuta Vniuersitatis electione noui Rectoris, antiquus Rector, sclc. *Nicolaus Kolpergk* (*Goldberg*) eandem non acceptauit, sed, tertia die congregati cum *iuristis*, alium sibi quendam, comitem de *Vnstein*, in Rectorem elegerunt. Hinc *iuriste* ab artistis et aliis facultatibus se contra eorum iuramenta diuiserunt, in quo *hucusque* indurato animo persistunt. Nach heutigem Sprachgebrauche sind juristae juris canonici gemeint. Statt Unstein liest Putzlechners Handschrift Pernstein; welche hat Recht? Dem Ch. U. verdanken wir indeß den Namen des ältesten bisher bekannten Rektors; die Ursache der Spaltung, die gegen das erste Grundgesetz der Hochschule verstieß, und doch nach §. 1 von dem Kaiser genehmigt wurde, übergeht es; auch Hr. Millauer gibt darüber keine Muthmaßung.

§. 6 kommt Conradus de Soltau aus Lüneburg, nachmaliger Bischof v Werden, gest. 1407, im Jahre 1383 als baccal. form. vor; 1372 war er decan fac. art. Das Ch. U. führt ihn uns als Rektor auf, dem ziemlich unwürdig mitgespielt wird: H. A. D. MCCCLXXXIV in die S. *Galli* electus fuit *Sollaw* in Rectorem Vniversitatis. In cuius rectoratu magnum certamen intèr nacionem Bohemicam et alias tres naciones insurrexit propter *collegiaturas*, quas non Bohemi; sed extere naciones possidebant. Pro quo prefatus Rector suspendit omnes lecciones sub gravissimis penis. Nacio autem bohemica, non aduertens Rectoris mandatum, publice, *cum armis*, scholaribus lecciones uisitantibus legit, disputauit, et ceteros actus scholasticos in collegio, locis deputatis, exercuit. Quibus sic altercantibus, Rector cum quibusdam aliis, pro ceteris Bohemis aduersantibus, fuerunt a Bohemis, mutatis habitibus suis, plagis percussus, et tunc Theutonici, post multiplices labores circa regem *Wencezlaum* et archiepiscopum et regis consiliarios, videntes, se non posse proficere, *quinque* Bohemos in collegio *Caroli* et sextum indifferentem admiserunt. Et conformiter in collegio regis *Wencezlai* secundum uuotum collegiatorum fuit

concorditer pronunciatum. Pro quo Bohemi in eternum sint benedicti! Diese merkwürdige, und sowohl Hagek z. J. 1385, als Voigt XII erläuternde Nachricht bestätigt, in Verbindung mit der vorangehenden, was XX gesagt wird, daß des jedesmaligen Rektors Amt ein halbes Jahr dauerte, und daß die Wahl zu Georg und Gall geschah. Rec. kennt nur von wenigen Jahren die Namen beyder Rektoren. — Warum zieht Hr. Millauer die tschechische Schreibung Kasel der teutschen Cassel vor?

Geschah die Uebertragung des Karolins §. 9 vor Ankunft der päpstlichen Bestätigung vom 9. September 1385? In dies Jahr setzt sie Hagek — das Ch. U. sogar auf MCCCLXXXVI translato collegio de domo *Lazari* in domum *Rotlebi*, *Nicolaus Lattomissel* magister arcium, fuit ibi dictus primus Rector. Es verdient bemerkt zu werden, daß dieser Nikolaus (vergl. §. 20) im Jahre 1384 decan. fac. art. gewesen war. — Von dem Reichthume Johann Rothlöw's redet Voigt XX. Sein Sohn Martin war es vermuthlich, der das fragliche Haus der Hochschule überließ, und dieser Martin hat sich zugleich das unsterbliche Verdienst erworben, eine der ersten Verdeutschungen der fünf Bücher Moses in schlichter Rede (Prosa) zu veranlassen. Wahrscheinlich von einem Mitgliede der Hochschule verfaßt, mag sie nicht wenig dazu beygetragen haben, die Tschechen zu ähnlichen Versuchen in ihrer Sprache zu wecken, und fand so viel Beyfall, daß Kaiser Wenzel sie durch eine Handschrift auf Pergament gr. Fol. verewigen ließ, die, mit verschwenderischer Pracht aufgeführt, zu den vorzüglichsten Schätzen der k. k. Hofbibliothek gehört, und unter andern sogar durch ihre, oft geschmackvollen Verzierungen Pelzels Zweifel, ob Wenzel aus seiner ersten Gefangenschaft durch eine Bademagd befreyt worden, widerlegt. Die gereimte Vorrede fährt nach einem Gebete um göttlichen Beystand also fort:

Reich ouch, herre! deine stewer
Czu dieser lieben abentewer
Dem vromen herren, der den rat
Von dir selbe enpfangen hat —
Dem werden, getrewen diener dein,
Dem Rotlebin, herren Martein,
Der in rehter tugende kern
Brinnet als ein morgenstern,
Und sich vnder deinen dienst beuget,
Vnd manch gut testament czeuget,
Vnd meret deine heilige Schrift —
Der ouch stiftet dise gestift
Czu lobe deiner herlicheit.
Gib im, herre! stetichcit,

Und dorczu vrolichen mut,
Daz er diez werke gut
Müze volfuren in seinen tagen,
Das er do mite müze beiagen
Der ewigen selden hort;
Vreude — beich, hie vnd dort.
Gib ouch seiner werden vrowen,
Die sich lest in trewen schowen,
Zu allen czeiten lose (?)
Recht als ein werde rose,
Sterk vnd vollekomenheit,
Das sie an deiner arbeit
Mit deinen Schriften erwerbe,
Das sie nymmer ersterbe
Bis, das ir leben also gevalle
Den touben an alle galle *)
Der konigin der truwen vnd der eren
Marien, der werden, heren,
Das sie si müze czuchticlich
Furen in ires Kindes rich
Nu, vnd ewiclich czu lone.

§. 11 Johann Stiekna, nach 1414 Prediger zu Bethlehem, muß also unterschieden werden von demjenigen Stiekna, den Andreas von Brod in seinem Briefe an Huß (Cochlaeus p. 42) diesem als Muster rechtgläubiger Freymüthigkeit und als bereits Verstorbenen aufstellt. Voigt nennt diesen Konrad, weiß aber nicht, daß er Prediger an der Kapelle Bethlehem war. Dieß sagt, nicht ohne die Partey seines Verfassers deutlich zu verrathen, das Ch. U. z. J. MCCCLXXXII Dominica *Letare* incepit annus iubileus in *Wissegrado*, perdurans usque ad *Exaltationem s. crucis* cum peregrinatione ad capellam *Corporis Christi* in Noua civitate, castrum Pragense et monasterium *Brzewniow* .... Et non fuit ex omnibus magistris et doctoribus, qui se, uelut murum, contra symoniacam prauitatem opponeret, sed omnes uelut muti, praua de se dabant exempla, (et) per prefatas ecclesias cum idiotis et indoctis pro acquirendis tum care emptis indulgenciis discurrebant, dempto vno, puta magistro *Wencezlaw*, dicto *Rohle*, pro tunc plebano S. *Martini* Maioris ciuitatis.. Ipse tamen mimus Regis, per *quosdam* inductus, tantum vno uel duobus diebus, per ecclesias, in quodam pileo monstruoso cum ceteris discurrebat, cantando canticum bohemicum

*) L. Bis, das ir leben an galle,
Alsam der touben, geualle

Gahodky, gahodky
Kterak ste rano pocwetly *).

Item magister *Stiekna*, baccalaureus in theologia, pro tvnc predicator autenticus in *Betlehem*, in *Wissegrado* predicando populum ad non negligendam (tam) excellentem graciam multipliciter est hortatus. Et pro tvnc mag. *Johannes Hus*, nondum presbyter, deceptus friuole per tales cohortaciones, in *Wissegrado* confessus, vltimos quatuor grossos, quos habuit, confessori assignando, non habuit nisi panem siccum ad manducandum, et sic cum ceteris lete est peregrinatus. Qui tamen factus presbyter et predicator, multipliciter doluit, et, in ambone publice predicans, de sua fatua peregrinatione confessus fuit. In der Jahrzahl ist sicher ein Fehler, denn das Jubiläum ward 1293 gehalten; aber aus dem Munde eines Kelchners erhalten wir hier ein neues Zeugniß für die, von Einigen angefochtene Rechtgläubigkeit dieses Sticka. Ob übrigens Huß, bereits 1383 mag. juris can. im Jahre 1392 noch nicht einmal Priester gewesen, läßt Rec. mit der Glaubwürdigkeit des ganzen Geschichtchens auf sich beruhen; aber merkwürdig wäre es immer, wenn man wieder einmal ungeheure Wirkungen auf einen unbedeutenden Anlaß zurückführen müßte, und vier, allzu unklug ausgegebene und allzu schmerzlich vermißte Groschen dazu beygetragen hätten, in Hußens Seele den Funken zu schlagen, der seinen Scheiterhaufen und durch ihn ganz Böhmen in Flammen setzte.

§. 7 wird *M. Joh. Cardinalis* a *Reinstein* im Vorbeygehen mit Recht als Rektor z. J. 1417 aufgeführt. Zu Ende d. J. 1408 war er nach Pisa gesandt worden, um die Befreyung der Stanislaw v. Znaym und Stephan Paletz zu bewirken, deren sich sowohl *Henyngus Baltenhagen*, Rector vniuersitatis studii Pragensis ceiusque magistrorum vnanimis in einem Briefe vom 10. Dezember (Cod. Theol. 477) als der König bey den Kardinälen annahm. Das letztere erhellt aus einem Schreiben des Kardinal-Kollegiums an Kard. Balthasar (nachmaligen Papst Johann XXII.), worin es heißt: Serenissimi dom., regis Bohemie, literis ac relatibus honorabilis mag. *Johannis* dicti *Cardinalis de Reinstein*, familiaris et nuncii sui, fuimus super hiis, de quibus Vm. Revm. requirimus et precamur, magna cum affectione requisiti ac

*) O Erdbeeren, o Erdbeeren, wie so früh ihr entblüht! — Der König war es vielleicht wohl selbst, der seinen Hofnarren zu diesem Unfuge verleitete, vielleicht, um den Zulauf zu vermehren. Entblödete er sich doch nicht, einen großen Theil der Ablaßgelder (justo Dei judicio! nennt das der Verf.) an seine Kammer zu ziehen.

rogati. Ideo ipsius dom. regis intuitu, quem totaliter dispositum scimus ad sanctissime vnionis ecclesie effectum, Rev-ssimam Paternitatem Vestram tota mente precamur, ut honorabiles magistros *Stanislaum*, s. pagine doctorem *) et *Stephanum*, formatum in Theologia, ipsius dom. regis capellanos et amicos, quos ita in suis literis nominat, placeat ob reuerenciam eiusdem dom. regis et nostram contemplacionem facere totaliter liberari, ac eisdem equos, res et quecunque bona, que eis extitissent (a) quocunque arrestata aut ablata, integre restitui et prefato mag. *Johanni*, dicto *Cardinali*, qui pro vnione ipse libenter hactenus laborauit, et laborare non desinit, nostram salui conductus et passus (graciam) in fauorabili forma concedere ac Boemos omnes *Bononiam* uenientes, prefati regis intuitu, benigne tractare etc. Datum *Pisis* sub trium nostrorum priorum signetis die 12. Febr. 2 Indicione a. d. 1409. Das Ch. U. sagt: Post *Galli Stanislaus de Znoyma*, doctor theologiae et *Steph. Paletz* mag. arc. euntes ad Pisanum concilium, fuerunt in *Bononia* a *Balthasare*, cardinali, capti, et carceribus mancipati. Quos *Johannes Hus* (?) *Jessenitz* et *Cristamus*, magistri arcium, per interpositas personas liberarunt. Qui post recessum de *Praga* studencium salui *Pragam* aduenerunt. Der Name Huß, in der Handschrift halb durchstrichen, gehört nicht hieher, und beweiset nur, wie geläufig er, nach Johannes, dem Schreiber war. Den Hergang der Sache kennt das Ch. U. nicht genau, macht aber gerne Hussens Anwalde Jessenitz und seinem Freunde das Verdienst, ihre nachmaligen gelehrtesten Gegner 1408 befreyt zu haben. Den Rektor kennt es gleichfalls: Eodem anno in rectoratu mag. *Henningi Balthchagen* facta est dissensio inter nacionem bohemicam et alias naciones etc. Daß Reinstein 1410 abermal nach Italien gesandt wurde, um die Beybehaltung der Kapelle Bethlehem zu bewirken, erhellt aus mehreren handschriftlichen Briefen K. Wenzels, in deren einem an Papst Johann XXII. es heißt: Volumus eciam, quod capella *Bitlehem*, quam pro honore uerbi dei et salute populi pro predicacione euangelii liberauimus, in suo stet uigore, et conseruetur sic, quod eius collatores iure collacionis non priuentur et mag. *Johannes Hus*, capellanus noster fidelis, deuotus et dilectus, ad eandem capellam confirmetur (et) pacifice predicet uerbum

*) Im Briefe des Rektors wird er mag. und theol. professor collegiatus collegii *Karoli* und sein Gefährte mag. et eiusdem s. theol. baccul. form. collegialis collegii regis *Wenceslai* genannt.

dei. Ceterum uolumus, pater beatissime! quod citacio personalis eiusdem magistri cassetur, et, si quis uoluerit ei adobiicere, in regno nostro obiiciatur coram vniuersitate studii Pragensis, uel iudice alio competenti; nam regno nostro non conpetit, virum, in predicacione tam vtilem, in inimicorum discrecionem exponere, et tantam multitudinem populi conturbare. De hiis autem et aliis honorabiles uiri, doctor *Naso* *) et magister *Johannes Cardinal*, fideles nostri deuoti, dilecti, Sanctitatis Vestre clemenciam plenius informabunt. Kein Wunder, daß ein bey dem Könige so angesehener Mann später zum Rektor erwählt wurde; aber auffallend ist die Wärme, womit Wenzel, im Widerspruche mit seinem Erzbischofe, Hußen noch im Jahre 1410 das Wort redet.

Zu den vielen, bisher ungelösten Räthseln der böhmischen Geschichte gehört die Frage: was K. Wenzeln doch eigentlich bestimmt habe, den auswärtigen Nationen an der Hochschule durch einen kümmerlich beschönigten Gewaltstreich das Vorrecht der Stimmenmehrheit zu nehmen, und dadurch seinem Lande und seiner Kammer eine so tiefe Wunde zu schlagen? Voigt XVII. spricht hierüber gar nicht befriedigend, bloß von Hußens Ränken; aber welchen Anhaltpunkt fanden diese in dem Gemüthe des eigenwilligen Königs? Darüber belehret uns das Ch. U. indem es zeigt, daß jene Ausländer durch Widerspruch in einer wichtigen Angelegenheit seinen Zorn auf sich geladen hatten: Eodem anno (1408) in rectoratu magistri *Henningi Balthchagen* facta est dissensio inter nacionem bohemicam et alias naciones scli. Bauarorum, Polonorum et Saxonum propter desiderium regis, qui optabat, ut sibi et Cardinalibus ad abstraccionem obediencie papalis assisterent. Itaque Bohemis consencientibus et aliis nacionibus dissencientibus, propter eorum pluralitatem vocum Rector non audebat contra desiderium concludere. It. eodem ao. veniente solemni (l. venit solemnis) ambassiata a Rege et Vniuersitate Parisiensi ad Regem nostrum *Wencezlaum*, pro tunc in *Montibus Cutnis* existentem. Qui accersito Vniuersitatis Rectore cum doctoribus et magistris, de quorum numero fuit *Johannes Helie Broda*, sacre theolog. Doctores, et *Johannes Hus*, iam arcium magister. Audita legacione de abstraccione obediencie ab vtroque intruso papa, Bohemis placentibus, aliis nacionibus displicentibus inuictissimns *Wenceslaus*, Romanorum et Bohemie Rex, eodem die tres voces, ad instar Parisiensis Vniuersitatis, ad cuius similitudinem Pragensis

*) In einem anderen Briefe: juris utriusque doctor.

Vniuersitas est fundata, largissime donavit. Ex cuius donacione omnes turbate sunt extere naciones, nullatenus consentire uolentes sed facta inter eos diabolica! conspiracio (ne), et sub fidei promissione: pocius exire et nunquam *Pragam* redire, quam Bohemos, incolas regni, ad tres uoces admittere, in preiudicium, vt dixerant, et aliarum nacionum grauamen. Es liegt nahe, daß die französischen Gesandten Hußens gutem Willen, die Ausländer von ihrem Vorrechte zu verdrängen, mit dem Beyspiele der Pariser Hochschule entgegen kommen konnten; aber auf jeden Fall reiht sich, nach dieser Darstellung des Ch. U., die ganze Begebenheit an die unzähligen an, deren lezte Fäden sich in Rom, dem Mittelpunkte der neueuropäischen Welt, verlieren.

§. 14 vermehrt Hr. Millauer die Namen der Rektoren, deren Voigt bis 1409 nur neun auftreiben konnte, glücklich mit sechs anderen. Sdenko v. Labun wird XIX als zweyter genannt; allein das Ch. U. sagt: Anno domini 1409 circa festum *Georgii*, magistro *Zdenkone* ad instanciam regis *Wencezlai* a Bohemis in Rectorem recepto, aliis nacionibus non consencientibus, factum est schisma magnum nacionum. Itaque extere naciones, satisfacientes iuramento suo, de *Praga* pedibus, equis et curribus recesserunt. Hoffmann von Schweidnitz war daher in diesem Jahre nicht erster Rektor, sondern etwa zweyter im Jahre 1408 und Nachfolger Baltenhagens, unter welchem K. Wenzel den Ausländern die Stimmenmehrheit entzog. Die Verordnung darüber, die Balbin auf den 29. September 1409 setzt, kommt auch Cod. Theol. 477 vor — überschrieben Litera Regis *Wenceslai*, Regis Romanorum et Bohem. directa Vniuersitati Pragensi sub rectoratu *Henyngi* — gegeben: In Montibus Cuthnis 1409, was aber 1408 heißen muß, wenn man nicht dem Ch. U. widersprechen, und mit Voigt XIX 152 gar eine zweyte Verordnung des Königes annehmen will. Uebrigens gibt es eine Abhandlung Contra Communionem Calicis Laicalem, an deren Schlusse sich Mag. *Johannes Hofman de Swydnitz* S. theol. professor pronunciatus in studio *Lipcensi* a. d. 1421 als Verfasser nennt. Sie enthält manches Geschichtliche über den Feldzug K. Sigmunds vom Jahre 1420 und auch eine Rückerinnerung des Verf. an Prag. Cod. Fol. 199: Et apparet aliqualiter mirabile, quod ipsi aduersarii iam decernunt ad decretum Romanorum Pontificum, allegantes capitula et decreta eorum; cum tamen recolo, me ab ipsis audiuisse: Quid decretum? Humana tradicio. Quid decretales? Epistole, uerius coopertorie pape. Nonne ante

aliquot annos bullas pape conbusserunt et in *Praga* ciuitate? Numquid non hodie in multis aduersantur constitucionibus ecclesie? Si quid est, uel pro eis esse videtur in s. canone, allegant et recipiunt: si quid autem etc. etc.

Rec. findet nicht leicht einen schicklicheren Ort für einige andere Namen von Rektoren, die er theils im Ch. U. theils in Urkunden gefunden, und erlaubt sich daher, sie bekannt zu machen; obwohl sie schon in den Anfang des zweyten Zeitraumes gehören. 1410 *Joh. Andree Schindal*, Doct. Med. et Mag. in Artib. — 1411 *Symon de Tyssnow* — 1412. *Christian de Prachatitz*. *Jacobus de Sobieslavia* — 1413. *Michael Malanitz*. — 1417. *Briccius de Buda*, *Joh. Cardinal de Reinstein* — 1420 *Procopius de Plsna*.

Johannes von Marignola, minderen Bruders und päpstlichen Legaten Reise in das Morgenland v. J. 1339—1353. Aus dem Latein. übersetzt, geordnet und erläutert von J. G. Meinert, u. s. w. Prag, 1820.

Kurz vor dem Sturze der mongolischen Dynastie in China hatten es die minderen Brüder dahin gebracht, daß eine genauere Verbindung zwischen den Höfen von Cambalek (Peking) und Avignon durch eine Wechselgesandtschaft eingeleitet wurde, an deren Spitze, von päpstlicher Seite, Joh. von Marignola stand. Im Jahre 1339 reiste er über Konstantinopel nach Asien, war in jedem Falle einer der ersten und wahrscheinlich der letzte Missionär, der durch die Wüste Schamo bis Kathay (Nordchina) vordrang, das er, nach vierjährigem Aufenthalte, verließ, um über Mantschi (Südchina), Indien, den persischen Meerbusen und Palästina nach Europa zurückzukehren, wo er im Jahre 1353 anlangte. Hier erregte er freudige, wiewohl hinterdrein getäuschte Erwartungen für die Ausbreitung des Christenthums in China, und so sehr die Aufmerksamkeit Karls IV, daß dieser ihn nach Prag einlud, und ihm auftrug, eine gedrängte Geschichte der Böhmen zu schreiben, und darein seine (wahren und eingebildeten) erdbeschreiblichen Entdeckungen zu verweben. Dieß sonderbare und im Laufe der Jahrhunderte beynahe vergessene Werk war von Dobner in seiner Denkmäler Th. II. i. J. 1768 herausgegeben, aber durch die Anmerkungen, womit er es begleitete, in seinem erdbeschreiblichen Theile zum wahren Räthsel geworden. Hr. Meinert übernahm, um zur Ehre seines Vaterlandes beyzutragen, die etwas undankbare Mühe, es zu lösen, und mit einem Aufwande von Gelehrsamkeit und Fleiß diesen Marignola in die Reihe der Länderentdecker einzuführen. Ihm gebührt seine Stelle unmittelbar hinter

Ulrich von Partenaun, mit dem er auch den Orden und einen Theil des Reiseweges, aber weder die Menge noch die Art der Vorurtheile gemein hatte. In dem Kopfe Ulrichs spuken noch Jakob von Vitry's Mirabilia Mundi, die seit dem zwölften Jahrhundert in Klöstern häufig gelesen wurden; er sieht Lämmer auf Bäumen wachsen, glaubt an Menschen mit Hundsköpfen und Adlerschnäbeln, und hält künstliche Pfauen im Pallaste des Großchans, die sich bewegen, für Blendwerke des Teufels, u. s. f. Von solchen Wahnbegriffen hat sich Marignola bereits losgerissen. Er, früher Professor zu Bologna, unterscheidet weislich Ungeheuer von Mißgeburten, und sagt unter andern: »Ich glaube, mir mehr Mühe als irgend Jemand gegeben zu »haben, um die Wunder der Welt aufzusuchen; aber ich habe »nirgend Völker von Ungeheuern erfragt: im Gegentheile, man »frägt mich, ob es bey uns dergleichen gäbe?« Was ihm anklebt, ist die gelehrte und fromme Eitelkeit, seltsame Entdeckungen gemacht zu haben, die das Ansehen des Christenthums erhöhen, und Stellen der Bibel erläutern, oder abenteuerliche, wiewohl damals beliebte Kommentare derselben bestätigen sollen. So will er aus Erfahrung wissen, daß die Erde in Kreuzform über dem Gewässer sich ausbreite; er hält, durch die Lautähnlichkeit der Namen getäuscht, die Insel Java für Saba; er behauptet, daß man auf Ceylon, wo er sich eine Zeit lang aufgehalten, die Wässer des nur vierzig Meilen südlich gelegenen und bis an den Mond reichenden Paradieses rauschen höre, und daß sie sich unterirdisch als vier große Ströme durch die Länder vertheilen; er glaubt durch die Ueberlieferungen, welche die Indier von ihrem Gotte Gaudma aufbewahren, die Geschichte Adams zu bereichern u. s. w. Mit diesem und ähnlichen Träumen verbindet er brauchbare Nachrichten, z. B. von der mongolischen Weltreise, und insbesondere von südindischen Gewächsen, und bleibt, wie der Herausgeber richtig bemerkt, ein merkwürdiger Zeuge von dem Zustande der Kindheit, aus welcher sich Länder- und Völkerkunde seit dem vierzehnten Jahrhunderte emporgearbeitet hat.

Johann Chorinus. Nebst einem Verzeichnisse seiner bisher entdeckten Schriften. Ein Beytrag zur böhmischen Literärgeschichte, und Opus posthumum (sagt denn nachgelassenes Werk nicht eben so viel?) von Gottfried Johann Dlabacz u. s. w. Prag, 1821.

Die Geschichte der lateinischen Poesie in Böhmen hat im sechzehnten Jahrhundert manchen geschätzten Namen aufzuweisen. Einer derselben ist Johann Chorinus (eigentlich Polnj oder Polnik), der, geb. zu Böhmisch-Triebau um 1561,

als Professor der Philosophie und Prorektor der Karoliner Hochschule 1606 (nicht 1806, wie es S. 9 heißt) starb. Seiner bisher entdeckten Gedichte, die hier unter fünf und dreyßig Titeln aufgeführt werden, sind eigentlich nur ein und dreyßig, wenn man das von den vier Jahrzeiten nach der Gesammtausgabe von 1616 nur Einmal zählt. Dieses ist zugleich sein vorzüglichstes Werk, und hätte ihm den Ruhm eines Thomson eintragen können, wenn er Kraft genug besaß, sich über die gelehrte Einseitigkeit seines Zeitalters zu erheben, und in seiner Muttersprache zu dichten, in der Hayeck bereits die Sagen-Ueberlieferungen und Thaten der Tschechen verewigt hatte. Auch der sel. Dlabacz hätte wohl gethan, uns dieses Gedicht in Beziehung auf Geist und Sprache mit kräftigen Zügen zu kennzeichnen, und sein Urtheil mit einigen ausgehobenen Stellen zu belegen — die übrigen, meist Gelegenheitgedichte, bloß zu nennen, und auf die geschichtliche Ausbeute, die sie etwa gewähren, hinzudeuten. Rec. will mit dieser Bemerkung dem wohlbegründeten Ruhme des fleißigen Mannes keineswegs zu nahe treten, sondern gelegentlich vor derjenigen Behandlung der Gelehrtengeschichte warnen, wodurch diese, anstatt, wie unter Dobrowsky's fester Hand, Wegweiserin in ihrem Gebiete zu werden, sich begnügt, bloße Sammlerin zu bleiben. Was die Manen sowohl Chorins als Dlabaczens der, auf das Gelindeste gesagt, Flüchtigkeit des Korrektors? zu verzeihen haben, ist eine ziemliche Anzahl häufig sinnstörender Druckfehler in den angeführten Stellen: z. B. S. 7, Phöbum st. *Phoebum*; S. 8, Andini st. *Audivi* — pollite st. *polite*; S. 13, Nolo st. *Noli*; S. 15, Camaenis st. *Camoenis*; S. 21, cum st. *eum* — caedem st. *eaedem*; S. 82, sustineamus st. *sustineamur*; S. 23, Constiterat st. *Constiterant*; S. 24, Phoebaecis st. *Phoebaeis* — addocet st. *adducet*; S. 25, novus st. *novos*; S. 26, Genilliaca st. *Genethliaca*; S. 27, distinquinais st. *distinguimus*, S. 36, Detrahito st. *Detrahite*.

Art. VI. 1. Ueber das wahre Verhältniß des Umkreises zum Durchmesser des Zirkels. Von Joseph Wenzel Schmid. Wien, 1821. 11 Seiten mit 2 Tafeln.

2. Versuch, die Zirkelfläche ins Quadrat zu bringen. Von Bürgermeister. Im Hesperus, Band XXX, Nro. 30 und 31. Prag, 1821.

3. Die Quadratur des Kreises. Den Freunden der Wissenschaft zugeeignet von Bernhard Wanschaff. Berlin, 1822. 14 Seiten 4to, mit 10 Kupfertafeln.

4. Der Tetragonismus, oder die Kunst einen vierseitigen Raum zu finden, der dem eines Zirkels gleich sey. Nach der gefundenen geometrischen Solution des berühmten Problems des Verhältnisses des Durchmessers zur vollkommenen Quadratur der Zirkumferenz des Zirkels, und des Durchmessers zur Oberfläche des Zirkels, nach Archimed. Von dem Geometer Anton v. Scaramelli aus Venedig. Wien, 1823. In 8vo. 34 Seiten, nebst 10 Seiten Vorrede und 2 Kupferstichen. Auf gegenüberstehenden Seiten deutsch und italienisch.

Sogar in der Mathematik, welche sich doch seit mehr als zwey Jahrtausenden einer bisher von keiner anderen Wissenschaft erreichten Evidenz rühmt, finden sich Schwierigkeiten, deren gänzliche Hinwegräumung auch den scharfsinnigsten Forschern noch nicht gelingen wollte. Einige von diesen Schwierigkeiten sind nur dem Auge des Eingeweihteren sichtbar; sie können daher nur von solchen beachtet, und nur von Solchen Versuche gemacht werden, sie zu heben.

Andere hingegen vermag auch der flüchtigste Blick zu entdecken; diese sind ihrer Natur nach von Allen gekannt, welche nur die Schwelle der Mathematik betreten haben. Zu dieser letzteren Klasse von mangelhaften Theilen der Mathematik rechnet man gemeiniglich die Quadratur des Kreises; es wird sich später zeigen, ob dieß mit Recht geschehe, oder nicht? Diese Aufgabe ist seit dem funfzehnten Jahrhunderte die Lieblingsbeschäftigung aller jener, welche gerne Erfindungen in der Mathematik machen möchten, ohne jedoch die dazu nöthigen Kenntnisse zu besitzen. Der Eifer, den Zirkel zu quadriren, der zuweilen wohl eine auri sacra fames gewesen seyn möchte, ging so weit, daß gelehrte Gesellschaften, um nicht von solchen angeblichen Quadraturen des Kreises zu sehr überhäuft zu werden, sich zu der Erklärung genöthiget sahen, jedem wie immer gearteten Aufsatze über diesen Gegenstand die Annahme zu verweigern.

Obgleich eine solche Erklärung wohl den unzweydeutigsten Beweis liefert, wie wenig an der wirklichen Auffindung dessen, was hiebey noch zu leisten erübriget, gelegen sey, und obgleich die größten Mathematiker sich eben so unzweydeutig hierüber aus-

gesprochen haben, so finden sich doch noch immer Leute, welche aus Unkenntniß der wahren Beschaffenheit dieser Aufgabe ihre Auflösung suchen, ungeachtet sie größtentheils selbst gestehen, in die tieferen Geheimnisse der Mathematik nicht eingeweiht zu seyn. Diesen muß man daher Horazens Worte zur Beherzigung zurufen:

Sumite materiam vestris, qui scribitis, aequam
Viribus, et versate diu, quid ferre recusent,
Quid valeant humeri.

Es ist aber auch nöthig, ihnen den Irrthum zu zeigen, in welchem sie befangen sind; daher wird man eine kurze Anführung dessen, worin jene Aufgabe eigentlich bestehe, was dabey bereits geleistet wurde und was noch zu erreichen gedenkbar sey, hier nicht am unrechten Orte finden.

Einen Kreis quadriren heißt ein Quadrat konstruiren, welches dem Flächeninhalte des Kreises gleicht. Gewöhnlich verlangt man überdieß, daß die Konstruktion bloß durch gerade Linien und Kreise bewerkstelliget werde. Den Flächeninhalt eines Quadrats aber drücken wir durch eine Zahl aus, und umgekehrt können wir immer ein Quadrat konstruiren, dessen Flächeninhalt durch eine gegebene Zahl ausgedrückt wird; daher besteht die Quadratur des Kreises eigentlich in der Auffindung der Zahl, welche seinen Flächeninhalt darstellt.

Aus den schon von Archimedes erwiesenen Sätzen folgt, daß es einen beständigen Koefficienten gebe, mit welchem man nur die zweyte Potenz des Halbmessers eines Kreises multipliciren dürfe, um seinen Flächeninhalt zu erhalten, und daß dieser Koefficient der Quotient des Verhältnisses des Durchmessers zum Umfange des Kreises sey; daher kommt alles darauf an, diesen Koefficienten, welchen die Mathematiker durch den Buchstaben π zu bezeichnen gewohnt sind, zu bestimmen; denn nennen wir den Halbmesser eines Kreises r und seinen Durchmesser $d = 2r$, so wird der Flächeninhalt $= \pi r^2$ und sein Umfang $= \pi d = 2\pi r$ seyn. Wäre $r = 1$, so würde der Flächeninhalt $= \pi \cdot 1^2 = \pi$ seyn; setzt man aber $d = 1$, so findet sich der Umfang $= \pi \cdot 1 = \pi$. Daher drückt π den Flächeninhalt eines Kreises aus, dessen Halbmesser $= 1$ ist, oder auch den Umfang eines Kreises, dessen Durchmesser $= 1$ gesetzt wurde.

Man war lange Zeit ungewiß, ob π eine rationale Zahl sey oder nicht; jeden Zweifel hat endlich Lambert im Jahre 1761 gehoben, indem er bewies, daß π keinen rationalen Werth haben könne. Von dort an konnte nur noch die Frage seyn, ob es nicht möglich sey, π bloß durch Wurzelgrößen darzustellen? Dieß

ist zwar bisher niemanden gelungen, es hat aber auch niemand die Unmöglichkeit des Gelingens erwiesen.

Deßwegen muß man sich damit begnügen, eine Zahl anzugeben, welche von π so wenig unterschieden ist, als man nur immer wünschen mag. Zu einem so genäherten Werthe von π ist man hauptsächlich auf zwey Wegen gelangt.

Wird einem Kreise, dessen Halbmesser $= 1$ gesetzt ist, ein Vieleck ein- und ein anderes umgeschrieben, so wird der Kreis größer als das eingeschriebene, jedoch kleiner als das umgeschriebene Vieleck, und daher von jedem derselben weniger unterschieden seyn, als beyde von einander. Findet man nun bey ihrer Berechnung, daß sie sich z. B. in 10 Decimalstellen nicht unterscheiden, so kann man jedes derselben für den Flächeninhalt des Kreises annehmen, ohne daß der dadurch verursachte Fehler eine Einheit in der zehnten Decimalstelle betragen könnte. — Wollte man den Umfang der Vielecke berechnen, so würde von der Peripherie des Kreises dasselbe gelten, was eben von dem Flächeninhalte gesagt wurde, nur müßte man hiebey den Durchmesser $= 1$ setzen. — Die Mittel, deren man sich bedient hat, oder bedienen könnte, um zwey solche Vielecke zu finden, welche sich sehr wenig von einander unterscheiden, sind mannigfaltig; jedes gute Lehrbuch der Geometrie gibt dazu wenigstens einige Anleitung. Es müssen hiebey aus Wurzeln immer wiederholt Wurzeln ausgezogen werden, die man nur näherungsweise, gewöhnlich in Decimalbrüchen, angeben kann. Durch Hinweglassung der übrigen Decimalstellen entsteht also ein Fehler, der durch die Multiplikation dieser Zahlen unter einander noch vermehrt wird, und man erhält anstatt der Vielecke zwey kleinere Zahlen, wobey es wohl geschehen könnte, daß dann π nicht mehr zwischen ihnen enthalten, sondern größer wäre als beyde, und man somit die Größe der Näherung nicht mehr bestimmen könnte. Allein man kann ja anstatt einer irrationalen Wurzel sowohl den etwas kleineren als auch den etwas größeren rationalen Bruch nehmen; daher wird es nicht schwer seyn, die Rechnung so einzurichten, daß man anstatt des umgeschriebenen Vieleckes eine etwas größere Zahl erhalte, anstatt des eingeschriebenen aber eine etwas kleinere, und so wird es keinem Zweifel unterliegen, daß π zwischen diesen beyden gefundenen Zahlen liegen müsse.

Auf solche Art hat Archimedes durch Ein- und Umschreibung eines regelmäßigen 96eckes $\pi < 3\frac{1}{7}$ und $\pi > 3\frac{10}{71}$ gefunden, so daß durch die Annahme einer dieser Zahlen anstatt π ein Fehler begangen wird, der gewiß weniger als $\frac{1}{497}$ beträgt.

Nachher erfolgten weit genauere Bestimmungen von π; so fand Metius $\pi = \frac{355}{113}$, wobey der Fehler nicht einmal $\frac{1}{1000000}$ ausmacht. Ludolph von Ceulen gab π in 32 oder 35 Decimalstellen richtig an, eine Genauigkeit, welche auch bey den schärfsten Rechnungen niemals erforderlich ist. Zu dem hier vorgesetzten Zwecke wird es genug seyn, nur 7 Decimalstellen anzusetzen, nämlich: $\pi = 3{,}1415926\ldots\ldots$

Ungeachtet die Ludolph'sche Zahl zu jedem Gebrauche mehr als hinreichend ist, haben doch einige Mathematiker, mehr vielleicht in der Hoffnung, dadurch irgend eine merkwürdige Eigenschaft von π zu entdecken, als um der größeren Genauigkeit willen, die Berechnung noch viel weiter getrieben. Man findet z. B. in Vega's logarithmisch-trigonometrischen Tafeln π bis auf 140 Decimalstellen richtig angegeben, ja es ist π bis auf 156 Stellen entwickelt werden.

Die Methode, welcher man sich zu diesen genaueren Berechnungen bediente, besteht darin, daß man durch die verschiedenen von der neueren Analysis dargebotenen Mittel π durch eine ohne Ende fortlaufende Reihe von immer kleiner werdenden Gliedern auszudrücken sucht, durch deren successive Addition man dem wahren Werthe von π sich mehr und mehr nähert. Der Fehler, welchen man hier auch die Ergänzung zu nennen pflegt, besteht in der Summe aller nicht addirten Glieder; da nun die Anzahl derselben unendlich ist, so könnte ihre Summe noch immer sehr beträchtlich seyn, wie klein auch die einzelnen Glieder ausfallen mögen; auf diese Art könnte man über die Größen der Näherung kein zuverläßiges Urtheil fällen. Wenn wir aber gleich die Ergänzung nicht genau angeben können, so ist es doch bey allen zur Quadratur des Kreises dienlichen Reihen nicht schwer, die Gränzen zu bestimmen, zwischen welchen jene enthalten seyn muß, ohne sie überschreiten zu können.

Daher werden die mit gehöriger Berücksichtigung der Ergänzung gemachten Berechnungen von π fortan als ein sicherer Prüfstein feststehen, an welchem sich die Wahrheit einer jeden andern Angabe erproben mag, und jede angebliche Quadratur des Kreises, welche für π einen mit dem bereits gefundenen nicht völlig übereinstimmenden Werth gibt, können wir eben deßwegen schon als unrichtig verwerfen, ohne daß es nöthig wäre, die Gründe dieser Unrichtigkeit in ihr selbst aufzusuchen.

Aus dem Angeführten ist es nun leicht, die Fragen zu beantworten, was eigentlich bey jener Aufgabe noch zu leisten, und welcher Nutzen von der wirklich erfolgten vollständigen Lösung derselben zu erwarten sey?

Die meisten Quadrirer des Kreises haben sich mit der Hoffnung geschmeichelt, ein rationales Verhältniß des Durchmessers zur Peripherie zu finden. Diese Hoffnung hat ihnen, wie oben gesagt wurde, Lambert gänzlich entrissen; es ist sogar sehr wahrscheinlich, daß sich π nicht einmal durch Wurzelgrößen vollständig darstellen lasse, so daß hiebey nichts mehr zu leisten ist. Es wäre zu wünschen, daß diese letztere Behauptung strenge erwiesen würde, um dadurch allen künftigen Versuchen ein Ende zu machen, und einen Erfinder der Quadratur des Kreises gleich einem Schatzgräber mit der Wünschelruthe behandeln zu können.

Da indessen ein solcher Beweis bisher nicht geliefert worden ist, so wollen wir den Fall annehmen, daß π wirklich durch bloße Wurzelgrößen dargestellt werde. Bey dem Gebrauche dieser Zahl müßten wir uns, wie bey jeder irrationalen Zahl, dennoch eines nur genäherten Werthes bedienen; einen solchen aber haben wir bereits viel genauer, als auch die feinsten Rechnungen je erfordern können; daher würde man sich sehr irren, wenn man durch eine solche Erfindung der Mathematik wesentliche Vortheile zu verschaffen glaubte, vielmehr ist es gewiß, daß sie dem Mathematiker nur der Mittel wegen interessant seyn könnte, durch welche sie bewirkt wurde; in der angewandten Mathematik würde sie durchaus gar nichts ändern.

Jedes Streben nach dem Wahren hat ohne Rücksicht auf den Erfolg und den erzielten Nutzen einen eigenen selbstständigen Werth; Rec. erkennet und verehret dieses Bestreben auch an den Aufsuchern der Quadratur des Kreises; sollte es aber bey dem weiten Felde, das die Mathematik sowohl als jede andere Wissenschaft dem Erfindungsgeiste darbietet, nicht besser seyn, unsere Kräfte und unsere Zeit auf andere mehr nützliche Untersuchungen zu verwenden, anstatt sie bey einer Aufgabe, deren Auflösung wahrscheinlich gar nicht möglich ist, nutzlos zu verzplittern?

Aus der Menge der neuerlich erschienenen Quadraturen des Kreises, darf man wohl schließen, daß sich noch Mehrere mit dieser Aufgabe beschäftigen, ohne jedoch bisher ein Resultat gefunden zu haben, das ihren Erwartungen zu entsprechen schien. Sollte die vorhergegangene Auseinandersetzung Einige von diesen von ihren nutzlosen Bemühungen abzuhalten vermögen, so würde sich Rec. etwas Verdienstliches gethan zu haben schmeicheln.

Nunmehr sollen die im Eingange angezeigten vier Schriften etwas näher betrachtet werden.

Der Hr. Verf. der Schrift 1) ist, wie er sagt, »durch den »Vortrag der Elemente Euklids an einem inländischen Gym»nasium veranlaßt worden, sich die Quadratur des Kreises nicht »viel schwerer vorzustellen, als die Entdeckung vieler tief verbor-

»gener Wahrheiten, welche jene Elemente lehren. Obwohl er »nicht vergessen hatte, daß er in der Geometrie weniger bewan»dert sey, als Andere; so beschloß er dennoch in der Auffindung »eines Quadrats, dessen Raum dem Raume des gegebenen Zir»kels gleich wäre, seine Kräfte zu versuchen. Der gemachte erste »und zweyte Versuch war schlecht ausgefallen;« endlich nach neunmonatlichem Bemühen hat er »den Schleyer, in welchen so lange »Zeit der geheimnißvolle Zirkel gehüllet war, nicht mit der Hülfe »großer Gelehrsamkeit, sondern mit dem von der Natur erhalte»nen Scharfsinne etwas gelüftet, und was er ausgespähet, zu »Papier gebracht. Indem er mit Bedacht langsam fortarbeitete, »war es ihm gelungen, seine Behauptungen mit strengen Bewei»sen auszuführen, worüber das gegenwärtige Werk kaum einen »Zweifel übrig lassen wird.« Hr. Schmid hat »die so schwere Aufgabe mit Hülfe eines neuen Theoremes gelöst,« welches sich zwar hier ohne Figur nicht recht deutlich machen läßt, aber leicht auf folgenden Satz zurück geführt wird: Ein Kreisabschnitt, dessen Bogen 45° enthält, gleicht einem rechtwinklichten, gleichschenklichten Dreyecke, dessen jede Kathete der Sinusversus jenes Bogens ist.

Der Hr. Verf. hat sein neues Theorem mit zwey Beweisen unterstützt.

Der Gang des ersten führt auf zwey allerdings richtige Gleichungen, welche, wenn seine Figuren mit einzelnen Buchstaben bezeichnet werden, so lauten:

$A - B + C = D$ und

$E + F - C = G$. Nun fährt Hr. Schmid fort:

»Da nun $D = G$ und $B = F$ und C in beyden Gleichun»gen vorkommt: so ist auch

»$G - F + C = E$ auch $= D$,

»$D + B - C = A$ auch G, $=$ und

»$E = A$ wie $G = D$.«

Allein aus jenen beyden Gleichungen folgt nur:
$A - E = 2 (B - C)$, nicht aber $A = E$, wenn nicht $B = C$ erwiesen wird, was jedoch nirgends geschehen ist. — Dieß $B = C$ ist eben der vom Rec. oben mit Worten ausgedrückte Satz. — Der zweyte Beweis besteht darin, daß Hr. Schmid seinem Theoreme eine andere Form gibt, und auf diese Art eine, dennoch etwas zweydeutige Analogie mit einem in Euklids Elementen erwiesenen Satze festzusetzen sucht. Da nun durch bloße Analogie niemals etwas mathematisch bewiesen wird, so können wir auch diesen zweyten Beweis nicht als solchen anerkennen, und müssen daher behaupten, daß der Hr. Verf. nicht, wie er sagt: »die

»größte Schwierigkeit überwunden, und zu dem Inhalte zwey »mit einer Bogenlinie begränzter Figuren, so zu sagen, den Rie»gel gesprengt habe. Wollten wir das Theorem des Hrn. Schmid auch ohne Beweis als wahr annehmen, so würde daraus folgen:

$$\pi = 2\,(3 - \sqrt{2}) = 3{,}1715 \text{ — also } \pi > \frac{22}{7},$$ wovon doch schon Archimedes das Gegentheil erwiesen hat.

Hr. Schmid selbst, welcher die Irrational-Zahlen zu scheuen, oder sie wohl gar für falsche Zahlen zu halten scheint, da er rationale Wurzeln wahre nennt, hat

$$\pi = \frac{149}{37} = 3{,}1702 \ldots$$

als »das allein wahre Verhältniß der Peripherie zum Diameter des Zirkels« gefunden, wobey er den Fehler beging, in Tab. II. die Linien M V und pe im untern Halbkreise für gleich groß zu halten, da sie doch ungleich sind, denn man findet für den Durchmesser = d leicht:

$$MV = d\left(\frac{2 - 2\sqrt{2}}{2}\right) = d.\ 0{,}2929 \ldots$$

$$\text{und } pe = \frac{3d}{4}\left(\sqrt{2} - 1\right) = d.\ 0{,}3106 \ldots$$

Diese Erörterungen zeigen also, daß Hr. Schmid nur durch einen Fehlschluß zu einem Resultate gelangte, welches durch einen neuen Fehler sogar rational geworden ist, und dessen Unrichtigkeit bereits von Archimedes dargethan wurde.

Der Aufsatz 2) war dem Rec. nicht ganz klar, indem er sich nichts Bestimmtes zu denken vermag, wenn der Hr. Verf. von unvollkommenen Kreisen und Kugeln, so wie von ihren Ergänzungen, welche sich bald über den Umfang und die Oberfläche derselben verbreiten, bald von dem Mittelpunkte ausströmen sollen, u. dgl. spricht. Als Resultat aber gibt Hr. B. an:

$$\pi = 3{,}14165 \ldots$$

da nun dieses mit dem oben angeführten Werthe von π nicht übereinstimmt, so müssen wir diese Quadratur auch ohne nähere Prüfung als unrichtig verwerfen. Indessen macht Hr. B. den gewöhnlichen Berechnungsmethoden einige Vorwürfe, welche Rec. schon vorne beachtet und hinlänglich beantwortet zu haben glaubt, H. B. mag also jene Auseinandersetzung als eine solche wohlwollende Belehrung betrachten, wie er, sie gerne annehmen zu wollen, in seiner Bescheidenheit selbst erklärt.

Die Schrift 3), deren Verfasser Tischlermeister in Berlin ist, enthält, wie derselbe sehr bescheiden sagt, zwey die Quadratur des Kreises betreffende Sätze, welche er, da

er nur Praktiker, nicht Mathematiker ist, den Männern vom Fache zur Prüfung und weitern Ausbildung darbietet.

Der erste dieser Sätze lehrt eine gerade Linie bestimmen, welche dem Quadranten des Kreises gleich ist. Hr. W. versichert, die Richtigkeit der Konstruktionen mehrere Male mit mathematischer Genauigkeit untersucht, und die Resultate immer gleich gefunden zu haben; er zeigt dadurch hinreichend, daß er gar nicht wisse, worin die mathematische Genauigkeit bestehe. Seine Konstruktion, wenn sie für richtig angenommen würde, gäbe den Werth $\pi = \frac{22}{7}$.

Der zweyte Satz lehrt ein Quadrat finden, welches dem Flächeninhalte des Kreises gleich seyn soll. Das gefundene Quadrat, ist, wie sich leicht zeigen läßt, dem eingeschriebenen, regelmäßigen Zwölfecke gleich; da nun dieses drey Mal so groß ist, als das Quadrat des Halbmessers, so würde hier $\pi = 3$ seyn, eine Angabe, welche mit der vorhergehenden, gleichfalls von Hrn. W. erfundenen im Widerspruche steht. Aus der Verlegenheit, in welche uns Hr. W. dadurch versetzte, daß er zu bestimmen unterließ, welche seiner beyden Angaben wir als die richtige annehmen sollen, hat uns glücklicher Weise Archimedes gerissen, aus dessen vor mehr als zweytausend Jahren bewiesenen Sätzen folgt, daß sie beyde unrichtig seyen.

Was von der unter 4) aufgeführten Schrift zu halten sey, zeigt ihr Titel wohl am deutlichsten. Der Hauptsatz derselben ist der Ordnung nach der vierte; er ist zu lang, um hier ganz mitgetheilt zu werden, ob er gleich interessant genug wäre; seinen wesentlichen Inhalt aber drücken die zwey ersten Zeilen so aus: Das vollkommene Verhältniß des Durchmessers zur Peripherie des Kreises ist, wie 7 zu 21. Der sehr weitläufige Beweis hievon besteht, wie man freylich erst aus dem nächstfolgenden fünften Satze etwas deutlicher entnehmen kann, aus folgendem Schlusse:

Obersatz. Wenn der Durchmesser zum Umfange eines Kreises sich wie 7 zu 21 verhält, und man theilt den Durchmesser nach diesem Verhältnisse in zwey Theile, sucht dann zwischen dem größeren Theile und dem ganzen Durchmesser die mittlere Proportionale; so ist ein hierüber beschriebenes Quadrat gleich $\frac{3}{4}$ des dem Kreise umgeschriebenen Quadrates.

Untersatz. Wird aber jenes Verhältniß wie immer anders angenommen, und dem angenommenen Verhältnisse gemäß die-

selbe Konstruktion wiederholt; so ist das erhaltene Quadrat nicht gleich $\frac{3}{4}$ des umgeschriebenen Quadrates.

Schlußsatz. Folglich ist 7 zu 21 das wahre Verhältniß des Durchmessers zur Peripherie eines Kreises.

Oder kurz so:

Wenn A ist, so ist auch B.

Wenn A nicht ist, so ist auch B nicht.

Folglich ist A.

Nach diesem Pröbchen einer wahrscheinlich ebenfalls von dem Hrn. Verf. neu erfundenen Art zu schließen, — obgleich er selbst diese Ehre von sich ablehnt und gesteht, er sey so nahe, als es ihm nur immer möglich war, den verschiedenen von Eudoxius, Hippokrates aus Chio, Architas, Philon, Diocles, Sporus, Eron und Nikomedes zur Auflösung des delischen Problems angewandten Methoden gefolgt — wird es genug seyn, ein Paar Stellen der Schrift selbst herzusetzen, um ihren Geist auf das Vollkommenste zu durchschauen.

S. 18. Def. 3) Das Quadrat ist eine Figur, oder eine von vier geraden Linien begränzte Fläche, die man ihre Seiten nennt, und die rechte Winkel einschließen.

S. 32. Fünfter Satz. Da sich das Quadrat des Diameters zur Peripherie des Kreises wie 7 zu 21 verhält, finde man die Größe der elliptischen Kreisfläche im Verhältnisse wie 7 zu 21, nach Archimed.

Der Hr. Verf., welcher, um den Geometer aus Syrakus nachzuahmen, die Quadratur des Kreises auf seinem Grabsteine einschneiden lassen will, schließt mit folgenden Worten, die in italienischer Sprache hier stehen mögen: Ora che si è trovata dopo 40 secoli di ricerche la soluzione geometrica del rapporto perfetto del diametro alla circonferenza del circolo, si ritroverà parimente il rapporto del *diametro* alla *superficie* del circolo, del semicircolo, dell' ellisse, della *parabola*, dell' *iperbola*, et di qualsivoglia altro *spazio ellittico*, che la natura creatrice di tutte le più belle curve possibili, alienando all' arte l'invenzion del quadrato, in si bizzarro modo brilla circolarmente nel vortice perpetuo di tutte le sue divine reproduzioni.

An die vier, seit 1821 öffentlich bekannt gemachten Quadraturen des Kreises, schließt sich eine fünfte, bloß angekündigte.

Ein H. Jakob Meuerer in Arnual bei Saarbrücken hat in einem öffentlichen Blatte*) angezeigt, er habe

*) Beylage zur Frankfurter Ober-Postamts-Zeitung vom Jahre 1821, Nr. 180.

die Quadratur des Kreises ausfindig gemacht, und sey erbötig, den Beweis nach mathematischen Grundsätzen zu führen, wenn die erhabenen Regierungen einen Preis auf diese wichtige Entdeckung ausgesetzt haben werden.

Es ist zu bedauern, daß die erhabenen Regierungen dieser Aufforderung bisher noch nicht entsprochen haben, um so mehr, da Hr. M. versichert, daß seine Quadratur ein rationales Verhältniß des Durchmessers zur Peripherie gebe, dessen Unmöglichkeit doch Lambert erwiesen hat. Es müßte sehr interessant seyn, zu sehen, wie etwas als unmöglich Erwiesenes sich wirklich darstellt. Leider ist aber zu befürchten, daß uns diese für das gesammte menschliche Wissen so folgenreiche Entdeckung noch lange vorenthalten bleibe, wenn nicht Hr. M. sich endlich bewegen läßt, durch Bekanntmachung seiner Entdeckung sich ein monumentum aere perennius zu erbauen.

Art. VII. Kritische Untersuchung der Sagengeschichte Dänemarks und Norwegens; oder: Von der Glaubwürdigkeit der Quellen des Saxo und Snorro, von Peter Erasmus Müller. — Kopenhagen, 1823 — Gyldendahls Verlag. — 4. 312 Seiten.

Der gelehrte und durch seine Sagenbibliothek um die altnordische Geschichte so sehr verdiente Verfasser hat in diesem Werke seinen frühern Arbeiten über die nordische Vorzeit, so zu sagen, die Krone aufgesetzt. Durch seine Untersuchungen über die isländische Literatur mit den alten Denkmälern, die hier in Betrachtung kommen, vertraut, ward er zu einer Arbeit veranlaßt, die als letztes Glied noch fehlte in seinen Untersuchungen über die nordische Vorzeit. Die Abhandlung wurde zuerst der dänischen Gesellschaft der Wissenschaften vorgelegt, welche diese Untersuchungen mehrmals zum Gegenstande einer noch nicht beantworteten Preisaufgabe gemacht hatte.

Der erste Abschnitt (von Seite 4—174) dieses gelehrten, scharfsinnigen und interessanten Werkes handelt von den Quellen der neun ersten Bücher Saxos und ihrer Glaubwürdigkeit. Frühere Arbeiten über diesen Gegenstand hatten noch vieles zu wünschen übrig gelassen. Torfäus hatte in seiner Series regum Daniae, 1702, die Bahn gebrochen, zeigte aber in seinen Ansichten eine gewisse Einseitigkeit. Gram, in den Anmerkungen zu Meursii Historia Danica, 1746, und Professor Dahlmann, in seinen Forschungen auf dem Gebiete der Geschichte, hielten sich zumeist bey den Irrthümern Saxos auf, und zogen

am Ende den Schluß: Saxo verdiene in den acht ersten Büchern keinen Glauben. Der gelehrte Suhm versuchte zwar, in seiner kritischen Geschichte Dänemarks, 1776, mit großer Belesenheit Licht in diese alte Wunderzeit hineinzubringen, und eine mögliche Bedeutung herauszufinden; eilte jedoch zu sehr zu dem großen historischen Werke, das er zur Aufgabe seines Lebens gemacht hatte, und seine Untersuchungen gaben oft kein Resultat.

In den allgemeinen Bemerkungen über die Quellen Saxos (S. 5—15) räumt der Vf. dem Style Saxos eine sehr hohe Stelle ein unter den Schriftstellern des Mittelalters; denn es bedurfte nicht wenig Fleißes und Geistes, um im dreyzehnten Jahrhundert so frey und kraftvoll in Latiens Sprache sich auszudrücken zu können. Saxo jedoch, meint er, liebe den rhetorischen Styl, und verweile am liebsten da, wo er seine wohlklingenden Perioden anbringen könne. Der dichterische Sinn Saxos verräth sich nicht bloß in den vielen Versen, womit er seine alte Geschichte durchgängig ausgeschmückt hat, sondern vielmehr noch in der poetischen Seite, die er den Begebenheiten abzugewinnen wußte. Daher ohne Zweifel seine Vorliebe für die alten Volkssagen, die er schon früh muß geliebt und gesammelt haben; wie denn ähnliche Neigung den weisen Bischof Absalon veranlaßte, dem Saxo eine Ausarbeitung der dänischen Geschichte aufzutragen. Wir fügen zu diesem Urtheile des Vf. über den Styl und das Genie Saxos einen merkwürdigen Ausspruch hinzu, den der berühmte Erasmus gethan hat. In Daniam navigare malo, quae nobis dedit Saxonem Grammaticum qui suae gentis historiam splendide magnificeque contexuit. Probo vividum, et ardens ingenium, orationem nusquam remissam et dormitantem, tam miram verborum copiam, sententias crebras et figurarum admirabilem varietatem, ut satis admirari non queam, unde illa aetate homini Dano tanta vis eloquendi.

Die eigentlichen Quellen, woraus Saxo beynahe alles geschöpft hat, waren die alten Volkssagen, die er zwar nicht ausdrücklich anführt; er beruft sich aber auf die alten Gesänge. Das Wesen des Alterthums bringt es mit sich, daß Gesänge das Medium waren, wodurch die Sage von Geschlecht zu Geschlecht sich fortpflanzte. Es liegt aber in der Natur der Dichtung, als dem unwillkürlichen Ausbruch der Begeisterung, daß es anfänglich nur einzelne Züge waren, die geschildert, und durch eine erzählende Einleitung verständiget wurden. Mit der Ausbildung der Dichtkunst gewannen auch die Sagengesänge mehr Ründung und Vollkommenheit. Beginnt dagegen das poetische Leben eines

Volkes zu schwinden, so gehen auch die Gesänge in Vergessenheit über; zuerst diejenigen, die den mindesten Eindruck gemacht, und von den längern Gedichten lebt nur der Inhalt und einzelne kräftige Stellen in der Erinnerung fort.

Daraus erklärt sich die Abwechselung von Vers und Prosa bey Saxo. Die Verse finden sich oft bey Gelegenheiten, wo man sie am wenigsten erwartete, und fehlen bey den bedeutendsten Stellen. Bey gewissen Schilderungen folgt ein Vers auf den andern; bey den merkwürdigsten Begebenheiten vernehmen wir keine, statt dessen zuweilen ein oder anderes dichterisches Bild. Dieser Umstand dient zur Bestätigung dessen, was Saxo in der Vorrede selbst sagt, daß es dänische Verse waren, die er ins Lateinische übergetragen habe.

Saxo gibt noch selbst, als seine Quellen, Inschriften, in Felsen gehauen, und die Schriften der Isländer an. Von den Runensteinen scheint er indeß wenige gekannt zu haben: wie viel er aber von den Isländern genommen, läßt sich mit Bestimmtheit nicht angeben. Seine vielen Abweichungen von den Berichten der Isländer beweisen, daß er wenig auf diese gebauet. Wahrscheinlich sind seine Erzählugen von Amleth oder Hamlet und Frode dem Friedreichen Auszüge aus isländischen Sagen; eben so scheint er die Sage von Regnar Lodbrog benutzt zu haben.

Außer diesen hier namentlich angegebenen Quellen hat Saxo ohne Zweifel noch zwey andere benutzt. 1) Mündliche Berichte des Isländers Arnold, der in Absalons Dienste stand, in den alten Sagen sehr bewandert war, und gut zu erzählen wußte. 2) Die geschriebenen Verzeichnisse der dänischen Könige. Diese Königslisten waren zu Saxos Zeit in Island schon niedergeschrieben, und wir besitzen noch einige, die an verschiedenen Orten in Dänemark verfaßt sind, entweder zu Saxos Zeit, oder bald darauf; einige Mal scheint er ausdrücklich sich auf diese Königslisten zu beziehen.

Von fremden Schriftstellern nennt Saxo selbst Dudo und Beda, und dann Paulus Diakonus; neben diesen hat er wahrscheinlich Eginhardts Schrift von Karl dem Großen und die Kirchengeschichte Adams von Bremen gekannt. Aus den beyden letztern scheint er einige Züge im Leben Gottfrieds und seiner Söhne genommen zu haben. Mit Unrecht hat man Saxo vorgeworfen, die Thaten seines Volkes mit Zügen ausgeschmückt zu haben, die aus fremden Chroniken entlehnt seyen. Wäre dieß seine Absicht gewesen, schwerlich würde er dann versäumt haben, die Cimbern und Teutonen vom Norden auswandern zu lassen, oder die Landung der Angelsachsen in England verschwiegen haben, Begebenheiten, die ihm

wohl bekannt waren. Der Vf. gibt Beyspiele an, aus denen hervorgeht, daß Saxo sich enthalten habe, gewisse altnordische Sagen aufzunehmen, weil er sie nur im fremden Gewande kannte, und sie ihm deßhalb verdächtig geschienen.

Geschriebene Chroniken konnte Saxo wenig benutzen, weil ihm deren wenige zu Gebote standen. Fiel ihm etwa irgend eine in die Hand, so mußten ihm die einzelnen Winke, die diese etwa von nordischen Ereignissen gab, sehr dürftig und unbedeutend vorkommen, in Vergleich mit der Fülle, die ihm die in der Erinnerung und dem Munde des Volkes lebende Sage darbot. Aus dieser Quelle sind die Nachrichten geschöpft, die er in den neun ersten Büchern seiner Geschichte mittheilt, die wir deßhalb füglich die Sagengeschichte nennen können.

Ueber die Entstehung dieser Sagen, die zu Saxos Zeit theils in gebundener, theils in ungebundener Form sich fortpflanzten, über deren Beschaffenheit die isländischen Denkmäler den besten Aufschluß geben, bemerkt der Vf. Folgendes: Aus verschiedenen Gründen wachten die Isländer mit vieler Sorgfalt über das Andenken der Begebenheiten verflossener Zeiten. Die mythischen und heroischen Denkmäler waren mit der poetischen Phraseologie innigst verknüpft, und mußten jedem bekannt seyn, der diese verstehen und anwenden wollte. Merkwürdige Ereignisse an den dänischen, norwegischen und zuweilen auch schwedischen Königshöfen wurden von den reisenden Isländern im Gedächtniß aufbewahrt, um sie ihren wißbegierigen Landsleuten erzählen zu können, theils auch, um sie in Lobgedichten auf die nordischen Fürsten anbringen zu können, durch welche viele ihren Unterhalt gewannen. Die heimischen Begebenheiten der Insel wurden aus einem doppelten Grunde aufbewahrt, entweder weil sie die Familie selbst, oder irgend ein entweder an sich oder der ganzen Insel merkwürdiges Ereigniß betraf. Die alten Geschlechter hatten sich auf dieser abgelegenen Insel sehr rein und ungestört erhalten, während sie im übrigen Norden durch Auswanderungen und Kriege großentheils aufgerieben waren. Hier konnte nur die eigene Merkwürdigkeit der Sage dazu beytragen, ihr Andenken fortzupflanzen. Diese aber beruhete theils auf der Anmuth und Kunst des dichterischen Vortrags, theils auf dem Rührenden und Anziehenden des Inhalts.

Indeß erlitt die Sage, indem sie auf dem Strome der Zeit fortgewälzt wurde, mancherley Umänderungen. Zwar gab ihr die Zeit eine gewisse Rundung; aber es geschah zugleich, daß mancher Nebenzug verloren ging, indem das am meisten Auffallende dem Gedächtnisse tief eingeprägt blieb. Jede Sage hat gleichsam einen Mittelpunkt oder inneren Kern, woran sich das

Uebrige anschließt, und aus welchem die epische Einheit derselben hervorgeht. Diesen Hauptumstand hielt man fest, während die Nebensachen verloren gingen. Außerdem verdrängten allmälich die wichtigern Sagen die weniger bedeutenden aus der Erinnerung. Andere Ursachen der Umstaltung gab das Streben des Erzählers, die Begebenheit verdeutlichen zu wollen, oder eine pragmatische Seite auszufinden. Die fernste Vorzeit that dieses auf eine historische oder vielmehr mythische Art, indem sie Götter, Hexen und Wahrzeichen einmischte, um die Begebenheiten zu erklären. Das spätere Geschlecht ging psychologisch zu Werke, machte die Erzählung breiter, dehnte die Reden, legte den Helden Aeußerungen in den Mund, die natürlich schienen, und glaubte dennoch, der Wahrheit nicht zu nahe getreten zu seyn. Viele dieser Umänderungen geschahen in einem spätern romantischen Zeitalter, wo manche Sage im Umlauf war, wo die Unterscheidung des Wahren und Falschen fehlte, und die Lust zum Abenteuerlichen erwacht war.

Diesem zufolge unterscheidet der Vf. zwischen den echten Sagen, worin das Wesentliche nur einige unwillkürliche Veränderungen erlitten hat, und den zuverläßigen, worin das zu Grunde liegende Faktum mit Wahrscheinlichkeit ausfindig zu machen ist. Das Resultat seiner Untersuchungen ist, daß die neun ersten Bücher Saxos zwar viel Unzuverläßiges enthalten, und mancherley Verzierungen alter Erinnerungen, dagegen aber auch nicht wenige echte und mehrere zuverläßige Ueberlieferungen.

Wir wollen nun dem Leser eine kurze Uebersicht dessen geben, was der Vf von jedem Buche Saxos als Resultat vieljähriger Forschung bemerkt hat, in der Absicht, die Aufmerksamkeit auf die Wichtigkeit und das hohe Interesse eines Werkes hinzulenken, das jedem, der sich ein richtiges und gründliches Urtheil über Saxo und die altdänische Geschichte bilden will, unentbehrlich ist.

Das erste Buch. Ohne eine Ueberlieferung vom Ursprunge des dänischen Reichs zu besitzen, konnte Saxo nicht, wie die Angelsachsen und Isländer, Odin an die Spitze seiner Königsreihe stellen. Als christlicher Priester glaubte Saxo in Odin nur einen listigen Abenteurer und Zauberer zu erkennen. Man pflegte im Mittelalter, nach dem Beyspiel Mosis, mit einem Könige anzufangen, von dem man glaubte, daß er dem Volke den Namen gegeben. Daher eröffnet Saxo die Königsreihe mit Dan, die verwandten Angeln läßt er von Angul, Dans Bruder, abstammen. Von diesem Dan weiß er jedoch beynahe gar nichts zu erzählen. Eben so zweydeutig sind seine beyden Söhne. Die Demüthigungen, die Humble (humilis) von Lethra (Liote, dem Argen) auszustehen hatte, sind ein

Seitenstück zur Geschichte von Kain und Abel, oder Romulus und Remus.

Nach diesen nennt Saxo Skiold, nachdem die folgenden Könige Skioldunger hießen. Daß aber hier mehr als eine willkürliche Hypothese obwalte, beweisen nicht nur Dichtungen vom neunten Jahrhundert, sondern die Landfedgasage, die Heimskringla bey Snorro, die Genealogien der Angelsachsen und Biorulfs Drapa. Kaum war zu Saxos Zeit eine selbstständige Sage von Skiold übrig, daher er wenig Eigenthümliches von ihm zu erzählen weiß.

Die ganze fabelhafte und von allen innern Merkmalen des Wahren entblößte Erzählung von Skiolds Sohn, Gram, hat Aehnlichkeit mit den romantischen Dichtungen, die in Island am Ende des dreyzehnten und Anfange des vierzehnten Jahrhunderts ersonnen wurden. In Dänemark, wo fremde Abenteuer eher bekannt wurden, dürfen wir wohl die Entstehung dieser Dichtungen früher, und zwar am Ende des elften Jahrhunderts, annehmen. Daß die Erzählung nicht später entstanden, schließt der Verfasser aus den Versen, womit sie durchflochten ist, und weil die romantischen Züge nicht deutsch, sondern altnordisch sind. Daß weder die Isländer noch Angelsachsen diesen König Gram kennen, bringt auf die Vermuthung, daß ein dichterisches Appellativ auf Lethras Thron erhoben worden.

Die Sage vom Könige Hadding nimmt den größten Theil des ersten Buchs bey Saxo ein. Die Isländer kennen zwar keinen alten König dieses Namens: da aber Saxo viele und alte Sagen von einem Hadding vorfand, die nicht isländisch waren, also dänischen Ursprungs, so schließen wir, daß irgendwo in Dänemark ein König dieses Namens regiert hat. Das Mythische, das durch dessen ganze Geschichte geht, beweist, daß er in der fernsten Vorzeit geherrscht, die Dauer seines Andenkens, daß er merkwürdige Thaten ausgeführt; die mit den Mythen verwebten Kriege gegen Schweden machen es wahrscheinlich, daß er in Seeland oder Schonen regiert hat.

Die nächste Ursache, warum Saxo den Hadding unter die ältesten dänischen Könige versetzt hat, muß man ohne Zweifel suchen in seiner Theorie von den ältesten Bewohnern der nordischen Lande. Zuerst, sagt er, lebten die Jetten oder Jotuner (die Riesen). Nach diesen die Zauberer (die Asen oder Asiaten), welche die Jetten bekriegten und ihnen ihr Ansehen raubten; endlich Kinder aus der Vermischung beyder Geschlechter (die Heroen), deren einige für Götter gehalten wurden. Dieser Hypothese zufolge führte Saxo nach Dan und Skiold den Gram ein, in dessen Sage die Jotunen vorkommen; darauf läßt er

Hadding folgen, dem sowohl Jetten als Asen so viel zu schaffen machten.

Das zweyte Buch beginnt mit Frode I. Mehrere dänische Könige trugen diesen Namen, und selten wurden Zeit und Ort unterschieden. Daher mehrere der Kriegesthaten auch auf andere Froder gehen können. Die Begebenheiten, die Saxo von diesem ersten Frode erzählt, von seinen Zügen in die finnische Bucht zu den Friesen und nach Britannien, und den Thaten, die er allerwärts verrichtet, sind unglaublich, wir mögen sie ein Paar Jahre vor oder nach der Geburt Christi setzen; sie sind nicht auf Sagen gegründet, haben kein mythisches Gepräge, und sind wahrscheinlich im eilften Jahrhundert erfunden worden. Die Erzählung aber, wie Frode den goldbewachenden Lindwurm tödtete, und dessen Schätze nahm, und wie er Gold als Mehl brauchte, gehört zu den alten Sagen. Die Rolle, welche Jetten und Asen dabey spielen, hat ohne Zweifel ihm seinen Platz verschafft; verschiedene Verse sind im altnordischen Tone, und sind den romantischen Dichtungen der Isländer zu vergleichen. Demnach hat dieser Frode für den Historiker keine bestimmte Existenz; er und sein Gold schmilzt mit dem Andenken der folgenden Froder zusammen.

Bestimmter tritt sein Enkel, Helge, hervor. Ueber einzelne Momente seiner Geschichte finden sich übereinstimmende Berichte in Hrolf Krages Sage, in Ynglingasage, bei Erik von Pommern, Suend Aagesen, u. s. w. Sein Zug nach Schweden wird von Snorro bestätiget: die ihm zugeschriebenen Gesetze sind im Geiste des Alterthums.

Hrolf Krage, Helges Sohn, war der namhafteste aller alten Lethra-Könige. Sein Name kommt vor in der Königsliste in der Landfedgasage, bei Suend Aagesen und Erik von Pommern. Außerdem haben wir zu seiner Geschichte vier wichtige Beyträge: Snorros in der Ynglingasage, die Erklärung gewisser alter Dichterausdrücke in der jüngern Edda, die isländische Sage von Hrolf, und endlich der Bericht Saxos von ihm. Der größte Theil von seinem Leben, wie es Saxo erzählt, beruhet auf mündlicher Ueberlieferung. Die ausführliche und scharfsinnige Zergliederung der hierher gehörigen Sagen, die vergleichende Prüfung der in seiner Geschichte enthaltenen Verse vom Vf. verbietet uns der Raum hier anzuführen. Daß Hrolf ein Zeitgenosse Adfils, Königes von Upsala, war, der den zuverläßigsten Berechnungen nach im sechsten Jahrhundert regierte, führt zu dem Schluß, daß Hrolf gegen das Ende dieses Jahrhunderts muß gelebt haben.

Das dritte und vierte Buch. Nach Saxo ist

Hother der Nachfolger Hrolfs auf dem Throne Lethras. Der größte Theil seiner Geschichte dreht sich um Hothers und Balders Liebe zur Nanna, und den dadurch unter ihnen entstandenen Kampf, woran die Götter so wirksamen Antheil nahmen, um den Tod Balders und das Freyen Odins zu Rinda, um durch sie einen Sohn zu haben, der Balder rächen würde. Die Götter treten hier nicht ein als Maschinerie, oder zur Erklärung der Begebenheiten, sondern sie spielen die Hauptrolle. Diese Berichte von Odin, Balder und Hother sind, in ihrem Zusammenhange betrachtet, bey Saxo ungereimt und bedeutungslos; dagegen ist Balders Tod in den Eddas ein Hauptmythus von tiefer Bedeutung. Die Quellen desselben sind viel älter, als Saxo, ja als die Einführung des Christenthums in Norden. Die Mythe selbst hat auffallende Aehnlichkeit mit alten griechischen, ägyptischen und orientalischen Mythen, und ist wahrscheinlich ein physisches Philosophem in mythischer Einkleidung. Was sonst von Hother erzählt wird, und sein Verhältniß zu Balder nicht angeht, ist an sich ungereimt, und gleicht ganz dem, was in den spätern isländischen Romanen erdichtet wurde.

Von Hothers Nachfolger Rörik weiß Saxo wenig zu erzählen, und dieß ist meist mit der Geschichte Amleths verbunden.

Amleth oder Hamleth kommt in den alten Königslisten der Isländer nicht vor, die Isländer kennen Amleth nur durch Saxo. Das Alterthum der Erzählung kann daher nur aus innern Gründen dargethan werden, und diese führen uns dahin, entweder gänzliche Erdichtung, oder doch willkürliche Behandlung und romantische Ausschmückung anzunehmen. Verse, aus denen zu schließen wäre, daß alte Sagen zu Grunde lägen, kommen hier nicht vor. Die Thaten Hamlets in England, von dem feinen Geschmack an, kraft welchem er es erkannte, daß das ihm von dem Könige vorgesetzte Brot von Getreide gebacken wäre, das auf einem Schlachtfelde gewachsen war, bis auf den Freyersbrief, den ihm der König für die Königin von Schottland mitgab, sind abenteuerlich und ungereimt. Wollte man diese Begebenheiten in die Periode reihen, wo die Angelsachsen in England sich festgesetzt, aber noch nicht Christen geworden, welches am wenigsten Schwierigkeiten hat, so bleibt dennoch das Ganze mehr ein Roman, als eine Geschichte. Die Erzählung von der Aufführung Hamlets in Dänemark, und wie er unter verstelltem Wahnsinn Wahrheit zu sagen gesucht, ist so gedehnt, daß sie das Gepräge der Erdichtung trägt. Die Hauptkatastrophe aber, daß ein Sohn mittels geheuchelter

Verrücktheit Rache brütet über den Mörder seines Vaters, der sein Stiefvater geworden, paßt ganz auf die altnordischen Sitten, ist an sich merkwürdig, und mußte zu einer Zeit, wo die Blutrache unbedingte Pflicht war, allgemeinen Beyfall gewinnen; daher es sehr wahrscheinlich ist, daß dieß sich einmal zugetragen, und durch Ueberlieferung festgehalten worden. Außerdem finden wir Spuren von den sinnreichen Antworten Hamlets in Snorros Edda, und Saxo erzählt, man sähe noch den Hügel Amleths in Jütland, wo auch eine Heide seinen Namen trug; noch in den neuern Zeiten hat man Amleths Heide bey Wiborg gefunden, und auf der Insel Mors Fegge Sund und Fegge Klint, welche beyde an den Oheim Fengo erinnern. Nehmen wir zu dem vorhin Bemerkten noch die Ausführlichkeit, womit Hamlets Schild und seine Rede zum Volke vorgetragen worden, so geht daraus hervor, daß die Erzählung weder eine solche ist, wie sie von den alten Skalden gesungen wurde, noch ein prosaischer Auszug aus alten Gesängen, sondern mit spätern Zusätzen und Verzierungen erweitert und ausgebildet. Des Verfassers Scharfblick ist ein kleiner Wink nicht entgangen, aus dem er auf den Urheber der Erzählung in ihrer gegenwärtigen Fabel beym Saxo zu schließen veranlaßt wird. Von dem schonischen Hauptmann Fialler sagt Saxo: Quem ad locum, cui Undensacre nomen est, nostris ignotum populis concessisse est fama. Dieser Name, den Saxo nicht recht zu deuten weiß, ist sicherlich Odains Akker, oder das Land der Unsterblichkeit, ein Fabelland, das nicht altnordisch ist, sondern in den romantischen Sagen der Isländer vorkommt. Dieser Umstand und die ganze Form der Sage deuten darauf hin, daß Saxo sie vom Isländer Arnold hat, der an Waldemars Hof sich aufhielt, obschon der Stoff der Sage aus Dänemark herrühren, und erst später in Island bekannt geworden seyn mag. Wir haben geglaubt, daß deutsche Leser diese interessanten Bemerkungen über die Geschichte Hamlets nicht ungern lesen würden, da dessen Name durch den großen englischen Dichter unter uns eine so große Celebrität erhalten hat.

Die wenigen Thaten Wiglets sind mit Hamlets Geschichte verwebt, er steht und fällt mit diesem. Die Sagen von Wermund und seinem Sohne Uffo dem Starken sind an sich wahrscheinlich und tragen keine Spur willkürlicher Ausschmückung. Von Uffos Thaten spricht Suend Aagesen ausführlich. Mehrere Königslisten aus der Zeit der Waldemare nennen Wermund sowohl als Uffo. Die Landfedgasage kennt auch Wermund.

Das Ende des vierten Buchs bei Saxo gibt kurze Nach-

richten von Dan II, Huglet II, Frode II, Dan III, und Fridlev. Von Huglet wird in zwey Zeilen gesagt, daß er zwey schwedische Könige überwunden; wahrscheinlich ist dieß ein Bruchstück von einer größern Sage. Die vier andern Namen sind mehreren alten Königen gemeinsam. Wo dieß in der Sagengeschichte der Fall ist, da ist Verwirrung unvermeidlich. Die Sage gibt nie die Ordnungszahl des Königs an, fügt oft keinen Zunamen hinzu, und ist meist ohne alle Zeitbestimmung. Den Ersten aber, welche die Sagen ordneten, fehlte es durchgängig an festen Regeln, nach denen sie zu verfahren hatten.

Das fünfte Buch. Den größten Theil dieses Buches umfaßt die Geschichte von Frode III. Die Erzählung hat hier eine besondere Ausführlichkeit, und in dieser Hinsicht kommt ihr nur die Geschichte Hamlets gleich. In dieser Form hat sie daher auch nicht aus Sagen können geschöpft werden, die insgemein nur kurze, lebendige und einfache Züge enthalten; auch der Verse enthält sie nur wenige. Der Vf. glaubt, Saxo habe Frodes Geschichte nicht nach alten Gesängen oder Volkssagen, sondern nach dem Vortrage eines alten Sagenerzählers niedergeschrieben. Das Gewerbe dieser Männer war zu erzählen; sie wußten von vielen alten Dingen Bescheid, verstanden aber auch die Ereignisse auszuschmücken, und mit Reden und Sittensprüchen zu würzen; zogen auch, um ihre Erzählungen zu verlängern, andere Historien hinein, bis die Neugierde der Zuhörer befriedigt war. Seit Harald Haardraades Zeit hatten sich am norwegischen Hofe derley Erzähler eingefunden, und Saxo selbst berichtet, daß ein solcher am Hofe Waldemars I. sich aufhielt.

Ein merkwürdiger Umstand bei der Geschichte Frodes ist, daß Saxo ihn zur Zeit der Geburt Christi regieren läßt, welches das erste Mal ist, daß wir bey Saxo eine synchronistische Bestimmung antreffen. Diese Meinung aber hat auf die ganze Königsreihe bey Saxo einen augenscheinlichen Einfluß gehabt, und ihn später in manche chronologische Schwierigkeit verwickelt. Veranlaßt dazu wurde Saxo wahrscheinlich dadurch, daß in den alten isländischen Chroniken von Frode gesagt wird, er habe im ganzen Norden den Frieden gehandhabt; da nun geschah, daß unter Augustus zur Zeit, da Christus geboren wurde, in der ganzen Welt Friede war, so ward auch der Frodefriede mit diesem in Verbindung gesetzt.

Das, worüber die alten Sagen von Frode übereinkommen, ist, daß unter den alten Königen zu Lethra ein Frode gewesen, Fridlevs Sohn, der, den Landfrieden mit Macht und Weisheit behauptend, ein dauerndes Denkmal seiner glücklichen Regierung hinterlassen hat. Dankbarkeit gab ihm den Namen des

Friedeguten oder Friedreichen, und aus diesem Kern hat sich seine Geschichte entwickelt. Den Segen des Friedens konnte niemand sichern, der nicht durch glückliche Kriege die Feinde besiegt hatte, und dann mit Weisheit und Kraft über den Frieden wachte. Daher der Begriff von Frode, als Gesetzgeber, ihm werden die ältesten Gesetzbestimmungen zugeschrieben. Um ein gewaltiger Herrscher zu seyn, mußte er auch Eroberer seyn. Daher ließ man ihn Norweger, Schweden, Slaven, Russen, Saxen, Britten, Irländer und überhaupt alle Völker besiegen, mit denen die Lethrakönige je Fehden gehabt. Und weil man seit den Völkerwanderungen von den mächtigen und schrecklichen Hunnen viel zu erzählen wußte, so mußten auch diese von ihm eine gänzliche Niederlage erleiden. Die Wirkungen aller dieser Siege war nun der tiefeste Friede, der mit den kraftigsten Zügen geschildert wird. Gänzlich abgeschafft wurde unter ihm die Blutrache; selbst an dem Vatermörder durfte niemand sich vergreifen, etwas, das dem Nordländer eben so außerordentlich war, als daß man auf die Landstraße Gold ungefährdet hinlegen konnte. Ein ähnlicher Zug wird von Alfred dem Großen erzählt, der an jedem Kreuzwege einen goldenen Ring soll hingelegt haben. Wenn wir nicht annehmen wollen, daß mehrere auf dasselbe Bild verfallen sind, um die Sicherheit des Friedens auszumalen, so ist wahrscheinlich die Sage von Frode mit den Angelsachsen nach England hinübergewandert und mit einigen Uebertreibungen auf Alfred übertragen worden.

Das sechste Buch. Was Saxo vom Skalden Hiarne berichtet, wie er mittelst eines Trauerlieds auf Frode König wurde, und dann vom heimgekehrten Sohn Frodes Fredlev getödtet worden, ist nicht ohne historische Wahrscheinlichkeit, und kann in den damaligen Sitten der Zeit wohl begründet seyn. Es war im alten Norden allgemein Sitte, einen Verstorbenen durch einen Begräbnißschmaus, oder wie dieser vom Hauptingrediens desselben hieß, ein Begräbnißbier zu ehren. Je reicher und mächtiger der Gestorbene gewesen, desto prächtiger und dauernder war das Begräbnißbier. Man lud wohl zu Zeiten ein ganzes Jahr lang die Gäste dazu ein. Oluf Trygwesens Sage berichtet, daß nach altnordischen Gesetzen niemand als gesetzmäßiger König gelten konnte, der nicht spätestens drey Jahre nach dem Tode seines Vaters dessen Begräbnißbier trinken würde. Da nun Frode ein so mächtiger König gewesen, so mag dieß seinem Sohne ein gültiger Grund gewesen seyn, dessen Begräbnißbier mit den gehörigen Vorbereitungen bis ins dritte Jahr zu verschieben. Die Ursache, warum man unterdeß seine Leiche im ganzen Lande herumführte, war, daß man glaubte, seinen guten Schutzgeist dadurch zu vermögen, indeß über das Land zu wachen,

und gute Jahre zu schaffen. Denn so wie man annahm, daß gewisse Verstorbene böse Gespenster würden, welche in ihrer Nachbarschaft Menschen und Vieh tödteten, ja wohl ansteckende Krankheiten über die Gegend verbreiteten: so glaubte man dagegen, daß andere Todte auf ein ganzes Land wohlthätig fortwirken konnten.

Bey dem Begräbnißbiere wurden Spiele gehalten und Gedichte zu Ehren des Abgestorbenen gesungen. Fand sich vom Geschlechte des Königs niemand zugegen, so wurde aus den Männern des Königs ein anderer erkoren, und wer den Beyfall der Menge gewann, wurde seinen Nebenbuhlern vorgezogen. Das von Saxo angeführte Distichon paßt sehr gut als eine Uebersetzung des Schlußreims eines solchen Leichen-Karmens. Die Begebenheit, daß ein Skaldengesang den Weg zum Throne Lethras gebahnt, war zu auffallend, um vergessen zu werden; denn ohne Zweifel würde jeder Skalde mit Stolz sich derselben erinnern. Daß Hiarne später vom heimgekehrten Fridlev, Frodes Sohn, getödtet worden, ist sehr wahrscheinlich.

Die ganze Erzahlung von Fridlev hat ein viel älteres Gepräge, als die vom Vater Frode. Viele alte Sagen bezeichnen ihn als einen der muthigsten Könige der Vorzeit, und besungen wird er in vielen alten Gedichten.

Den größten Theil des sechsten Buchs bey Saxo nehmen die Thaten Starkodders ein, die einen eigenen Sagenkreis bilden, der sich noch ins siebente und achte Buch hineinzieht. Die mancherley wunderbaren Thaten und Schicksale, welche diesem alten Heros zugeschrieben werden, scheinen in einer alten Mythe gegründet zu seyn, zufolge welcher Odin den Starkodder erzog; als er aber zu Jahren gelangt war, soll ihn Odin an einen abgelegenen Ort, in einen Wald, mit sich genommen haben. Daselbst saßen elf Asen oder Zauberer, die über Starkodders künftige Schicksale zu entscheiden hatten. Auch Thor, der Donnergott, hatte daselbst sich eingefunden, welcher aber den Odin haßte, weil er vom Geschlechte der alten Jetten oder Riesen war. Thor nun versagte aus Mißgunst dem Starkodder Kinder, dafür beschenkte ihn Odin mit einem Alter dreyer Männer; in jedem wird er ein Bubenstück begehen, versetzte Thor; Odin versprach ihm den Besitz der besten Waffen, Thor versagte ihm allen Länderbesitz; Odin gab ihm viele bewegliche Güter; nie wird er glauben genug zu haben, fügte Thor hinzu; Odin gab ihm Sieg und Klugheit in jedem Kampfe, Thor in jedem eine tiefe Wunde. Odin verlieh ihm ausgezeichnete Dichtergaben, Thor Vergessenheit alles dessen, was er gedichtet hatte. Odin gab ihm die Gunst der Mächtigen, Thor den Haß des Volkes. Die Gaben beyder Götter wurden von den

Asen bestätiget. Diese Scene, welche die ursprüngliche Sage vermuthlich auf die Geburt Starkodders verlegt hatte, stellt sowohl die Kontraste dar, die sein Leben aufweist, als die Weise, wie man diese durch die Einwirkung günstiger und ungünstiger Götter zu erklären suchte. Durch die Beziehung auf diese Mythe erlangt der Sagenkreis bei Saxo Einheit und epische Rundung, und Starkodders Charakter bleibt sich selbst gleich.

Wir haben Ursache zu vermuthen, daß Saxo im Leben Starkodders zerstreuete Schilderungen einzelner Scenen zu einem Ganzen vereiniget und aus isländischen, dänischen und wohl auch deutschen Quellen geschöpft habe. Die Züge selbst sind manchmal plump und im Geschmacke des Volkes, aber voll dramatischen Lebens, und Scenen darstellend, mit solcher Wahrheit und Kraft, daß sie jeden interessiren müssen.

Erzählt wird im achten Buche, wie der alte Kämpe, als er nach so manchem Siege von Alter gebeugt und voll Gram war, eines langsamen Todes hinsterben zu sollen, einen jungen Krieger gereizt habe, ihn zu tödten, jedoch den geheimen Wunsch nährend, den, der ihm den Tod gab, mit sich zu erlegen. Indeß aber habe der Greis einen Gesang angestimmt, alle seine Thaten aufzählend und preisend, um mit einem Schwanenliede seine Seele in Walhalla hinüberzuschwingen, heidnischen Begriffen nach. In diesem Liede wird uns eine Uebersicht des ganzen Sagenkreises von Starkodder gegeben, welcher, zu umfassend für eines Menschen Leben, nach seinem Tode mußte gedichtet seyn. Da in diesem zugleich Thaten vorkommen, deren Saxo nicht erwähnt hat, weil zu seiner Zeit das Andenken derselben verloren war: so können wir mit Wahrscheinlichkeit annehmen, dieser Gesang müsse am Ende des zehnten oder Anfange des eilften Jahrhunderts verfaßt seyn, da der Verfasser desselben die Einmischung heidnischer Begriffe sorgfältig vermieden hat.

Das siebente Buch. Indem Saxo Frode den Friedreichen zu einem Zeitgenossen Christi machte, entstand ihm eine große historische Lücke, und diese scheint Saxo mit alten Balladen, in historischem Gewande gekleidet, haben ausfüllen zu wollen; denn merkwürdig ist es, daß Saxo in diesem Buche den Stoff von vier Liebesgedichten gleich hinter einander aufgenommen, etwas, das er weder vorher, noch nachher, gethan hat. Da sie Erinnerungen längst verflossener Zeiten waren, jedoch ohne feste Zeitbestimmung, so hat Saxo nicht ohne Grund sie auf das Ende der mythischen Zeit verlegt, unmittelbar bevor der erste historische Gesang von einem bestimmten Zeitalter hervortrat.

Das erste Thema dieser Art ist die Erzählung von den Thaten Othars und dessen Liebeshändel mit Syrithe, Tochter des Königes Sywald, von dem er sonst nichts zu erzählen

weiß. Diese wunderschöne Prinzessin war so sittsam, daß sie nie einen Mann ansah, und nur dem Freyer Hand und Herz geben würde, der sie dazu brächte, ihre anmuthigen Augen auf sich zu wenden. Lange versuchte es der kecke Other umsonst. Ihm half es nichts, daß er sie aus den Händen eines Jetten, der in Weibsgestalt sie entführt hatte, befreyete; später sie von einer argen Stiefmutter erlöste; ja nicht einmal, daß seine Geliebte in ihrer Bedrängniß ihre Zuflucht nehmen mußte in das Haus seiner Mutter. Endlich stellte sich Other, als wollte er mit einer andern die Hochzeit feyern, und der Syrithe ward als Brautjungfer das Geschäft ertheilt, ein Licht dabey zu halten. Dieß ging ihr so tief zu Herzen, daß sie es nicht bemerkte, wie das Licht ihr in die Finger hinein brannte. Indem aber Other im Vorbeygehen sie anredete, da warf sie, von ihrem Herzen bemeistert, einen zärtlichen Blick auf ihn, und sogleich wurde ihre eigene Hochzeit gehalten.

Diese ganze Sage ist durchaus poetisch, hat aber wenig Historisches. Die weibliche Schüchternheit widerstehet der Dankbarkeit, Furcht und Zwang, wird aber am Ende von der Eifersucht überwunden; sie wird gleichsam durch lyrische Uebergänge von einer gefährlichen Stellung in die andere geführt, und nachdem der Held seine Geliebte gewonnen, und seine Tapferkeit bewiesen, verschwindet er aus der Geschichte. Die hierbey von Saxo angeführten Verse geben zu erkennen, daß die Quellen, woraus er schöpfte, nicht eine Sage, sondern ein Liebesgedicht gewesen.

Mit Erzählungen gleichen Inhalts füllt Saxo die Geschichte von Sigar, Syvalds Sohn, aus. Die erste handelt von dem silbergelockten Alger und der männerscheuen Alvilde. Diese gothische Königstochter ließ ungeschleyert sich nie vor einem Jünglinge sehen, und obschon Sigars Sohn, Alger, die ihre Jungfrauburg bewachenden Ungeheuer getödtet hatte, ließ sie doch von der Mutter sich bereden, ihn zu verschmähen, weil er das Hochzeitsgelage dem Waffengetöse vorgezogen, und wählte selbst das Leben eines Schildmädchens oder einer Amazonin. Alger zog nun auf Seeabenteuer aus, schlug sich mit Blaumännern auf gefrornen Seen, und begegnete endlich Alvildens Schiff in der finnischen Bucht. Als er nun auf das Schiff der ihm unbekannten Feinde hinübersprang, um zu entern, zerhieb sein Waffengefährte den Helm Alvildens, deren schönes Haupt und sprödes Herz zugleich entwaffnet wurden; sie ward erkannt, und aus war der Kampf und das Waffengemenge.

Wenn auch die historischen Momente hier etwas mehr entwickelt sind, als in der Sage von Syrithe: so hat doch das Ganze die für eine Ballade passende Rundung und endiget mit

einer Hochzeit. Möglich ist es wohl, daß in der heidnischen Vorzeit eine Prinzessin Alvilde einen Prinzen Alger geheiratet hat, nachdem sie ihm zuerst einen Korb gegeben; wahrscheinlich aber hat die Gleichheit des Stoffes Saxo veranlaßt, zwei Balladen gleich hinter einander zu benutzen, von denen die zweyte eine spätere und schlechtere Variation desselben Thema ist; indeß mag auch die letzte einen guten Theil älter seyn, als die Zeit Saxos.

Nicht bloß von spröden Schönen wußten die alten Gesänge zu erzählen, auch das Zärtliche und Rührende war der Gegenstand ihrer Dichtungen; dieß beweist die bey Saxo nun folgende schöne Erzählung von der unglücklichen Liebe Signes und Hagbarths oder Habors. Sie zeigt, wie eine das Herz ergreifende Sage in passender Einkleidung sich im Munde des Volkes fortpflanzen kann; denn bis in die neuesten Zeiten ist Signe und Habor in dänischen und schwedischen Volksliedern besungen worden, und hat nicht bloß Sigerstätt in Seeland, sondern drey Orten in Jütland, vier in Schweden und fünf in Norwegen den Namen gegeben, die daher alle darauf Anspruch machen, die Heimat der Erzählung zu seyn. Ueberwiegend aber sind die Gründe für Seeland, denn nirgends finden sich so viele Ortsnamen, die sich auf diese Begebenheit beziehen; und Saxo kennt nicht nur die Stätte, wo Signe und Habor starben, sondern auch die Gegenden, durch die Habor zog, um sie zu rächen. In einem eddischen Gesange wird Sigarestädt in Verbindung mit Ringstädt und andern Städten, die dem dänischen Könige Helge gegeben worden, angeführt, und allem Anscheine nach hat sich die Begebenheit von Seeland aus über ganz Skandinavien verbreitet.

Die Verse, die Saxo in seinem Berichte von Signe und Habor anführt, scheinen nicht zu einem Gesange gehört zu haben, der, um alle hierher gehörigen Begebenheiten zu umfassen, zu lang geworden wäre. Wenigstens können wir bey Saxo zwey Gesänge unterscheiden. Der erste schildert Balvises Verrätherey, durch die Habor verleitet ward, die Brüder Signes zu tödten; der zweyte betrifft die Verkleidung und das Ende Habors. Die eddischen und färöischen Bardenlieder zeigen uns, wie ein Thema durch mehrere Gedichte durchgeführt worden; eben so natürlich ist es, daß des merkwürdigsten Gesangs man am längsten sich erinnert; daher die Kämpewise, die wir noch von Signe und Habor haben, nur die Katastrophe schildert. Diese Wise hat sogar eine romantische Ausschmückung, indem sie Habor nur durch die Haare Signes sich binden läßt. Diesen poetischen Zug würde Saxo wohl schwerlich ausgelassen haben, wenn er ihn gekannt hätte. Der Umstand, daß wir noch

eine von Saxo unabhängige Ballade über diese Geschichte haben, dient zur Bestätigung dessen, was vorhin von den Quellen, aus denen Saxo geschöpft, bemerkt worden.

Die vierte Ballade, die Saxo hier benützt hat, handelt von dem Schicksale der Königstochter Gurithe. Auch sie war, wie Alvilde, auf ihre Art stolz, und wollte keinen Mann, der nicht königlichen Geschlechts war. Der junge Halfdan war ihr anfänglich weder vornehm noch schön genug; da sie aber später beynahe genöthiget worden, den sächsischen Fürsten Sivar zu ehelichen, kam gerade am Hochzeitstage der für todt gehaltene Halfdan vom Auslande zurück, tödtete Sivar und heiratete die Prinzessin.

Auf diese Weise hat Saxo mit poetischem Sinne die leeren Stellen seiner Geschichte auszufüllen, und überall Leben und Abwechslung einzuführen gewußt.

Das erste historische Denkmal, das mit einiger Bestimmtheit hervorragt, ist die Bravallaschlacht zwischen Harald, Hyldetand und Sigurd Ring; indeß ist die eigene Geschichte Haralds mythisch, und von seiner Herkunft gibt es die verschiedensten Nachrichten. Die beyden auffallendsten Begebenheiten in Haralds Leben sind das Steinmonument, das er in die Felsen Blekings aushauen ließ, und die große Schlacht, die er auf Bravallas Ebene hielt. Das steinerne Monument stehet noch da, jedoch halb ausgelöscht, und von der Schlacht sind noch alte Gesänge in Uebersetzungen übrig. Das Mythische seiner Geschichte aber stammt von den ältesten Nachrichten, die wir von ihm haben.

Das achte Buch enthält die Beschreibung der Bravallaschlacht, die in dänischen Gesängen gegründet ist, welche unter Starkodders Namen noch in Andenken waren. Saxo sagt es selbst, und wenn nicht, so hätte man es aus der eigenen Beschaffenheit der Beschreibung schließen können. Sie beginnt mit Aufzählung der merkwürdigsten Kämpen, die an der Schlacht Theil genommen, nach den Reimbuchstaben geordnet. Aus der Vergleichung Saxos mit Sogubrot, einem isländischen Bruchstück von den Thaten dänischer Könige, finden wir, daß er einige Mal die dänischen Ausdrücke mißverstanden, ein Beweis, daß er die dänischen Namen nach mündlicher Tradition niedergeschrieben hat. Die Reden der beyden Feldherren rühren vielleicht von Saxo, denn derley Reden gehörten damals zum klassischen Styl; die Beschreibung aber der Menge der Schiffe, die eine Brücke bildeten zwischen den Küsten des Sundes; daß der Anfang der Schlacht wie der Untergang der Welt gewesen; daß der Dampf aus den Wunden einen Nebel verbreitet, und die Menge der Pfeile den Tag verdunkelt habe: dieß trägt noch die

poetische Farbe. Daß die Verse dem Starkodder zugeschrieben werden, beweist, daß sie älter waren, als Saxo; die Rolle, die Odin darin spielt, weist auf die heidnische Vorzeit hin. Mit echt Homerischer Wendung läßt der alte Dichter Odin die Gestalt Brunos annehmen, und als Wagenführer Haralds Wagen lenken; und konnte Odin, obwohl Siegesvater, gegen den Willen der Nornen den Gang der Schlacht nicht beugen, so erwies er doch seinem treuen Anhänger den letzten Dienst, indem er ihn über einen Haufen zahlloser erlegter Feinde fallen ließ. Sondert man das Mythische ab, so ist die Darstellung der Schlacht deutlich und einfach; es sind hier, wie insgemein in den alten Schlachten, einzelne Tapfere, die der Schlacht den Ausschlag geben.

Zu diesen innern Gründen für die Glaubwürdigkeit von Saxos Bericht kommt noch die Vergleichung mit dem isländischen Sogubrot. Ist auch dieß Bruchstück nicht älter, als das vierzehnte Jahrhundert, also jünger als Saxo, so hat es doch eine von Saxo unabhängige Quelle; denn der Verkehr Islands mit Dänemark war im dreyzehnten und vierzehnten Jahrhundert zu gering. Außerdem stimmt zwar das Sogubrot mit Saxo im Wesentlichen überein, weicht aber in mehreren Nebenumständen von ihm ab; läßt alles Mythische hinweg, beschreibt die einzelnen Kampfscenen weitläufiger und mit Uebertreibung, zumal die Thaten Starkodders. Wir sehen daraus, daß dieser isländische Bericht von der poetischen Quelle entfernter ist, also jünger als Saxo; daß aber Starkodder weder an der Schlacht, noch an der Beschreibung habe Theil nehmen können, hat der Verfasser historisch nachgewiesen. Jünger als die Schlacht selbst ist der Gesang von derselben, die Schlacht selbst aber wird nach den isländischen Berichten am wahrscheinlichsten in den Anfang des achten Jahrhunderts, ungefähr 730, gesetzt.

Das neunte Buch nehmen die Sagen von Regnar Lodbrog größentheils ein, welcher unter den altdänischen Königen durch seine Seezüge sehr berühmt geworden war. — Dänische Gesänge scheint Saxo hier nicht benutzt zu haben; denn nicht ein Vers wird in Regnars Leben angeführt; dagegen haben wir eine gleichzeitige isländische Sage von Regnars Thaten, die in vielen Stücken mit Saxo übereinstimmt. Einen interessanten Vergleichungspunkt zwischen der isländischen Sage und Saxos Bericht bietet die Erzählung von dem Eindruck, den Regnars Tod auf seine daheim lebenden Söhne machte.

Regnar wurde bekanntlich nach vielen Heldenthaten von dem englischen Könige Ella in einen Schlangenthurm geworfen und von diesen langsam aufgefressen. Indeß besang Regnar,

ungebeugten Muths, seine eigenen Thaten und starb mit den Worten: »Die Ferken würden grunzen, wenn sie das Schicksal des Ebers wüßten,« und grausam haben die Söhne oder Enkel des Vaters Tod gerächt.

Der erste Eindruck, den der Bericht vom grauenvollen Ende des Vaters auf die Söhne machte, wird in der isländischen Sage also beschrieben: Da Ellas Gesandte in die Halle zu den Söhnen Regnars kamen, fanden sie Sigurd Schlangenauge und Hvitsärk den Scharfen am Bretspiel; Biörn Eisenseite arbeitete am Schafte seines Speers; Iwar saß auf dem Hochsitz. Als die Gesandten zu erzählen anfingen, ließen Sigurd und Hvitsärk das Spiel fallen und hörten zu; Biörn stand und stützte sich auf dem Speerschafte; sorgfältig fragte Iwar, wie alles zugegangen. Da die Gesandten zu den letzten Worten Regnars kamen, drückte Biörn den Schaft so fest, daß die Spuren seiner Hand am Holze zu sehen waren, und als der Bericht zu Ende war, zerbrach der Speer in seinen Händen, Hvitsärk aber drückte das Bret so, daß das Blut aus den Wurzeln seiner Nägel sprang; Sigurd hatte ein Messer in der Hand, um seine Nägel zu schneiden, und wußte nicht, daß das Messer in die Knochen hineinschnitt, denn er achtete es nicht. Iwar fragte nach allem, wurde roth und blaß; die Erbitterung hob seine Brust, als sollte sie gesprengt werden. Da Ella dieß vernahm, sagte er, daß er Iwar am meisten fürchtete.

Diese charakteristische Scene in der alten Königshalle wird von Saxo folgendergestalt ausgeschmückt: »Iwar empfing die Botschaft, als er gerade Volksspielen zusah. Ohne seine Miene zu ändern, oder sich niederdrücken zu lassen, hielt er durch Verbergung seines Schmerzes die Nachricht vom Tode des Vaters zurück, litt auch nicht, daß Lärm entstände, und verbot dem Volke, das durch das Gerücht bestürzt geworden, den Schauplatz zu verlassen. So änderte er nicht sein munteres Antlitz, um nicht durch Einstellung des Spiels das Fest aufhören zu lassen, wandte auch nicht seinen Blick vom Klatschen des Volkes zu seinem eigenen Schmerz hin, um nicht durch den Uebergang von übertriebener Freude zur tiefsten Traurigkeit eher die Rolle eines betrübten Sohns als eines muntern Hofmanns zu spielen. Als Sivard dieselbe Botschaft empfing, wirkte auf ihn die Liebe zum Vater mehr, als das Gefühl eigenen Schmerzes, denn er ward so bestürzt, daß er einen Speer, den er gerade in der Hand hatte, tief in seinen Fuß hineinstieß, indem die Bitterkeit der Betrübniß ihn gefühllos machte gegen den körperlichen Schmerz. Denn um die Wunde der Seele geduldiger zu ertragen, mißhandelte er seinen Leib, wodurch er zugleich seine Kraft

und seinen Kummer zu erkennen gab, und sich in einem Zuge als den tief gebeugten und doch standhaften Sohn bezeigte. Biörn dagegen, welcher am Bretspiele saß, als er die Botschaft vom Tode des Vaters empfing, preßte die Würfel mit solcher Kraft, daß das Blut aus den Spitzen der Finger auf den Tisch hinspritzte, dadurch lehrend, daß das Spiel des Glückes unbeständiger sey, als das, womit er beschäftiget war. Da Hella dieß hörte, urtheilte er, daß von diesen dreyen derjenige den Tod des Vaters mit der größten Kraft ertrage, der bey der Botschaft seine Liebe nicht äußerte, daher er die Tapferkeit des Ivar am meisten fürchtete«.

Man sieht, wie die Züge dieselben sind, aber die kraftvolle, die nordische Vorzeit so treffend bezeichnende Scene in der alten Königshalle, ist bey Saxo mit Hinsicht auf die Sitten späterer Zeiten erweitert, ausgemalt und mit Sittensprüchen versehen worden. Ivar sitzt nicht mehr im Hochsitze seiner Halle, sondern schaut einer Bande Gaukler zu, die im eilften und zwölften Jahrhunderte in allen Landen herum streiften. In die Handlungen Biörns und Sigurds legt Saxo eine Absichtlichkeit, die zu ihrer Stimmung nicht paßte, um seine Sentenzen anbringen zu können.

Der Raum verbietet uns hier die vergleichende Darstellung des Verfassers weiter zu verfolgen. Aus derselben ergibt sich, daß Saxo seine Nachrichten von Regnar Lodbrog aus vier Quellen geschöpft hat: a) aus alten Sagen, die wir noch in der isländischen Sage von diesem Könige aufbewahrt finden; b) aus einer dänischen Sage, von einem ungewissen Urheber, über seine Weiber Lathgertha, Svanloga und die Kebsweiber; c) aus der Liste der Schlachten, die aus dem Sterbegesange Regnars genommen worden; d) endlich aus den Überlieferungen von dem jüngeren Reginfried und dessen Streit mit Harald, welches alles Saxo zu einem Ganzen verbunden hat.

Aus den zuverläßigsten isländischen Genealogien geht hervor, daß Regnar im achten Jahrhunderte gelebt hat, etwa von 720 bis 793.

Durch fremde Annalisten, englische und französische Chronikenschreiber ist man veranlaßt worden, zwey Könige des Namens Regnar Lodbrog anzunehmen, von denen der erste im achten, der zweyte im neunten Jahrhunderte soll gelebt haben; welches aber keinen historischen Grund hat. Es ist ganz unwahrscheinlich, daß zwey Regnars denselben Beynamen Lodbrog sollten geführt haben; da die Beynamen nie sich forterbten, und der Zuname Lodbrog dem Regnar wegen eines besonderen Ereignisses seines Lebens gegeben worden, welches doch wohl nicht vom zweyten Regnar eben so erlebt worden. Noch son-

derbarer wäre es, wenn der zweyte Regnar seinen Kindern gerade dieselben Zunamen sollte gegeben haben, wie der ältere, und diese dieselben Thaten verrichtet haben, wie jene. Den Grund dieses Irrthums sucht der Verfasser darin, daß man die Enkel Lodbrogs mit seinen Söhnen verwechselt, und daß man diese Lodbrogiden, die hundert Jahre später in England und Frankreich kriegten und plünderten, irrig für Lodbrogs Söhne gehalten hat.

Der Verfasser ist daher der Meinung, daß nur ein Regnar Lodbrog gelebt, der viele Söhne gehabt, und unter diesen Agner, Erik, Biörn und Hvitsark, und daß Biörn Eisenseite, Iwar und Ubbo seine Enkel gewesen; daß Regnar in England umgekommen 793, und daß seine Enkel seinen Tod grausam gerächt haben. Die Sage habe nur den Tod Regnars und die Rache desselben einander näher gerückt; und weil der König Ella von den Enkeln getödtet worden, habe man diesen Ella zu dem Könige gemacht, auf dessen Befehl Regnar umgebracht wurde.

Mit dem Anfange des neunten Jahrhunderts hört in Dänemark die eigentliche Sagengeschichte auf, und wir bedürfen nicht länger auf die innere Beschaffenheit der Sagen Rücksicht zu nehmen, oder sie mit den Berichten der Isländer zu vergleichen. Von nun an können wir Licht schöpfen aus englischen und französischen Annalen, aus dem Leben des Ansgarius und den Nachrichten von den dänischen Königen, die mit den Berichten über die Verbreitung des Christenthums verknüpft sind. In diesem Jahrhunderte erlitt das altnordische Leben in Dänemark eine große Veränderung; die normännischen Seezüge, die gegen das Ende des achten Jahrhunderts häufiger geworden, und zumal im neunten mit großem Eifer fortgesetzt wurden, wirkten auf Dänemark zurück, wie die Kreuzzüge auf ganz Europa. Diese schwächten die Macht der Vasallen, jene die der Fylkekönige; diese bahnte der Entwickelung neuer Begriffe den Weg, jene öffneten dem Christenthume den Zugang in Dänemark. Indem die kräftigsten Männer auf Seezüge ausgingen, war daheim wenig Gelegenheit für Thaten, die das Andenken fortpflanzen konnte. Dieß ist zweifelsohne der Grund, warum die Volkssage im neunten Jahrhundert nur einige wenige Züge von Gorm dem Alten aufbewahrt hat.

Der Verfasser schließt diesen Abschnitt seiner Untersuchungen mit einigen Bemerkungen über Gorm den Alten und Thyre Dannebod. Mit dem bisher Angezogenen glauben wir aber genug gethan zu haben, um den Leser in Kenntniß zu setzen von der Wichtigkeit und dem hohen Interesse dieser Abhandlung für die altdänische Geschichte.

Der zweyte Abschnitt, von Seite 176—296, handelt von den Quellen zu Snorros Heimskringla und deren Glaubwürdigkeit. Da dieser Theil des Werkes schon im Jahre 1819 der dänischen Gesellschaft der Wissenschaften vorgelegt wurde, und auch dem deutschen gelehrten Publikum nicht ganz unbekannt blieb, da dessen schon in deutschen literarischen Zeitschriften Erwähnung geschehen ist, so enthalten wir uns hier einer näheren Anzeige dieses Abschnittes, nachdem wir im Allgemeinen werden bemerkt haben, daß hier die Berichte Snorros mit derselben Gelehrsamkeit, Geist und Scharfsinn geprüft und gesichtet sind, wie im ersten Theile die des Saxo, und daß er jedem gründlichen Alterthumsforscher zum Verständnisse des trefflichen Geschichtschreibers Snorro Sturleson unentbehrlich ist.

Hinzugefügt ist noch S. 298—313 eine tabellarische Vergleichung der verschiedenen Bearbeitungen der Geschichte des Oluf Tryggwesen.

Art. VIII. Harmonie der morgenländischen und abendländischen Kirche. Ein Entwurf zur Vereinigung beyder Kirchen. Von H. J. Schmitt. Nebst einem Anhange über die anerkannten Rechte des Primats in den ersten acht Jahrhunderten. Mit einer Vorrede von Friedrich Schlegel. Wien, bey Wimmer, 1824. 8. I—VIII. 1—221.

Diese Jahrbücher waren neuerlich in dem Falle, Meldung von einigen Denkmalen jenes unduldsamen, der Vernunft eben so sehr als der christlichen Liebe widerstrebenden Geistes zu thun, womit sich christliche Religionsparteyen nur allzu häufig angefeindet und verfolgt haben, so bald sie nämlich wahrhaft Parteyen geworden waren, und mit blinder Rechthaberey und eigensinniger Heftigkeit das Unterpfand des wahren Friedens einander streitig machten. Um so lieber weilen wir daher bey der entgegengesetzten Erscheinung eines Werkes, welches die unselige Trennung der katholischen Kirche des Morgen- und Abendlandes ganz in jenem Geiste milder Friedensliebe behandelt, den man als die wahre Weihe, die erste und wesentlichste Eigenschaft für Schriftsteller, die von kirchlichen Dingen handeln, betrachten darf; — und welches in seinem ganzen Inhalte das Bestreben zeigt, den erhabenen Aussprüchen des Evangeliums treu zu bleiben, welche der Verfasser der Vorrede an die Spitze des Ganzen stellt: »Selig sind die Sanftmüthigen, denn sie werden das Erdreich besitzen; — selig sind die Friedfertigen, denn sie sollen Kinder Gottes genannt werden.«

Die Göttlichkeit dieser Aussprüche wurde von der gesammten Christenheit allezeit auf's Entschiedenste anerkannt; man dürfte daher billig fragen, warum dieselben denn so oft, so vielfach und in solchem Maße bey Streitigkeiten aus dem Auge gesetzt wurden,

welche die Erbschaft und das ewige Testament eben desjenigen zum Gegenstande hatten, welcher der Fürst des wahren Friedens genannt seyn wollte, und welcher, »da er ohne Raub Gott gleich war« — auf Erden sagte: »Lernet von mir, denn Ich bin sanftmüthig und demüthig von Herzen.«? Warum hat man nicht mit jener erhabenen Seligsprechung der Sanftmüthigen und Friedfertigen, welche die christliche Religion am wesentlichsten unterscheidet, jede streitige Erörterung über kirchliche Dinge eröffnet?

Liegt es doch schon so tief in den Forderungen der echten Menschlichkeit und unbefangenen Vernunft, daß alles dasjenige, was als Strahl und Ausfluß göttlichen Lichtes verehrt wird, auch inmitten des Kampfes und irdischer Befehdung und Bestreitung mit einer heiligen Scheu ungetrübt bewahrt und durch ehrerbietige Zurückhaltung geehrt werden soll, — damit nicht die Religion, diese jungfräulich-schüchterne und zart gesinnte Tochter des Himmels, durch Rauhigkeit und stolzen Eigensinn ihrer sich brüstenden Vertheidiger beleidigt, diesen ihre Segnungen entziehe; — damit nicht entweder die Erkenntniß oder das Herz der Kämpfer sich verfinstere, in welchen die Behauptung einer menschlichen Vorstellungsweise, oder starrsinniges Festhalten auf einmal erklärter Meinung den ganzen Ungestüm des inneren Stolzes und verletzender Streitsucht entfesselt, und sie mit dem Namen eines heiligen Eifers schmückt!

Alles besiegende Kraft und reinste Entschiedenheit sind zwar allerdings Eigenschaften der religiösen Wahrheit; aber es ist vielmehr die Kraft des Lichtes, welches überall, wo kein Hinderniß seiner Verbreitung entgegen steht, durch sein bloßes Daseyn die Finsternisse überwältiget; — es ist gleichsam die Entschiedenheit jungfräulicher Keuschheit: sie verletzt Niemand, sie greift nicht an, sie ist ohne Argwohn, sie mißdeutet nicht mit ungerechter Feindseligkeit, sie entstellet und trübt keine Wahrheit. Sie will allerdings in gerechter Nothwehr von allen reinen Kräften des Geistes und der Seele vertheidigt, den Händen feindlicher Mächte entrissen werden; aber diese ihre Kämpfer sollen nicht, wie von blinder Wuth ergriffen, sie selbst entheiligend verletzen, als wären auch sie geheime Söldlinge der Feinde. Und wenn Brüder und Genossen, welche sie selbst vereinigte, und an ihrem Tische mit himmlischer Speise labte, ungerecht und verkehrten Sinnes, um nichtiger Ursachen willen, in blutiger Entzweyung entbrennen, und dabey den hehren Namen der Himmelstochter im Munde führen, dann verdunkelt sich ihr leuchtender Glanz, dann seufzet sie und klaget tief mit verwundetem Herzen und erschüttertem Geiste über das hochmüthige, gegen Gottes Erbarmung sich auflehnende Verderben der menschlichen Natur.

Es haben zu allen Zeiten fromme Weise sich gegen den unreinen und vermessenen Eifer erklärt, womit Glieder der Kirche ihren eigenen Leidenschaften unter dem Scheine eines heiligen Zornes dienten, wie denn z. B. der milde und erleuchtete, gewiß einer allgemeinen Hochachtung würdige Franz von Sales mit einer gleichsam kindlichen Einfalt und bewunderenswerthen Unterscheidung jenen Eifer bezeichnet und anklagt; dessen beachtungswürdige Worte zu wiederholen auch hier, da wir des falschen Eifers in kirchlichen Streitfragen erwähnen, nicht am unrechten Orte seyn dürfte: »Die großen Heiligen im alten und neuen Bunde«, sagt derselbe z. B. im Theotimus, »welche ihre Leidenschaften durch heldenmüthige Tugenden abtödteten, konnten auch ihren Zorn nach Willen lenken, ihn los lassen und zurück ziehen, je nachdem es ihnen gut dünkte; wir arme Menschenkinder aber, die wir ungezügelte und übel erzogene Leidenschaften haben, können unsern Zorn nicht los lassen, ohne daß die Gefahr großer Unordnung dabey obwalte, weil man ihn, wenn er ein Mal das Weite gewonnen hat, weder zurück halten, noch gehörig ordnen kann. . . . . Wer die Andern bessern will, der muß vor allen Dingen sorgfältig verhüten, daß der Zorn die Vernunft nicht vom Throne stoße, und sie der Herrschaft über die Seele beraube, die Gott ihr über die Regungen derselben gegeben hat, und daß er nicht Empörung, Aufruhr und Verwirrung in unserm eigenen Inneren anrichte. . . . Jene Heiligen, welche unmittelbar von Gott begeistert waren, konnten den Zorn allerdings ohne Gefahr anwenden; denn der nämliche Geist, welcher sie zu ihren Thaten anfeuerte, hielt auch die Zügel ihres gerechten Zornes, daß er die Gränzen nicht überschreite, die er ihnen gesetzt hatte. Ein Zorn, der vom heiligen Geiste eingeflößt oder angefacht wird, ist nicht mehr menschlicher Zorn; aber den Zorn der menschlichen Natur soll man fliehen, da derselbe, wie der Apostel Jakobus spricht, die Gerechtigkeit Gottes nicht wirkt. . . . Wahrlich, nicht Jeder ist ein Paulus, daß er es vermöchte, den Geist des Eifers bey solchen Handlungen rein zu bewahren. Allein erbitterte, unzufriedene, vermessene Gemüther, Verleumder, und solche, die ihren Neigungen, Launen, Abneigungen und ihrem Privathasse fröhnen, suchen ihre Ungerechtigkeiten mit dem Mantel des Eifers zu bedecken, und Jeder läßt unter dem Namen dieses heiligen Feuers sich von seinen eigenen Leidenschaften verbrennen . . . Überall hört man nur Eifer und Eifer, und nirgends ist Eifer zu sehen; wohl aber sieht und hört man Verleumdung, Zorn, Haß, Neid, unruhige Gemüther und böse Zungen.«

Was kann auch einleuchtender seyn, als diese Wahrheit,

daß bey Zorn und feindlicher Bekämpfung Jeder vor allem ein aufrichtiger Forscher und strenger Richter über sein eigenes Innere, über die Quelle seyn müsse, aus welcher sein angeblicher Eifer fließt, da nichts Widerwärtigeres und Verwerflicheres gedacht werden kann, als wenn eine Ergießung böser Leidenschaft sich als Gottesdienst ankündigt, und mit dem falschen Schmuck heiliger Begeisterung bekleidet! Denn auch selbst da, wo in Erfüllung eines hohen Berufes und heiligen Amtes die religiöse Wahrheit gültig ausgesprochen und behauptet wird, oder wo es sich um die Vertheidigung eines solchen gültigen Ausspruches und des wahren geistigen Leibes der Kirche handelt, sind Gränzen und Maß des Eifers in den Erkenntnissen der Vernunft, und weit mehr noch durch die eigene Natur der Sache, in dem Wesen göttlicher Wahrheit und Liebe gesetzt. Es ist sehr thöricht und anmaßend, diese Schranken zu durchbrechen, und in einer solchen Art dem Eifer, auch für die unfehlbare Wahrheit, Raum zu geben, daß durch die Verfahrensweise bei dieser Vertheidigung der Sache Gottes, diese eben so sehr, als durch die bekämpfte Abweichung beleidigt wird. Was soll man aber sagen, wenn im Namen des eigenen Gefühles, einer privativen Erleuchtung oder auch partiellen Tradition eine Alleingültigkeit in Anspruch genommen wird, und wenn man, indem auf einem so unzulänglichen Grunde gefußt wird, die wesentlichste Gewährleistung religiöser Wahrheit, demüthiges Anerkennen der uns gesetzten Schranken und Ehrfurcht vor der allgemeinen Erleuchtung der gesammten Kirche, verläugnet? — Man erstaunt, wie wenig nur allzu oft die Gränzen der vernünftigen Vorschrift von dem Ungestüme des menschlichen Stolzes beobachtet wurden, welcher die Erzeugnisse seiner schwachen Erkenntniß und bestochenen Vorstellung dreist für Eingebungen des göttlichen Geistes erklärte, und nicht beachtend, ja nicht wissend, was er that, bis zum Verbrechen der Zerreißung des Leibes des Herrn sich fortreißen ließ.

Von diesen allgemeinen Betrachtungen wollten wir auf den vorliegenden Gegenstand keine andere Anwendung machen, als diese, daß an Entstehung und Fortsetzung jener so unnatürlichen und für jeden Gläubigen so höchst anstößigen Trennung der orientalischen und occidentalischen Kirche, auch jener unreine Eifer, welcher von je her so großen Schaden in der Kirche Christi angerichtet hat, reichlichen Antheil hatte.

Es ist hier weder der Ort, noch wäre es vielleicht der Bescheidenheit gemäß, das Maß der Verschuldung bey einzelnen Vorgängen, wovon die Geschichte Meldung thut, oder für einzelne Individuen, da wo es nicht aus den Begebenheiten klar zu Tage liegt, bestimmen zu wollen; es dürfte sich indeß in hohem Maße bewähren, daß in diesem ganzen Streite die Sachführung

auf Seite der abendländischen Kirche überwiegend den Charakter von Friedlichkeit, Ruhe und Verlangen nach Eintracht gezeigt habe. Vielleicht dürfte man solches auch schon von vorhinein annehmen, da es natürlicher und ungezwungener erscheint, auf die beiderseits anerkannte Grundlage einer göttlichen und ungetheilten Kirche, eines von Gott selbst bewahrten allgemeinen Glaubens, die Nothwendigkeit der Vereinigung, unbeschadet einiger Abweichungen, zu gründen, als die erschütternde Lehre der Trennung aufzustellen, und durch unduldsame Bestreitung der Weise Anderer rechtfertigen zu wollen; — da es für einfacher und konsequenter erkannt werden muß, das Band der Einheit, einiger Verschiedenheiten ungeachtet, durch Verbindung mit dem alt anerkannten Mittelpunkte aufrecht zu erhalten, als, nachdem man diesen Mittelpunkt »als abgelösten kranken Theil« für ausgestoßen und abgeschnitten erklärt, fortdauernd eine äußere Einheit der sakramentalischen Kirche zu lehren und zu bekennen.

Was aber menschliche Kurzsichtigkeit oder Fehlerhaftigkeit veranlaßte und bewirkte, sollte das für immer der höheren göttlichen Absicht Hindernisse und Hemmung entgegen setzen? Sollte es nicht, wie alles bloß Menschliche, seine Zeit durchleben, um sodann aufzuhören und einem Anderen Platz zu machen? — Wer würde nicht gern dem Verfasser der Vorrede zur vorliegenden Schrift zustimmen, wenn er sich der Hoffnung überläßt, daß sowohl nach evangelischen Aussprüchen, als auch selbst nach menschlichen Vernunftgründen der Zwiespalt, in welchen Eigendünkel und Eigensinn der Menschen die verschiedenen Glieder Eines und desselben Leibes der Kirche wider einander gestellt haben, nicht immer so seyn und fortdauern werde? — »Wenigstens können wir einer solchen Hoffnung Raum geben«, sagt derselbe, »für eine Wiedervereinigung der beyden katholischen Kirchen, der morgenländischen und abendländischen, die eigentlich in keinem wesentlichen Punkte des Glaubens gegen einander stehen, wenn man nämlich auf die ganzen Kirchen selbst in ihrer Gesammtheit und in ihren gesetzlichen Entscheidungen sieht, und nicht auf die besondere Meinung und Lehre einzelner Stimmführer. Im Glauben, wenigstens im dogmatisch Wesentlichen desselben, sind beyde Kirchen immer Eins gewesen, und nur durch eine Reihe von unglücklichen Zufällen und größten Theils persönlichen Zwistigkeiten, oder wenn man es nach der Strenge bezeichnen will, von moralischen Verschuldungen, die hier aber doch keineswegs mit dogmatischen Irrthümern zu verwechseln sind, ist die unselige Trennung hervor gegangen. Der Glaube ist nicht verschieden, und nie verschieden gewesen, nur der Geist der Liebe war entwichen, oder nicht überall der gleiche und selbe geblieben, wie in

der früheren Zeit der ersten noch vereinten Kirche. Man dürfte also nur im Geiste der Liebe erkennen, daß dagegen gefehlt worden, so könnte dieser Fehler leicht wieder ausgeglichen werden.«

Nachdem der berühmte Verfasser der Vorrede sodann diese Übereinstimmung der beyden Kirchen im Wesentlichen des Glaubens in gedrängter Kürze näher dargestellt hat, sagt derselbe mit der ihm eigenen Kraft und Fülle des Ausdruckes, und im Aufschwunge begeisterter Hoffnung für eine Sache, welcher er aus tiefster Überzeugung im öffentlichen Bekenntnisse huldigt: »Wenn wir nur alles recht groß nehmen, ganz erfüllt von reiner Begeisterung für die Sache der Wahrheit und für die Herrlichkeit des Christenthums und des katholischen Glaubens; damit wir, nachdem es Gott gefallen hat, diese Fülle, ja diese Fluth und dieses Meer von Gnade und göttlicher Erleuchtung, welches die katholische Kirche in sich faßt, über die entartete und in das tiefste Elend versunkene Welt auszugießen, den Strom der göttlichen Herrlichkeit nicht immer wieder durch das Kleinliche des menschlichen Eigensinnes, durch unwürdige Vorurtheile und Leidenschaft verderben, und mit irdischen Schlacken trüben. — Beyde Kirchen haben von der Wiedervereinigung den größten und sicheren Gewinn, und eine neue Belebung und erhöhte Kraft zu erwarten. Jene Kirche, welcher Gott vor allen das Heiligthum der Einheit treu zu bewahren anvertraute, und welche die Reinheit des Glaubens auch immer gegen die kleinste Verletzung so siegreich und sorgfältig zu bewahren gewußt hat, wird zu dem Glauben, den sie hat, eine neue Kraft und noch höhere Fülle der Gnade gewinnen, wenn »die erste Liebe«, so wie es sonst war, wieder erwacht ist. Jene andere Kirche aber, welche so viele und lange Trübsale und einen so großen Kampf siegreich und treu überstanden hat, wird wiedervereint mit dem Mittelpunkte des Glaubens, vor den Gefahren einer falschen, seelentödtenden und jede tiefere Kraft des Charakters lähmenden Aufklärung bewahrt bleiben, und in triumphirender Herrlichkeit und Reinheit neu wieder hergestellt werden.« Der Verfasser spricht dann mehr im Besondern von der russischen Kirche, »auf welche diese letztere Besorgniß zunächst wohl vorzüglich anwendbar sey, und auf welche eine ganz besondere Rücksicht genommen werden müsse, nicht bloß wegen der weit späteren Absonderung und ganz eigenthümlichen Stellung der russischen Kirche (weßhalb auf Costanzi opera theologica hingewiesen wird), oder wegen der ernsteren Sinnesart und strengen Frömmigkeit des nordischen Volks-Charakters, sondern wohl auch wegen der großen Schicksale und bedeutenden Fügungen, welche seit einem Jahrhunderte über das russische Reich gewaltet haben«.

Würde jemand geneigt seyn zu meinen, daß durch die hier

ausgesprochenen Hoffnungen mehr nur die Zuversicht einer begeisterten Anschauung, welche die Jahrhunderte überblickt, und das, was man sonst in unbestimmter Ferne sich zu denken gewohnt ist, als nah und gegenwärtig sieht; — weniger aber das Resultat kalter Prüfung dessen, was geschieht, oder vorher geschehen ist, ausgesprochen werde, so antwortet der Verfasser hierauf in folgender, wohl die größte Aufmerksamkeit und Beherzigung verdienenden Weise:

»Warum sollten wir denn auch von unserer eigenen gegenwärtigen Zeit gar nichts Großes und Gutes für die Eintracht der Welt und einen allgemein dauernden Frieden der Christenheit mehr erwarten, und jene evangelische Weissagung einer besseren Zukunft immer nur in eine unbestimmte weite Ferne hinaus schieben? Da doch diese unsere Zeit des Außerordentlichen genug hervorgebracht und mit sich geführt hat; außerordentliches Unglück und großes Blutvergießen, furchtbare Meteore allgemeiner Unterdrückung und Revolutionen über Revolutionen; aber auch wieder unerwartete Rettung und Gnade in der höchsten Noth, Sieg über Sieg, und den Segen eines allgemeinen Friedens; bey welcher Gelegenheit wohl ein Jeder die Hand des Allmächtigen gewahr wurde, und dankbar preisend Den erkannt hat, der den Gewaltscepter ungerechter Eroberung zerbricht, gleich dünnem Rohrgeflechte, und die Herzen der Könige zu lenken weiß, wie Wasserbäche. Die christliche Gesinnung ist wohl erstarkt unter diesen Prüfungen, und der Geist der Menschen unter den schweren Leiden wieder mehr zurück gelenkt worden auf die Religion; die kirchlichen Institute aber haben in allen den Umwälzungen auch vielfache Zerstörungen mit erlitten, und wo könnte wohl ein besseres Heilmittel für die tief geschlagenen Wunden der Zeit gefunden werden, als in solcher gesegneten Kirchenvereinigung? Wie könnte ein äußerer Friede dauernd bestehen, ohne den inneren Frieden, welchen die Welt eben so wie der einzelne Mensch nirgends finden kann, als nur in Gott und in der festen Verbindung mit Ihm, d. h. im Glauben und in der Religion? Hier also muß der Zwiespalt zuerst ausgeglichen werden, und jene katholische Kirchenvereinigung wäre allerdings auch schon nach diesem einfachen Grundsatze, als der erste feste Grundstein zu einem neuen Gottesfrieden zu betrachten, inmitten aller Zerrüttung dieser verworrenen Zeit, nicht bloß für heute und morgen, sondern in bleibender Dauer für die Gesammtheit der gebildeten Welt. Immer gehen auf diese Weise große Strafgerichte und Segnungen von Gott, zusammen und Hand in Hand, durch die ganze Weltgeschichte. . . . . . Die großen Strafgerichte brechen ohne unser Zuthun über die Welt herein; die besonderen Gnaden und Segnungen aber, welche uns die Vorse-

hung sendet, müssen, wo nicht verdient und errungen, so doch mit freywilliger Anerkennung angenommen, entgegen kommend und mitwirkend erworben werden, besonders wenn das Werk seiner Natur nach, wie hier, von einem bestimmten Punkte ausgehen und seinen Anfang nehmen soll. So ist demnach jene so wünschenswerthe und sehnlich gehoffte Kirchenvereinigung nicht bloß als Geschenk der Vorsehung in unthätiger Ruhe abzuwarten, sondern demnächst auch als ein zu vollbringendes großes Geschäft hochgesinnter Fürsten des Staates und der Kirche und der obersten Vorsteher und Lenker der Christenheit anzusehen und zu beurtheilen. Wohl wird, wer irgend dazu berufen ist, diese wichtige Friedensangelegenheit zu fördern oder zur Vollendung zu bringen, der Dornen genugsam auf seinem Wege zu überstehen haben; aber die Liebe überwindet alles, und so gibt sie besonders auch die unermüdliche Geduld und die feste Beharrlichkeit, die nicht nachläßt, bis sie das Ziel erreicht hat. Je schwerer und mühevoller aber die Arbeit ist auf solchem Wege Gottes, desto größer und herrlicher wird auch der Lohn seyn« u. s. f.

Nach diesen allgemeinen, zur Würdigung des Gegenstandes nothwendigen Gesichtspunkten thun wir von dem näheren Inhalte und der Behandlungsweise der vorliegenden Schrift noch in der Kürze Meldung. Wir erwähnten schon, daß dieselbe ganz in jenem, Frieden und Vereinigung athmenden und herbey sehnenden, Geiste geschrieben ist, welcher das Gegentheil des unreinen und vermessenen Eifers ausmacht, und ein solcher spricht sich, was besonders hervor gehoben zu werden verdient, auch in der Widerlegung eines Werkes aus, welches zur Unternehmung des vorliegenden den eigentlichen Anlaß gegeben hatte, und in welchem ein geistreicher Wortführer der griechisch-russischen Kirche, Herr von S t o u r d z a, leider das Streben an den Tag gelegt hatte, die Trennung auch im Zeitalter nnd in der Ausdrucksweise der neueren Kultur zu verfechten und aufrecht zu erhalten, und alte Irrungen feindlich aufzufrischen, statt der erhebenden Idee der Versöhnung und Wiedervereinigung Raum zu gönnen. — Übrigens beschränkt sich vorliegendes Werkchen darauf, in kurzer und einfacher, meistens sehr klarer Art, einerseits die Übereinstimmung zwischen beyden Kirchen in den wesentlichen Stücken des Glaubens zu zeigen, welche Darstellung für recht viele Leser sehr belehrend, ja auch wohl höchst überraschend seyn wird, und andererseits die Entstehungsart und unwesentliche Natur der Abweichungen in ein deutlicheres Licht zu setzen.

In den e r s t e n a c h t H a u p t s t ü c k e n wird jene Übereinstimmung nachgewiesen in allen Grundlehren des Glaubens, im Betreff der dreyfachen Erkenntnißquelle der göttlichen Offenbarung (der Natur nämlich, dem Gewissen und der positiven Lehre von der

Erlösung); in Ansehung der wesentlichen Eigenschaften der äußeren Kirche und der ihr von Christo gegebenen Verheißungen, in Ansehung der beyden Grundpfeiler der christlichen Lehre, der ganzen heiligen Schrift nämlich und der kirchlichen Überlieferung; — die Übereinstimmung beyder Kirchen in der Lehre von der Dreyeinigkeit, von Erschaffung der Welt und des Menschen; — vom Sündenfalle, von der Erbsünde, von der Menschwerdung und Erlösung; — von Vereinigung der göttlichen und menschlichen Natur in der Einen Person Christi; von der Gnade und Heiligung und christlichen Lebensweihe in sieben katholischen, d. h. für alle Völker und Zeiten bis an's Ende der Welt eingesetzten Sakramenten, ins Besondere in der Lehre von der Eucharistie und dem heiligen Opfer des Einen Altars (welche Gnadenmittel und Geheimnisse nach beyderseitiger Anerkennung in der einen wie in der anderen Kirche gültig gespendet und begangen werden); von den guten und bösen Geistern; vom besonderen und allgemeinen Gerichte; von Himmel und Hölle; — von Verehrung und Anrufung der Heiligen; vom Gebete und Opfer für die Hingeschiedenen; von der hierarchischen Verfassung der Kirche, und endlich von ihren hauptsächlichsten Gebräuchen und Gebeten.

In dem neunten Hauptstück werden sodann die so genannten Streitsätze näher untersucht; nämlich: die Lehre vom Ausgange des heiligen Geistes; vom Primate; vom gesäuerten und ungesäuerten Brote beym heiligen Abendmale und Opfer; endlich vom Läuterungsorte, und wegen der Frage, ob für die Heiligen gleich nach dem Tode die ewige Freude beginne?

Der erste dieser Streitpunkte ist auch der wichtigste, nämlich derjenige, auf welchen sich die Wortführer der Trennung vor allen anderen berufen. Der Verfasser will denselben nur auf historischem Wege untersuchen; mit seinen eigenen Worten möge hier eine Stelle aus der Mitte dieser Untersuchung auch als Probe der Behandlungsart mitgetheilt werden:

— — »Die morgenländische Kirche bekennet, daß der heilige Geist von dem Vater durch den Sohn ausgehet; die abendländische Kirche aber lehret, derselbe gehet vom Vater und zugleich von dem Sohne aus. Nun aber ist die eine und die andere Redensart, durch den Sohn, und vom Sohne, bey solchen Vätern zu lesen, deren Ansehen sowohl die Griechen, als die Lateiner verehren. So sagt der heil. Epiphanius: »Der Geist Gottes, der Geist des Vaters und der Geist des Sohnes, nicht nach einer gewissen Zusammensetzung, wie in uns Seele und Leib, sondern in der Mitte des Vaters und des Sohnes, aus dem Vater und aus dem Sohne, der dritte in der Benennung.« So sagt auch Cyrillus Alexandrinus vom heil. Geiste: »Weil Er (der heilige Geist) mit dem Sohne

gleiches Wesens ist, und durch ihn ausgehet, alle Machtvollkommenheit habend, deßwegen sagt Er (der Sohn), er wird von dem Meinigen nehmen.«

Basilius der Große und Gregorius der Theologe lehren, daß die zwey Partikeln ἐξ und δια — von und durch — einerley Bedeutung haben. Dem zu Folge lehren auch vortreffliche Gottesgelehrte, daß vorgedachte Redensarten, wenn sie im echten Sinne und Verstande genommen werden, einerley Sache bedeuten. . . . Man muß die Worte, die in den Schriften der Väter zu lesen sind, daß der Geist durch den Sohn vom Vater ausgehe, in einem mehr ausgedehnten Verstande nehmen, daß sie nicht nur Eine Substanz oder Wesenheit haben, sondern auch, daß beyde Personen nur eine einzige Urquelle (Principium) sind, so daß der heilige Geist von beyden zugleich herkommt. Wenn ein Licht von einem anderen entzündet wird, so kann man in der Wahrheit und im eigentlichen Verstande sagen, das dritte Licht sey nicht nur von dem ersten unmittelbar, sondern auch von dem ersten durch das andere angezündet worden, weil dieses von dem ersten sein Daseyn hat u. s. f.*) Zur weiteren Rechtfertigung des lateinischen Dogma, oder vielmehr der zu Rom als dogmatisch richtig anerkannten und in's Symbolum aufgenommenen Ausdrucksweise des Dogma, erwähnt der Verfasser die hierauf Bezug habenden

*) Daß der Verfasser nur den historischen, d. h. in kirchlichen Dingen den dogmatischen Gesichtspunkt ins Auge faßt, scheint uns um deßwillen wohlgethan, weil es für die hier vorliegende Frage nicht zunächst auf eine Rechtfertigung des zu Rom anerkannten Ausdrucks durch die Spekulation, sondern bloß darauf ankommt, daß derselbe den beyderseits anerkannten Autoritäten wahrhaft gemäß ist. Wollte man diese von der lateinischen Kirche vorzugsweise gebrauchte und gewählte Glaubensformel von dem Ausgehn des heil. Geistes vom Vater und vom Sohne, nachdem sie durch die vollgültige Autorität der bewährtesten Kirchenväter gegen alle Angriffe hinreichend gerechtfertigt worden, nun auch aus dem Standpunkte der Wissenschaft prüfen und gleichsam metaphysisch erörtern, so würde daraus, wie wir erachten, nur die hohe Vortrefflichkeit dieser Formel, auf das helleste und einleuchtendste hervor gehen, weil keine so geeignet ist als diese, um alle gedenkbaren dogmatischen Irrthümer gegen die persönliche Verschiedenheit oder gegen die gleiche Würde des heil. Geistes abzuschneiden. Es dürfte auch keine andre Ausdrucksweise über ein an sich den menschlichen Begriff übersteigendes Geheimniß des göttlichen Daseyns und des innern Lebens der Gottheit so wissenschaftlich adäquat und durchaus angemessen seyn, als eben diese, vermöge welcher, nach der dabey zum Grunde liegenden Idee der heil. Geist erklärt wird, als die Liebe, womit sich der Vater und der Sohn gegenseitig lieben. Allerdings ist auch hierin ein neuer Grund für die Verfahrensart der lateinischen Kirche zu finden, welche keineswegs nach Willkür und aus bloßem Eigensinn, sondern aus den triftigsten Beweggründen und weiser Vorsorge für die unverletzte Erhaltung des alten katholischen Glaubens diese Formel ins Symbolum aufgenommen hat.

Stellen der heiligen Schrift, namentlich Joh. 15, 26; Joh. 16; Apostelgesch. 16; Paulus, Galat. 4. — Nachdem nun weiter einige der zahlreichen hierher gehörenden Stellen bey Vätern, deren hohes Ansehen beyde Kirchen erkennen (z. B. Epiphanius, Chrysostomus, Augustinus, Ambrosius, Cyrillus, Fulgentius, Gregorius ꝛc.), angeführt worden, kommt der Verfasser zur Widerlegung des rein negativen Arguments, daß die gegen den Macedonius im Jahre 352 zu Konstantinopel versammelten Bischöfe nur gesagt haben: »Der vom Vater ausgeht« (welches Worte der Schrift sind) p. 104—107; und endlich zur Entkräftung des von der Bestimmung der Ephesinischen Synode, daß das Glaubensbekenntniß in nichts geändert werden solle, hergeleiteten Einwurfs gegen die wörtliche Aufnahme des Zusatzes: »und vom Sohne«, in das Symbolum, p. 108—114. Ins Besondere widerlegt der Verfasser einige der in dem Werke des griechischen Bischofs Helias Miniatis: »Der Stein des Anstoßes; oder eine Erzählung von dem Ursprunge und der Ursache der Spaltung der griechischen und lateinischen Kirche, so wie auch von den fünf Streitfragen, (deutsch, Wien 1787) enthaltenen Darstellungen und Ansichten. — Diese Widerlegung in Betreff der erwähnten Punkte könnte unsers Erachtens durch Ergänzungen aus der Geschichte an Schärfe und Bündigkeit noch bedeutend gewinnen; doch ist namentlich die Mäßigung sehr zu loben, womit sie hier durchgeführt wird. — Da die lateinische Kirche von den wieder vereinigten Griechen die wörtliche Aufnahme jenes Zusatzes in das Symbolum, wofern sie der Lehre selbst nicht widersprechen, nicht verlangt, so scheint der letzt erwähnte Einwurf in Bezug auf die Vereinigung viel von seiner Bedeutung zu verlieren, und hier, wie auch wirklich in allen übrigen Verschiedenheiten, woraus die Losreißung von Rom griechischer Seits hat gerechtfertiget werden sollen, erscheint die lateinische Kirche als die zulassende, Duldung übende, Duldung verlangende. Sie stellt nicht die Forderung auf, daß die griechische Kirche in den fraglichen Punkten gerade denselben Ausdruck gebrauchen, und gerade die Uebung befolgen solle, wie sie selbst: aber sie verlangt, daß jene nicht ihre Weise der abendländischen als alleingültiges Gesetz aufdringe. Wie könnte sie mehr im Sinne der Friedensliebe und wahren Duldung verfahren? Sie handelt so in Erfüllung der einen Hauptpflicht, die Kircheneinheit aufrecht zu erhalten, so lange sie nicht durch Trennung im Wesentlichen des Glaubens zerrissen wird; und wenn man erwägt, wie sorgfältig und rücksichtslos sie die zweyte Hauptpflicht immer erfüllt hat, jede Trennung im Wesentlichen des Glaubens laut für eine solche zu erklären, so sieht man in dieser toleranten Stellung der römischen Kirche gegen die grie-

chische wohl schon den Beweis, daß die Trennung in ihrem Ursprunge auf keiner wesentlichen Verschiedenheit des Glaubens beruhte.

Was den zweyten Streitpunkt anbetrifft, so ist die Bemerkung des Verfassers erheblich; daß die Erfahrung, namentlich auch zu Florenz bewiesen habe, daß dieser kein großes Hinderniß mehr in den Weg lege, nachdem nur eingeräumt worden, daß die Ausdrucksweise, »der vom Vater und vom Sohne ausgehet,« nichts Antidogmatisches enthalte. Wirklich sind die Zeugnisse für die wesentlichen Rechte des Primats, welche in den von der griechischen Kirche anerkannten Schriften der Väter, Konzilienschlüssen und Canonen vorkommen, so zahlreich und gewichtvoll, und die Liturgie und Kirchenbücher der griechisch-russischen Kirche enthalten selbst davon so manche Andeutungen und Belege, daß wohl angenommen werden darf, es würde, wofern bey geistlicher und weltlicher Macht guter Wille für die Vereinigung vorhanden seyn, und man sich über die mehr scheinbaren als wirklichen dogmatischen Verschiedenheiten, namentlich in der Lehre vom Ausgange des heiligen Geistes verständigt haben könnte, die alte Lehre von dem Fundamente der kirchlichen Einheit in dem hervorragenden Ansehen der Cathedra Petri bey den Orientalen gleichsam wie von selbst wieder in ihre Rechte treten; welches Fundament der Einheit die getrennten Griechen auch nie ganz aufgegeben, sondern dafür, nur in unvollkommener und nicht genügender Weise, entweder den Patriarchenstuhl von Konstantinopel, als dem neuen Rom, oder die Vereinigung der vier Patriarchen des Orients, oder auch selbst das Ansehen des Patriarchen von Jerusalem anzuführen versucht haben. —

Vorliegende Schrift behandelt den Gegenstand nach vier Fragen: über den Vorrang Petri; über das auf die Nachfolger desselben übergegangene Vorrecht; über die wesentliche Beschaffenheit dieses Vorrechtes; und ob und welcher Unterschied in den Rechten der Bischöfe von Rom im Morgenlande und Abendlande obwalte?

Diese allerdings lesenswerthe und in den Schranken großer Mäßigung gehaltene Darstellung findet eine, manchen Lesern wahrscheinlich willkommene Ergänzung in dem am Ende der Schrift beygefügten Anhange über die anerkannten Rechte des Primats in den ersten acht Jahrhunderten. Diese Rechte werden hier lediglich als die zur Erhaltung der Einheit erforderliche Autorität betrachtet, und im weiteren Verfolge des Gegenstandes das Verhältniß des römischen Stuhles zu den Patriarchien des Orients, und namentlich zu der von Konstantinopel aus alten Zeugnissen im Zusammenhange dargestellt. Für Leser, denen gerade das Älteste größten Theils neu ist, dürfte diese Ab-

handlung viel Neues enthalten. Es gehört zu unserem Gegenstande, daß wir aus derselben einige Stellen, welche die berührten Punkte ins Licht setzen, auch hier wörtlich einschalten. »Das ganze Episkopat bildet nach der übereinstimmenden Lehre und Vorstellung der Kirchenlehrer auch jener frühesten Jahrhunderte, eine große, solidarisch verbundene Einheit, von der jene der ganzen Kirche, nämlich aller Gläubigen, offenbar abhängt, und das Fundament jener Einheit ist der vorzugsweise so genannte apostolische Stuhl, weil die apostolische Würde überhaupt hier ihren lebendigen Mittelpunkt hat. Jeder Bischof hat an dieser großen Einheit einen ihm eigenthümlichen Antheil, und sein Recht innerhalb der ihm gesetzlich zuerkannten Gränze, so lange nämlich die Anwendung, welche er davon macht, mit der gesetzlichen Ordnung, mit Lehre und wesentlicher Disciplin des Ganzen in Übereinstimmung bleibt, ist eben so unantastbar, als jene des apostolischen Stuhles selbst. So bald aber ein Theil mit dem Ganzen in Widerspruch tritt, so wird gleichsam die bis dahin ruhende Autorität des Hauptes der Apostel wahrnehmbar und wirksam, und je größer und drohender ein solcher Widerspruch wird, um so machtvoller und unbeschränkter muß nothwendig das Ansehen des apostolischen Stuhles (welchem die volle Kraft des ungetheilten Apostolats inne wohnt, so weit es nämlich zur Erhaltung der Einheit nothwendig ist) hervor treten! — Die Bestimmung aber, in wie fern eine gesetzgebende oder richterliche Befugniß in einzelnen Fällen, aus jener allgemeinen Vollmacht fließt, kann zwar nicht menschlicher Willkür oder vorgreifendem Urtheile überlassen, es muß diese Bestimmung an geheiligte Formen geknüpft seyn; aber im letzten Grunde muß sie doch derselben Autorität zustehen, welche als die obere und Kraft göttlicher Vollmacht bestehende gedacht wird. Am Ende, wenn alle Formen beobachtet sind, liegt das Siegel der Bekräftigung kirchlicher Gültigkeit in dem Ausspruche des apostolischen Stuhles; — der Ausspruch der Kirche ist derjenige, welchen der Nachfolger Petri in Übereinstimmung mit dem größeren oder besseren Theile der Kirche thut: ubi Petrus, ibi Ecclesia.«

»Ein solches Verhältniß deutet der große Papst Gregorius kurz an, da er schreibt: »Ich kenne keinen Bischof, welcher, wenn er schuldig befunden wird, sich der Gerichtsbarkeit des römischen Stuhles entziehen dürfte; liegt aber kein Fehler zum Grunde, so sind wir nach dem Begriffe der christlichen Demuth alle einander gleich.« — etc.

Das Verhältniß Roms zu den Patriarchien des Orients wird in folgender Weise in ein helleres Licht gesetzt: »Man darf vielleicht behaupten, daß sich die Patriarchenwürde in der Kirche von Anfang an überhaupt auf den Primat des heiligen Petrus

bezogen habe. Die Bischöfe von Rom waren bekanntlich die Patriarchen des Occidents mit Inbegriff des ganzen Illyrikums, und hatten ohne Widerrede unter den Patriarchen den ersten Rang; den zweyten hatten jene von Alexandrien, als deren Stuhl im Namen Petri, gleichsam anstatt seiner, von seinem Schüler, dem Evangelisten Markus gegründet war; den dritten jene von Antiochien, woselbst Petrus sein apostolisches Amt und Ansehen geübt, bevor er nach Rom ging. So führten die älteren Päpste übereinstimmend die Sache aus, unter anderen Gennadius mit den Worten: »Die römische Kirche ist der erste Stuhl des heil. Petrus, sie, welche ohne Makel und Falten ist; sein zweyter Stuhl ward gegründet zu Alexandrien in seinem Namen, durch Markus, seinen Schüler und Evangelisten, welcher von dem Apostel Petrus nach Ägypten gesendet, dort die Lehre der Wahrheit geprediget und den glorreichen Märtirertod erduldet hat. Und der dritte wird zu Antiochien verehrt, auf den Namen des nämlichen hochseligen Apostels Petrus, weil er dort gewohnt, bevor er nach Rom ging, und weil dort zuerst der Namen der Christen entstanden war.« Gregor der Große führt die Sache in ähnlicher Weise aus. Er sagt unter andern: »So wie es mehrere Apostel gibt, so hat dagegen die Autorität des Principats allein der Stuhl des Ersten der Apostel erlangt, welcher an drey Orten Einem und demselben angehört (sedes apostolorum principis, quae in tribus locis unica est). Denn er hat erhöhet jenen Stuhl, auf welchem er auch bis zum Tode bleiben, und das irdische Leben hat aushauchen wollen. Er hat Zierde gegeben jenem Stuhl, zu welchem er seinen Schüler (Markus) gesendet. Er hat befestiget den Stuhl, auf welchem er selbst sieben Jahre, obwohl nicht für immer gesessen hatte,« — und man könnte sich hiernach wohl das Ansehen und die Autorität des apostolischen Stuhles, für die drey Welttheile auf den drey vornehmsten Bischofssitzen in einem gewissen Sinne gemeinsam beruhend vorstellen, so daß sie auf dem von Rom in ihrem vollen und ungetheilten Bestand und ganzen Umfange, auf den beyden anderen aber nur einem untergeordneten und getrennten Antheile nach beruhete. — Der Bischof von Aelia, d. h. der an die Stelle des alten Jerusalems gebaueten Stadt, war dem Erzbischofe von Cäsarea, und dieser dem Patriarchen zu Antiochien unterworfen, doch genoß auch der bischöfliche Sitz von Aelia einer besonderen Ehre; diese aber, in so weit sie nicht schon darin lag, daß sie die Kirche des Apostels Jakobus (so wie Ephesus jene des Apostels Johannes) war, muß als lokal betrachtet werden, weil nämlich Jerusalem die heilige Stätte ist, wo der Tempel gestanden hatte, wo der Hohepriester und die Synagoge des alten Bundes ihren Sitz gehabt, und wo

der Heiland gestorben und auferstanden war. Spricht man aber hier, wie billig, auch von der Ausgießung des heiligen Geistes, mit welcher eigentlich die Kirche begann, so ist es erlaubt, an den heiligen Petrus ebenfalls wieder zu erinnern, dessen Hervortreten, als des ersten der Apostel, gleichzeitig mit der Gründung der Weltkirche war, und welcher zu Jerusalem in der apostolischen Versammlung als der erste aussprach, was auf Ausbreitung der Kirche über die ganze Welt Bezug hatte. Der siebente Kanon von Nicäa bestätigte die auf alte Überlieferung begründete Ehre des Bischofs von Aelia, jedoch mit ausdrücklichem Vorbehalte der Rechte seines Metropoliten. Erst 126 Jahre später wurde auch ihm der Patriarchentitel verliehen.«

»Jene Ehren des Bischofes von Aelia, wovon der Kanon von Nicäa spricht, und welche sogar den Metropolitanrechten von Cäsarea nicht einmal Abbruch thun sollten, und jene Benennung: »Mutter aller Kirchen«, deren sich die Synode zu Konstantinopel in ihrem Schreiben an den Papst Damasus bediente, sind aus dem angedeuteten Verhältnisse zu erklären. Sie bezogen sich darauf, daß zuerst den Juden das Evangelium verkündet ward, und daß der Anfang der Verkündigung desselben von Jerusalem gemacht werden sollte (facto initio ab Hierosolymis), wie ganz ausdrücklich gesagt wird, also im Grunde darauf, daß dort der Hauptsitz des Judenthums war. Auch sie zeugen ihrer Natur nach für den Primat des heil. Petrus, obwohl auf andere Weise, als die Vorrechte von Alexandrien und Antiochien, nämlich dadurch, daß auch während der Zeit, daß das Evangelium nur noch den Juden gepredigt, und also die Kirche zu Jerusalem die einzige christliche Hauptkirche war, der apostolische Vorrang des heil. Petrus bestand und anerkannt wurde (worüber die merkwürdige Darstellung des Chrysostomus angeführt wird), und ferner eben dadurch, daß Petrus keine *eigene* Kirche in Judäa gründete, weil nämlich die christliche Kirche der Juden nicht die Hauptkirche für die gesammte christliche Welt bleiben sollte. — Ganz neu dagegen war der Vorzug der Bischöfe von Konstantinopel; aber auch dieser, weit entfernt, auf die bloße politische Souveränität der Kaiser begründet zu werden, beruhete offenbar auf einer in Anspruch genommenen Theilnahme an der Autorität des apostolischen Stuhles, und diente zur Bestätigung der Rechte des letzteren. Denn der lediglich angeführte Grund für diesen neuen Anspruch, namentlich in dem Kanon des zweyten Konzils von Konstantinopel war kein anderer, als dieser, »weil Konstantinopel Neu-Rom ist« (δια το ειναι αυτην νεαν Ρωμην; eo quod sit ipsa nova Roma), gleichsam das verpflanzte, oder in einem Senkreis anderswo neu erblühende Rom; die Stadt, auf welche mit der Eigenschaft, Hauptstadt der Welt oder des

römischen Reiches zu seyn (was den bezeichnenden Charakter von Rom, der urbs, in politischer Beziehung ausmacht), auch der Anspruch übergegangen sey, Theil zu nehmen an dem kirchlichen Vorzuge des bischöflichen Stuhles zu Rom. Eine Subtilität war das freylich, und die reelle Ursache lag wohl unstreitig in dem Einflusse des Hofes, und in politischer Konvenienz; allein man war weit entfernt, im Grundsatze und in der Theorie die Behauptung aufzustellen, daß der kaiserliche Hof, oder die Natur der Hauptstadt des Reiches als solcher den kirchlichen Primat begründe; und es fiel durchaus Niemanden ein, zu behaupten, daß die Kirche zu Rom durch das Wegziehen der Kaiser ihre kirchlichen Vorrechte verloren habe. Da die Bischöfe des neuen Roms ihre Ansprüche vielmehr gerade auf die Vorrechte der Bischöfe des alten Roms gründeten, so konnten sie sich höchstens als die untergeordneten, gleichsam delegirten Inhaber der Autorität von diesen für den Orient betrachten, in so fern die Bischöfe des alten Roms sie nicht selbst ausübten. Sie mußten sich, wie auch alle anderen Bischöfe der obersten Jurisdiktion von Rom nach Maßgabe der Canonen unterworfen betrachten, und so war es erwiesener Maßen auch wirklich. In so fern lag darin nichts mit der hierarchischen Ordnung an sich selbst Unvereinbares. Weil aber weltlicher Ehrgeiz und Einfluß im Grunde die Veranlassung zu diesen Ansprüchen gegeben hatten, so war es leicht einzusehen, daß dieselben unter dem nämlichen Einflusse in fortwuchernder Ausbreitung gefahrvoll werden konnten, was denn auch die Erfahrung später in so reichem Maße zeigte.«

Dieser Darstellung entsprechend wird in der nämlichen Abhandlung erinnert, daß die Behauptung einiger neuern Griechen, auf welche sie wohl nur gekommen seyen, um einem offenbaren Widerspruche mit sich selbst und mit der alten Lehre einiger Maßen auszuweichen, daß nämlich »die Kaiser die erste Würde den Bischöfen des alten und neuen Roms beygelegt hätten, wegen der Majestät des Reichs, welche daselbst ihren Sitz hatte«, — um deßwillen keinen Werth habe, weil alle Zeugnisse des Alterthums damit im klaren Widerspruche stehen. »Denn kein einziges Mal«, wird gesagt, »haben die Bischöfe von Rom selbst, bey Ausübung ihrer Autorität, sich auf den Akt einer politischen Gewalt berufen, sondern immer ganz allein auf den Apostel Petrus und die in ihm seinen Nachfolgern von Christo gegebene Vollmacht; kein Mal auch haben die Bischöfe des Occidents und Orients, weder unter den christlichen, noch unter den vorherigen heidnischen Kaisern, weder zur Zeit der blühenden Herrschaft des Christenthums, noch vorher in der Zeit blutiger Verfolgungen, mit einem Worte, weder vor, noch nach dem Konzilium von Nicäa,

ihre dem Primate der römischen Bischöfe zuerkannte Huldigung, auf Dekrete der Staatsmacht gegründet. Endlich haben auch die christlichen Kaiser selbst im Grundsatze und in der Theorie gerade das Gegentheil von der Behauptung ausgesprochen, als wenn die legitime Kirchenordnung, und die darin liegende und ausdrücklich von ihnen anerkannte Suprematie Roms, erst von ihrer Zustimmung abhängig, oder gar ursprünglich von kaiserlichen Dekreten ausgeflossen wäre.« Hierüber werden beyspielsweise die Novelle 42, 9; I. Cod. 1, 7; I. Cod. 1, 1 angeführt.

Wir kehren noch auf wenige Augenblicke zurück zum Verfolge des eigenen Inhaltes der Schrift.

Der dritte Streitpunkt vom gesäuerten und ungesäuerten Brote bey der heiligen Eucharistie sollte gewiß im Geiste der Liebe am wenigsten als Streitpunkt betrachtet werden. Welcher Unbefangene würde nicht die Worte des Herrn Schmitt in diesem Betreffe unterschreiben, wenn er sagt: »Beyde Gebräuche haben nicht das Gepräge der Neuerung an sich, beyde tragen das graue, ehrwürdige Alterthum an der Stirne. Seyn wir eingedenk des Ausspruches Christi: »der Geist macht lebendig, der Buchstabe tödtet!«

Wie leicht endlich der vierte und fünfte Streitpunkt zu beseitigen seyn würde; wenn man den Frieden mehr liebte, als die Trennung, erhellt, wie es scheint, unwidersprechlich aus der Darstellung des Verfassers in diesem Betreffe, ins Besondere aus den angeführten Stellen bey neueren griechischen Lehrern über die Läuterungsstrafen der Seelen nach dem Tode.

Im zehnten Hauptstücke gibt die Schrift weiter eine kurze Übersicht über die bisher gemachten Versuche zur Wiedervereinigung, und erwähnt dabey näher der besonderen Verhältnisse der russischen Kirche. — Im eilften Hauptstücke endlich betrachtet der Verfasser die einer Vereinigung heute günstig scheinenden Umstände, als nämlich die Entkräftung gegenseitiger feindlicher Vorurtheile durch größere Kultur und Kritik; die allgemeiner verbreitete Kenntniß der griechischen Sprache; vor allen die erhabene Denkart geistiger und weltlicher Machthaber, worin eine gnädige Fügung der Vorsehung dankbar erkannt werden müsse u. s. w. — und hierauf wird die Frage aufgestellt, und in der Kürze beantwortet, welcher Weg der zweckdienlichste zu einer Vereinigung seyn würde? Die Meinung des Verfassers ist: daß die Sendung von Abgeordneten zwar eine Aussicht auf den nicht allzu schwierigen Abschluß einer Übereinkunft darbiete, daß aber die auf solchem Wege zu Stande gebrachte Vereinigung nicht auf dem festesten Grund und Boden beruhen möchte; es würde leichter möglich seyn, sie abermals rückgängig zu machen, weil zu Wenige Antheil daran nehmen

könnten, und demnach Andere sich in ihrem wahren Interesse und in ihren Grundrechten gekränkt und geschmälert achten dürften. — Alles könne man dagegen sich von Zusammenberufung einer allgemeinen Synode versprechen, auf welcher die Bischöfe der abendländischen und morgenländischen Kirche sich versammeln würden, um sich im Geiste der Liebe und Demuth über das Wohl der Kirche Christi zu berathen. Auf den ernsten Willen, um die äußeren Bedingungen des Zusammentrittes auszumitteln, und auf den Geist, auf die wahrhaft christliche und kirchliche Gesinnung, mit der man nach bewirktem Zusammentritte sich gegen einander erklären würde, werde alles ganz allein ankommen.

Es möchte wohl ein verdienstliches Unternehmen seyn, wenn die Grundzüge einer Übereinkunft, die Präliminarpunkte der Vereinigung von unterrichteten und wohlgesinnten Schriftstellern noch etwas näher, als es sich aus der allgemeinen Darstellung der Lehre und Gebräuche beyder Kirchen schon von selbst ergibt, erörtert würden, wobey denn auch die möglicher Weise einem griechischen oder russischen Patriarchenstuhl im Osten einzuräumenden Vorrechte, nach Analogie der Stellung von Konstantinopel vor dem eilften Jahrhunderte, genauer besprochen werden könnten.

Die Schrift schließt im zwölften Hauptstücke mit einem Blicke auf die segenreichen Folgen, welche eine solche Vereinigung haben müßte. Offenbar hat nichts anderes das gesammte katholische Priesterthum und Episkopat in Erfüllung des großen Berufes, die Lehre von der Erlösung der ganzen Welt in ihrer vollen und ungeschwächten Kraft zu verkündigen, mehr gehindert, als die in der Kirche durch menschliche Fehlerhaftigkeit so vielfach entstandenen und fortgeführten Spaltungen; von denen aber wohl keine so dauernd nachtheilig und weitgreifend in ihren Folgen gewesen, als eben die zwischen dem Orient und Occident eingetretene, welche vielleicht am wenigsten vor allen auf wahrem Zwiespalt in Sätzen des Glaubens beruhete. Ohne diese Trennung der katholischen Hauptkirchen würden auch die zerstreueten christlichen Religionsparteyen in Asien und Afrika, die getrennten Syrischen Christen, die Nestorianer, Kopten, Armenier &c. wohl längst wieder mit der einen lebendigen und allgemeinen Weltkirche vereinigt seyn. »Nichts vermag«, sind die Worte des vorliegenden Werkes, »kräftiger und allgewaltiger das Licht des Evangeliums zu verbreiten, als eben die Einheit der Kirche. Diese Einheit reißt alles mit unwiderstehlicher Kraft mit sich fort, und pflanzet überall das Panier des christlichen Glaubens auf; sie ist ein lebendiges Wasser, das den brennenden Durst, die Wahrheit zu erkennen, stillet; sie ist das reine Licht, welches die Schatten der Nacht und die finsteren Wolken des Irrthums vertreibt; sie ist ein kräftiges Werkzeug, das den Stolz der menschlichen Vernunft beschämt, und die Systeme fal-

scher Philosophen zu Boden schlägt; mit einem Worte, an der Einheit der Kirche bricht sich, wie an einem Felsen im Meere, die wilde Woge menschlichen Dünkels.«

Möchte denn eine richtige Einsicht ins Wesen der Sache mehr und mehr verbreitet, und von ihr die Männer geleitet werden, welche von der Vorsehung zur Führung der größten Angelegenheiten ausersehen wurden; möge es eine Folge des helleren Leuchtens wissenschaftlicher Aufklärung seyn, daß bittere und wahrhaft verdammliche Vorurtheile, welche die eigene Lebenskraft der Kirche Gottes feindselig hemmen, in das Nichts, woraus sie stammten, zurück fallen; und möchten die rechtgläubigen Kirchen, statt einen Theil ihrer Kräfte in eben so unwürdigem als beklagenswerthem Streite wider einander zu verzehren, sich zusammen fügen zu einem lebendigen Leibe, und zur großen Übereinstimmung zwischen Haupt und Gliedern, wie es die ganze Grundlage ihrer Einrichtungen und ihre innerste Lebenskraft erheischt. Das ist jene wesentliche und wünschenswürdige Harmonie, worin die verschiedenen Theile der christlichen Kirche unter einander stehen sollen, kraft welcher jedes einzelne Glied mit dem Ganzen leidet, streitet und gesegnet wird, jedes Theil nimmt an den Schicksalen und der im Kampfe bewährten Lebenskraft des anderen, alle aber zur Verherrlichung des Ganzen in eigenthümlicher Weise beytragen, und sich der Fülle der Verheißungen erfreuen, welche dem Ganzen gegeben wurden. So nur kann die Absicht des Welterlösers im Sinne jenes alten Kirchengebetes erfüllet werden, welches »die Nationen aller Zungen von Gott in der Einheit des Glaubens versammelt«; und diesem Einen geistigen Leibe würde alsdann einwohnen der erwärmende Lebensodem des Geistes Gottes. Beseelt würde derselbe seyn von der göttlichen Liebe, »jener wundervollen Kraft, welche«, wie Gregor der Große schreiben konnte: »seitdem sie bey Ankunft der ewigen Gnade das Geistige herab geneigt hat zur Tiefe, um dem durch fleischliche Begierden uneins mit sich selbst gewordenen Menschen den Frieden wieder zu bringen, sich mit so großer Macht in die Gemüther der Menschen ergossen hat, daß sie das Hochfahrende beugt, das Demüthige erhöht, das Streitende versöhnt, das Wilde besänftigt, das Getrennte in Einklang bringt, das Zwiespaltige ausfüllt, und die durch weite Räume der Länder und Meere, und durch so große Verschiedenheit der Himmelsstriche getrennten Geschlechter der Menschen mit ihren süßen Banden umschließet. . . . Wir loben sie zwar mit stammelnden Worten, aber sehr nothwendig bleibt, sie mit Werken zu bezeugen, damit nicht, wo einer nur Lobredner derselben wäre, und sie nicht durch Thaten bezeugte, er sich das Gericht verschärfe, weil er vor dem Auge des Richters dasjenige preisend erhoben hätte, was er auszuüben verschmähete«.

Art. IX. Regesta sive Rerum Boicarum Autographa ad annum usque MCCC.e Regni Scriniis fideliter in Summas contracta juxtaque genuinam terrae stirpisque diversitatem in *Bavarica*, *Alemanica* et *Franconica* synchronistice disposita cura *Caroli Henrici de Lang*, Sacrae Coronae Bavaricae Equitis aurati. Volumen II. Monaci Impensis Regiis 1823.

Das vom Fremdlingsjoche der Römer bis in die Tage der Hohenstauffen fortwährende Verzweigen und Ineinanderwachsen der Begegnisse Oesterreichs und Baierns, der oftmalige beklagenswerthe Widerstreit, die mehrmalige glückliche Verbindung, die Unmöglichkeit, die beyderseitigen Geschichtsquellen getrennt zu erforschen oder zu beurtheilen, haben die Rubrik der historischen und diplomatischen Literatur Baierns in den Wiener Jahrbüchern beynahe zahlreicher gemacht, als die einheimischen Arbeiten desselben Faches. — Es ist ein Bedürfniß für das gesammte gebildete Deutschland, daß Loris und Langs chronologischer Auszug baierischer Geschichten (VI. Anz. Bl. 1—9), daß des allzufrühe hingeschiedenen Direktors Stumpf »politische Geschichte Baierns« (V. 22) ja gewiß bis in unsere Tage fortgesetzt werden, ersterer etwa bis zum westphälischen Frieden, letztere wenigstens bis auf die Tage des, nach gemeinsam bestandenem Türkenkriege, zu gleichem Unheil für Oesterreich und Baiern hereinbrechenden spanischen Erbfolgekrieges und, nach Zeit und Umständen, wohl bis zum Ausbruche der französischen Revolution (1792). Bereits zwey Mal (XII. 100, 108 und XIX. 107. 114) wurde dieser Regesta in den Jahrbüchern zu verdientem Ruhme der Regierung erwähnt, die das Studium der vaterländischen Geschichte, in seinen vollwichtigen Quellen, in seinem (gerade in unsern Tagen wichtigsten und nöthigsten) Einfluß auf Geist und Gemüth der Nation, auf ihre Anhänglichkeit an das erprobte Bestehende und auf jenes innige und großartige Familiengefühl zwischen Dynastie und Volk nicht nur klar und treffend erkannt, sondern auch mit königlicher Großmuth und mit ausharrendem Eifer gefördert hat.

Es ist für die Jahrbücher nicht unerfreulich, daß solche Männer, wie die Herausgeber der Quellen für ältere deutsche Geschichtskunde zu Frankfurt, wie der Herausgeber dieser Regesta des baierischen Königreiches, die mit Freymuth und mit theilnahmsvoller Achtung gemachten Bemerkungen und Vorschläge als gegründet erkannt und mehrfältig angenommen haben.

Auch dieser zweyte Band ist, insonderheit für Oesterreich, von nicht geringer Ausbeute, wovon wir nur einiges Wenige ausheben wollen, z. B. des Babenbergers Leopold des Glorreichen Brief für das Kloster Tegernsee: zu Luiben,

Kroisbach, Perschling, Erla, in der Wachau und auf fünf königlichen Mansen zwischen der Piesting und Triesting eigene Richter aufzustellen (dd. Neuburg 26. April 1204). — Dieser Freyheit Bestätigung durch den großen Przemysliden Ottokar (dd. Krems 21. März 1252), unter dem doppelten equestern Insiegel Böhmens auf der Vorder- Oesterreichs auf der Rückseite, ist auf jeden Fall höchst merkwürdig und wohl eine der allerersten Urkunden auf seinem Besitznahmszuge von Nettolitz nach Steyer, Krems, Neuburg und Wien, nach Heimburg, wo sich (8. April 1252) der zwey und zwanzigjährige Held, der sechs und vierzigjährigen Margarethe, Leopold des Glorreichen Tochter, und Schwester Friedrichs des Streitbaren, vermählte, aus ihrer Hand, die goldnen Bullen beyder Friedriche empfangend zum Wahrzeichen der Uebertragung des darin ausgesprochenen Nachfolgerechts der Babenbergischen Frauen und der herrlichen Machtvollkommenheit der Fürsten zu Oesterreich. — Leopolds Mautfreyheit für das an den Eingängen der Steyermark, bey Glocknitz, Clamm und Pütten begüterte Kloster Formbach, das Leopolden dem Tugendhaften, dem Helden von Ptolomais und Feinde Richards Löwenherz, den Platz zur Erbauung der Neustadt gab, und dafür Herzogenburg empfing. (dd. Neustadt 17. May 1204.) Bischofs Otto von Würzburg Brief (27. Aug. 1216), wie er eben diesem Herzog, der durch Kauf. Tausch und Erbe, seine Lande so trefflich rundete und von fremdem Besitz und Gewalt reinigte, auch Lambach verkauft habe. — Auf dem Eßlinger Reichstage, wo Leopold von dem (bald darnach aufrührerischen und abgesetzten) Könige Heinrich, seinem Schwiegersohn, die Bestätigung der Hausprivilegien erhielt (1228), tritt er in vorzüglichem Rang unter den Fürsten auf, denn mit des Königs und mit Leopolds Siegel bekräftigt der Bamberger Bischof Eckbert von Andechs, (vielgenannt in den Geschichten der Lande an der Drau und Muhr, Bruder der streitbar ermordeten Ungernkönigin Gertrud, Reichsvikar zu Wien, während Friedrichs des Streitbaren Aechtung), die Uebertragung der Lehen Albrechts und Alrams von Hals auf den Pfalzgrafen Ludwig.

An bürgerlichem Sinn und Satzung, an Bürgerleben und Reichthum, an Anstalten der Wohlthätigkeit, leuchtet Wien vor andern deutschen Städten hervor, und die Spuren der Kreuzzüge lassen sich an keiner andern so anschaulich nachweisen. Neben den, vorzugsweise den Kriegs- und Pilgerfahrten gen Osten geweihten Schotten oder Hybernern, neben dem Templerhause, ohn-

ferne des Stubenthors, neben dem Pilgramhause der Ritter von St. Johannes-Spital zu Jerusalem ohnferne des Kärntnerthores, neben dem deutschen Haus, ohnferne St. Stephans Münster, war auch am Wienflusse ein Spital vom h. Geist und St. Anton, vom h. Geist Orden, dessen Hauptsitze bey St. Maria in Saxia zu Rom und zu Montpellier waren. Diesem Spital nun schenkte Friedrich II. (zu Worms 21. April 1215) das Patronatsrecht der Pfarrkirche zu Memmingen, Augsburger Bisthums. Der Ausdruck: domus hospitalis S. *Antonii* in *dioecesi* viennensi ist zwar allerdings auffallend, da Wien, nach vielen vergeblichen Versuchen erst 1469 durch Paul II. und Friedrich IV. ein Bisthum und von dem eifersüchtig darob festhaltenden Passauer Sprengel losgezählt wurde. Allein so ganz außerordentlich ist der synonyme Gebrauch von dioecesis, parroecia, territorium, vicinia, in den Urkunden jener Zeit eben nicht und deutet vielleicht auch sehr bestimmt auf die zwischen dem Kaiser und Leopold bereits abgethane, mit Rom aber in engster Verhandlung stehende Wiedererweckung des alten, dem Lorcher Metropoliten untergebenen Bisthums zu Fabiana?

Zur Geschichte der Achtserklärung des letzten Babenbergers, Friedrichs des Streitbaren, zu jener von Friedrichs II. Heerfahrt gen das Ostland, für des Kaisers Aufenthalt zu Wien und seine Rückkehr zu den großen Geschäften Deutschlands und Italiens, finden wir hier von lokal und zum Theil auch allgemein interessanten Aktenstücken: des Kaisers Angriffsbündniß wider den Herzog mit dem Böhmenkönig Wenzel, mit beyden Ottos, dem von Baiern und dem von Brandenburg, mit den Bischöfen Ekbert von Bamberg und Reginer von Passau dd. Augsburg 27. Juny 1236. — Friedrich verleiht Ekberten einen Wochenmarkt zu Frankenmarkt ob der Enns (Donauwörd im July) und empfängt in demselben Monat im Heerlager bey Gunzen vom Abte Berthold zu Ottobeuern die Vogtey des vom Grafen von Marstetten und seiner Gattin Bertha dahingeschenkten Gutes Helchensried bey Mindelheim, — am 25. Oktober trägt er zu Augsburg einem Nürnberger Bürger den Schutz der Prämonstratenserabtey Speinshart auf, und bestätigt im Februar 1237 zu Wien dem Kloster Niederaltaich die ihm von Leopold dem Glorreichen ertheilte Mautbegünstigung in Oesterreich und in Steyermark. — Wenige Tage darauf überträgt die Markgräfin Mathilde von Hohenburg ihren Söhnen Berthold und Diepold, Edelknaben des Kai-

sers (imperatoris valettis) alle ihre Erbsansprüche an ihren Bruder, den Grafen Konrad von Hall und Wasserburg, — im März ertheilte der Kaiser dem Hochstifte Passau die mautfreye Donauschiffahrt und dem Kloster Reutenhaslach, Mautfreyheit überhaupt. Am 15. April waren der Böhmenkönig und der Baierherzog noch in Wien und beschenkten die Regensburger Minoriten. Der in Wien als römischer König ausgerufene Konrad gab aber schon am 31. März 1237 zu Nürnberg dem Kloster Heilsbrunn einen Schirmbrief. Im April gab Friedrich zu Wien ähnliche Briefe des Schirms und der Bestätigung den Klöstern Metten und St. Nikola bey Passau, alles über Freyheiten, die ihnen für Oesterreich und Steyer die königlich großmüthigen Babenberger ertheilt hatten. Am 18. May ist der Kaiser aber schon wieder im nördlichen Schwaben zu Geißlingen, seinen Richtern verbietend, Geistliche, Bürger, oder Dienstmannen des Hochstiftes Bamberg vor ihre Mallstätte zu fodern, er bestätigt am 5. Juny zu Nürnberg der Abtey Ebrach das ihr 1212 von Herzog Friedrich zu Rottenburg geschenkte Schwabach, und verheißt im September 1237 zu Klausen unter Seeben am tyrolischen Eisack in schleuniger Rückkehr nach Italien, dem Passauer Bischof Reginer, Schutz und Schirm gegen alle Widersacher seiner Kirche. Für das Münzregal, durch Leopold den Glorreichen, mittelst seiner Flandrenser oder Flämminger, denen er große Vorrechte ertheilte, sie seinem Hofrecht, seinem Hause beyzählte (de curia nostra, de familia ducis, Hausgenossen, zuletzt mit Münzer ganz synonym), merkwürdig, ist Friedrichs II. goldene Bulle, worin er (26. April 1220 zu Frankfurt) allen baierischen Städten verbietet, künftighin zu Nürnberg eine Münze prägen zu lassen, deren Stämpel und Bild jenem von Regensburg gleicht.

Gregors IX. Erlaubniß (3. July 1230) die konkubinarischen Geistlichen der Stadt und der Diözese von Regensburg zu dispensiren, hat häufige Gegenstücke in den Archiven Oesterreichs und Wiens und in den Synoden der Passauer Bischöfe, zu Wien und zu St. Pölten in den Tagen des großen Zwischenreichs gehalten.

Es ist ein großartiger Zug in den österreichischen Adelsgeschichten, daß Hektor Stuchs, von dem Geschlecht der Trautmannsdorfe, deren vierzehn in der Marchfeldsschlacht Rudolphs wider Ottokar, zwanzig bey Mühldorf für Friedrich den Schönen wider Ludwig den Baier gefallen, an Ludwigs Hofe mit Seyfrieden Frauenberger gekämpft, wer aus ihnen von besserem Adel sey? in welchem Kampf der Frauenberger unterlegen. Hier ist ein Brief Friedrichs II.

vom May 1245 zu Absi auch einem Seyfried Frauenberger gegeben, worin ihm das Gaugericht in der Grafschaft Haag und der Grafenbann ertheilt wird, eine gewiß höchst seltne und merkwürdige Auszeichnung. Nach jenem Briefe Ludwigs des Baiern, dd. Myerach 1336 an St. Georgentag, wird bezeuget: Der Trautmannsdorf, der seinen Gefangenen der Kaiserin geschenket, habe 332 Jahre seines Adels urkundlich mit Brief und Siegel bewiesen, (also jetzt neunthalbhundert Jahre), der Frauenberger nur zweyhundert dreyzehn Jahre.

Doch nicht allein von den uredlen Gegnern der Trautmannsdorfe, von den Frauenbergen, auch von ihnen selbst finden sich hier schätzbare Denkmale aus dem Alterthum. Leopold der Glorreiche schließt 1207 zu Dornbach, in der Wohnung des Abtes von St. Peter in Salzburg ab, über die Theilung der Kinder von einer seinigen, an einen Ministerialen von Würzburg vermählten Dienstmanninn und drey Brüder, Stuchse von Trautmannsdorf, treten hier als Zeugen auf, für ihren Herzog.

Ein nicht minder wichtiges Dokument zur Adelsgeschichte ist, wie Heinrich Herr von Welfsberg (Welsperg, aus dem tyrolischen Pusterthale) sich der Schwester der Herren von Schoweburg vermählt, zur Morgengabe erhaltend die Mayerthümer zu Mais und Terves (Terlan?), die Leibeigenen unter dem Scharnitzer Wald und alle Besitzungen in den drey Bisthümern (Chur, Trient und Brixen?) lauter altwelfisches Eigen, von diesen an den unechten Seitenzweig von Eppan, Ulten und Greifenstein gediehen. Diese Urkunde verdiente eine eigene kritische Beleuchtung. Sie ist um so bedeutender, da Graf Gebhard von Hirschberg, Gemahl der meranischen Herzogswitwe und mit Meinharden von Görz, Erbe des andechsisch-tyrolischen Nachlasses, als erster bestätigender Zeuge auftritt.

Je bedeutendere Lücken in der Geschichte der Lande zwischen dem Lech, der Iller und Donau sind, desto willkommener ist jede Ergänzung derselben. Dazu gehört die dunkle Folgenreihe der Markgrafen von Romsberg an der Günz, Stifter von Yrsee, Wohlthäter von Ottobeuern, aufgeerbt 1212 von den tyrolischen Grafen von Eppan und Ulten, einem unechten Nebenzweige der Welfen (Hormayrs sämmtliche Werke II. 101 »die großen Geschlechter im tyrolischen Hochgebirg«).

In der seltsamen Zusammensetzung des weltlichen Staates der Salzburger Metropole, waren insonderheit das zwischen dem tyrolischen Innthal und Drauthal enklavirte Cillerthal und Brixenthal überaus merkwürdig, als der

trefflichste Zeitmesser für das allmäliche Ausarbeiten der Landeshoheit und wie Zufall und Macht, dem Recht und selbst dem Besitz präjudicirten und der vitiöse Zirkel: quod est *in* territorio, est etiam *de* territorio immerdar von den verknöcherten und wohldienerischen Publicisten des Stärkeren, gegen den natürlichen Sinn, zu seinem Vortheil ausgelegt wurde. — Gleich die ersten zwey Urkunden von 1201 betreffen das Cillerthal und St. Johannes-Hospital daselbst, zum Frommen der armen Pilger eben so an die wilde Gerlos hingesetzt, wie vom Malser Bürger, Ulrich Primele, ein anderes in die Schneewüste der Malser Heide; von den Trientner Bischöfen und von den deutschen Herren auf die Höhen des Ritten; von den Johannitern zu S. Medard im Vintschgau, von dem armen Hirtenjungen Heinrich Findelkind und der durch ihn gestifteten S. Christophs-Brüderschaft, auf dem Arlberge, ja selbst in den wildesten Schluchten Judikariens, des Lägerthales, des Nons- und Sulzberges, durch die Oberhirten von Trient, durch die Kreuzbrüder, durch fromme Verbrüderungen und durch die Wohlthätigkeit einzelner edler Männer und Frauen. (M. s. die Forschungen und Urkunden bey Hrn. v. Koch-Sternfeld und in Hormayrs Archiv für Süddeutschland I. 32 und II. 1—53.)

Die Chroniken der tyrolischen Salzstadt Hall setzen voraus, sie sey Allod der Grafen von Wasserburg und diese ihretwegen Hallgrafen gewesen. — Eine hier befindliche Urkunde vom 15. Febr. 1234 zeigt wenigstens (mit mehreren andern der Klöster Rott und Attl (in den Mon. boic.), daß die Wasserburger, von der Ciller bis an die Thore von Hall wohl begütert und Weerberg wahrscheinlich ihr Hauptschloß in dieser Gegend gewesen sey. — Das Haller Salzwerk, das gewöhnlich gar in die Tage Rudolphs von Habsburg und Meinhards von Görz-Tyrol zurückgesetzt wurde (ein Streit zum ersten Male erörtert in Hormayrs Archiv für Süddeutschland I. 377 und II. 133), war schon früher in den Händen Albrechts, des letzten Grafen von Tyrol, und kam, wenigstens zum Theil, von diesem durch die Heirath seiner Tochter Elsbeth an Otto, den letzten Herzog von Meran. Als 1248 dieser Herzogsstamm und 1254 jener von Tyrol erlosch, kam der Salzberg durch Grafen Albrechts Erbtöchter Adelheid und Elsbeth an ihre Männer, die Grafen Meinhard von Görz und Gebhard von Hirschberg, und durch Verkauf des letztern an den ersteren allein. Es ist sehr wahrscheinlich, daß Grafen Albrechts Gemahlin, eine Tochter Gra-

sen Konrads von Wasserburg war, doch kann diese Heirath nicht der ausschließende Titel seyn, unter welchem der Salzberg von Wasserburg an Tyrol gedieh. Vielmehr scheinen jene Hallgrafen selbst nur einen großen Theil der Saline besessen zu haben, und der tyrolische Antheil von den, in Hohenrhätien im Vintschgaue und im Innthale mächtigen Baronen von Wargen Belvomunt an Tyrol gelangt zu seyn. Grafen Albrechts Mutter war Agnes von Wangen und ihr Bruder, Bischof Friedrich zu Trient, berühmt in den Geschäften Friedrichs II. und sein Reichsvikar in Italien, schenkte 1252 den halben Zehent von der Saline zu Tauer, oder Hall, an die Prämonstratenserabtey Wiltau bey Innsbruck. — Dieß Zehentrecht scheint viele Mitbesitzer voraus zu setzen. — (Erst als der jüngere Meinhard und sein Sohn Otto, Pfannen und Sudwerke in ihren nahen Flecken Hall verlegten und selbem Stadtrecht gaben, machte der ältere Name von Tauer, dem jüngern von Hall für immer Platz.)

Ueber das Haus Andechs, nebst dem jetzt herrschenden Königsstamme der Pfalzgrafen von Scheyren-Wittelsbach, bey weitem das mächtigste in Baiern, in den Begegnissen desselben, in jenen Burgunds und Ost-Frankens hochwichtig; aber auch den Geschicken Tyrols und Karentaniens, der adriatischen Küsten, ja auch der letzten Babenberger enge verflochten, finden sich hier viele überaus wichtige Aufschlüsse; insonderheit über jenen Herzog Otto den Großen, Erbauer Innsbrucks, — mit seinen Brüdern Ekbert von Bamberg, Berthold von Aquileja, Heinrich Markgrafen von Istrien (mit seinen Schwestern, der h. Hedwig, Agnes, des französischen Philipp August, Gertrud des ungrischen Andreas Gemahlin), einen der merkwürdigsten Männer seiner Zeit. Merkwürdig ist hier der Vergleich Bischof Gebhards von Passau einer, und der Brüder Grafen von Ortenburg, Heinrichs und Rapotos des Pfalzgrafen andererseits, in Gegenwart des Herzogs von Kärnten, für den Grafen von Wasserburg aber, mit dem Vorbehalte seines Beytrittes wegen Bogen und Liebenau, jedoch mit Ausschließung jedes Separatvergleichs mit Istriens Markgrafen, dem Andechser Heinrich. Der Gegenstand ist leider, so wie an vielen Orten, nicht näher bezeichnet; doch mag der Streit von Heinrichs Aechtung herrühren, nach welcher sich alle Nachbarn rasch in sein Besitzthum theilten, und auch nach aufgehobener Acht und Bann, keine ordentliche und vollständige Wiederherstellung Statt hatte.

Der Andechser Poppo der Jüngere, nach seinem Oheim Ek-

bert, Wahlbischof zu Bamberg, war von manchen Hyper
tikern ganz aus dem Verzeichnisse der Lebendigen gestrichen,
doch zu einer Person gemacht mit dem ältern Popo, Domp
sten zu Bamberg, da doch dieser ein Bruder Herzog B
tholds von Meran, jener ein Enkel desselben gewesen
Neuerlich ist dieser Streit berührt vom Archivar Oesterreich
in Bamberg (Baierisches Nationalblatt, Nr. 13. März 18
und in Hormayrs sämmtlichen Werken III. 363). In
Regesten sind von Poppo drey Urkunden; die wichtigste: 12
am 22. Jänner verpfändet er dem, ihm blutsverwandten Ma
grafen Berthold von Hohenburg, der bey der Sta
Nürnberg sein Bürge geworden, die Stadt Amberg
allen davon abhangenden Lehen. — Seine Absetzung durch Frie
rich II. ist bekannt. — Wichtig ist auch die Verleihungsu
kunde der Grafschaften Neuburg am Inn und Schardin
für den Baierherzog Otto, da Herzog Otto von Meran si
auf die Seite des Verräthers Grafen Konrads von Wa
serburg geschlagen, der dem päpstlichen Nuntius Albert Zu
flucht gab. Die Urkunde ist im Juni 1248, im Feldlager vo
dem verhaßten Parma gegeben, durch Peter de Vineis
Fast in gleicher Stunde beschloß Otto den uralten und erlauch-
ten Stamm der Huosier auf Andechs und Diessen, Her-
zoge von Dalmatien, Kroatien und Meran, durch ge-
waltsamen Tod, wie Oesterreicher und Hormayr ge-
gen Spieß und Lang sehr wahrscheinlich gemacht haben.

Ueber die Besitzungen des Hochstiftes Regensburg im
tyrolischen Unterinnthale machten diese Jahrbücher bereits auf-
merksam (VI. Anz. Bl. 2) verweisend auf Thomas Ried's
diplomatischen Codex, auf Hormayrs Archiv für Süd-
deutschland II. 42, 44, auf die Biblioth. hist. *Götting*. V.
Nr. 1. Hier ist der berühmte Vertrag zwischen Bischof Sey-
fried und dem Pfalzgrafen Rapoto vom Okt. 1240, worin
dieser aller Rache wegen seiner Gefangenschaft entsagt, die Burg
Ytter, die Vogtey durchs gesammte Brixenthal, die Lehen
in der Ramsau und Ries ꝛc. vor einer erlauchten Versamm-
lung aus Baiern, Franken und vom Lechrain aufgibt.

Die auf der letzten Seite angeführte Urkunde, wodurch
Heinrich, Abt bey St. Johann zu Stams, dem Mutter-
kloster Kaisersheim einige Grundholden überläßt, kann nicht
von 1250 seyn, sondern fällt in die Jahre 1272—1279. Die
Cisterzienserabtey Stams im tyrolischen Oberinnthale wurde
nämlich zum Gedächtniß des erst im Okt. 1268 vor seiner Väter
Burg zu Neapel, auf dem Blutgerüste umgekommenen, letz-

ten Hohenstauffen Konradin gestiftet, von seiner Mutter Elisabeth, Ludwigs des Strengen Schwester, Witwe des römischen Königs Konrad, in zweyter Ehe Gemahlin Meinhards von Görz-Tyrol, eines der vorzüglichsten Werkzeuge der Erhebung Rudolphs von Habsburg und durch ihn Herzogs von Kärnten. — 1271 im Sept. beschloß das Ordenskapitel zu Cisterz (Citeaux) die Absendung einer Kolonie von Kaisersheim (Cäsarea) und die Besichtigung des Ortes durch die Aebte von Lützel und Raitenhaslach. Im April 1272 kamen die Mönche nach Stams; 1273 geschah die Einführung und Dotation; 1275 fertigte Meinhard den Stiftsbrief und Heinrich von Honstetten der erste Abt, blieb es bis er 1279 starb. — Interessant ist der an sich geringfügige chronologische Umstand, daß dieses Kloster ein Sühnopfer des letzten Hohenstauffen, gerade von dem Jahre datirt, in dem der erste Habsburger den Kaiserthron bestieg, Frieden und Recht wieder in die verwüsteten Gauen heimführte und jenes doppelte, verderbenschwangere Zwischenreich in Deutschland und in dem herrenlosen Oesterreich endlich beschloß.

Obgleich die hier (zahlreicher als von manchem zu Baiern geschlagenen Hochstift) erscheinenden Urkunden von Brixen, einst Seeben, schwerlich durch die aufgestellte Norm qualifizirt sind, »quod recte ad ortum regni bavarici referantur,« sind selbe gleichwohl ein zu entschiedener Gewinn zur Geschichte Tyrols, als daß sie nicht hochwillkommen seyn sollten? Um so minder erfreulich war es aber, von Bamberg, das in Kärnten und zum Theil in Steyermark einst weit gewaltiger war, als der Landesherr selbst, hier für uns nichts zu finden, als eine Bestätigung Gregors IX. (dd. Perugia 4. July 1235) für den ofterwähnten Bischof Ekbert über Villach und das Kanalthal!?

Wenn bloß das vielhundertjährige Besitzthum von Hochstiftern und Abteyen, die nun zum baierischen Königreiche gehören, in unserm Ostlande oder in den rhätischen und norischen Alpen, diese Regesten für mehrere Provinzen des Kaiserstaates so reichhaltig macht, daß sie in keiner bedeutenden Bibliothek entbehrt werden können, um wie viel wichtiger müssen sie nicht dem baierischen Geschichtsforscher seyn? — Der Herausgeber hat in der Vorrede auf die im XIX. Bande 107—114 erhobenen Bemerkungen geantwortet. Nichtsdestoweniger glauben wir (und jeder praktische Kenner des Archivwesens dürfte uns darin beypflichten) daß die dort angeregten Zweifel keineswegs gehoben, daß die dort für die Vollständigkeit und innere wissenschaftliche Vollendung des Werkes ausgesprochenen Wünsche keineswegs unausführbar oder

16

übertrieben gewesen seyn. — Wir fanden selbe in mehr als einem Archive, und binnen nicht allzulanger Zeitfrist, genügend durchgeführt. Bey diesem Werke kann nicht davon die Frage seyn, was die Kräfte eines, zwischen den ungeheuern und ungeordneten Massen archivalischen Materials isolirt dastehenden, von Neid, von Eifersucht, von Trägheit und Geheimnißkrämerey, vielfach beirrten und durchkreuzten, auf ein schon der Neige zugehendes, oft gar mühseliges Leben beschränkten Privatgelehrten vermögen? — Hier hat sich der edle Wille der Regierung selbst, in Wort und That, hervorrufend und von Zeit zu Zeit erfrischend und erneurend, kund gethan. Der Herausgeber selbst sagt wiederholt, mit welchen großen Mitteln er begonnen? Um so mehr kommen wir auf dasselbe Verlangen zurück, das wir früherhin über Vollständigkeit und über wechselseitiges Ebenmaß der Stoffe, wie über Gleichheit im Vortrag und in der Behandlung ausgesprochen haben. Letzteres geht selbst auf Kleinigkeiten über. Wo Urkunden bereits gedruckt sind, und wenn dieses in den Mon. boic., bey Hund, Lünig, Ried und einigen andern, viel weniger bekannten Werken der Fall ist, so ist es ausdrücklich angemerkt, bey der weit größern Zahl aber nicht; und selbst bey den Mon. boic. nicht genau, z. B. S. 126 bey der Schenkung Grafen Ulrichs von Ulten für Steingaden. — Darüber kann der blinde Zufall nicht entscheiden, ob gerade die eine Quellensammlung auf dem Pulte des Herausgebers lag, die andere nicht?! — Diese Entschuldigung wäre kaum für eine Gelegenheitsschrift, für eine Eilarbeit gut genug. Bey Archiven dieser Art darf keines der wichtigern, gedruckten Diplomatarien abgehen. Auch scheint es nicht, als habe man es dieser Unternehmung an den nöthigen (übrigens in jeder mittelmäßigen Bibliothek vorhandenen) Subsidien fehlen lassen? Solcher Quellensammlungen sind für den Umfang des Königreichs Baiern wohl nicht so viele und durch die Uebergehung dieser Rücksicht hat das Werk allerdings für den Gelehrten und für den Geschäftsmann merklich verloren. — Ob die Edition statt in 4, in Regalquerfolio, nach der Weise synchronistischer Tabellen hätte geschehen sollen? darüber mögen und werden die Meinungen immerhin getheilt bleiben. Wird nicht die eine Hälfte des Formats spezieller Ausbeute für Diplomatik und Archiv-wissenschaft geweiht, so dünkt uns der Widerstreit von gar keinem Gewicht.

Des Kaiserstammes altes Eigen an der Aar und Reuß, Thur und Lanquart und im Elsaß ist längst verloren. Aber man würde, und mit Recht, seltsam denken von einem

Staats-Archive, das immer zugleich ein Haus-Archiv seyn muß (da, je weniger der Staat natürlich und mehr historisch, je weniger er etwa ein geognostisch-strategisches Modell, je mehr er ein im Laufe der Zeiten durch die verschiedenartigsten Zufälle zusammen gediehenes Conglomerat ist, worin die Dynastie den einzigen und unentbehrlichen Faden zur Hand gibt), in dem die Hauptmomente der Geschichte des Hauses völlig fehlen?! — In dieser Hinsicht hat manches der Rheinpfalz oder Zweybrücken angehörige, für Baiern ein Interesse, das über jeden Wechsel der Zeiten erhaben ist. — Unter den letzten Karlowingen und dann wieder nach langer Unterdrückung durch den großen Barbarossa, auf einen der ersten Fürstenstühle des gemeinsamen deutschen Vaterlandes berufen, haben die Wittelsbacher die Anciennetät auf den europäischen Thronen, unmittelbar nach dem Hause Hugo Capets, der nicht geringen Wahrscheinlichkeit zu geschweigen, daß der Held Luitpold von dem unglücklichen Thassilo herstamme, in welchem der große Karl die Agilolfinger, einen stets unruhigen Seitenzweig des von seinem Vater Pipin gestürzten Königshauses der Merowingen, in klösterliche Einsamkeit verwies.

Daß von einer Stiftung der Agilolfinger, von dem tausendjährigen Monsee für solch ein offizielles, mit solchen Kräften unternommenes Werk gar nichts beyzubringen gewesen sey, müssen wir glauben, denn der Herausgeber sagt es. Nichts desto weniger bleibt es natürlich, sich darüber gar sehr zu wundern? — Wenn das in diesen Regesten Verzeichnete, nach der Bürgschaft des Vorwortes, Alles ist, was sich im Central-Institute des Münchner Reichsarchivs befindet und was aus der fränkischen und schwäbischen Provinz eingekommen ist, alle andern Urkunden aber »in nostris tabulariis non inveniri, vel aliis in locis absconditas, vel omnino deperditas esse,« wenn man damit selbst noch die ziemlich neuen Angaben der S. blasischen German. sacr. vergleicht, wenn man betrachtet, wie z. B. von Augsburg, Stadt und Stifte, von Kempten, von S. Magnus in Füessen rc. so gut wie gar nichts zu finden sey, überfällt einen ein unwillkürliches Grauen über den in unserer hochaufgeklärten Zeit um so mehr empörenden Vandalism, womit bey den Säcularisationen und Mediatisirungen (1802—1806) vorgegangen worden, und in welcher tumultuarischen Weise das Geschäft der Centralisation solch herrlicher Urkundenschätze geschehen seyn muß!? — Wenn das, was Dibdin und so viele andere Emissäre des antiquarisch-bibliomanischen Vereins im allesverschlingenden England verschweigen, einiger Maßen dem gleichkömmt, was sie unverschämt genug sind zu sagen,

so haben wir an wichtigen Quellen des Mittelalters viele unersetzliche Verluste erlitten.

Eine überaus schätzbare und nothwendige Vorarbeit bleiben übrigens diese Regesta immer, wenn sie auch bey weitem nicht alle gerechten Foderungen, sowohl in wissenschaftlicher Behandlung, als zu praktischer Brauchbarkeit erfüllen, und der Name des Ritters Karl Heinrich von Lang wird, durch seine kritischen Forschungen über Stände und Steuern, durch seinen Ludwig den Gebarteten (XIX. 29, 35), durch seine Fortsetzung Loris und durch diese Regesten, stets eine ehrenwerthe Stelle unter den deutschen Kritikern, aber auch in der Erinnerung der Baiern behaupten.

Anzeige-Blatt
für
Wissenschaft und Kunst.

Nro. XXIV.

Nachricht von einigen in Ungern, Siebenbürgen und Polen befindlichen, und bisher nur wenig oder gar nicht bekannten Alterthümern.

Die Ausbeute mehrerer Reisen durch Rußland, welche ich seit dem Jahre 1810 bis 1822 zu machen Gelegenheit hatte, habe ich dem gelehrten Publicum bisher, auszugsweise aus meinen Tagebüchern, in zwey Schriften niedergelegt. Die erstere derselben erschien in russischer Sprache zu Moskau unter dem Titel: Verzeichniß russischer Alterthümer zur Geschichte der Kunst und der vaterländischen Paläografie [1]), die zweyte aber zu Wien im XX. Bande der Jahrbücher der Literatur (1822. Bd. IV, S. 259—351), woraus sie, zugleich mit einigen Nachträgen unter dem Titel: Alterthümer am Nordgestade des Pontus (1823, 8.) besonders abgedruckt wurde. Der nämliche Band der Jahrbücher enthielt auch einen Aufsatz: Ueber Alterthum und Kunst in Rußland, welcher zum Theil wiederum nur ein gedrängter Auszug aus der zuerst genannten russischen Schrift ist.

Als ich mein Vaterland verließ, um die, einem Jeden so wohlthätige Schule der Fremde zu genießen, dachte ich keineswegs daran, auch im Auslande noch auf unbekannt gebliebene beachtungswerthe Denkmäler des Alterthums zu stoßen. Doch Ungern, Siebenbürgen und Polen belehrten mich bald eines Andern, und ich theile nun, nach Herausgabe der zu Hermannstadt aufbewahrten dreygestalteten Hekate [2]), hier noch Einiges von dem mit, was ich in den Jahren 1822 und 1823 zu sehen und näher zu untersuchen Gelegenheit hatte.

Keine ausführlichen Erklärungen der hier aufgeführten Gegenstände will ich liefern; es sollen jetzt, bey meiner Trennung von Wien, bloß die so kurz als möglich abgefaßten Beschreibungen derselben seyn, begleitet von einigen Hindeutungen auf die Angaben früherer Autoren über ähnliche Antiquitäten, und hie und da von eigenen Bemerkungen oder Combinationen, welche vielleicht den künftigen Erklärern dieser Alterthümer nicht unwillkommen seyn dürften.

Doch ehe ich zur Mittheilung dieser Gegenstände übergehe, muß ich noch erklären, daß ich, in Beziehung auf die zu Carlsburg und Hermannstadt aufbewahrten Denkmäler des Mithras, die erste

---

1) Списокъ Рускимъ памятникамъ, для составленія исторіи художествъ и отечественной Палеографіи. Москва, 1822. 8.

2) Diese erschien als Beylage zum Archiv für Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst, und zugleich besonders unter dem Titel: die dreygestaltete Hekate und ihre Rolle in den Mysterien. (Nach einem Standbilde im Baron Bruckenthal'schen Museum zu Hermannstadt in Siebenbürgen.) Wien, 1823. 4.

Kunde dem als Mensch gleich wie als Gelehrter so achtungswerthen Hofrathe und Ritter v. Hammer verdanke, welcher mich aufforderte solche näher zu untersuchen. Ihn dürfen wir mit Recht um die näheren Erklärungen derselben ansprechen, und dürfen uns wohl zugleich mit der Hoffnung schmeicheln, daß er dieser Aufforderung gern und bald entsprechen werde. Aber auch dem verdienstvollen Abte Fr. Xav. Hene zu Carlsburg sey der lebhafteste Dank gebracht, für die sorgfältige Erhaltung mehrerer von den hier zu beschreibenden Mithras=Monumenten.

I.

Daß der, ursprünglich aus Asien stammende Sonnendienst auch in Europa weit verbreitet war, unterliegt keinem Zweifel. Wenn man gleich mit Plutarch behauptet, daß erst der große Pompejus den Cultus des Mithras im Jahre 68 vor Chr. aus Kleinasien nach Rom brachte; wenn gleich die sich auf denselben beziehenden Denkmäler, welche auf uns gekommen sind, größtentheils nur ins zwente, dritte und vierte Jahrhundert unserer Zeitrechnung zu setzen sind [3]): so muß doch wohl der Sonnendienst in Europa schon viel früher einheimisch gewesen seyn.

Wenn Creuzer annimmt, daß das einst am Ausflusse des in den Dniepr fließenden Bug's gelegene Olbia Sabia (Ὀλβία Σαβία, nicht Σαυία) eine Stätte des thrakisch=frygischen Sonnengottes, des Sabos, gewesen sey [4]); so wird eben hiedurch auch das Nama Sebesio auf dem Mithras=Monumente der Villa Borghese ursprünglich für sehr alt erklärt: denn Sabia soll der ältere Name von Olbia gewesen seyn, welches schon im Jahre 655 vor Chr. von den Milesiern (neu) begründet wurde.

Um nicht zu weit zu gehen, mag ich hier weder an das von Eustathius genannte thrakische Volk Sabi, noch an den Fluß Sau, der noch jetzt bey den Anwohnern den Namen Ssawa führt, noch an verschiedene andere ähnliche Benennungen erinnern; bemerke aber, daß im Anonymi Ponti Euxini et Maeotidis paludis periplus (S. 4) auch die Rede von einem Volke Sabaces (Σάβακες) ist, welches nördlich vom schwarzen Meere wohnte [5]).

Der Römer muß demnach, als er bis in diese Gegenden vordrang, hier, in Pannonien und Dakien, den Sonnen=Cultus schon angetroffen haben. Wahrscheinlich fand er ihn nicht mehr in seiner ursprünglichen Reinheit, sondern vielleicht schon so ziemlich mosaikartig; und der neue Beytrag, den er selbst hiezu lieferte, mußte bey den Bewohnern

---

3) Nach Freret sollen die Mithras=Inschriften, in denen die Rede von Mysterien und Mithras=Festen ist, erst nach Constantinus dem Großen († 337) anfangen; aber andere mithrische Inschriften, die man beym Gruterus findet, beginnen früher, und zwar schon (XXXV, 2) mit dem Jahre 101 (dem IV. Consulate des M. Ulp. Trajanus). — Die Zerstörung des mithrischen Speläon zu Rom durch Gracchus, den Präfecten dieser Stadt, wird ins Jahr 378 gesetzt; man weiß aber, daß die Mithras=Mysterien noch im Jahre 396 existirten. Vergl. *Freret*, mém. de l'Acad. des Inscr. XVI, 276 sqq; G. Zoegas Abhandlungen, herausgegeben und mit Zusätzen begleitet von Fr. G. Welcker (Göttingen, 1817. 8.), S. 128, 140 und 144.

4) S. der Heidelberger Jahrbücher der Literatur 1822, Nr. 78. Es freut mich, die Meinung dieses vorzüglichen Alterthumforschers schon vor deren Bekanntmachung getheilt zu haben.

5) Geographiae veteris scriptores minores. Ed. *Hudsoni*. *Oxoniae*, 1698. 8. T. I.

um so freundlichere Aufnahme finden, je enger dadurch das Band zwischen der herrschenden und der beherrschten Nation geknüpft werden konnte [6]).

Bekannt ist es, daß der Mithrasdienst sich weit hin durch Europa verbreitet hatte, bis über den Rhein nach Lyon [7]) und Paris [8]). Die bey Petronell und in Stixneusiedel gefundenen Denkmäler des Mithras aus den Ruinen von Carnuntum, — ein paar noch neulichst in Kärnthen auf dem Saalfelde bey Klagenfurt entdeckte Steine dieser Art, welche dem einstmaligen Virunum angehörten, — das Salzburger (Juvavische) und das so besonders merkwürdige, mehrmals besprochene Tyroler Denkmal, endlich die schon von Creuzer, von Welcker (S. 410 ff.) und andern Gelehrten im Würtembergischen und jenseit des Rheins namhaft gemachten Denkmäler dieser Art zeugen, daß sich dieser Cultus ununterbrochen durch Europa verbreitete. Nur Ungern und Siebenbürgen hatten noch nichts geliefert, und auch Sestini's Reise in die Wallachey, Siebenbürgen und Ungern [9]) bot keine Ausbeute in dieser Hinsicht dar.

Aber das südliche Ungern, und besonders Siebenbürgen, gehören gerade zu den reichsten Ländern in Beziehung auf die Zahl der daselbst zu findenden Mithras-Monumente. Die Beschreibung der mir in jenen Gegenden zu Gesicht gekommenen Antiquitäten dieser Art soll meine Aussage bestätigen.

II.

Die meisten meiner Leser werden schon mit dem Symbolischen der Mithras-Monumente bekannt seyn. Daß der Stier (als Zeichen der Venus) die empfangende Erde, der Jüngling den Mittler, der Dolch (acinaces) den Sonnenstrahl vorstelle, haben schon Mehrere behauptet. Die letzten theils für, theils gegen diese Ansicht sprechenden Erklärungen verdanken wir Creuzer, Eichhorn, v. Hammer, Welcker und Zoega. Die beyden Jünglinge werden von Mehreren für die Bilder des Morgens und Abends, oder die Andeuter des Lebens und des Todes gehalten [10]). Der Hund ist da als Begleiter der Seele zum anderen Leben; die Schlange wurde auf das sich stets erneuernde Leben, auf die Ewigkeit, bezogen (?), den Skorpion hielt man für ein herbstliches Zeichen

6) Creuzer meint, daß der Mithrasdienst, als solcher von Kleinasien nach Rom gebracht wurde, schon mit den Sabazien vermischt war.

7) *Caylus*: Recueil T. III, pag. 342, pl. 94. Hier werden mitgetheilt: deux monumens du Dieu *Mithra* trouvés l'un à *Saint-Andiol* en Vivarais et l'autre à *Lyon*.

8) Hr. J. A. Dulaure macht in seiner Histoire civile, physique et morale de *Paris* (T. I, pag. 160) mit Recht aufmerksam auf eine bisher unbeachtet gebliebene Stelle im Sauval (Histoire et Recherches des Antiquités de la ville de *Paris*, 1724, in Fol.), wo ein in Paris gefundenes Mithras-Monument so beschrieben wird: »un sacrificateur debout, et à ses »pieds un taureau prêt à être immolé.«

9) Viaggio curioso-scientifico-antiquario per la *Valachia*, *Transilvania* e *Ungheria* fino a *Vienna*, fatto da *Domenico Sestini*. *Firenze*, 1815. 8.

10) Diese beyden Jünglinge in frygischen Mützen, welche so oft dem Thiere zur Seite stehen, der eine vor ihm mit einer oder mit zwey emporgehobenen Fackeln, der andere hinter dem Stiere mit einer gesenkten Fackel, werden gewöhnlich für den Morgen- und Abendstern, Fosforos und Hesperos gehalten. Hr. v. Hammer sagt, daß sich die Bilder dieser Jünglinge aus orientalischen Quellen nicht erklären lassen (da die Morgenländer nur den Morgenstern verehrten), wenn man solche Vorstellungen nicht etwa auf den Fall und das Wiederaufsteigen der Seele beziehen will. (Jahrb. d. Lit. Wien, 1818. B. I, S. 111.)

der Reife, die Aehren, in welche der Schweif ausgeht, für ein Symbol der Productionskraft der Erde u. s. w. Alles dieses ist zu oft schon besprochen worden, um hier noch näher aus einander gesetzt zu werden. Der Hauptunterschied in den Meinungen scheint nur in der Erklärung des Ganzen zu liegen, indem die Einen diese bildliche Vorstellung bloß als Symbol des Sonnenlaufes und des Wechsels der Jahreszeiten, — als Bild der verjüngten Natur, — auffassen, Andere aber, wie Zoega, v. Hammer, und zum Theil auch Creuzer darin ein wirkliches Sühnopfer vom Mittler den beyden höchsten Göttern (Ormusd und Ahriman) dargebracht sehen. Doch ist in Beziehung auf den Mithras-Cultus als Geheimlehre hier noch zu bemerken, daß man zugleich das Wort Myster selbst ursprünglich von Miezd (ein unblutig Opfer) ableiten will [11]. — Uebrigens nimmt Hr. von Hammer in den Mysterien des Mithras zwölf Prüfungen, drey Grade und sieben Weihen an [12].

III.

Ehe ich zur Beschreibung der neu entdeckten Denkmäler übergehe, sey es mir erlaubt, hier nur noch auf die allgemeine Stellung der Figuren auf denselben aufmerksam zu machen, und zugleich in Beziehung auf die symbolische Bedeutung des Raben, des Hundes und der Schlange einige Worte vorauszuschicken.

Bey den meisten Denkmälern finden wir, daß der Stier der rechten Seite (dem Oriente, wo sich gemeiniglich auch der Fosforos mit emporgehobener Fackel befindet) zugewendet ist. Der Ausnahmen gibt es nur wenige, und wo solche Statt finden, da sehen wir bisweilen (wie in *Caylus* Recueil T. III, pl. 94) auch Sonn und Mond auf den entgegengesetzten Seiten angegeben. Auch die Richtung der Nebenfiguren ist, wenn solche nicht gerade der Hauptvorstellung zugewandt sind, hauptsächlich die nämliche.

Der Rabe ist ein treuer Begleiter des Sonnengottes. Er kommt hier vor, wie im Send-Avesta einer der vier Himmelsvögel Corosch (der Himmelsrabe), der dem Serosch (einem Erzengel der Parsenlehre), dem Genius unserer Erde heilig ist. Von diesem Corosch, dem Sinnbilde der Zeit ohne Gränzen, der Zunge oder dem Dolmetsch des Himmels, heißt es, daß er sey »lichtglänzend, fernschauend, verständig, »rein, vortrefflich, Himmelssprache redend, lebendig, Haupt und Füße »von Gold, schneller wie Pferd, Wind und Regen, schneller wie Wol»ken und wie der vortreffliche König der Vögel, selbst schneller als Beh»ram, der nichts denn Gutes thut, der Alles durchdringt. Corosch's »Flug schießt vor sich ohne Wendung; er und der reine heilige Serosch »schießen mit Größe auf Dim los [13].«

Besonders interessant wird in dieser Beziehung eine Stelle im Herodot (IV, 15), wo Aristeas von Prokonnesos erzählt, daß er den Sonnengott als Rabe (also als Diener oder Priester) begleitet habe; eine Aussage, die ohne diese Deutung unerklärt, oder ein bloßes Hirn-

---

11) (Wiener) Allg. Lit. Ztg. 1816, Nr. 92, S. 1468. — In Kleuker's Anhange zum Send-Avesta wird (III, 138) Miezd ein noch jetzt bey den Persern gebräuchliches Fleischopfer, mit Honig, Datteln, Milch u. s. w. verbunden, — genannt.

12) d. Wiener allg. Lit. Ztg. 1816. Nr. 92. S. 1469.

13) Vergl. F. G. Grotefend's Schreiben in Borow's morgenländischen Alterthümern (Wiesbaden, 1820. 8.). I. Heft, S. 86.

gespinst bleiben müßte. — Aber nicht minder wichtig ist die Rolle des Raben auch in den nordischen Sagen, wo er als treuer Diener und Begleiter des Odin erscheint.

Endlich ist noch zu bemerken, daß selbst die bloß Onomatopöe zu seyn scheinende Wurzel des Namens κόραξ (corvus, corbeau) in Berücksichtigung gezogen werden kann, weil eben dieses Kor ein weitgefeyerter Name der Sonne selbst war, und zum Theil noch ist. Das αξ hat Ritter schon mehrmals für gleichbedeutend mit dem nordischen Ase (Begleiter des Odin, oder Sonnenheros) gehalten. So ist ihm z. B. Herodot's (IV, 5) Kol-axais so viel als Kor-Asa, Lipoxais nichts anders als Lip-asais [14].

Der Hund kann bloß in guter Bedeutung genommen werden. Er, der Hund der Erlösung, welcher die Seele (den Ferwer) über die von Ormusd geschaffene Brücke zurückgeleitet ins Reich des Lichts, und die ahrimanischen Wesen von ihnen abwehrt, er steht da wachend an der Wunde, durch die der Stier seinen Geist aushaucht.

Der Schlange kann dagegen schon eine entgegengesetzte Bedeutung beygelegt werden. Gleich der, nach Herodot (I, 140) von den Magiern besonders verfolgten, bisweilen auf Denkmälern vorkommenden Ameise, ist sie ein ahrimanisches Wesen, ein Bild des Diw's, gezeugt in Masendran, wo alle unreinen Thiere herstammen, des Diw's, welcher nach dem Send-Avesta einzieht in den Leib des Todten, sobald die Seele ausgehaucht ist. Der Haupt-Diw, heißt es, kleidet sich in Schlangengestalt, und Ahriman selbst wird eine giftige Schlange genannt, welche die Provinzen verheert. — So nur, glaube ich, läßt sich's erklären, warum beyde, dem Wesen nach so von Grund aus verschieden von einander gedachte Wesen, zugleich der Wunde zugekehrt erscheinen. Während der Eine den Geist zu retten sucht, trachtet der Andere darnach, sich des Fleisches, oder der Materie, zu bemächtigen [15].

Ueber einige andere, auf den Mithrasdenkmälern vorkommende Bilder, wird unten gelegentlich gehandelt werden. Ich gehe nun zur Aufzählung der einzelnen noch unbekannten Monumente dieser Art über.

IV.

Ein Mithras,

gefunden in Buda-Örs (l. Buda-Örsch), 1 ¼ Stunde von Ofen, im July 1817; jetzt im Garten des National-Museums zu Pesth befindlich.

Die Vorstellung, welche dieses in Sandstein gehauene Relief darbietet, ist die gewöhnliche. Mithras, der Jüngling in der frygischen Tiare, mit der Chlamys und langen Beinkleidern (welche Freret *l'anaxy-*

---

14) Ritter's Vorhalle rc. S. 173 und 346. — Wäre nun die eigentliche Bedeutung der Endsylbe αξ so viel als Begleiter, so würde denn auch ἱέραξ, der Sperber oder der Habicht, so viel heißen als der heilige Begleiter, wie er denn auch wirklich als Sperber des Sol, ja als Gottheit selbst vorkommt, und in den Mysterien mußte der Habicht wie der Adler den Ormuzd versinnlichen. Vergl. Grotefend's Brief in Dorow's morgenländischen Alterthümern I, 84, und Creuzer's Symbolik der 2. Ausg. I, 723.

15) Eigentlich heißt es, daß der Diw zum Munde des Verstorbenen einziehe, sobald die Seele durch solchen hinausgefahren sey; da diese jedoch hier durch die Wunde ausgehaucht gedacht werden kann, so ist die Stellung der beyden Thiere sehr natürlich.

ride ou la culotte persane nennt), drückt mit dem linken Knie den Stier zu Boden. Mit der linken Hand hält er ihn bey der oberen Kinnlade, mit der rechten jagt er ihm den Acinaces (das Messer, eigentlich das Seitengewehr der Perser) in die rechte Vorderhüfte. Der zur Wunde hingewandte Hund, und die Schlange sind da; auch der Skorpion an den Testikeln des überwältigten Thieres. Ueber der fliegenden Chlamys der Rabe, Mithras's treuer Begleiter. Der Schweif des Stieres geht in Aehren aus. Zu beyden Seiten dieser Vorstellung befinden sich Jünglinge in frygischen Mützen: Fosforos mit der gehobenen, und Hesperos mit der gesenkten Fackel.

Oben über dieser Vorstellung sieht man links das Brustbild der personificirten Sonne; das Haupt des Jünglings ist, wie gewöhnlich, von Strahlen umgeben. Die rechte Ecke des Steins, wo sonst der andere Jüngling mit dem Neumonde hinter den Schultern erscheint, ist abgebrochen. Zwischen diesen beyden Eckbildern waren am oberen Rande des Basreliefs noch Verzierungen (außerhalb der eigentlichen Mithrashöhle) angebracht, welche wohl nichts anders als Cypressen und Altäre vorgestellt haben.

Die Größe des Steines kann ich hier, wie bey einigen folgenden, nicht genau angeben, da mich das Symbol mehr beschäftigte als die Materie, an die es gefesselt wurde. Doch muß ich bemerken, daß die Mithrasplatten von Sandstein gewöhnlich gegen drey Fuß lang, auch wohl noch größer, und ungefähr eben so hoch sind. Reisende, die diesen Stein nach mir gesehen haben, versichern, daß derselbe 4 1/2 Fuß lang und 2 Fuß 10 Zoll hoch sey.

Zugleich mit diesem Denkmale wurden zwey Inschriften gefunden, welche schon in den Acten des ungrischen National-Museums edirt sind [16].

Da dieses Werk nur wenig bekannt ist, so sehe ich mich, obschon ungern, genöthigt, diese Inscriptionen hier zu wiederholen. Einige Zusammenziehungen von Buchstaben, die übrigens unbedeutend sind, kann ich, weil dafür erst besondere Lettern gegossen werden müßten, hier nicht angeben.

D. INV. M.
M. AVR. F R
ONTINIAN
VS. M. AVR
FRoNTo. MIL.
LEG. II AD. PRoS
SVA ET SVORVM
TEMP. CoNSTiTv.

Deo. Invicto. Mithrae. Marcus. Aurelius. Frontinianus. Marcus. Aurelius. Fronto. Milites. Legionis. Secundae. Adiutricis. Pro. Salute. Sua. Et. Suorum. Templum. Constituerunt.

---

16) Acta litteraria Musei nationalis *Hungarici*. T. I, p. 225 ff. (*Budae*, 1818. 4.) Hier steht nun noch folgende Bemerkung: »Utraque basis, bene conservata, reperta est cum Tabula, Symbola *Mythrae* Dei, sive Solis referente (quam aeri incisam, et explanatam, altero *Actorum Musei* Tomo datori sumus) per vinicolam mense Junio an. 1817. in Regio Camerali Oppido *Buda-Eörs* (der in der Rechtschreibung der ungrischen Namen zu Rathe zu ziehende Lipßky schreibt Buda-Örs; Eörs ist die ältere, abgekommene Schreibart). De *Frontonibus* consuli potest Angeli Maii *Commentarius*, qui praemittitur *M. Cornel. Frontonis* Operibus ineditis P. II. 8, *Mediolani*, 1815.«

SOL. SOC.
M. AVR. FRoN
TINIANVS
FT. M. AVR. FR
NTo MIL. LEG.
II. AD. FRATRFS
TEMP. CONST
ANToNINO
IIII COS

Solis Socii, Marcus Aurelius Frontinianus, Et Marcus Aurelius Fronto, Milites Legionis Secundae Adjutricis, Fratres Templum Constituerunt Antonino IIII Consule. (Nach 145 seit Chr.)

Merkwürdig wird die erste dieser beyden Inschriften schon dadurch, daß darin von einem Mithras-Tempel die Rede ist. Zoega kannte neben dem Mithräon, einem ausgezeichneten Gebäude zu Alexandrien, nur noch einen Tempel dieser Art, dessen in einer zu Poitou gefundenen Inscription Erwähnung geschieht [17]). Sonst ist gewöhnlich nur von Mithras-Höhlen oder Speläen die Rede. In Siebenbürgen gefundene Steinschriften, welche ich weiter unten (im §. XIII.) mittheile, haben noch: soli invicto *aedem* restituit, oder: horologiare templum fecit. Hoffentlich wird man doch wohl im letzten Falle nicht an ein bloßes Uhrgehäuse denken wollen; was schon durch das darauf folgende a solo widerlegt wird.

Bey dieser Gelegenheit sey mir's erlaubt, eine schon von Phil. a Turre [18]), und aus ihm auch von Muratori (CCCLX, 4), jedoch nicht ohne Mängel edirte, in Kärnthen gefundene Inschrift vom Jahre 239 nach Chr. hier mit aufzunehmen, weil darin auch die Rede von einem Tempel des Mithras ist. Die erste gütige Mittheilung dieser Steinschrift verdanke ich dem Freyherrn A. v. Doblhoff hieselbst, und weiß durch ihn, daß sich der Stein selbst auf dem Saalfelde bey Klagenfurt, und namentlich zu Töltschach, in die Wand eines Stalles eingemauert befindet [19]). Hr. v. Beresin hatte die Gefälligkeit, mir noch eine neue Abschrift dieses Denkmales, welches er so eben bey seiner Reise durch Klagenfurt nochmals in Augenschein genommen hat, mitzutheilen, und nach dieser, ohne Zweifel genaueren Copie, theile ich solche hier mit.

---

17) Beym Gruterus XXXV, 4. S. Zoega's Abhandlungen, herausg. von Welcker. S. 143 ff. und S. 400.

18) Monumenta veteris Antij hoc est inscriptio *M. Aquilei* et tabula Solis *Mithrae* variis figuris et symbolis exsculpta etc. *Romae*, 1700. 4. S. 240.

19) In eben jener Gegend soll sich auf dem Schlosse Tanzenberg noch das Bruchstück eines andern schön gemeiselten Steines befinden, auf dem man einen Helioskopf, einen Raben und einen Stierfuß wahrnimmt. Dieses muß das nämliche seyn, welches vor Kurzem, zugleich mit einigen anderen Antiquitäten, von J. M. Schottky zu Wien, in dem unter dem Titel: Virunum oder die römischen Alterthümer des Saalfeldes in Kärnthen, herausgegebanen Hefte in Fol. lithografirt ist. Sachkenner, die diese Bilder mit den Monumenten selbst verglichen haben, versichern, daß uns noch eine genaue Abbildung der Klagenfurter Mithras-Monumente zu wünschen übrig bleibt.

pRO SALVTE. AVG.
IN HONOReM. D. D. SOLI.
INVICTO. MYTHR. HILARVs
AVG. LIB. TAB. P. R. N. ET. EPICTETVs
ARK. AVG. N. TEM. VETVSTATE CONLs
SVMPTV. SVO. CVM. PICTVRA. REFF
IMP. D. N. GORDIANO AVG. ET. AVIOLA. C
.RO DO M IN MARCELLO PAT
D. VIII. KLS IVLIAS

Muratori übersetzt dieß so: Pro Salute Augusti In Honorem Domus Divinae, Soli Invicto Mythrae *(sic)*, Hilarius Augusti Libertus Tabularius Provinciae Norici, Et Epictetus Arcarius Augusti Nostri, Templum Vetustate Conlapsum Sumptu Suo Cum Pictura Refecerunt. Imperatore Domino Nostro Gordiano Augusto Et Aviola (Consulibus) Cajo Romanio (aut Romilio) Decurione. Numerio Licinio Marcello Patre. Die VIII. Kalendas Iulias [20]).

---

[20]) Daß in der zweyten Zeile die Buchstaben D. D. von Muratori richtig erklärt sind, scheint folgende ebenfalls auf den Trümmern des alten Virunum gefundene Inschrift zu beweisen.

D. I. M
IN. HONOR
DOMVS. DIVIN
EPPIVS ARIMI
NENSIS. FILIVS.

Einer von den beyden Römern, welche den Tempel erneuerten, wird Hilarus Augusti libertus genannt. Würde er Hilarius Aug. Lib. geheißen haben, so könnte hier an eine zu Rom befindliche Inschrift erinnert werden, welche Gruterus (DCXIV, 6) mittheilt.

Das P. R. N. soll Provinciae Noricae bedeuten. Der Punct nach dem P, macht dieß zweifelhaft. Daß übrigens die Interpunctionen öfters gar nicht an ihrer Stelle waren, beweiset schon die Inschrift (XXVII, 4) beym Gruterus, wo er die Buchstaben P. V. B. P. R. Q so liest: Publicus Populi Romani Quiritium. Aber noch merkwürdiger ist in dieser Beziehung die Inschrift auf einem jetzt im Hermannstädter Museum befindlichen marmornem Fußgestelle der kleinen Bildsäule des Jupiters mit dem Adler und der Juno, wo die Anfangsbuchstaben I. O. M. I. V. N. RE. G. nur so gelesen werden können: Jovi Optimo Maximo Iunoni Reginae etc. — Bey alle dem dürfte hier doch wohl Tabularius Publicus Regni Norici gelesen werden können.

Daß ARK. wirklich Arcarius bedeuten könnte, wie Phil. a Turre und Muratori lesen, zeigt folgende, auch in Klagenfurt befindliche, und dem Dr. Kampf daselbst gehörende Inschrift, welche zuerst von Muratori (MMLI, 2) edirt ist.

D. I. M.
DIADVMENVS
NICOLAI. AVG
DISP. ARCAR
REGN. NORIC
D D

Inschriften aus der Zeit Gordians III. und des Aviola (vom Jahre 239 nach Chr.) kommen vor im Gruterus VIII, 7 und XXX, 4.

Das am Schlusse vorkommende C. RO, woraus Muratori Cajo Romanio oder Romilio macht, liest Ph. a Turre: Consulibus Romanis. Nach dem Namen des Aviola ist hier bestimmt ein C; welches im Anfange der folgenden Zeile wiederholt seyn könnte. Uebrigens ist hier mehreres schon unbestimmbar geworden. Daß PAT so viel als Pater, i. e. Pontifex Dei Solis Invicti Mithrae bedeute, hat schon Muratori gezeigt.

Zugleich mit dieser Inschrift, theilte mir Hr. v. Beresin noch die Abschrift einer zweyten mit, in welcher auch die Rede von der Erneuerung eines Tempels ist. Der Stein, welcher früher auf dem Schlosse Tanzenberg war, gehört jetzt dem Hrn. Dr. Kampf zu Klagenfurt.

D. I. M. TEMPLVM. VETVSTA
CONLABSVM. QVOT. FVIT
PERANNOS. AMPLIVS
.L.DESERTVM. AVR
HERMODORVS. V. P. P. P. N
M. T. ANOVORESTITVI. FECIT
QVOTEDIFICATVMEST. DIVO
MAXIMIANO VIII. ET MAXIMINO. ITR
AGG. CON. QVAR. VRSINIANO. CVR

Die Anfangsbuchstaben, welche hier wohl Deo Invicto Mithrae heißen, bedeuten bisweilen auch Diis Inferis Manibus, in welcher Bedeutung ich solche jedoch hier nicht nehmen möchte. Wie wenig genau übrigens manche Inschrift in Gruterus und Muratori abgedruckt ist, zeigen schon diese von mir hier nach treuen Abschriften mitgetheilten Inscriptionen. Diese letztere findet sich bey Muratori (MMC, 5), welcher die erste Erbauung des, laut dieser Inschrift erneuerten Tempels, ins Jahr 311 nach Chr. setzt.

V.

Einen zweyten Mithras fand ich in Pesth, bey Hrn. v. Jankovich. Es ist dieß ein recht artig in Bronze verfertigtes Bild, dessen Länge acht Zoll (engl. M.), die Höhe aber sechs Zoll beträgt. Die Breite der unten ovalförmigen Basis beträgt fünf Zoll. Die Richtung des Jünglings in frygischer Mütze und langen Beinkleidern geht von der Linken zur Rechten. Es fehlt nur der Rabe auf der fliegenden Chlamys. Hund und Schlange eilen der Wunde zu; auch der Skorpion an den Testikeln des Stiers ist da. — Aller Nachfragen ungeachtet war es mir unmöglich, nähere Auskunft über den Fundort dieses schon durch seine Arbeit interessanten Denkmales einzuziehen, um mich von der Echtheit desselben zu überzeugen.

VI.

Mithras,

gefunden auf den Trümmern des einstmaligen Apuleum. Nunmehro im gräflich Battyanyi'schen Museum zu Carlsburg befindlich.

Ein Reliefbild, auf einem etwa drey Fuß langen Steine. Mithras in der frygischen Mütze mit langen (buntgestreiften) Beinkleidern, und der fliegenden Chlamys, auf dem umgürteten, rechts hingewandten Stiere. Während er mit der Linken den Stier am Horne hält, stößt er ihm mit der Rechten das, jetzt jedoch weggebrochene Messer in die rechte Vorderhüfte. Hund, Schlange und Skorpion sind da. — Vor und hinter dem Stiere stehen Jünglinge in frygischen Mützen; der erste mit gehobener, der andere mit gesenkter Fackel. Dieß in der Höhle. Den äußeren Rand des Speläums bekleiden zu beyden Seiten hochstängelige und

langblätterige Pflanzen [21]), auf deren einer, hinter dem Stiere, der sonst auf der Chlamys befindliche Rabe sitzt. Ueber diesem, oben in der linken Ecke, das Brustbild der Sonne, mit strahlenumgebenem Haupte; ihm entsprechend zur Rechten ein Brustbild mit dem Halbmonde hinter den Schultern. Den oberen äußeren Bogen der Höhle zieren sieben Mal wiederholt die vier Bilder des Messers, des Altars, der frygischen Mütze und der Cypresse. Nur die Letztere ist zu Anfang ein Mal weggeblieben.

VII.

Mithras, gefunden und aufbewahrt ebendaselbst.

Ich komme nun auf eines der interessantesten Denkmäler des Mithras-Cultus, welches für uns erhalten ist. Freylich möchte solches, gleich der von mir edirten Hekate mit Mysterien, nur ins dritte Jahrhundert unserer Zeitrechnung zu setzen seyn; doch die Nebenvorstellungen hier sind von der Art, daß jeder Freund der älteren Forschungen mir hoffentlich Dank wissen wird für die hier unter Nr. 1 beygefügte Abbildung dieses Denkmales, welches ursprünglich für das Portefeuille des Hrn. v. Beresin gezeichnet wurde. Es ist ein in drey Felder getheiltes Basrelief von roher, in Sandstein ausgeführter Arbeit; etwa 3 ½ engl. Fuß lang, und noch etwas höher als dieß.

Das mittlere oder das Hauptfeld bietet im Centrum die gewöhnliche Mithras-Vorstellung dar. Der Stier mit dem in Aehren ausgehenden Schweife, der Jüngling mit dem Acinaces, Rabe, Hund und Schlange bedürfen keiner weiteren Erklärung. Statt des Skorpions an den Testikeln sieht man eine Art Molch oder Eidechse, was hier wohl mehr auf ahrimanische Unthiere, die nach dem Keim des Lebens trachten, hinzudeuten scheint, als auf ein bestimmtes Himmelszeichen. Dupuis behauptete übrigens, daß einst der Herbst mit dem Eintritte der Sonne ins Zeichen des Skorpions begann.

Auch die beyden unter dem Namen Fosforos und Hesperos bekannten Jünglinge sind da. Der Erstere hält zwey Fackeln zugleich empor [22]).

Das Schweifhalten erinnert an die Sitte der Indier, die vor ihrem Ende den Schweif einer Kuh berühren mußten, zum Zeichen der geistigen Reinigung. Auch der Norden kannte einst etwas ähnliches; denn dort war es, wenn ich nicht irre, Gesetz, daß der, welcher einer Blutrache entgehen wollte, ein Kalb beym Schweife emporheben und tragen mußte, wobey, um diese Prüfung zu erschweren, der Schweif des Thieres, gleich den Handschuhen des Pönitenten mit Fett eingeschmiert wurden. Doch nur dunkel noch erinnere ich mich dieses nordischen Gesetzes, und habe jetzt nicht Muße genug, diesen Gegenstand zu verfolgen.

Dieß sind aber, wie die Abbildung zeigt, noch keineswegs schon alle Vorstellungen auf dem mittleren Felde. Es kommen deren noch fünf andere vor, die hier nicht unbeachtet gelassen werden dürfen.

---

21) Dem Urtheile eines vorzüglichen Botanikers zu Folge könnten diese Abbildungen die Kolbenhirse (Sorghum) vorstellen, deren Höhe die Menschengröße wohl übersteigt.

22) Ein Jüngling mit zwey emporgehobenen Fackeln kommt vor, auch auf einem römischen Marmor, welcher abgebildet ist in des Graevii Thesaurus antiquitatum Romanarum. *Lugd. Bat.* 1696. Fol. T. V, p. 745.

Zuerst finden sich neben den großen Hauptfiguren zwey kleinere Vorstellungen, Eine über der Andern, was man wohl auch auf assyrischen Cylindern findet. Oben sieht man einen Stierträger, und unter ihm einen Stier- oder Farrenreiter.

Das erstere dieser Bilder ist nicht so ganz neu mehr. Auch das Tyroler Mithras-Monument bietet in den Einweihungs- oder Prüfungstafeln unten an der rechten Seite der Höhle etwas ähnliches dar, und Hr. v. Hammer hat dieses auch auf die erwähnte indische Reinigung bezogen. Schon Zoega kannte eine Vorstellung dieser Art, denn er erwähnt eines Bruchstückes, wo sich auf der Seite des Felsens über dem Kopfe des Fackelträgers ein kleiner Stier befindet, mit den Vorderfüßen auf der Erde, den Kopf hinabgestreckt auf den Rand der Grotte, die Hinterbeine auf den Schultern eines wie Mithras gekleideten Mannes, welcher von der Grotte abgewandt die Füße des Stierchens gefaßt hält, und es sich nachschleppt. Zoega, welcher, bey Vergleichung mit andern Denkmälern, hier zuerst an den bösen Dämon dachte, der den Stier einem Genusse entzog, glaubte nachgehends daß es vielleicht das Opferthier sey, welches, nach der Abschlachtung, auf die Höhe des Berges geschleppt ward, um, nach dem Todtengebrauche der Magier und Parsen, den Vögeln zur Beute zu dienen. Da Ihm aber das Thier hiefür nicht leblos genug schien; so sah er sich endlich bewogen, die ganze Vorstellung für eine Prüfung zu halten [23].

Neuer als dieß scheint mir der Stierreiter zu seyn, der, wie wir weiter unten sehen werden, auch einmal auf einem Denkmale allein vorkommt. Ich wüßte keine bestimmte Erklärung dieses Bildes zu geben, bemerke aber, daß sich solches auf jener Seite befindet, wo die gesenkte Fackel ist, und von welcher sich alles rechts hinwendet; kurz auf den Abend oder die Nachtseite, wo im Gebiete der Finsterniß Ahriman der Böse herrscht. Es darf demnach hier wohl daran erinnert werden, daß in Indien der Gott der Zerstörung, (welche bey den Indiern und Parsen nur so viel als Wiedergeburt oder Umgestaltung heißt), als Aufseher der Generation (denn die Nacht gebiert) auf einem weißen Farren reitend vorgestellt wird [24].

Auf der rechten, oder der Lichtseite, sitzt neben dem Fosforos noch der schon mehrmals auf Mithras-Denkmälern angetroffene Löwe, welcher hier eine Ara, oder vielmehr ein Gefäß mit den Vorderpfoten umklammert. Zoega meint, daß der Sonnenlöwe vielleicht bloß als Sieger des bösen Geistes (der ahrimanischen Schlange) eingeführt wurde [25].

Ueber dem Fosforos sieht man eine liegende Figur, denen nicht unähnlich, welche man auf den Prüfungstafeln des Tyroler- und des Klagenfurter-Mithras wahrnimmt [26].

Dieser zunächst befindet sich ganz am Rande noch eine Figur, welche ein Messer (?) emporhält. Ob auf das bildende Messer Ormusd's,

---

23) S. Zoega's Abhandlungen, herausg. von Welcker. S. 177 ff.

24) Abhandlungen über die Geschichte und Alterthümer, die Künste, Wissenschaften und Literatur, von Sir William Jones &c. (Aus dem Englischen übersetzt von J. C. Fick, mit Zusätzen von Kleuker.) Riga, 1795. 8. Bd. I. S. 207.

25) Abh. S. 158 ff.

26) Ueberhaupt stimmt das neulichst durch Schottky bekannt gewordene Klagenfurter (auf den Trümmern von Virunum gefundene) Mithras-Monument mit dem Tyroler Denkmale in den Prüfungsbildern und deren Anordnung so überein, daß man unmöglich die Identität derselben, der Bedeutung nach, verkennen kann.

oder auf den aus Lampridius bekannten verstellten Mord, der bey den Einweihungen vorkam, hindeutend, um, wie Zoega sagt, die Hoffnung des künftigen besseren Lebens, oder der Auferstehung, ein altes Dogma der Magier, zu dramatisiren [27]).

Ich wende mich nun zu dem obern Felde dieses Denkmales.

An den Ecken erscheinen hier: links, der Sonnenwagen, mit zwey (weißen) Rossen; rechts aber der Mondwagen mit zwey Stieren bespannt: beydes nicht ungewöhnliche Vorstellungen.

Mitten auf dem Felde sieht man sieben Altäre oder Pyräen, (die sieben Planeten), auf denen das Haus des Steinbocks ruht. Der Bock selbst blickt heraus zu seinem Gezelte, vor dem hier ein Jüngling in der frygischen Mütze, gleichsam zur Wache steht. Die Bedeutung des anderen Jünglings möchte schwer zu bestimmen seyn, wenn man ihn nicht, wie ich weiter unten (in X.) zeigen werde, für den Jasion (als Sonnen-Heros) halten wollte. Vor ihm sieht man den Widder, und unten ein Thier, von dem man, der rohen Arbeit wegen, nicht weiß, ob es ein Hase, ein junges Schwein, oder ein dem Künstler mißrathener Hund seyn soll. Ich meinerseits wäre nicht abgeneigt, mich für das Letztere zu erklären. Ueber dem Hause des Steinbocks sieht man, wie in einem Nachen den Stier, — was an den Stiersamen, den Keim des Lebens, erinnert, der in einem Nachen zur Sfäre des Mondes (des Empfängers und Bewahrers des Stierkeimes) getragen wird, um daselbst gereinigt zu werden [28]). Hinter dieser Hütte sieht man Einen knien, in Buße und Anbetung sich dem heiligen Hause anklammernd; dann ruht auf einem Steine der Bogenschütz mit gespannter Waffe, auch ein Mithras (auf dem Klagenfurter Denkmale steht er gerade aufgerichtet, den Pfeil über dem Haupte eines Niederknienden abdrückend), und nun kommt endlich der, der Sonnen-Biga vorangehende Jüngling mit fliegendem Mantel, doch mit unbedecktem Haupte.

Wer sich bewogen fühlt, die ganze Vorstellung der Mithras-Tafeln vorzugsweise auf die Wiedergeburt des Jahres oder der Natur zu beziehen, der könnte glauben, es solle durch dieß Bild bloß angedeutet werden, daß die Sonne zuerst beym Schützen (dem November) vorbey müsse, um zum Hause des Steinbocks (December) zu gelangen, von wo sie gleichsam neugeboren hervortretend (die Geburt des Mithras wurde am 25. December gefeyert), dahinzöge ins Zeichen des Widders (März), bey dessen Betretung neues Leben durch alle Naturen weht. Diesem wäre demnach das Ganze nur ein Bild der Mithras-Mysterien, angewandt auf die Jahreszeiten, und das unergründliche Geheimniß selbst würde hier begangen geheim im Hause des Steinbocks.

Das untere Feld, von dem links ein großer Theil weggebrochen ist, trägt noch die Spur einer Höhle. Von ihr ziehet aus Mithras auf vierspännigem Wagen. Die feurigen Sonnenrosse lenkt ein Anderer mit unbedecktem Haupte, welcher die gehobene Fackel hält. Der Mithrasjüngling scheint erst im Einsteigen begriffen zu seyn.

Die schlangenumwundene Figur bietet Stoff zu verschiedenen Aus-

27) Lampridius im Leben des Commodus, Cap. IX. (Historiae *Augustae* scriptores etc. *Argentorati*, 1677. 8. p. 128); Zoega's Abhandl. von Welcker. S. 135.

28) Bemerkenswerth ist es, daß auch der Aegyptier die Region unterhalb der Sfäre des Mondes für eine untergeordnete (die der Dämonen) hielt, und daß die Wohnung der himmlischen Götter nur über jene Sfäre hinaus gedacht wurde. S. Creuzer's Symbolik III, 72; auch Macrob's Somn. Scip. L. I, c. 2.

legungen dar. Auf den ersten Blick erinnert sie an den schlangenumwundenen Heliodromos (Sonnenlauf), welcher auch auf einem von J. G. Eichhorn nachgestochenen Denkmale des Mithras vorkommt [29]. Doch ist der Heliodromos dort stehend und mit den Flügeln der Zeit abgebildet.

Die Stellung der Hände, die aber, wie das weiter unten (in §. X.) beschriebene und unter Nr. 4 hiebey abgebildete Monument zeigt, nicht wesentlich seyn kann, macht diese sitzende Figur zu einem wahren Arimaspen, »dessen Gedanken in die Feuchte vertieft, dessen Augen zu den Sternen erhoben sind, die Götter mit emporgehaltenen Händen anflehend und mit Opfergelübden, die oftmals entrückt werden [30].« — So spricht nach dem Send-Avesta beym Beginnen und am Schlusse der Andacht der Betende sein Honower, das heilige Wort aus, welches ist die angewandte Weisheit der Zeit ohne Gränzen; Honower, das Wort Ormusds, zwei Mal geoffenbaret: durch die Schöpfung der Welt und durch das Gesetz, welches gleichsam sein Körper ist.

Dem Heliodromos zunächst steht der Bedeutung nach die indische schlangenumwundene Prasarparni, die dem Wesen und dem Namen nach mit der Proserpina verwandt seyn muß. Proserpina aber ist ein Bild des wechselnden, besonders des scheidenden Jahres, das bald zum neuen Leben wieder erwachen soll; woher denn die Mythe der Persefone auf Sarkofagen recht an ihrer Stelle ist [31].

Einen Schritt vorwärts, und wir haben den Ofiuchos selbst, — den das geistige Leben gebenden Asklepios der Alten, den tödtenden Arzt, den Heiland, den Befreyer der Seele, welcher sie in den Himmel zurückführt [32]. Ofiuchos aber ist ein herbstliches Zeichen, das am Scheidepuncte zwischen der Tag- und Nachtseite steht. Aus den Menschenpforten dieses Lebens, im Zeichen des Krebses (Juni), führt er die Seelen auf dem Zodiakalwege der Mysterienlehre ein zur Götterpforte des Steinbocks (Decembers), wo das neue Seyn beginnt [33].

Hiemit wäre denn der Cyclus der Vorstellungen auf unserer Mithrastafel geschlossen, und ich gehe nun zu anderen Denkmälern dieser Art über.

---

29) Im III. Bande der Commentationes societatis regiae scientiarum *Göttingensis* (1816. 4.).

30) Vergl. des *Dionysii Longini* quae supersunt etc. ex recensione *Jo. Toupii. Oxonii*, 1778. 4. Cap. X. p. 29. — Diese Stelle lautet in der lateinischen Uebersetzung so:

> Homines aquam incolunt procul a terra in mari:
> Infelix genus sunt hominum; subeunt enim labores improbos:
> Oculos in astris fixos, animam vero in ponto habent.
> Sane multum Diis suas manus tendentes
> Precantur visceribus turpiter rejectis.

Unicuique, puto, manifestum est, haec, quae dicta sunt suaviter, potius habere flosculum, quam sublimitatem. — Ritter's Vorhalle ꝛc., S. 282.

31) Kleuker's Anhang zum Send-Avesta. I. Bd., S. 232 ff.

32) Creuzer's Symbolik IV, 141.

33) Auch der Krebs selbst kommt bisweilen neben der Hauptvorstellung des Mithras vor (s. Zoega's Abhandl., deutsch. S. 159). — In Beziehung auf den Steinbock ist besonders Macrob (im Comment. in somn. Scip. Lib. I, Cap. 12) zu vergleichen; siehe auch Creuzer's Symbolik III, 634.

VIII.

Mithras,

gefunden wahrscheinlich auch auf den Trümmern von Apuleum; jetzt im gräflich Battyanyi'schen Museum zu Carlsburg befindlich.

Neben den beyden letzten Mithrastafeln von Sandstein befindet sich im Carlsburger Museum noch eine bey weitem kleinere, etwa nur 1 bis 1 ½ Schuh große Gelobungstafel von weißem Marmor, auf welcher ganz ähnliche Vorstellungen vorkommen. Die Arbeit ist jedoch nicht viel besser als die der übrigen, und die Zeit hat schon fleißig daran genagt. Auch dieses Bild ist in drey Felder getheilt.

Der rechts hingewandte Stier auf dem Hauptfelde ist hier nicht umgürtet. Hund und Schlange sind da; die Spuren des Skorpions existiren nicht mehr. Es fehlt der Rabe über der fliegenden Chlamys; an seiner Stelle ist hier das Brustbild der Sonne, welchem von der anderen Seite ein zweytes, das des Mondes, entspricht. Die Fackeln des Fosforos und des Hesperos sind kaum noch wahrzunehmen.

Diese Marmorplatte ist oben bogenartig, und erinnert an die Wölbung des Speläums. Mitten auf dem oberen Felde erscheint wieder das Bild einer Behausung, welche hier beynahe einem Bienenkorbe nicht unähnlich ist. Darüber der (wie es scheint leere) Nachen in Form eines Neumondes. Auf der einen Seite steht man zwey Jünglinge, von denen der eine auf dem fast kugelartigen Steine sitzt. Auf der anderen Seite kommen wieder zwey Figuren vor; die eine kniend, die andere stehend, und wie es scheint mit einer emporgehobenen Fackel.

Das untere Feld zeigt zuerst zwey Höhlen, wo in der einen eine Züchtigung (flagellatio) vorzugehen scheint. In der andern aber sieht man zwey neben einander befindliche Figuren, so wie auf dem hier unter Nr. 4 abgebildeten Denkmale. Vor dieser Grotte ist wieder der (wie mir däucht, nur mit einem Pferde bespannte) Wagen, auf dem sich zwey Jünglinge befanden, und vor dem Rosse die sitzende Figur. Ueber dem Bilde steht:

DEO INVICTO MITHRE

unter demselben:

SV. EMED — SEXVOTO
POSVIT

IX.

Nicht ohne Grund scheint der Abt v. Hene zu Carlsburg, dem wir, wie gesagt, die Rettung mehrerer dieser Denkmäler verdanken, den Mithras=Monumenten auch einen im Battyanyi'schen Museum aufbewahrten Torso zuzuzählen. Dieser, der wahrscheinlich auch auf den Trümmern des alten Apuleum, unweit Carlsburg zu Maros=Porto gefunden wurde, ruht ungetrennt auf einem Marmorblocke, den eine Schlange in zweyfachem Kreise so umwindet, daß sie mit dem Kamme ihres Kopfes das Glied berührt, ungefähr wie der Skorpion dieß thut an dem Urstiere Kaiomorts, dem Urkeime alles Lebenden und Wachsenden, welcher zugleich auch für den ersten Menschen gehalten wird, oder aus dessen rechter Vorderhüfte wenigstens, als er starb, der erste Mensch hervorgegangen seyn soll. Auch Zoega erwähnt in seiner Abhandlung über die den Dienst des Mithras betreffenden römischen Kunstdenkmäler einer kleinen Vorstellung von Erz, wo er einen nackten Mann sah, dessen

unterer Theil als ein viereckiger Balken gearbeitet war, umwunden von einer schuppigen Schlange. Dieser hatte einen Löwenkopf, in der rechten Hand eine kurze Fackel, und in der linken einen Schlüssel [34].

X.

Mithras,

gefunden, wie man versichert, im Hätßeger Thale, wo einst die Colonia Sarmis oder Sarmizaegethusa (nachgehends Ulpia Traiana genannt) stand; jetzt im Baron Bruckenthal'schen Museum zu Hermannstadt befindlich.

Diese aus Sandstein gehauene, gegen 1 3/4 engl. Fuß hohe Mithrastafel, welche sich hier unter Nr. 4 abgebildet findet, kommt in sehr Vielem mit den schon oben in den §§. VII und VIII beschriebenen Denkmälern, besonders mit dem ersteren derselben überein. Es bleibt demnach bloß das zu bemerken übrig, worin solche von einander unterschieden sind.

Hauptfeld:

In die Seite des Stiers sind die Buchstaben D. S. I. M. (Deo Soli Invicto Mithrae) eingegraben.

Der Schweif des Stieres geht nicht in Aehren aus.

Der Skorpion (?) erscheint hängend an den Testikeln des Stieres.

Fosforos hält mit beyden Händen nur eine Fackel empor.

Hesperos berührt mit seiner Linken nicht den Schweif des Stieres, sondern er hält einen Vogel im Arme.

Der Löwe sitzt nicht auf den Hinterfüßen, sondern hängt vielmehr kopfabwärts in der Luft über dem Gefäße.

Die liegende Figur und die andere mit dem emporgehaltenen Messer (?), von welcher man bloß die obere Hälfte sieht, sind hier nicht auf dem Haupt-, sondern vielmehr schon auf dem oberen Felde der Mithrastafel.

Oberes Feld:

Statt der Sonnen-biga und des farrenbespannten Mondwagens finden sich hier an den entgegengesetzten Ecken die Brustbilder des Sol und der Luna, welche Vorstellungen Hr. v. Hammer für den Mithras und die Mithra (oder Mitra), Urania hält [35]. Im Vergleiche mit dem unter Nr. 1 hier abgebildeten Denkmale, gehen diesem oberen Felde noch zwey Figuren ab, die man für Satelliten der Sonne und des Mondes halten könnte. Aber dieses Dafürhalten scheint schon darum nicht das rechte zu seyn, weil der hier zur Rechten allein erscheinende Jüngling oder Mann keine frygische Mütze trägt. Es geht also hier wohl nur der Mithras-Jüngling ab, welcher bey Fig. 1 dem Hause des Steinbocks zunächst steht.

Das hier aus einem Felsen hervorragende, auf fünf Altären ruhende Haus ist da, aber das darin befindliche Thier möchte man kaum für einen Steinbock anerkennen. Uebrigens ist, wie gesagt, die Arbeit dieser Denk-

---

34) Zoega's Abhandl. v. Welcker. S. 206 ff.

35) Allg. Lit. Zeitung. Wien, 1816. 4. Nr. 92. Müßte da, wenn diese Ansicht adoptirt würde, nicht auf dem Mondwagen (wo dieser die Stelle des Brustbildes vertritt) ein Frauenzimmer sitzen?

mäler so roh, daß der Einbildungskraft und der Combinationsgabe immer noch ein ziemlich weites Feld offen gelassen ist. Schon das Hervortreten aus dem Steine macht das Thier zu dem, was es seyn soll, zu einem Steinbocke, und wer weiß nicht, daß Mithras selbst der aus dem Felsen geborene Gott heißt. Wobey der Steinbock als Zeichen des Decembers, und die Geburt des Mithras am 25. December nicht unbeachtet gelassen werden dürfen. — Auf den beyden Vorderaltären, welche von dem Hause nicht gedeckt werden, ruht der Widder [36]). Gleich daneben erscheint ein Thier, welches ich nur für einen Hund halten kann, der bekanntlich die Pforte des Steinbocks bewacht, woher er denn auch der Wächter des Gotteshauses im Steinbock genannt wird [37]). Hält nun der hier vor dem Hunde Stehende keine gesenkte Fackel, sondern vielmehr einen bloßen Stab, so sieht man sich genöthigt dabey an den vergötterten eleusinischen Heros Jasion zu denken, der in (oder vor) der Thüre des Göttertempels neben dem Hunde, mit dem Wunderstabe als Seelenführer erscheint [38]).

Bey dem am Schlusse der Vorstellung dieses Feldes befindlichen Mithras-Jünglinge mit dem emporgehobenen Messer (?) können einem die Worte des Porfyrios einfallen, welcher sagt, daß Mithras das Schwert des Widders führe, als Zeichen des Mars [39]) (?).

Das unterste Feld

zeigt an der linken beschädigten Ecke noch die Spuren der ersten weggebrochenen Höhle. In der andern, größtentheils erhaltenen, sieht man zwey Figuren, wie bey dem im §. VIII. beschriebenen Denkmale.

Die Quadriga ist da; auch der schlangenumwundene Alte, der hier jedoch seine Arme nicht emporhält.

Ganz unten liest man in zwey Zeilen noch folgendes:

.....ATE. M. AVR. THIMOTHEI. ET AVR. MAXIM
.... VITQ. EVTHICES. EORVM

Ganz deutlich wird diese Inschrift durch eine andere, welche ich ebenfalls zu Hermannstadt im Baron Bruckenthal'schen Museum abschrieb.

D S I M
PRO SALVTE INC
OLVMITATE M AVRE
TIMOTHEI ET AVR M
AXIMI. VOTVM NVN
CVPAVIT SOLVIT. QVE
EVTHYCES. EORVM LIB
RETVLIT.

---

36) In Beziehung auf den Widder hier, ist noch eine Stelle aus dem Macrob zu berücksichtigen, wo es heißt: Ajunt, incipiente die illo, qui primus omnium luxit, id est, quo in hunc fulgorem coelum et elementa purgata sunt, qui ideo mundi natalis jure vocitatur, arietem in medio coelo fuisse etc. (Somn. Scip. Lib. I, cap. 21.)

37) Creuzer's Symbolik III, 532 und 534.

38) So ungefähr kommt er vor auch auf der Kehrseite der berühmten Vase des Fürsten Poniatowski bey Millin (peintures de Vases antiques (Paris, 1810, gr. Fol.) T. II, pl. 32), wovon Creuzer in seiner Symbolik Tab. XIV. (zu III, 527—535) die Abbildung wiederholt hat.

39) »... arietis, Martii signi, gladium gestat etc. ...« Ob als Tödter des Widders (März), beym Uebergange zum Zeichen des Stiers (April)? — Vergl. *Por-*

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß die auf obigem Mithras-Basreliefe und die auf dieser Votivtafel genannten Personen Marcus Aurelius Timotheus und Aurelius Maximus die nämlichen sind, für deren Wohl der freygelassene Eutyches [40]) beyde für uns erhaltene Gelobungstafeln verfertigen ließ.

XI.

Noch zwey andere Mithras-Monumente findet man im Baron Bruckenthal'schen Museum zu Hermannstadt.

Das eine, welches um das Jahr 1782 zwischen Carlsburg und Marosporto (nach Lipßky: Portus Maros, von den Deutschen Salzporten, von den Wallachen Oárdá oder Várdá genannt) auf den Trümmern von Apuleum gefunden wurde, ist zuerst abgebildet in des *Antonii Bartalis* Ortus et Occasus imperii Romanorum in Dacia mediterranea, cui accedunt nonnullae de monumento quodam ex ruderibus Coloniae Apulensis eruto opiniones. *Posonii* (Preßburg), 1787. 85 S. in 8. Dieses Denkmal führte folgende Unterschrift:

I . M SIGNVM
VNDINVS EX VOTO POS.

Der Stier (der für eine Sphinx (?) gehalten wurde) ist sehr beschädigt, und von dem Mithras-Jünglinge sind nur noch die Füße erhalten, der ganze obere Theil ist weggebrochen.

Auch J. C. Engel erwähnt dieses Denkmales in seiner Schrift: Commentatio de expeditionibus Traiani ad Danubium et origine Valachorum. *Vindobonae*, 1794. 8, S. 160; und S. 161 spricht er von einem anderen, in der Bruckenthal'schen Sammlung befindlichen Mithras-Monumente, welches, wie er gehört hatte, ein gewisser Neugebohrn, Rector am sächsischen (deutschen) Gymnasium zu Hermannstadt, erklären wollte.

Das andere Denkmal stellt bloß einen Farrenreiter in frygischer Mütze vor, mit der Fackel (?) in der Hand, übrigens ungefähr in der Stellung und auch von der Linken zur Rechten gekehrt, wie solches auf den beyden hier von mir aus dem Portefeuille des Hrn. v. Beresin (als Fig. 1 und 4) mitgetheilten Relieftafeln zu sehen ist.

XII.

Mithras,

gefunden in dem von den Deutschen Thorenburg genannten Thorda oder Torda, wo die Colonia Salinarum der Römer war; jetzt im Museum des reformirten Collegiums zu Nagy-Enyed [41]) befindlich.

Auf einer gegen 1 Fuß und 2 Zoll engl. M. hohen, und nicht 1½ Fuß langen Platte von weißem Marmor sieht man hier die gewöhnliche

phyr. de antro Nympharum (*Traiecti* ad *Rhenum*, 1765. 4.), Cap. XXIV, p. 22. — Creuzer's Symbolik I, 745.

40) In Gruterus kommt nur der weibliche Name Euthicia vor. Eben so bey Muratori Euthycia (1319, 4.). Letzterer hat auch mehrmals die Namen Eutyches und Eutychia.

41) Dieses Nagy Enyed (sprich: Nadj-Eniéd, d. h. Groß-Eniéd) liegt auf dem Wege von Hermannstadt und Carlsburg nach Clausenburg und Großwardein. Im Lateinischen wird es Egidiopolis, deutsch Enyeden, auch wohl Straßburg genannt; die Wallachen kennen es unter dem Namen Ajud.

Vorstellung. Vor dem den Stier bezwingenden Mithras steht ein Jüngling mit zwey Fackeln; hinter ihm aber ein anderer mit einer gesenkten Fackel. Hund, Schlange und Skorpion sind da. Weggebrochen ist links die ganze obere Ecke des Steines; es fehlen hier das Brustbild der Sonne, und die Häupter des mittleren Mithras gleich wie des Hesperus, also auch der Rabe auf der fliegenden Chlamys. Das Brustbild mit dem Neumonde hinter den Schultern ist auf der rechten Seite des Basreliefs noch da. Unten liest man folgende Inschrift:

IVLIVS IVLIANVS. EXVOTO. POSVIT

XIII.

Wenig oder gar nicht bekannt geworden sind außerhalb Ungern und Siebenbürgen J. Fridvalßky's Inscriptiones Romano-Transylvanicae, welche im Jahre 1767 zu Klausenburg in Fol. gedruckt wurden. In Ungern selbst kenne ich nur ein vollständiges Exemplar dieser Schrift, welches sich in der Szécsényi'schen Bibliothek, die die Grundlage des ungrischen National-Museums zu Pesth bildete, befindet. Aus einem mir gehörenden unvollständigen Exemplare theile ich hier diejenigen Inscriptionen mit, welche sich auf den Sonnendienst in Siebenbürgen beziehen, gerade so wie solche in der Fridvalßky'schen Sammlung (unter Nr. 34—38) aufgenommen wurden.

SOLI. INVICTO.
AEDEM RESTITVIT.
C. CAVRELLIVS.
SABINVS. LEG. AVG.
LEG. XIII. GEM.

SOLI. SACR.
Q. CAECILIVS.
LAETVS. AVG.
LEG. XIII. G.
V. S. G.

Sol Romanis cultus Templis, et Ludis. Antonius omnes Deorum cultus exstructo templo Solis Heliogabali in monte Palatino ad hoc unum voluit transferri. Forte hujus Solis templum Carolinae inchoarunt ubi haec eruta sunt.

SOLI.
INVICTO.
C. CAECILIVS.
LAETVS.
LEG. AVG.
LEG. XIII. G.
V. L. S.

An vero in Aranyas-Lonya, ubi hic Lapis repertus est, fuerit Templum Solis, non liquet; istud pro explorato habemus: Albae Juliae, nunc Carolinae, Solis templum stetisse.

SOLI.
Q. MARCIVS VICTOR.
FELIX. MAXIM
LIANVS. LEG. AVG.
LEG. XIII. GE. F. PVLIA
FENA. CAELLIANA.
C. FEIVS. ET P. MARTIVS.
VICTOR. MAXIMILIANVS.
G. P. FILIVS VOTO.

Soli, quem G. P. Genii parentum instar colebat, Filius voto dedit.

I. O. M. IVNONI. REGINAE.
PRO SALVTE IMP. M. AVR. AN
TONINI. PII. AVG. ET IVLIAE. AVG.
MATRIS. AVG. M. VLPIVS. MVCIANVS.
MIL. LEG. XIII. GEM. HOROLOGIARE
TEMPLVM. A SOLO. DE, SVO,
EX VOTO FECIT.
FALCONE ET CLARO COSS.

Ulpius itaque Mucianus Albae Juliae ubi haec inventa, templum Horologiare de suo propriis impendiis erexit. Templi Sacerdos seu Flamen, Solis Sacerdos sacra adcurabat. Juliae Augustae Matris meminit, seu Juliae Domnae Aug. uti in numis municipalibus Colon. Laodiceae. Caes. Antiochiae etc. legitur. Fuit haec Septimii Severi uxor, Noverca Caracallae, Mater Getae, quorum discordes animos ita affatur inquit Herodian. L. 4. Terram quidem, et mare invenistis, o filii quomodo divideretis, Matrem autem qua ratione dividetis?

Gern hätte ich in dieser Beziehung noch J. Seivert's Inscriptiones Monumentorum Romanorum in Dacia Mediterranea. *Viennae*, 1773. 191 S. in 4. durchgesehen, konnte aber diese Schrift in Wien nicht zu Gesicht bekommen.

Hieher gehört denn auch folgende mithrische Inschrift, welche der Graf Marsili (Marsigli), als in Peterwardein gefunden, im II. Bande seines Danubius Pannonico Mysicus (1726. Fol., Pag. 117, Tab. 47. Nr. 1) aufgenommen hat:

SOLI . INVIC
MYTHRAE .
DONATVS .
. SAC . POSVIT .
. . . O. . . L. . SACRAT
. . . . . RVM
. V . S . L . M .

das heißt:

Soli invicto
Mithrae
Donatus
Sacerdos posuit
. . . . . sacrat
. . . rum
Votum solvit libens merito.

Der Graf A. F. Marsili, welcher diese auf den Trümmern von Ulpia Trajana gefundene Inschrift in seinem Werke Danubius Pannonico Mysicus (Bd. II, S. 131, Tab. 55, Nr. 2) nicht genau genug mitgetheilt hat, übersetzt solche so: Aesculapio et Hygiae diis hominum conservatoribus Axius Aelianus Junior gratias persolvens. Gruterus führt fünf römische in Siebenbürgen gefundene Inscriptionen des Axius Aelianus an. Zwey derselben haben am Schlusse die auch hier vorkommenden Lettern IONI [43]). — Noch unrichtiger aber theilt Muratori (XIX, 1) aus dem Marsili'schen Werke diese Inschrift mit.

Die folgende griechische Inschrift copirte ich von einem irdenen Kruge, der in Abrudbánia (Auraria major; deutsch: Groß-Schlatten, auch Altenburg genannt) gefunden seyn soll, und nun im Collegium der Socinianer (Arianer) zu Klausenburg aufbewahrt wird.

ΙΛΑΚ
ωCΜΟΙ
ΟCΚΡΑΠΙC
ΚΑΙΟΙΘΚΟΙ
ΠΑΝΤΚC

d. h. gnädig sey mir Serapis und die Götter alle.

Den Serapis hier an der Spitze aller übrigen Götter zu finden, ist für mich um so interessanter, da der Staatsrath v. Köhler solchen auch auf bosporischen Münzen aus dem dritten Jahrhundert nach Chr. anzutreffen glaubt.

Schön gearbeitet ist eine im Museum des reformirten Collegiums zu Nagy-Enged aufbewahrte bronzene Lampe, welche einen Stierkopf vorstellt. Sie sprach mich so an, daß ich solche noch jetzt für eine der schönsten dieser Art halte, die auf uns gekommen seyn möchten. Daß diese Lampenform eine sehr nahe liegende symbolische Deutung gestattet, beweiset schon die bey einer ähnlichen Lampe (in A. L. Millin's mythologischer Gallerie XXIV, 120) auf den Hörnern eingegrabene Inschrift: ΑΡΘΕΜ ΙΕΡΟC [44]). Als Nachtlicht war es natürlich, daß die Lampe zum Symbole der Luna selbst wurde.

Vielfach, obschon selten gut gearbeitet, sind die verschiedenen Bronzen, die auch schon Veranlassung zu Verfälschungen gegeben haben. Das Pesther National-Museum und das Baron Bruckenthal'sche Museum zu Hermannstadt sind besonders reich daran. Letzteres besitzt mehrere kleinere Götzenbilder dieser Art, deren barbarischer Ursprung unzweydeutig zu seyn scheint. Unter andern ist dabey ein etwa 7 Zoll hohes Bild des Götzen (?) — ähnlich dem bey Schlemmung des Teiches im Kloster Himmelwitz zu Oberschlesien gefundenen, welchen Hr. J. G. Büsching in seinen wöchentlichen Nachrichten für Freunde der Geschichte, Kunst und Gelartheit des Mittelalters (Breslau, 1819. 8. Bd. IV, S. 132 ff.) unter dem Namen Tir beschrieb, und auf der Kupfertafel

43) *J. Gruteri* Corpus inscriptionum ex recensione et cum annotationibus *J. G. Graevii.* 1707. Zwey Bände in Fol. IV, 8; XXXVII, 11; LXXVIII, 1 und 2; CII, 4.

44) Lucernae fictiles musei *Passerii. Pisauri*, 1739 in Fol. T. I. Fol. 99. S. Zoega's Abhandl. von Welcker S. 411. — Ich darf hier übrigens als bekannt voraussetzen, daß auch der, den Stier erlegende Mithras, mit in den Kreis der auf Lampen gefundenen Vorstellungen gehört.

unter Nr. 1 und 3 abbildete. Das Fußgestell ist in der Mitte durchbohrt, um, wie Einige dieß erklären möchten, auf einer Stange den Kriegern vorangetragen zu werden. Die gehobene (jedoch nicht abgebrochene) Rechte, das breite Gesicht, der lange Knebelbart, welcher zu beyden Seiten über dem nur kurzen aber breiten Kinnbarte herüberhängt, die gewundene Flechte um das Haupt und um den Gürtel, alles gleicht dem schon Bekannten. Bey meiner Durchreise durch Breslau theilte ich eine für das Porte-feuille des Hrn. v. Beresin verfertigte Abbildung dieses Götzenbildes dem Hrn. Professor Büsching mit, welcher solche, vielleicht zugleich mit andern die er besitzt, bekannt machen wird.

Drey und zwanzig goldene Gefäße (Schalen, Becher u. d. gl.), welche im Jahre 1799 in der Torontaler Gespannschaft zu Szent-Miklós gefunden sind, sind ins k. k. Antiken-Cabinett zu Wien gekommen. Einige davon scheinen der byzantinischen Kunstperiode anzugehören. Auf mehreren derselben befinden sich zur Zeit noch unentzifferte Inschriften, deren verschiedene schon in einer ungrischen Zeitschrift edirt wurden; auch hat Hr. v. Hammer eine derselben mitgetheilt in seinen auf einer Reise in die Levante gesammelten topographischen Ansichten (Wien, 1811. 8.). In zwey von diesen Inschriften (die, wie man verspricht, bald edirt werden sollen) findet sich das Wort Shupan, ein Titel, der noch jetzt in der Wallachey alltäglich ist. Dieses nämliche Wort findet sich auch auf einem in demselben Cabinette aufbewahrten Ringe mit slawischen Lettern geschrieben: ЖѸПАН.

Wie reich sind nicht an Schätzen verschiedener Art die Museen zu Pesth, zu Hermannstadt, zu Carlsburg, und die Teleki'sche Bibliothek zu Maros-Vásárhely (in Siebenbürgen), welche letztere ich leider nur dem Namen nach kenne.

In Beziehung auf Münzen verdienen besonders genannt zu werden:

1) die zum Theil schon aus Sestini's Schriften bekannte Sammlung des Grafen Viczay zu Hedervár, unweit von Raab (Jaurinum, Ungr. Nagy-Györ) [45]. — Auch diese war mir's unmöglich zu sehen, was bey der gränzenlosen ungrischen Gastfreundschaft gewiß ein Leichtes gewesen wäre, wenn ich nur die Zeit dazu gehabt hätte.

2) Die von Schönvisner (?) beschriebene Széchényi'sche, jetzt dem ungr. National-Museum zu Pesth gehörende Münzsammlung [46]; und endlich

3) die besonders an römischen Kaisermünzen reiche numismatische Sammlung, welche zum Baron Bruckenthal'schen Museum in Hermannstadt gehört.

Auch bey Privatleuten findet man hier öfters alte Münzen, zum Theil römische, barbarische und griechische. Der Zufall führte mir über 600 Stück römische, größtentheils neuere Kaisermünzen zu, aus denen ich eine Auswahl traf; mehr aber freute mich die Acquisition einiger griechischen Münzen.

---

45) Descrizione delle medaglie Ispane appartenenti alla Lusitania, alla Betica, e alla Tarragonese del Museo Hedervariano. *Firenze*, 1818. in 4. gr. con fig. — Das ganze Münz-Cabinett aber ist beschrieben unter dem Titel: Musei Hedervarii in Hungaria numos antiquos graecos et latinos descripsit, anecdotos vel parum cognitos etiam cupreis tabulis incidi curavit C. Michael a *Wiczay*, opere duas in partes distributo. *Vindobonae*, 1814. 4.

46) Catalogus numorum Hungariae ac Transilvaniae instituti nationalis *Széchényiani*. *Pestini*, 1817. III Bde. in 8. und ein Appendix vom J. 1810.

Alles übrige mit Stillschweigen übergehend, mache ich nur noch den Antiquar auf ein paar Gegenstände aus dem Mittelalter aufmerksam. Hieher gehört nun vorzüglich die in der Nähe von Steinamanger (Szombathely, welches zum Theil auf und aus den Trümmern des alten Sabaria erbaut ist) befindliche Kirche Sti. Georgii Militis de Ják, hieher mehrere beschauenswerthe Schlösser, von denen sich besonders das Hunyader (Vajda-Hunyad, Eisenmarkt) in Siebenbürgen auszeichnet, hieher auch ein Taufbecken von Glockengut mit der Jahrzahl 1438, welches sich zu Hermannstadt in der lutherischen Kirche befindet, die altdeutschen Handschriften zu Carlsburg, welche der Graf J. v. Majláth edirt u. s. w.

Doch es ist Zeit, daß ich dem geneigten Leser Gegenstände anderer Art vor Augen führe, die, aus dem innern Asien stammend, sich jetzt nach Warschau verirrt haben.

XVI.

Steine mit Sassanidischen Inschriften.

Neben der reichen Münzsammlung des Hrn. v. Wießelowski, findet der Antiquar in Warschau noch eine interessante Anzahl von geschnittenen Steinen, welche, nebst einigen anderen sehenswerthen Gegenständen, Sr. Excellenz dem Hrn. Staatsrath, Grafen Josef v. Sierakowski gehören.

Nach den Abdrücken, die ich davon genommen habe, will ich hier einige derselben mittheilen.

Den Anfang mögen ein paar geschnittene Steine mit Sassanidischen Inschriften machen. Seit der Baron Ant. Js. Silvestre de Sacy diese Schriftzüge entziffert hat [47]), ist sowohl von ihm, wie von andern Gelehrten, schon manches auf uns gekommene persische Denkmal näher bestimmt worden.

So finden wir z. B. im V. Bande der Fundgruben des Orients (S. 224) die Erklärung der Inschrift auf einem Onyx, welche Wahl so liest:

schapuh ardehschetré miezdesn,

und so übersetzt:

Sapor Artaxerxis (filius) *Ormuzdis culter.*

Wahl meint, daß diese Gemme sich vielleicht von einem Siegelringe des Sassaniden Schapûr, Sohn Ardeschîrs (Saporis I., zweyten Kaisers der Sassanidenfolge) erhalten hat.

Die Erklärung einer andern Inschrift auf einem persischen geschnittenen Steine, dem der Name Ormusd eingegraben ist, hat Hr. v. Hammer gegeben in seinem morgenländischen Kleeblatt (Wien, 1819. 8, S. 6 und 8 in den Anmerkungen). Hr. Dr. Dorow hat diesen, zuerst in den Fundgruben (IV, S. 156, Fig. 36) edir-

47) Mémoires sur diverses antiquités de la Perse et sur les médailles des rois de la dynastie des Sassanides suivis d'une Histoire de cette dynastie, trad. du persan de *Mirkhond*, par le Baron Antoine Isaac *Silvestre de Sacy*. *Paris*, 1793. en-4. avec 9 pl. et un supplément de 7 pages. imprimé en 1797.

ten Stein, als Titelvignette auf dem Umschlage des ersten Heftes seiner morgenländischen Alterthümer (Wiesbaden, 1820. 4.) wiederholt.

Daß diese Ssassaniden-Schriften auch zu öffentlichen Denkmälern gebraucht wurden, beweist schon deren Vorfinden auf Felswänden, wie solches der Bischof Münter in seinem Versuche über die keilförmige Inschrift zu Persepolis (Kopenh., 1802. 8. S. 4 in d. Anm.) erwähnt.

Beyde Abbildungen der dem Grafen Sierakowski gehörenden Steine mit ähnlichen Inschriften gebe ich gerade so, wie solche eingegraben sind; waren nun diese Steine zu Abdrücken bestimmt, so müssen natürlich die Inscriptionen verkehrt gelesen werden.

Wer mit dem Charakter der persischen Kunst in ihren verschiedenen Perioden nicht ganz unbekannt ist, wird auf den ersten Blick diesen auch hier nicht verkennen.

Die unter Nr. 2 hier mitgetheilte Abbildung ist tief gearbeitet in einen ovalen Stein, dessen Bestimmung ich nicht errathe. Außer ähnlichen Abbildungen auf Münzen, welche man in dem Werke des Barons Silvestre de Sacy findet, kann hier noch auf die französische Uebersetzung der Winkelmann'schen Geschichte der Kunst hingewiesen werden [48]), wo auch eine solche aufgenommen ist, die sich im Cabinette des Herzogs von Orleans befand. Jemand, der die Sammlung der Gräfinn v. Lipona (Murat) kennt, versichert, in derselben einen dem gräflich Sierakowski'schen ganz ähnlichen Stein gesehen zu haben. Sollte der von mir hier mitgetheilte nur ein Nachbild eines echten Steines seyn; so ist solches gewiß mit vieler Treue dem Originale nachgebildet worden.

Die Umschrift um die Buckelkuh (den Kameelstier des Send-Avesta), welche hier unter Nr. 3 geliefert wird, befindet sich auf einem halbkugelförmigen Talismane, der wie gewöhnlich durchbohrt ist. Mehrere solcher Steine aneinander gereiht, bildeten die ältesten Rosenkränze, deren Vorstellung, wie man behauptet, auch auf indischen Denkmalen angetroffen wird.

Mögen die Gelehrten, deren Sache es ist, solche Alterthümer zu erklären, uns ihre Ansicht darüber nicht vorenthalten. Diese können aber versichert seyn, daß sowohl die Zeichner der von mir mitgetheilten Antiquitäten, wie der Kupferstecher ihr möglichstes gethan haben, um treu zu seyn.

XVII.

Oannes.

Vor allen andern assyrischen Denkmälern verdient wohl das, so viel ich weiß, noch nicht edirte Bild des Oannes Erwähnung. Wie der Prediger in der Wüste des Lebens tritt er auf, die große Lehre verkündend. Die eine emporgehobene Hand des Redners scheint die segensreiche Weihung zu ertheilen; — in der andern trägt er das heilige Gefäß, darin das kühle, aus dem Born des Lebens geschöpfte Wasser enthalten, womit er den Weisheitsdurst der Geweiheten erquickt. Seinen Rücken deckt der Fisch, dessen Haupt ihm zur Kopfbedeckung werdend, die Bischofsmütze bildet.

Wie reichen Stoff zu vielfachen Combinationen bietet dieß Bild

---

48) Histoire de l'art chez les anciens, par *Winkelmann*. Traduite de l'allemand avec des notes historiques et critiques de différens auteurs. *Paris*, an II. 4. — Als Cul-de-Lampe de l'avertissement p. X. Die Erklärung davon steht I, 208.

nicht dem Symboliker dar? — Wie einfach, wie groß, wie bedeutungsvoll steht er da, dieser Sohn des rothen Meeres, aus dem er täglich neu emporsteigt, um auf der Oberwelt neue heilbringende Lehre zu verkünden.

Diese Vorstellung auf einem unstreitig alt-assyrischen Denkmale (einem Talismane in Form einer Halbkugel), verbürgt zugleich die Echtheit eines ganz ähnlichen Reliefbildes, auf einer viereckigen Marmorplatte im k. k. Antiken-Cabinette, dessen Bekanntmachung wohl zu wünschen ist. Da jene Platte über einen engl. Fuß lang ist, so sind am Fische die Schuppen vollkommen ausgearbeitet.

Hier nur noch Einiges zur näheren Beurtheilung dieses Bildwerkes.

Der Chaldäer Berosos lehrt uns, daß der Fischmensch Oannes, — ein Ungeheuer, fast ganz Fisch, dem die beyden Menschenfüße aus dem Fischschwanze hervortreten [49]), — jeden Morgen aus dem rothen Meere auftauchend, nach Babylon kam, wo er den Menschen Gesetze, nützliche Gewerbe, Künste, Astronomie und alle übrigen Wissenschaften lehrte. Bessere Sitte und bürgerliche Ordnung war sein Werk, und jeden Abend kehrte dieses Wunderwesen in das Meer zurück, um am anderen Morgen mit neuer Weisheit das Volk zu segnen. — Andere, die von mehreren Oannes reden, deren erster noch vor der Fluth soll erschienen seyn, nennen eben diesen Odakon, und Selden steht nicht an, ihn für eins mit dem Götzen Dagon, dessen die heilige Schrift erwähnt, zu halten [50]). Das Nähere hierüber findet man in Creuzer's Symbolik (II, 73 ff.), aus welcher wir diese Stelle entlehnten [51]).

Ebendaselbst wird gezeigt, daß Dupuis den Oannes für den Australfisch hielt [52]), welcher den Bewohnern von Babylon aus dem rothen Meere aufzusteigen schien, und den zwey jährlichen Solstitien vorausging. Creuzer scheint jedoch sich zur Ansicht Derjenigen hinzuneigen, welche im Oannes den Wassermann selbst erkennen. Dieser wird im Thierkreise für das Begnadigungszeichen gehalten, und befindet sich auf der, dem Erdenleben entgegengesetzten Stelle (im Januar). Als solches mußte er das neue Leben, mithin den irdischen Tod, die Befreyung der Seele von dem Körper bedeuten; und Oannes, indem er dem Fleische das Wort predigt, führet den Geist zurück in den Himmel.

---

49) Noch genauer ist diese Beschreibung im Dupuis II, 229: Voici ce que dit *Syncelle* sur cet animal mythologique. Il avoit, suivant le récit *d'Appollodore*, le corps entier d'un poisson, au-dessous de la tête duquel naissoit une seconde tête, qui étoit celle d'un homme; il avoit des pieds ou des jambes pareillement d'homme, mais qui tenoient à l'extrémité d'un corps, terminé en queue de poisson etc. — Weiter unten heißt es hier (S. 230): *Helladius*, cité par *Photius* (Codex 279, p. 1594), parle d'un certain Génie monstrueux nommé *Oen*, qui paroissoit sur les bords de la mer Rouge, et dont les pieds, les mains, et la tête étoient de l'homme, et le reste du corps d'un poisson.

50) Prof. Sam. (oder d. Richter) erstes Buch, im V. Kap.; — Macchabäer X, 83 ff.; XI, 4.

51) Ritter hält in seiner Vorhalle (S. 68, 69 ff.) den Odakon für eins mit dem Triton der Libyer, und dem Awatar des Wischnu in Indien.

52) Vergl. Dupuis Origine de tous les cultes. *Paris*, an III. T. II. p. 228 — 230.

XVIII.

Ormusd (?),

Talisman mit dem Bilde eines erhabenen Wesens des Licht's.

Bildlos sollen nach Herodot (I, 131) die Götter den alten Persern gewesen seyn, und dennoch gibt's Vorstellungen auf altpersischen und chaldäischen Talismanen oder Amuleten [53]), in denen einige Gelehrte den Ormusd selbst zu erkennen glauben. — Er, der Urquell alles Lichtes, ist auch der Herr, der Vater der Schöpfung; ihn beten an die großen, und die minder großen Geister der Helle, die Amschaspande, die Isede und die Fermere [54]); zu ihm empor streckt auch der Weise des Morgenlandes, der Magier, seine Arme aus; ihn preisen Sonne und Mond und die Gestirne des Himmels, die Erde und alles was drüber ist und in der Tiefe; ihm hüpfen die Cedern und die Segler der Lüfte stimmen in, frohem Gesange den Hymnos seiner allumfassenden Größe an, die dort, über uns, gepriesen wird in den ewigrauschenden Melodien der kreisenden Sfären; es lobpreiset ein Jegliches Ihn, dessen unbewaffneter Arm schon hinreicht die Dive (die bösen Dämone) zurückzuscheuchen in die grausenvolle Behausung der ewigen Nacht.

So ungefähr dachte sich der Assyrier, der alte Perser, seinen Ormusd, und, vielfach vom Künstler versinnlicht, glaubt man sein Bild wiederzufinden auf Talismanen, die entweder die Form von Cylindern haben, oder (bisweilen etwas zusammengedrückten) Halbkugeln gleichen. Auf beyden findet man dann und wann Keilschriften; auf den Halbkugeln auch Ssassanidische Schrift.

Solch ein Bild führe ich hier (unter Nr. 6) dem Leser vor Augen, und theile dieses um so lieber mit, als es noch eines von den unedirten ist. Es ist ein Wesen des Lichts in seinem vollen Glanze. Jeder Strahl der ihn umgebenden Sonne geht in eine Kugel aus, die man für eine eigene Welt halten möchte, wenn solche Ansicht im Geiste jener Schule läge. — Daß ich jedoch der Meinung derjenigen, welche hierin den Ormusd selbst anerkennen, nicht unbedingt beypflichten kann, dafür werde ich, weiter unten noch einige Beweggründe anführen. Mir scheint hier Serosch, König der Welt Ormusd's, vorgestellt zu seyn, »glänzend im Ormusdslicht; Serosch rein,

53) Noch jetzt ist in Indien die Umhängung des Tali, einer Art von Amulete, welches der Bräutigam der Braut anhängt, die entscheidendste Cärimonie der vollständigen Vermählung. Siehe die Fundgruben des Orients V, 155 ff., mit Hinweisung auf das Capitel über die Vermählung in Sonnerat's Voyages etc. — Ungeachtet des strengen Verbotes des Islams sollen in Bagdad und Hillah die Weiber die alten Walzen (Cylinder) noch immer tragen, weil sie denselben die Kraft zuschreiben, ihnen die Zuneigung ihrer Ehemänner zu sichern. S. Dorow's orient. Alterth. 1. Heft, S. 24 in d. Anm. — Das Wort Amulet kommt her vom arabischen Hamalet (nach Hrn. v. Hammer). — Es sind die αβραξας der Gnostiker.

54) Diese letzteren scheinen sich zu den Amschaspanden und den Iseden zu verhalten, wie die Engel zu den Erzengeln (Cherubim und Serafim). Sie scheinen im Geisterreiche des Lichts den beyden sogenannten Naturen der sichtbaren Körperwelt zu entsprechen, nämlich der nicht organischen und der organischen, deren letztere wiederum in zwey Hauptklassen (die des vegetabilischen und des animalischen Lebens) zerfällt. So würde sich denn die eine Hemisfäre des Seyns nur in der anderen abspiegeln, und die Eine wäre demnach nur der treue Antitypos der andern.

stark, Körper des Gehorsams, glänzend in Ormusdsglorie; der triumfirende Serosch, der die Welt mit Ueberfluß segnet, heilig und groß.«

Aehnliche Vorstellungen finden wir in den Fundgruben des Orients (T. IV, S. 86, Nr. 18 und 24; — auch T. IV, S. 156, Nr. 18), wo die beyden ersten dieser Talismane, der Zeichnung nach zu urtheilen, Halbkugeln, der letztere aber ein in die Konusform übergehender Cylinder seyn müssen.

Auf dem ersten dieser Bilder sieht man die nämliche strahlenumgebene Figur sitzen auf einem Throne mit dem Schemel zu ihren Füßen. Auch hier gehen die Strahlen in Kugeln aus. Vor diesem heiligen Wesen erscheint der es anredende Weise, und, was auffallend ist, nur dieser hat hier einen Bart. Oben das Astrum; ob der Sonne? dieß ist wohl nicht mit Gewißheit zu bestimmen: denn wie sollte wohl die Sonne, (wenn sie es ist, die den Sitzenden umstrahlet), hier nochmals vorkommen. Oder wäre es der Stern, welcher den Magier hieher geleitet, wie er die drey Weisen des Morgenlandes leitete zur Krippe unseres Heilandes? — Die Vorstellung des Astrums, dessen Strahlen in Kugeln ausgehen, kömmt bisweilen auch zugleich mit dem Neumonde vor, in welchem Falle man es für die Sonne zu halten pflegt; gerade so erscheint es in den Fundgruben, Bd. IV, S. 156, Nr. 17; und in eben dieser Form allein findet es sich unter andern auch auf der Poniatowski'schen Vase bey Millin (Peint. des vases ant. T. II, pl. 32) und daraus in Creuzer's Symb. Tab. XIII. — Gleichsam segnend hebt der Thronende die eine Hand empor; in der anderen hält er einen Ring oder Kreuz, eine Schale (Patera) oder einen Spiegel.

Die beyden anderen Abbildungen in den Fundgruben geben die nämliche Figur stehend, fast ähnlich der unsrigen. In Beziehung auf die Vorstellung Nr. 24 (zur S. 86 des IV. Bandes) ist nur noch zu bemerken, daß bey ihr kein Fuß aus dem Gewande hervortritt, was sonst, wie auch an unserm Bilde der Fall ist, öfters vorkommt. So in den Fundgruben Bd. IV, S. 156, Fig. 18; so auf dem Abt-Lichtenstein'schen Cylinder in Dorow's morgenl. Alterth. Heft 1, Tab. 11, Fig. 1.

Ist, woran ich nicht zweifle, das Bild in den Fundgruben (Bd. IV, S. 156, Fig. 18) treu, so verdient auch die wannenartige Kopfbedeckung Berücksichtigung und Erklärung, wie dieses der Fall ist mit noch so manchen anderen Vorstellungen auf den Talismanen.

XIX.

Ein im europäischen Rußland gefundener morgenländischer Talisman.

Vielfach sind die übrigen Vorstellungen auf den Halbkugeln, deren auch der Graf v. Sierakowski noch mehrere besitzt. Nur die vorzüglichsten solcher Bilder will ich hier namhaft machen. Das gewöhnlichste ist das der Buckelkuh (oder des Kameelstieres), in welcher Hr. v. Hammer den Stier mit dem Sonnenballe auf dem Rücken, — das ältere persische Wappen, an dessen Stelle in neuerer Zeit der Löwe mit der Sonne getreten ist, — wiederfindet [55]). — Löwe, Bock und Skorpion, die auch öfters vorkommen, erinnern an die Zodiakalzeichen; aber auch das geflügelte Pferd,

55) Wiener Jahrb. d. Lit. Bd. IX, S. 66. Merkwürdig ist es, daß die Wurzel des Wortes Cherub bey den Chaldäern, Syrern und Arabern (?) selbst so viel bedeuten soll als araro; daher: arans oder bos arans. S. Schleusner's novum lexicon graeco-latinum in novum Testamentum. Leipzig, 1819. 8 Bd. II, S. 1356.

geflügelte Löwen, Hirsche, Greife, verschiedene Vögel (Tauben, Sperber und Adler?), Pflanzen, seltsame Ungeheuer und unerklärbare Sinnbilder kommen mehrmals vor. Eine bedeutende Rolle spielt in dieser Reihe von Vorstellungen auch der mit emporgehobenen Händen so oft wiederholte Weise, theils allein vor Sonne und Mond dastehend [56], theils vor einer Ara (?), theils vor anderen Attributen der Gottheit (?). Merkwürdig ist auch die funfzehnte Abbildung auf der Platte zur S. 86 des IV. Bandes der Fundgruben, wo ein Mann dasteht, gleichsam getroffen vom zuckenden Strahle, welcher hier aus einer Wolke auf ihn hervorzubrechen scheint. Es erinnert dieses Bild an die Reinigung durch's Feuer, — durch den Blitzstrahl (Bersin), welcher auch nach der hellenischen Lehre noch den Heilbringer Jasion traf, und selbst den ihm so nahe stehenden Todtenerwecker Asklepios [57]).

Bisweilen findet man auf eben diesen Talismanen neben der Hauptvorstellung noch mehrere Puncte (dann und wann sieben an der Zahl) eingegraben. Diese sieben Puncte, welche den Kameelstier umgeben, beziehen Einige auf die den Alten bekannten sieben Planeten, die nach ihrer Ansicht unsere Erde umwandeln und deren Herrscher, den mächtigen Demiurgen.

In dieser Beziehung gebe ich hier, unter Nr. 7, die Zeichnung eines mir gehörenden chaldäisch-persischen Talismanes, auf dem ich zuerst zwey Stiere zugleich abgebildet finde. Der Fundort ist bey dieser etwas zusammengedrückten Halbkugel von Chalcedon-Agath, besonders merkwürdig. Es fand solche nämlich beym Pflügen ein Landmann im südlichen Rußland, etwa 30 Meilen landeinwärts von den Nordgestaden des Asow'schen Meeres [58]).

XX.

Talisman (Halbkugel) mit einer Keilschrift 2c.

Merkwürdig ist noch ein Sr. Excellenz dem Grafen Sjerakowski gehörender Talisman dieser Art, auf dem sich eine Keilschrift befindet, welche auf dem Rücken dieser etwas zusammengedrückten Halbkugel angebracht ist. Bisher hat man solche Keilschriften nur auf Platten, die zu Denkmälern bestimmt waren, auf Backsteinen, Cylindern, oder auf kleinen viereckigen, sehr stark gebrannten Stücken von feinem Thon gefunden, wie aus Hrn. Grotefend's Schriften hervorgeht [59]), und diese Halbkugel wäre demnach die erste, auf deren Rücken man eine Keilschrift gewahr wird. Nimmt man alles zusammen, was Grotefend über diese Schrift sagt, so dürfte gerade diese Inscription eine sogenannte einfache babylonische seyn, die nach ihm von der Linken zur Rechten zu lesen wäre, denn nur auf Cylindern findet man, wie

---

56) Hiebey muß einem folgende Stelle einfallen:

> Er stellte vor darauf den Dschemschid,
> Anbetend den Mond und Chorschid (die Sonne).

S. Hammer's Schahnameh in den W. Jahrb. d. Lit. X, 212.

57) Creuzer's Symb. III, 532 ff.

58) Namentlich im slobodisch-ukrainischen (Charkow'schen) Gouvernement, im Dorfe Gulijaj-pole, welches im Smijew'schen Kreise liegt, und dem Gouvernements-Adels-Marschall A. F. Kwitka gehört, dem ich diesen Talisman verdanke.

59) S. die Fundgruben des Orients VI, 160 ff.

zuerst Hr. Rich, Resident der ostindischen Gesellschaft zu Bagdad, bemerkte, die Inschriften verkehrt, also zum Abdrücken eingegraben. Doch auch dieses nicht alle Mal, indem Hr. Grotefend selbst das Gegentheil in Beziehung auf den dem Hrn. Dr. Dorow gehörenden Cylinder behauptet, wo die Keilschrift nach ihm gerade so gelesen werden muß, wie sie eingegraben wurde. Auch diese Inschrift auf der dem Grafen Sierakowski gehörenden Halbkugel ist, wie Grotefend die Inscriptionen dieser Art charakterisirt, undeutlich und klein, so daß das Vergrößerungsglas zur Entzifferung derselben zu Hülfe genommen werden muß. Die sie umgebenden Linien dürften, seiner Meinung nach, auf den religiösen Inhalt derselben schließen lassen [60]). Die eingegrabene Abbildung auf diesem Steine ist ein langhörniger Bock.

Schließlich sey in Beziehung auf diese Art von Talismanen noch bemerkt, daß auch die in Caylus (Recueil T. I. pl. XLIV. Nr. 5) abgebildete durchbohrte Halbkugel von braunem Sarder unwiderlegbar zu dieser Classe von Amuleten gehört, wenn gleich Caylus solche für ein römisches Denkmal der noch in ihrer Kindheit befindlichen Kunst bey diesem Volke hielt, und darauf (S. 252 ff.) einen Amor zu erkennen glaubte.

XXI.

Cylinder.

Seit der Ritter von Palin, königlich schwedischer Geschäftsträger zu Konstantinopel, in den Fundgruben des Orients (I, 209 ff.) verschiedene, in den Werken von Raspe [61]) und Caylus abgebildete Cylinder, für Persisch erklärt und zu deuten versucht hat, sind schon mehrere Denkmäler dieser Art zu Tage gefördert worden. Die meisten davon in den Fundgruben selbst, wo sowohl Hr. Rich, Resident der ostindischen Gesellschaft zu Bagdad, in seiner Abhandlung über babylonische Alterthümer (III, 197 ff.), als auch Hr. Hofrath von Hammer (IV, 86 ff., und 155 ff.) solche mitgetheilt haben. Der hier zuletzt genannte Gelehrte hat bekanntlich diesen Abbildungen morgenländischer Amulete seinen interessanten Aufsatz »über die Talismane der Moslimen« beygefügt. Die letzte uns zu Gesicht gekommene Schrift über persisch-chaldäische Cylinder ist die vom Dr. Dorow im ersten Hefte seiner morgenländischen Alterthümer (Wiesbaden, 1820. 4.), wo mehrere Gelehrte, besonders aber Hr. Professor Grotefend, in dieser Hinsicht ihre Meinung ausgesprochen haben.

Die in den Fundgruben vom Hrn. v. Hammer edirten Talismane sind vom Hrn. Rich theils Sr. kaiserl. Hoheit dem Erzherzoge Johann für das Johanneum in Grätz, theils dem Hrn. Grafen Rzewuski, theils Hrn. v. Hammer selbst zum Geschenke gemacht worden.

Einige, diesen vollkommen ähnliche Cylinder, fand ich ebenfalls bey Sr. Excellenz dem Grafen von Sierakowski in Warschau, und namentlich solche, welche denen im IV. Bande der Fundgruben auf der Kupferplatte zur S. 156 unter NN. 1, 2, 3 und 5 abgebildeten gleichen. Die Identität der Vorstellungen ist auf den ersten Blick nicht

60) Dorow's morgenl. Alterth. 1. Heft. S. 25.

61) Catalogue raisonné de pierres gravées. *Londres*, 1791. II. Vol. in 4.

zu verkennen, und bey näherer Untersuchung zeigt sich's, daß selbst die, in Keische (umgränzte Räume) eingeschlossene Keilschrift des Cylinders Nr. 3, ganz die nämliche ist, welche auch auf dem Cylinder des Grafen Sierakowski vorkommt.

Dieß scheint zu beweisen, daß die Alten nicht selten die nämlichen Abbildungen nebst denselben Inschriften auf mehreren Talismanen wiederholt haben, wie denn auch überhaupt die Vorstellungen jener Bilder dem Gegenstande wie der Form nach einander so sehr nahe stehen.

Vergleicht man die zuerst in den Fundgruben (I, 209 ff. und III, 86 ff.) edirten Abbildungen mit denen, welche darin nachgehends (Bd. III, 156) erschienen, so zeigt sich's, daß die ersteren mehr abgerundete Formen, die letzteren aber mehr Eckiges, und einen sich zum ägyptischen Styl hinneigenden Typus führen. Nach dem zu urtheilen, was ich bisher zu sehen Gelegenheit hatte, möchte ich meinen, daß diese letzteren Vorstellungen ihren Vorbildern näher stehen als die früheren. Doch in den Fundgruben kam es mehr auf den Gegenstand der Bildung selbst, als auf die, zum Theil immer etwas individuelle Behandlung desselben an.

Diese jetzt zu Warschau befindlichen Talismane möchten also auch dafür zeugen, daß die in den Fundgruben wiederholten Cylinder (namentlich einer Bd. III, S. 197, Fig. 7 und IV, 86, Fig. 3 und der andere III, 197, Fig. 13 und IV, 86, Fig. 1), wohl nach verschiedenen Originalen gezeichnet wurden, was einige Gelehrte bisher in Zweifel zogen.

XXII.

Neben diesen Cylindern fand sich noch einer, dessen Vorstellung bisher unbekannt geblieben ist. Man sieht hier die so oft vorkommende sitzende Person mit emporgehobener Hand, über welcher man den Mond und darüber ein Astrum (die Sonne?) erblickt. Hinter dem Sitzenden steht eine Person, welche in ihrer Hand eine kleine Figur und die in ein Δ ausgehende Säule, die nach Grotefend das heilige Feuer vorstellt [62]), emporhält. — Vor das thronende Wesen tritt ein Morgenländer hin, wie es scheint einen Kelch (? — [63]) in der Hand haltend, und zwischen ihr und dem Sitzenden ist noch eine kleinere Figur, die auch etwas emporhält. Dann folgt noch eine Person mit gehobenen Händen, über denen man sieben Kugeln (die Planeten?) wahrnimmt. Endlich schließt das Ganze mit zwey übereinander stehenden kleinen Figuren, fast so wie in den Fundgruben Bd. I, S. 209, Fig. 3, nur mit dem Unterschiede, daß diese hier umgestürzt, also beyde auf die Köpfe zu stehen kommen.

Würde nicht eben jenes Cylinderbild auf andere Ideen leiten, so möchte man beynahe glauben, daß diese verkehrt über einander stehenden Figuren nur dazu da wären, um gleichsam den Anfang und das Ende der ganzen Vorstellung anzudeuten, wie man eben so nur dafür auch die

62) Dorow's M. A. I, 28. — Auf der von Caylus (III, 1) gelieferten Vignette, welche nach einem zu Persepolis gefundenen Basrelief gestochen ist, sieht man sechs Mann solche triangulär ausgehende, lanzenartige Stangen in Prozession nach einander tragen.

63) Etwa wie bey Caylus Rec. Bd. III, Pl. 18, F. 1.

aus senkrechten Linien gebildete Vorstellung [64]) halten möchte, welche Hr. Palin (I, 211) so beschreibt: la ligne qui s'éleve à angles droits sur une autre: symbole de l'équité. Obschon auf solche Weise vielleicht noch mehr Einheit in die Bilder der entwickelten Cylinder-Periferie kommen dürfte, so bin ich doch weit entfernt, dieses hier für etwas mehr als für eine bloße Vermuthung auszugeben.

Wer die sitzende Person seyn soll, läßt sich nicht leicht bestimmen, Herodot hat mit Recht zu viel Ansehen, als daß man seine Angabe von der Bildlosigkeit der Götter Persiens (I, 131) unbeachtet lassen dürfte.

Caylus und Münter hielten solche für einen Fürsten (Roi de Perse), vor den derjenige tritt, welcher sich der Gunst desselben versichern will [65]). Wäre diese Deutung die rechte, so möchte Grotefend darin den Feridun (im Send Threeteno genannt) erkennen [66]).

Dieser Fürst müßte jedoch wenigstens schon ein vergöttertes Wesen seyn, vor den der Flehende tritt. Daher ist wohl bis auf bestimmtere Deutung (die uns vielleicht der Hr. Professor Rask aus Persien und Indien mitgebracht haben möchte) hierbei eher an Grotefend's Serosch [67]) zu denken, welcher, obschon nicht Ormusd selbst, doch dessen Repräsentant, mithin ein Mittler und Ormusd auf Erden, oder König der Welt Ormusd's (d. i. unserer Erde) im Send-Avesta heißt, und der der erste ist unter allen Jseden, so, daß er schon Zutritt hat zu den Amschaspanden, den höchsten unter den Erzengeln. Zu diesen paßt denn auch der bey Caylus (III, pl. 18, Fig. 1 und daraus in den Fundgruben I, 209, Fig. 7) vor dem sitzenden Wesen abgebildete Vogel, welcher wohl Corosch (der Himmelsrabe) seyn könnte, der dem Serosch zugegeben, und ihm heilig ist [68]).

Wenn aber Hr. v. Hammer, auf dem von ihm seinem Morgenländischen Kleeblatte S. 25 als Schluß-Vignette (cul-de-lampe) beygefügten, auch in den Fundgruben (IV, 156, Fig. 36) abgebildeten, und von Dorow als Vignette auf dem Umschlage seines ersten Heftes der Morgenländischen Alterthümer wiederholten geschnittenen Steine mit Sassaniden-Schrift den Namen Ormusd liest; so ist zu bemerken, daß auf jenem Steine wohl verschiedene Attribute, aber kein eigentliches Wesen abgebildet ist, welches man unbedingt mit dem Namen Ormusd belegen könnte. — Uebrigens ist freylich auch das noch zu be-

64) Auf einem Cylinder im brittischen Museum, abgebildet in Raspe's Catalogue raisonné de pierres gravées II, pl. X. No. 634 — 637.

65) Caylus Recueil III, 49 und 50; Dr. Fl. Münter's Versuch über die keilförmigen Inschriften zu Persepolis. Kopenhagen 1802. 8. S. 134 ff. in d. Anm., mit Hinweisung auf die Stelle im Send-Avesta über die Tavids oder Amulete (Zettel mit magischen Figuren) die man trug theils als Schutz gegen körperliche Uebel, gegen die Einwirkung der Diwen, um sich die Gunst des Königs, der Liebe des Gatten, des Gehorsams eines Kindes u. s. w. zu versichern.

66) S. Dorow's M. A. I, 44.

67) Auf sendisch Sreôschêm von srυré oder sreoschê, rein. (Dorow I, 34.) Den Namen dieses Erzengels, welcher nach den Sendbüchern auch dem Tahmuras Keule und Fangstrick zur Bekämpfung der Diwen ertheilt, schreibt Hr. von Hammer, Surusch; s. der Wiener Jahrb. d. Lit. IX, 9. Auch der Bischof Münter nennt den Seroch den Dämon der Erde. Versuch 2c. S. 140 in d. Anm.

68) S. oben S. 8.

rücksichtigen, daß bey uns Christen die Wesenheit Gottes auch eigentlich bildlos ist, und daß man dessen ungeachtet doch auf Mittel gedacht hat, dieselbe zu versinnlichen.

XXIII.

Ohne mich in die nähere Erklärung dieser geheimnißvollen Bilder des Morgenlandes einzulassen, mache ich hier nur noch auf zwey schon bekannte Cylinder-Vorstellungen aufmerksam, welche, wie mir scheint, noch nicht hinlänglich berücksichtigt wurden.

Hieher gehört erstens die in den Fundgruben (Bd. I, zu S. 209 auf der Platte unter Nro. 9 edirte [69]), auf welcher Stiere mit bärtigen Menschengesichtern vorkommen. Ein Beweis, daß der auf sicilischen Münzen vorkommende Sonnenstier Hebon, welcher, wie Creuzer zeigt, sich auf die Mysterien bezieht, und unter dessen Bilde die Neapolitaner in Campanien den Bakchos verehrten, ursprünglich auch aus dem Morgenlande stamme.

Dann verdient noch ebendaselbst (in den Fundgruben) Bd. IV, S. 156, Nro. 10, bemerkt zu werden, wo zwey geflügelte Wesen mit Vögelköpfen den Baum des Lebens (Hom?), über welchem der taubenartige Weltgeist schwebt, zu bewachen scheinen. Sie stehen da wie die Erzengel vor der Bundeslade, und haben wie Oannes das heilige Wassergefäß in Händen. Ihr buntes Gewand scheint anzudeuten, daß sie, (die dem Haupte und den Flügeln nach schon einer höheren Natur angehören) noch immer mit irdischen Körpern begabt, also göttliche Wesen, noch keine Götter selbst sind. Auch der sich über die Aloepflanze emporschwingende Vogel verdient hier Berücksichtigung.

XXIV.

Die Marmorsäule am Kubanflusse.

Ich wende mich nun zu einem Denkmale, von welchem sich mehr erwarten ließ, als die nähere Untersuchung desselben zeigte. Man sage nicht, daß die Mittheilung desselben unnütz sey. Wenn gleich dieses Monument, wie wir sehen werden, um ein Paar tausend Jahre jünger ist, als man bisher glaubte, so darf man dessen Bekanntmachung doch wohl nicht für überflüssig halten, da Männer von anerkanntem Verdienste solches besprochen haben.

Zur Zeit als der Feldmarschall Ssuworow mit dem russischen Heere die Gegenden am Kubanflusse in Besitz nahm, wurde eine Säule von weißem blaugestreiften Marmor gefunden, welche die Frau v. Guthrie [70]) beschrieb, und leider! beyspiellos untreu edirte. Die ihr unerklärbare darauf befindliche Schrift hielt sie für eine Kaukasische (?) und meinte, daß dieß eine von den drey Säulen Leukons II., des Bosporanen-Königs sey, welche mit seinem Titel als athenienſischer Bürger bezeichnet, die eine in Athen, die zweite in seiner Residenz zu Pantikapäum errichtet ward, die dritte an der Gränze seines Reiches gegen Kolchis, an der Handelstraße der Bosporanen.

69) Entlehnt aus Raspe's Catalogue raisonné de pierres gravées. (Londres, 1791, 4.) T. II, pl. X, N. 646 — 648. Das Original befindet sich im brittischen Museum.

70) *M. Guthrie*, Tour in *Taurida*, *Lond.* 1802. 4.

Es war mir unmöglich, hier in Wien ein Exemplar dieser Schrift der Frau v. Guthrie aufzutreiben, um die Angaben noch genauer mitzutheilen; jedoch das ist ausgemacht, daß die von ihr gelieferte Abbildung dieses Denkmals keineswegs treue Copien der in dasselbe eingegrabenen Inschriften, sondern vielmehr nur wahre Zerrbilder desselben enthält. Daß man diese in Petersburg, wohin der Stein transportirt ward, weder für griechisch oder römisch, noch für tartarisch, arabisch, persisch, türkisch oder chinesisch hielt, wundert mich also nicht. Hätte dort jemand von den Sprachkennern im Collegium der auswärtigen Angelegenheiten den Stein selbst angesehen, so würde der Bericht darüber ohne Zweifel anders ausgefallen seyn.

Kurz und gut, die Inscription war nun einmal zur kolchischen gemacht, und die Fürstin Radziwyl, welche alles, was sie von alten und neuen Merkwürdigkeiten nur auftreiben konnte, an sich brachte, um damit ihren originellen, auf jedem Schritte den Geschmack einer geistreichen Dame beurkundenden Garten in Arkadien (bey Lowicz, etwa zehn Meilen von Warschau) zu schmücken, eignete sich diese Säule zu. Aus des Fürsten Potemkin's Besitze ging solche nun mit mehreren nordischen Granitsäulen und Blöcken zu Wasser nach Danzig ab, von dort die Weichsel herauf, bis Warschau, und kam endlich nach Arkadien.

Unterdessen hatten die Untersuchungen über den tmutorokan'schen (oder tamatarchan'schen) Stein, mit einer slawischen Inschrift vom Jahre 1068, die Aufmerksamkeit der Geschichtforscher auf die Gegenden am Kaukasus hingezogen, und der Herr Staats-Secretär und Geheimerath von Olenin machte in seinem Schreiben an den als Sammler und Geschichtforscher rühmlichst bekannten Geh. Rath A. J. Mußin-Puschkin nochmals jene Säule bekannt. Bey der Entfernung des Denkmales selbst von St. Petersburg konnte nur eine Copie der von der Frau v. Guthrie gelieferten Abbildung mitgetheilt werden [71]). Die Untreue desselben hatte zu einer Zusammenstellung der Inschrift mit solchen Inscriptionen geführt, welche Denon auf ägyptischen Denkmälern fand. So geschah es denn, daß auch von einem Zuge des Sesostris nach Kolchis Erwähnung gemacht wurde. Hr. v. Olenin äußerte jedoch, daß er die Treue der von der Frau v. Guthrie gelieferten Zeichnung keineswegs verbürge, und forderte zugleich zur näheren Untersuchung dieses Denkmales auf. Ihm selbst verdanke ich die Belehrung, wie alte Inscriptionen durch Einreibung in Papier am treuesten zu copiren sind, und aus seiner Schrift entlehnte ich die erste Nachricht über das Daseyn dieser Säule.

Schlözer, der strenge Kritiker seiner Zeit, zeigte mit gebührender Achtung den Brief des Hrn. v. Olenin an [72]), meinte jedoch, daß dieser Zug des Sesostris erweislich fabelhaft sey. Das Zusammentreffen der Charaktere auf der am Kuban gefundenen Säule mit solchen, welche Denon auf Mumien (eigentlich auf Papyrus-Rollen) antraf, blieb ihm daher unerklärbar.

Erst neulichst hat einer der unermüdetsten und gelehrtesten For-

---

71) Письмо къ Графу Алексѣю Ивановичу Мусину-Пушкину, о камнѣ Тмутороканскомъ, найденномъ на островѣ Таманѣ въ 1792 году. — Спб. 1806. въ листъ.

72) In den Göttingischen gelehrten Anzeigen, 1807. 27. Stück, S. 257 — 265.

scher unserer Zeit, Ritter in Berlin[73]), dieses Monument nochmals besprochen, und die Aufmerksamkeit der Alterthums-Forscher um so mehr gespannt, da ihm der aus Herodot (II, 103 und 106) bekannte Zug des Sesostris nach Kolchis, als Heros eines Kultus, wie etwa die Eroberungen des tyrischen Herkules, noch eine Untersuchung zu verdienen scheint. Er bemerkt mit Recht, daß das Denkmal (ein 9 Fuß langes Bruchstück einer Säule) zweyerley Inschriften führt, eine ältere verlöschte oder zerstörte, und eine zweyte jüngere, welche letztere, nach dem flüchtigen Blick eines Kenners, alt-slawisch(?) zu seyn schien[74]).

Noch interessanter wird dieses Monument, wenn man zu alle diesem die Nachricht von zwey Säulen fügt, welche ein römischer Missionär südwärts und ostwärts von Bettia(?) fand, und deren Copien der Bischof Münter in der Bibliothek des Cardinals Borgia sah[75]). Jede derselben war bis zu den Kapitälern 27 Ellen hoch, und hatte 7 Ellen im Umfange (?). Die Inschriften, obschon auf beyden mit den nämlichen Charakteren geschrieben, waren doch auf jeder Säule an und für sich verschieden. Noch war eine arabische Inschrift dabey, welche meldete, daß ein Visir Alexanders des Großen sie errichtet habe. Beyde Säulen wurden von den Gelehrten des Landes Bettia, dem Mâssa Eikander (Alexander) zugeschrieben.

Mit solchen Notizen zog ich, von Warschau nach Breslau gehend, in Arkadien ein. Ich eilte in den Garten, und fand hier diese an eine Ecke des Aesculap-Tempels gelehnte Marmorsäule, welche vom Regen gewaschen, auf den ersten Blick ein dreyfaches Kreuz zeigte[76]). Daß es die nämliche Säule sey, welche Guthrie mitgetheilt hatte, leidet keinen Zweifel, denn die verzerrten Züge stehen hier unverkennbar in ihrer ursprünglichen Gestalt da. Die ältere Inschrift schien mir griechisch zu seyn, daneben war auf der einen Seite noch eine neuere arabische. Halt, dachte ich, dieß könnte doch vielleicht noch ein merkwürdiges Monument seyn. Sollte es sich nicht etwa auf die Einführung des Christenthums im Kaukasus, und auf die Verdrängung desselben durch den Islam beziehen? Doch, gesetzt auch, daß man solche Ereignisse durch Denkmale zu verewigen gesucht hätte, wie wäre man wohl auf den Einfall gekommen, dieß gerade in den sumpfigen Gegenden am schilfreichen Kuban zu thun? Ich blickte die arabische Inschrift nochmals an, und siehe da stand am Schlusse derselben unverkennbar die Jahrzahl 1121. Ist dieß, woran ich nicht zweifle, das Jahr der Hedshira, so haben wir 1709 und 1710 unserer christlichen Zeitrechnung[77]).

So neu wäre demnach die neuere Schrift. Bedeutend älter, doch auch so sehr alt noch nicht, ist die andere Schrift, die ohne Zweifel griechisch ist. Daß solche von Neugriechen gemacht wurde, scheint schon der Gebrauch des H für I zu beweisen, in den unter dem zweyten Quer-

---

73) S. Die Vorhalle europäischer Völkergeschichten vor Herodotus, um den Kaukasus und an den Gestaden des Pontus. Berlin, 1820. 8. S. 221 — 227.

74) Zugleich mit dieser Marmorsäule soll noch ein Sphinxkopf (?) mit einer ähnlichen Inschrift gefunden seyn, von dem ich jedoch nichts weiß.

75) S. Dr. Fr. Münter's Versuch über die keilförmigen Inschriften zu Persepolis. Kopenhagen, 1802, 8. S. 4 und 5 in d. Anm.

76) Dieses Kreuz gleicht dem auf dem Rogwolod'schen Steine mit der slawischen Inschrift vom J. 1171, welcher 19 Werste von Orscha im Mogilew'schen Gouvernement liegt; auch findet man ähnliche in slawischen Codicibus vom XII. und XIII. Jahrhundert.

77) S. The bibliographical Miscellany. (London 1806. 8.) Vol. II, p. 307.

balken befindlichen Worten, welche ich so lese: ΤΟΥ ΑΓΗΟΥ ΑΠΟCΤΟΛΟΥ Α. Δ. ΚΟΥ (Ανδρεου).

Mit dem nöthigen Papiere zum Abreiben der Inschrift hatte ich mich versehen, und theile nun hier unter Nro. 3 die fast zehnmal kleinere Copie der genommenen Facsimile mit, in der Größe, wie solche, dem Wunsche des Hrn. von Beresin gemäß, für sein Portefeuille gezeichnet wurde. Es ist die entwickelte Periferie der oben an der Rückseite stark beschädigten Säule, welche hier auf dem Felde ABDE geliefert wird. Der Zusatz BCEF ist bloß dazu da, um dem Leser zugleich eine Ansicht von der Rückseite dieses Denkmales zu geben, und Denjenigen, welcher die Mühe nicht scheuen würde, die mehr denn zur Hälfte fehlende ältere Inschrift durch Combinationen zu ersetzen, den Raum anzudeuten, den er ohngefähr ausfüllen darf. Diese, gleich allem andern in den Stein gegrabene Inschrift, muß, wie man sieht, dort angefangen haben, wo jetzt auf abgeglättetem, tiefer liegendem Felde, die arabische Inschrift steht. Da der Steingraber, wie es scheint, die horizontale Direction der Linien nicht genau beobachtete, so kann er mit der ersten Zeile auf den obersten Querbalken gestoßen seyn, so daß die zweyte griechische Zeile, die man neben der arabischen Inschrift sieht, mit der ersten unter dem obern Querbalken (auf dem Zusatze BCEF) nur eine ausmachte. Uebrigens ist es nicht nur möglich, sondern beynahe noch wahrscheinlicher, daß die erste Zeile überhaupt nur zwischen den Enden des obern Querbalkens gestanden habe.

Ohne mich in vielfache Vermuthungen einzulassen, will ich nur bemerken, daß diese griechische Inschrift wohl nicht älter als das XII. Jahrhundert unserer Zeitrechnung seyn kann. Wie viel solche aber jünger seyn dürfte, lasse ich für jetzt noch ohne nähere Untersuchung. Die ältere slawische Paläografie blieb in Beziehung auf die Form der Buchstaben der neugriechischen nicht lange nach; Modificationen in den Zügen, welche in Byzanz vorgenommen wurden, wurden von slawischen Schreibern bald nachgeahmt. In dieser Beziehung nun ist mir die Form des Buchstabens M auffallend, welche ich, wie auf diesem Denkmale abgebildet, mit bestimmter Angabe der Zeit noch nicht vor dem J. 1436 angetroffen habe. So kommt solche nämlich auf einem, in der Kuppel der Nowgoroder Kathedral-Kirche zur heil. Sofia aufbewahrten Kirchengefäße, und eben so auch auf den vom Hern. Staatsrath von Adelung edirten korßunischen Thüren vor.

Was die arabische Inschrift anbetrifft, so verdanke ich dem Hrn. Hofrath von Hammer folgende Erklärung derselben.

Aus den ersten vier Zeilen läßt sich nichts mit Gewißheit herausbringen.

Das erste Wort scheint Baterik oder Batrik (باطرق für بطريق) d. i. der Patriarch, zu seyn.

Die zweyte Zeile fängt an mit den Worten ..... Ibn, der Sohn des ..... — Der hier folgende Name ist unförmlich geschrieben. Er kommt unten in der zehnten Zeile nochmals vor, und zwar in etwas abweichender Schreibart. Sollte man etwa In oder Is lesen?

Zeile 3 ..... Mirsa, dieses Wort ist hier nicht in richtigem Anfangszuge dargestellt [78]). Unten in der zehnten Zeile ist es deutlich

78) Dieser Titel Mirsa, welcher weiter unten in der 10ten Zeile dem räthselhaften Namen nachgesetzt ist, zeigt in dieser Stellung einen Prinzen von Geblüt an.

ausgedrückt. Das zweyte Wort dieser Zeile, welches wie das arabische أحد, eines, aussieht, bleibt unerklärt, gleich den beyden darauf folgenden Zeilen. Der Stein scheint hier gelitten zu haben, und müßte nochmals an dieser Stelle genau untersucht werden.

Nun folgt erst ein Text aus dem Koran, welcher mit größeren Schriftzügen eingegraben ist. Hernach der Name eines Verstorbenen folgendermaßen:

انا لله و انا
اليه راجعون
الحكم لله المرحوم
و المغفور والشهيد
ايز ميرزا بن
دونم بك
تاريخ
سنة
١١٢١

Was so zu lesen ist:

Ena lillahi we
ileihi radschinne
El hukm lillahi El merhum
wel maghfur wesch-schehid
Ismirsa Ibn
Dönumbeg
Tarich
Senet
1121.

Z. 6. Wir sind Gottes, und wir
Z. 7. Kehren zu Gott zurück [79])
Z. 8. Der Befehl ist Gottes, der Selige [80])
Z. 9. Und der Entsündigte [81]), und der Martyrer [82])

79) Dieß ist sonst ein Stoßseufzer des Muhammedaners, wenn er in höchster Noth oder Verzweiflung ist, oder sein ganzes Entsetzen über etwas ausdrücken will.

80) Eigentlich der, dessen Gott sich erbarmt hat, oder erbarme.

81) Oder der, dem Gott seine Sünden vergeben wolle.

82) Gefallener Zeuge der Wahrheit. Schehid, oder mit el, dem Artikel, Esch-schehid, der Martyrer, heißt bey den Muhammedanern nicht bloß ein im Kriege gegen die Ungläubigen Gefallener, sondern auch ein Mensch, den die Pest weggerafft, oder der in den Wellen seinen Tod gefunden hat ꝛc., also im weiteren Sinne der Verklärte, oder schlechtweg der Verstorbene. So soll auf altgriechischen Steinen auch das ΗΡΩΣ nicht gerade zu Held, sondern vielmehr so viel als der Verklärte bedeuten.

Z. 10. Isimir, Ismirsa oder Inmirsa, der Sohn des

Z. 11. Demi (?) oder Domi (?) Beck — (Dinumbeg?)

Z. 12 — 14. Der Zeitrechnung nach im Jahre 1121 (1709 und 1710).

Hiemit schließe ich nun die Notiz über einige von mir im Auslande gefundene und näher untersuchte Denkmäler des Alterthums, die bisher theils wenig, theils noch gar nicht bekannt waren. Ich würde mich für die Beschäftigung mit Gegenständen dieser Art doppelt belohnt fühlen, dürfte ich hoffen, daß der geneigte Leser, wenn er diese Blätter aus der Hand legt, die Zeit nicht bereuet, welche er zur Durchlesung derselben verwandte.

P. v. Köppen.

Merkwürdige Handschriften der österreichischen Stifte Altenburg, Herzogburg und heiligen Kreuz.

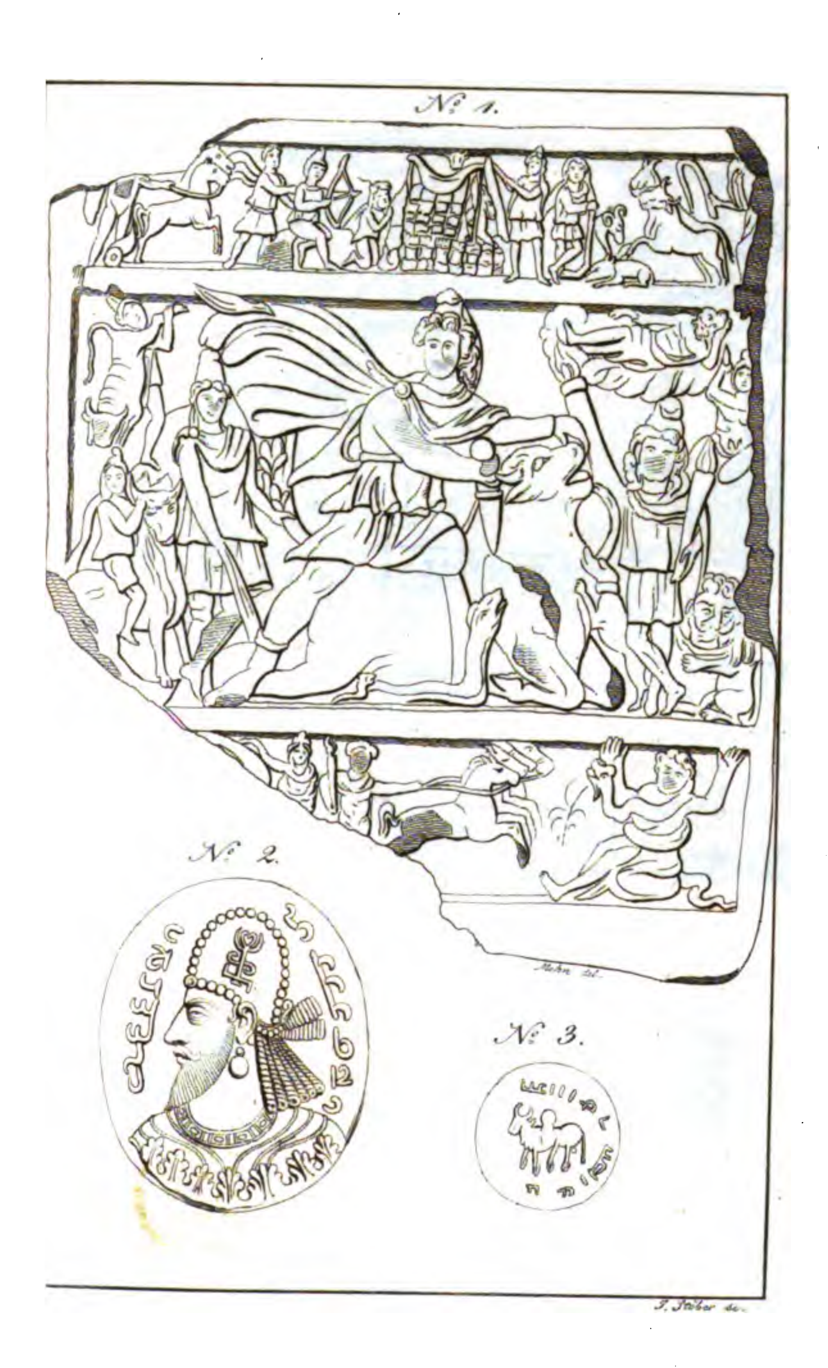
(Mitgetheilt von Johann Frast, Archivar des Stiftes Zwettl.)

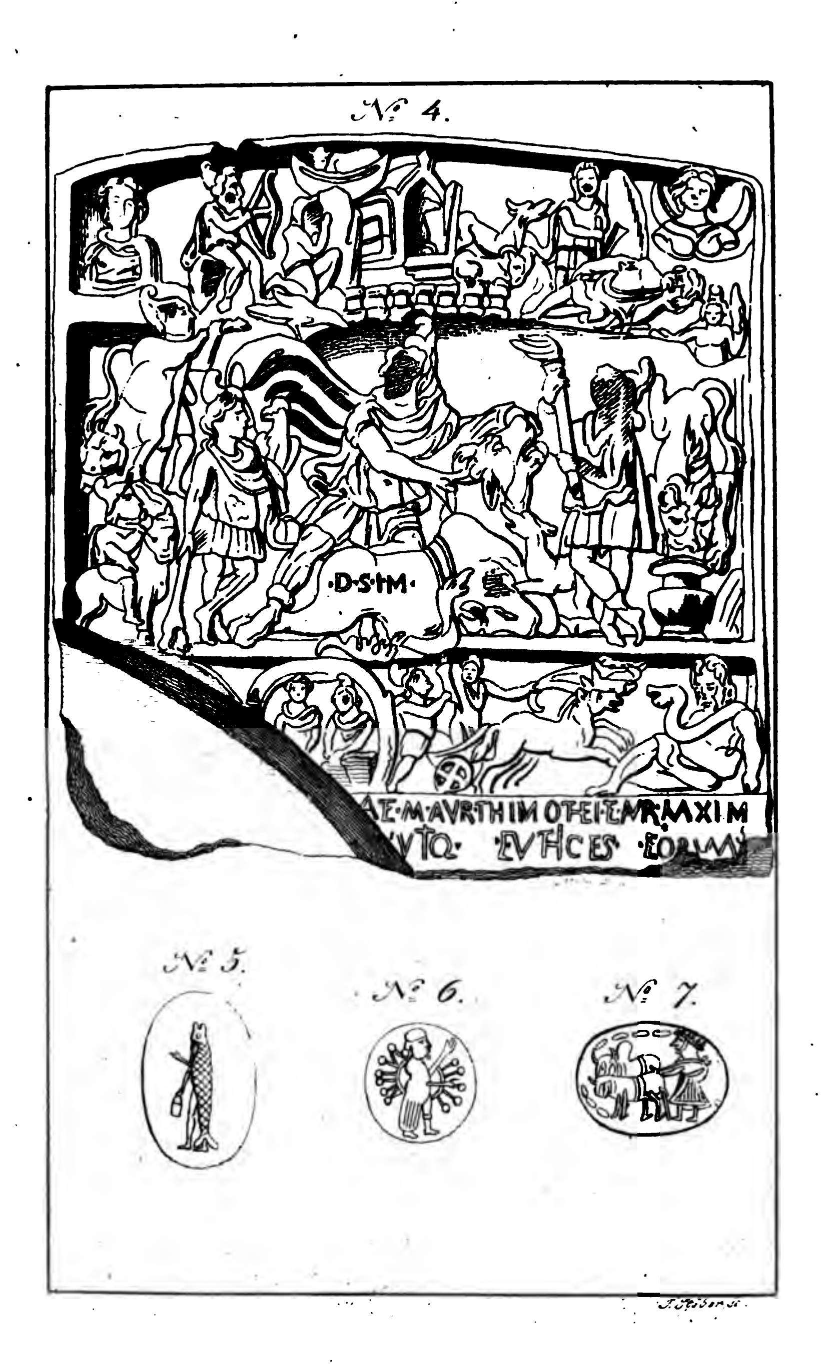
Die Benediktiner-Abtey Altenburg erfreute sich einst eines großen Schatzes alter und merkwürdiger Handschriften, die aber leider, als man sie im dreyßigjährigen Kriege retten und nach Krems führen wollte, den Schweden in die Hände fielen. Entweder wurden sie zerrissen, oder sie wanderten, wie so manche andere Denkmale deutscher Wissenschaft und Fleißes nach dem Vaterlande dieser fremden Krieger. Nur wenige Handschriften wurden ihrem Späherauge entzogen, und zieren noch den prächtigen Büchersaal, ein Meisterstück der Baukunst, an dem sich Paul Troger und Zeller durch ihren Pinsel verewigten. Die meisten dieser Handschriften sind theologischen Inhaltes aus dem dreyzehnten, vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderte, Geschenke benachbarter Pfarrer an das Stift. Von lateinischen Klassikern ist ein Terenz aus dem funfzehnten Jahrhunderte hier. Den Geschichtsforscher werden folgende Werke angenehm überraschen:

Ein Papier-Kodex aus dem funfzehnten Jahrhunderte enthält Formeln und Abschriften ertheilter Belehnungs- und Bestätigungsbriefe.

Ein gleicher Kodex aus dem nämlichen Jahrhunderte hat Kopien von Briefen Kaiser Karl des IV. seiner Tochter Anna, Königinn von England, Gemahlin Richards II, und vielen andern nicht so wichtigen Personen, dann Konfirmationen, Dispensen und dergleichen.

Ein Pergament-Kodex in klein Folio, der auf dem letzten Blatte seine Besitzer auf folgende Art nennt: »diets puech ist außgeschriben vnd gantz zuberaytt geanttwurdt In das Frawn Chloster zu Gottweich So man zalt hat nach Xti Gepurdt Tausent funf hundert vnd funf Jar. Auff des heiligen unsers vatters Sand Benedicten abendt zu den zeytten, so geregiert hat der erwirdig und Geistlich her vnd vater, her Mathias Abbte dits wirdigen Gotzhaws Seines regiments auff soltlichen Tag Sechtzehen Jar erfult.« In diesen Kodex ist Verschiedenes zusammengebunden. Die sechs ersten Blätter enthalten ein Kalendarium aus dem vierzehnten Jahrhunderte. Eine spätere Hand hat darin in der Folge die in diesem Kloster zu haltenden Jahrtage angezeigt. Auf dem siebenten Blatte ist ein Verzeichniß der Jahrtage, die im Nonnenkloster zu Göttweig gehalten werden sollen. Auf dem vierten Blatte werden im schlichten Ri-


№ 1.
№ 2.
№ 3.
Mehn del.
J. Stöber sc.


N° 4.
·D·S·I·M·
AE·M·AVRTHIM OTEI·E·M·R·MAXIM
VTQ· EVHCES ·EORVM
N° 5.
N° 6.
N° 7.

tualvortrage alle Gebräuche mit umständlicher Genauigkeit geschildert, die bey der Einkleidung einer Nonne, und bey der feyerlichen Ablegung der Klostergelübde zu beobachten sind. Hierauf folgt Blatt 20 ein Ordensmartyrologium, dann ein Todtenbuch, von dem leider die ersten dreyzehn Blätter herausgeschnitten sind. Den Schluß macht die Regel des heiligen Benedikt in deutscher Sprache auf acht und dreyßig Blättern im sechzehnten Jahrhunderte geschrieben. Dieser Kodex kam unter dem Abte Maurus von Altenburg in dieses Stift 1678, früher gehörte er dem Cisterzienser-Nonnenkloster zu St. Bernhard bey Horn.

In einem Pergament Kodex, in dem mehrere Werke zusammengebunden sind, ist mit schöner Schrift des dreyzehnten Jahrhunderts zu finden: **historia inventionis SS. Reliquiarum duorum anonymorum Sanctorum apud S. Hippolytum**, die Hieronymus Pez ziemlich genau herausgegeben hat.

Das Chorherrnstift zu Herzogenburg birgt gleichfalls verschiedene merkwürdige, noch nicht gedruckte Handschriften. Vorzüglich angenehm wird dem Forscher der Geschichte ein Kodex des vierzehnten Jahrhunderts seyn, der Privilegien des steyrischen Ottokar, Kaisers Friedrich 1237, Rudolphs 1277, Herzogs Albrecht 1292, des Papstes Honorius 1219, Eberhards Erzbischofs von Salzburg 1228 enthält. Eben so anziehend sind:

Ein Stammbuch der Freundschaft von 1598 bis 1602. Es ist voll Wappen und Unterschriften von Kurfürsten, hohem Adel und Gesandten; die meisten sind in Paris gefertigt.

Vrsprung vnd Verloffenheit des Abfalls vom gehorsam des römisch. Stuels auch Zertrennung des Glaubens im Königreich Enngellandt. In 3 Buecher durch Niclasen Sanderen verfasset. Auß dem Latein inns Teutsch gebracht durch Albrechten Fürsten zu Herbsthaim Herzogs Maximilian in Bayrn Regimentsrathe zu Landshutt 1609.

Kurtzer Begriff Aller denkwürdigen und notabel sachen, so Ich gesehen auf der reißen so Ich gethan mit dem durchleuchtigsten Fürsten Luigi d Este gebohren Hertzogen von Modena So mir angefahngen 1665 den 28ten Februar vnd gethawert ins Jar 1669 den 12ten Aprilis.

Annales Caesareae et insignis Ecclesiae Collegiatae Canonicorum regularium Andreae. authore Augustino Erath Praelato ad S. Andream. 2 Bände in Folio. Ein interessantes Werk, dessen Verfasser unter den Gelehrten seiner Zeit einen vorzüglichen Platz einnahm. Bey Augsburg 1648 geboren, trat er in den Orden der regulirten Chorherren zu Wetterhausen. Sein Leben weihte er den Wissenschaften, die ihn freundlich lohnten, bald wurde er Doktor der Gottesgelehrtheit, 1670 apostolischer Protonotar, kaiserlicher Pfalzgraf. In seinem und andern Stiften lehrte er Philosophie und Theologie, zu Passau wurde er Rath und Bibliothekar. Sein Streben, die glühende Liebe zur Literatur auch auf Andere zu verpflanzen, sein gründlicher Ernst, die Unbescholtenheit seines Wandels waren Ursache, daß man ihn zu befördern suchte; er wurde Probst zu St. Andre in Unterösterreich. Auch hier verließ er die Pflege der Musen nicht, viele seiner verfaßten Schriften und Uebersetzungen wurden dem Drucke übergeben, gewannen ihm die Gnade der Kaiserinn Eleonora, die ihm zum Beweise ihrer Huld ein kostbares Kreuz und einen gleichen Ring zum Geschenke machte.

Nicht weniger wünschenswerth wäre die Herausgabe der Briefe des Propstes Philipp von Maugis zu Herzogenburg. Sie sind in einen Band gesammelt. Klassisches Latein, Bekanntschaft mit den ge-

lehrtesten Männern des sechzehnten Jahrhunderts, die sich mit der ganzen Fülle ihres Seyns den Wissenschaften hingaben, und mit Maugis interessanter Lebensgeschichte, der nach mancherley Stürmen und Sonnenblicken als Propst von Herzogenburg 1550 zu Grätz starb, würde die erfreuliche Ausbeute derselben seyn.

Auszeichnend verdienen bemerkt zu werden:

Relatione della Corte di Roma composta estemporaneamente da un personaggio per sua Eccellenza il Signor Marchese Clemente Vitelli ambasciatore straordinario al Sommo Pontefice Innocenzo XII. p. S. A. R. il gran Duca di Toscana Cosmo III.

Breve notitia dell' Origine e Grandezza della Citta di Pisa, e vite de Santi e beati Pisani, racolte da Luigi Nauanette l'anno 1680.

Beschreibung der fürstlichen Grafschaft Tyrol von Maximilian Grafen von Mor; er lebte 1647.

Die Cisterzienser-Abtey Heiligenkreuz, die älteste dieses Ordens in Oesterreich, Denkmal der Frömmigkeit und Freygebigkeit des unvergeßlichen Herrscherhauses der Babenberger, gehört auch in wissenschaftlicher Beziehung unter die ausgezeichneten. Der Zweck des gegenwärtigen Aufsatzes ist nur die Bekanntmachung alter Handschriften, daher kann auch hier nur von den Verdiensten dieses Stiftes in vergangenen Jahrhunderten die Rede seyn; Männer eines seltenen Geistes aus dem Schooße des dreyzehnten Jahrhunderts können hier angeführt werden.

Den Ehrenplatz verdient der fleißige Mönch Guttolf, der im dreyzehnten Jahrhunderte eine Zierde von Heiligenkreuz war. Seine Werke verschiedenen Inhaltes zeigen von seiner regen Thätigkeit in den verschiedenen Zweigen der Literatur. Das Leben des heiligen Bernhards, in Versen von ihm verfaßt, beurkundet einen schönen Geist, der in den Blüthen des alten Latiums wohl bewandert war. Mit unendlichem Fleiße bearbeitete er für die Cisterzienser-Nonnen zu St. Nikla in der Singerstraße zu Wien, eine Grammatik, er war ihr Vorsteher und Beichtvater, und wünschte sie, wie er in der Vorrede sich ausdrückt, wissenschaftlich zu beschäftigen, um ihnen die mit ihrem Stande verbundenen Entbehrungen erträglich zu machen. Seine Sprache ist herzlich, einschmeichelnd, vielseitig gebildet. Mit gleichem Eifer arbeitete er auch in der Theologie, und wird gewiß auch in diesem Felde Anerkennung eines seltenen Verdienstes ernten, zumal wenn man nicht vergißt, daß er dem dreyzehnten Jahrhunderte angehöre. Die Aebte von Lilienfeld und Baumgartenberg waren seine Freunde, er selbst wurde Abt zu Marienberg in Ungern, kam aber, nachdem er diese Würde aus mir unbekannten Gründen verloren, in seine einsame Zelle nach Heiligenkreuz zurück.

Um einige Jahre später hatte Guttolf an seinem Ordensbruder, Nikolaus Vischel, einen würdigen Nachahmer. Aus seinem Leben ist uns leider kein andrer Zug, als seine Liebe zu den Wissenschaften bekannt; seine Schriften, dem Fache der Theologie angehörend, enthalten das Lob der heiligen Maria, eine Abhandlung über die Eucharitie, Abhandlungen gegen die Juden und ketzerischen Catharer.

Unter den hiesigen Handschriften, die sich auf fünfhundert belaufen, werden den Freund der klassischen Literatur und der Geschichte folgende ansprechen, ihr Alter ist von dem mir unbekannten Verfaser des Kataloges angegeben; einige scheint er mir etwas zu hoch geschätzt zu haben.

Aus dem zwölften Jahrhunderte:

Horatii Odae.

Senecae epistolae.
Cicero de officiis, senectute et amicitia.
Vitae Sanctorum.
Cassiodori 12 libri historiarum ecclesiasticarum.

Auf dem letzten Blatte sind von späterer Hand jene aufgezeichnet, die bey der Kirchenversammlung zu Basel waren.

Eusebii Caesariensis libri 11 de historia ecclesiastica.
Petri Blessensis epistolae ad diversos.
Honorii papae tria scripta ad Cistercium.
Hincmari Rhemensis historia S. Remigii.
Anonymi compilatio epistolarum pontificum, cardinalium, episcoporum, A. Ivo de Chartres.
Ottonis Frisingensis libri 8.
Vita S. Remigii.
Sulpitii Severi vita S. Martini Turonensis episcopi. Apologia pro suo libello de vita S. Martini.
Magistri Ioannis Salesberiensis episcopi Carnotensis vita S. Thomae Cantuariensis.
Ioannis diaconi registrum in vitam S. Gregorii ad Ioannem papam.

Aus dem dreyzehnten Jahrhunderte:

Pontificum decreta.
Guttolfi monachi S. Crucis dialogus metricus S. Agnetis A. monachi Cisterciensis. Opus metricum de cognoscendis accentibus. De misteriis rerum gestarum veteris testamenti. Expositio orationis dominicae. Vita S. Bernardi. Opus grammaticale.

Aus dem vierzehnten Jahrhunderte:

Clementis V. litterae.
Nicolai Vischel libri 12 de laudibus B. Mariae libellus de charitate aliisque materiis theologicis.

Aus dem funfzehnten Jahrhunderte:

Fratris Ioannis de Utino Aquilejensis historia a mundo condito usque ad 1458.

Ein werthes Erinnerungsmal besitzt das Stift Heiligenkreuz an einem Kodex der Werke des heiligen Augustin, er ist mit folgender Inschrift Friedrich des Schönen von Oesterreich geziert. Fridericus dei gratia dux austriae et styriae, nec non futurus rex Romanorum potentia tamen remota karissimis suis ac spiritualibus suis intercessoribus vivis conventualibus Sanctae crucis sincerum promocionis effectum.

Die Handschriften-Sammlung dieses Stiftes ist nicht mehr so ganz, wie sie einst war, manches kam nach Wien durch folgende Veranlassung: 1385 bezogen die Cisterzienser nach dem Wunsche Herzogs Albrecht III. Wien, mit der Verpflichtung, Vorlesungen über die heilige Schrift zu halten. Das Nonnenkloster St. Nikolaus in der Singerstraße wurde ihnen zur Wohnung eingeräumt. Bey dieser Gelegenheit kamen mehrere Handschriften von Heiligenkreuz in diese neue Lehranstalt, die in der Folge, als dieses Institut aufgelöset wurde, an verschiedene Besitzer übergingen. Der Wiener Bischof, Johann Faber, hat mehrere solche Heiligenkreuzer Handschriften gekauft, und sie 1540 seinem Alumnate geschenkt. Nun befinden sich einige in der kaiserlichen Hofbibliothek.

Joseph Benedikt Heyrenbachs, der k. k. Hofbibliothek Kustos und der Diplomatik an der hohen Schule zu Wien Professors, Abhandlungen von der östlichen Gränze des Landes an der Enns.

(Mitgetheilt von Johann Frast, Archivar des Stiftes Zwettl.)

Es wäre zu weitläufig, die ganzen Abhandlungen des gelehrten Verfassers hier mitzutheilen, deren erste ohnehin gedruckt, die Bestimmung der Lage des Gaues Grunzwit zum Gegenstande hat. Nach Heyrenbachs Meinung lag er im Lande unter der Enns in der Gegend von St. Pölten, woraus dann der Beweis gefolgert wird, daß sich die fränkische Monarchie schon vor den Zeiten Karls des Großen, gegen das Hunnenland über die Enns herab erstreckt, und daß man also irrig die Enns für die ehemalige Gränze zwischen dem fränkischen Reiche und dem Hunnenlande gehalten habe. Denn wie hätte sonst Kremsmünster noch vor der Schenkung Kaiser Ludwigs im Grunzwitengau Besitzungen haben können?

Heyrenbach erwartete über seine Behauptung die kritischen Urtheile der Gelehrten. Marian Pachmayr, Benediktiner von Kremsmünster, trat auf, stellte Heyrenbachs Behauptung den Satz entgegen: Zur Zeit Tassilos II. war das Land unter der Enns in hunnischen Händen. Er schenkte dem Stifte Kremsmünster; Güter im Gaue Grunzwit, dieser Gau kann also nicht in Unterösterreich gelegen seyn.

Hierdurch sah sich Heyrenbach veranlaßt, eine neue Untersuchung zu schreiben, ob die Enns wirklich die Gränze gegen die Hunnen gewesen. Da sie bisher nur als Handschrift in der kaiserlichen Bibliothek ist, so glaube ich, dürfte ihre Bekanntmachung hier nicht am unrechten Orte stehen, indem schon mehrere daran zweifelten, daß die angenommene Meinung, die Enns sey die Gränze gewesen, gegen wider sie gemachte Einwendungen vertheidigt werden könne.

Heyrenbachs Arbeit folgt nun im genauen wörtlichen Auszuge mit Auslassung dessen, was nicht zur Erörterung der Frage über die Enns als Gränze gehört, und gegen Pachmayr gerichtet ist.

»Ueber die vorgebliche Herrschaft der Hunnen im ganzen Lande unter der Enns kommen mir wichtige Zweifel, so oft ich die Schriften selber Zeit durchlese. Lasse man uns fragen, wie Unterösterreich in die Hände der Hunnen gerathen? Die Longobarden, sagt man, haben diesen Theil des Ufer-Norikums sammt Pannonien bey ihrem Abzuge nach Italien, den Hunnen überlassen. Hiermit blieben diese vom Jahre 568 bis 791 im Besitze Pannoniens und jenes Theiles des Ufer-Norikums, der sich vom Kahlenberge bis an die Enns erstreckt. Hatten aber wohl die Longobarden nebst Pannonien auch das genannte Stück des Norikums inne, und wie sind sie dazu gekommen? Man gibt vor, Kaiser Justinian habe, um die Gothen zu kränken, den Longobarden das Angeführte eingeräumt. Dieß ist aber nun zu untersuchen.«

Wer steht für diesen Artikel der longobardischen Geschichte? Prokopius und der Diakon Paulus müssen es gesagt haben. Doch ich behaupte, daß weder Prokop noch der Diakon Paulus in ihrem

Berichte den Longobarden ein anderes Land zugedacht haben, als Pannonien. Die Stellen, die man für die angenommene Meinung vorzutragen pflegt, mögen entscheiden.

»Als aber Kaiser Justinian den Longobarden die Stadt Norikum (Νορικο τε πολει), die Festungen Pannoniens und andere Ortschaften nebst einer großen Menge Geldes geschenkt, haben diese ihre vorigen Wohnplätze verlassen, und sich an dem diesseitigen Gestade des Isters, nicht fern von den Gepädern niedergelassen,« sagt Prokop de bello goth. l. 3. cap. 33.

Er spricht hier von einer Stadt Norikum, man schafft sie aber in ein Land um, und so muß er dann gesagt haben, was er nie gedacht hatte. Doch Prokop hat nicht eine Stadt genannt, was ein Land war, er kannte die Provinz Norikum gut, er nennet die Bewohner dieses Landes unter andern, der gothischen Monarchie, einst unterthänigen Völkern, de bello goth. l. 1. cap. 15.

Man könnte glauben, daß diese Stadt im Lande gleiches Namens, das ist, in der Provinz Norikum gelegen seyn müsse, und Prokop durch den Namen der Stadt zugleich auch ein Stück jenes Landes, in welchem diese Stadt gelegen, begriffen zu haben scheine. Doch schon Hansiz in seiner Germania sacra hat aus einem griechischen Geographen gezeigt, daß jenes Norikum des Prokop in Pannonien gelegen sey, und eben dieser ältere Geograph sagt, daß Norikum eine aus den zwey berühmtesten Städten Pannoniens schon im vierten Jahrhunderte gewesen [1]). Prokop sagt also nur, daß Kaiser Justinian den Longobarden Pannonien sammt den darin gelegenen Städten und Festungen übergeben habe.

Paul der Diakon sagt: Audoin habe die Longobarden nach Pannonien geführt, vom Norikum keine Sylbe [2]). Ferner: Narses habe die Longobarden beredet, ihr armes Pannonien zu verlassen und nach Italien zu ziehen [3]), vom Norikum keine Meldung. Er sagt, die Longobarden haben endlich Pannonien verlassen und den Hunnen abgetreten. Er rechnet die Zeit des Aufenthaltes der Longobarden in Pannonien auf zwey und vierzig Jahre [4]), daß sie aber den Hunnen auch Norikum abgetreten, daß sie eben so viele Jahre auch das Norikum bewohnt, wußte Paulus Diakonus nicht.

Der Verfasser der historia miscella redet auch von dem longobardischen Besitze Pannoniens; daß aber dieses Volk auch das Ufer-Norikum bewohnt und es 568 verlassen haben sollte, wußte auch dieser Schriftsteller nicht [5]).

Selbst Marius Aventicensis, der zu jener Zeit gelebt, als der Einzug der Longobarden in Italien vorgegangen, weiß nur von ihrem Pannonien, aber nicht von ihrem Norikum zu sagen [6]).

Schon Pagi scheint bemerkt zu haben, daß die angeführten Schriftsteller nicht aussagen, was man so gerne aus ihnen pressen will, er glaubt die Hunnen hätten erst nach dem Abzuge der Longobarden sich über Pannonien bis an die Enns verbreitet, und also nebst dem ihnen von den Longobarden überlassenen Pannonien auch jenen Theil des Ufer-Norikums durch Eroberung an sich gebracht.

Nebst diesen verneinenden Beweisen fehlt es auch nicht an anderen. In meinen ersten Grundsätzen der älteren Staatsgeschichte Oesterreichs nannte ich das fränkische Zeitalter unsers Norikums die bisher versäumte Periode. Aeußerte sich diese Versäumniß in der Landesgeschichte, so mußte sie in Betreff der Landesgränzen noch merklicher seyn. Daher

kam es, daß die Gelehrten bey der Frage, wem das Ufer-Noriku m im sechsten Jahrhunderte unterthänig gewesen, nur auf die Longobarden und Hunnen gedacht, und keinen Blick auf andere mächtige Völker dieses Zeitalters geworfen haben.

Schon im Anfange des sechsten Jahrhunderts war Noriku m ein gothischer Staat, und noch beym Anfange des großen gothischen Krieges kennen wir die Noriker als Vasallen der gothischen Monarchie. Prokop de bello goth. lib. 1. cap. 15. Aber eben noch zu Kaiser Justinians Zeit erblicken wir unser Norikum in fränkischen Händen [7]) und der fränkische König Dietbrecht I. erscheint nicht nur als Herr von Rhätien, Vindelicien und dem Noriko mediterraneo, sondern auch vom Ufer-Norikum. Er ließ dem Kaiser Justinian auf dessen gestellte Anfrage wissen, daß sich das fränkische Gebiet an der Donau und den Gränzen Pannoniens bis zum Ocean erstrecke [8]).

Da also unser Norikum gegen Mitte des sechsten Jahrhunderts unter der Herrschaft der fränkischen Könige begriffen war, so kann der 526 vorgegangene Einzug der Longobarden in Pannonien auf Norikum keine Beziehung gehabt haben. Und daß die Gothen zu Totilas Zeit die Provinz Norikum nicht an die Longobarden, sondern an die Franken überlassen, daß diese zu Dietbrechts I. Zeit im vollkommenen Besitze des Ufer-Norikums gewesen, zeigt der angeführte Brief Dietbrechts.

In Dietbrechts Schreiben, oder bey einem andern Schriftsteller dieses Jahrhunderts, ist der Name Pannonien nicht in jener falschen Erweiterung zu betrachten, in welcher ihn spätere Schriftsteller genommen, die die Benennung: Pannonien, auch dem unter der Enns liegenden Norikum geben. Denn in Dietbrechts Tagen hatte diese Unrichtigkeit noch nicht Statt gefunden, wie ein Schriftsteller beweiset, der sein Werk kurz nach Dietbrechts Tode vollendete. Jordanis nämlich sagt uns von Pannonien, daß die erste Stadt desselben Sirmium, die äußerst entlegene aber Vindomina (Vindobona) heiße [9]). In dieser Stellung war die abendländische Gränze Pannoniens ja nicht der Ennsfluß, sondern immer noch das cetische Gebirge, wie zur Zeit des Ptolemäus. Die Stadt Comagene, die noch zu Eginhards Zeit ihr Daseyn hatte [10]), gehörte nicht zu Pannonien, das ganze Land zwischen der Enns und dem Kahlenberge war kein Theil Pannoniens. Das Ufer-Norikum war also unter König Dietbrecht I. 534—547 ein fränkischer Staat und bleibt es so lange, bis uns die Geschichte den Umstand zeigt, wo sie der fränkischen Monarchie entweder von den Longobarden oder von den Hunnen durch Eroberung entzogen worden.

Möglichkeiten könnten hier wohl angeführt werden, doch keine geschichtliche Gewißheit. Von 501 bis 569 bleibt eine solche Eroberung bisher unerweislich. Die Untersuchung auf folgende Zeiten fortgesetzt, zeichne ich die Periode von 569 bis gegen Ende des siebenten Jahrhunderts aus. Diese Untersuchung betrifft eigentlich die von Pagi vorgelegte Hypothese und die Frage ist nun, ob sich in der geschriebenen Geschichte eine Nachricht finde, aus der erweislich wäre, daß die Hunnen in der angezeigten Zwischenzeit das bisher fränkische Land unter der Enns erobert haben.

Der kriegerische Geist der Hunnen und Avaren läßt nicht vermuthen, daß sie lange mit den an Pannonien gränzenden Völkern fried-

liche Nachbarschaft gepflogen hätten. Ob die Baiern, welche in unser Norikum, so wie in das dermalige Baiern bloß als fränkische Kolonisten im sechsten Jahrhunderte eingewandert, sich immer im Stande gefunden, die Gerechtsame des fränkischen Königs, ihres Herren, wider die Angriffe benachbarter Feinde zu verfechten, ist eben nicht ausgemacht, eben so wenig, ob sie auch allezeit Lust dazu gehabt haben. Kärnten scheint uns das Gegentheil zu lehren, und die Geschichte Tassilos II. berichtet uns von einem unläugbaren Verständnisse dieses Herzogs mit den Hunnen zum Nachtheile der fränkischen Monarchie.

Obschon die Geschichte des siebenten Jahrhunderts in diesem Theile der fränkischen Monarchie, sehr dunkel ist, so wissen wir doch von unserm Lande so viel, daß die Baiern mit den Hunnen noch vor der Mitte des siebenten Jahrhunderts in Kriege verwickelt gewesen. Nothwendig mußte daben das Land unter der Enns, als der Schauplatz des Krieges, viel gelitten haben; Meginfrid, der Biograph des h. Emmerans erzählt auch davon. Seiner Beschreibung zufolge hatte Baiern zur Zeit des h. Emmerans, d. i. um die Mitte des siebenten Jahrhunderts, folgende Gränzen und Nachbarn: gegen Mitternacht den Harzwald, gegen Mittag das Alpengebirge, gegen Osten die Ungern (Hunnen und Avaren) [11]).

Hier läßt der Schriftsteller freylich wohl unentschieden, ob das unter der Enns liegende Land damals den Hunnen unterthänig gewesen; allein in zwey anderen Stellen nennt er die Hunnen immer nur incolas *Pannoniae*, populos *Pannoniae* [12]). Will man sich genau an diesen Bericht halten, so folgt, daß in Betreff der Gränze zwischen den Franken und Hunnen auf dieser Seite seit 569 nichts vorgegangen, und daß diese in dem ihnen von den Longobarden überlassenen Pannonien bis auf diese Zeit geblieben, ohne ihren Wohnsitz bis ins Norikum zu verbreiten.

Es berichtet aber Meginfrid ferner von jenem langwierigen Kriege, welchen Theodo I. Herzog in Baiern mit den Hunnen und Avaren geführt, und sagt, die beyderseitigen Gränzen seyen dadurch öde geworden, selbst an der Enns sey eine so große Wildniß entstanden, daß die vormals so blühenden Ortschaften und Städte dieser Gegend nunmehr wilden Thieren zum Aufenthalte gedient [13]). Allein Kriege und Verwüstungen sind noch nicht Eroberung, nicht Besitznahme zu nennen. Zwey Ursachen brachte Herzog Theodo vor, um den h. Emmeran von der zu den Hunnen vorhabenden Reise abzuhalten. Die erste war die Unmöglichkeit dieser Reise, weil bey Verödung beyderseitiger Gränzen der Weg, den er durchwandern (transeundi) müßte, um zu den Hunnen zu kommen, unwandelbar wäre; die zweyte, die Ungewißheit, ob die Hunnen, wenn es ihm doch gelingen sollte durch die Einöden durchzudringen, seine Lehre nur anhören würden.

Hätten die Hunnen das Land unter der Enns damals wirklich eingenommen und besetzt, so hätte die erste Ursache gar nicht Statt gehabt. Herzog Theodo hätte nicht sagen müssen, diese Gegend sey so verlassen, daß sie der Aufenthalt wilder Thiere wäre, sondern er würde selbe, so wie Pannonien, als ein von den Hunnen bewohntes Land betrachtet haben.

Daß die Wüsteney, die Meginfrid in die Gegend der Enns setzt, nur vom östlichen, nicht aber vom westlichen Ufer dieses Flusses verstanden werden müsse, überzeugt uns das alte Lorch. Es ist gewiß, daß Lorch noch zur Zeit des h. Ruprechts, d. i. am Ende des siebenten und Anfange des achten Jahrhunderts, als durch lange Zeit her

geschaltet ist, für diplomatische Wahrheit anzunehmen sey, wenn man auch an der Echtheit der Urkunde nicht zweifelt. Doch ich nehme unterdeß den Bericht, so wie er in der Arnulfischen Urkunde vorgelegt wird, als richtig an.

Die Hunnen kamen 737 über die Enns, zerstörten Lorch. Was folgt hieraus? Also hatten sie schon vorhin das Land unter der Enns im Besitze, oder selbes eben bey dieser Gelegenheit sich eigen gemacht? Diese Folgerung ist übertrieben, unrichtig. Ich beweise es aus einer ähnlichen Begebenheit folgender Zeiten.

Im Jahre 900 kamen die Hunnen mit einem mächtigen Heere über die Enns, verwüsteten das Land so, daß in den ersten Tagen des Einbruchs funfzig Meilen rings umher alles vernichtet wurde [17]). Was folgt hieraus? also hatten die Hunnen schon vorher das Land unter der Enns im Besitze? oder bey dieser Gelegenheit erobert? Beydes ist falsch. Von der Unrichtigkeit des ersten belehrt uns das hundertjährige Daseyn einer unterennsischen Mark von der Zeit Karls des Großen; von der Irrigkeit des zweyten ein Paar Urkunden zwischen 900 und 907, und gedruckte Annalen.

Eben so wenig läßt sich also aus dem Einbruche, den die Hunnen um 737 im Lande ob der Enns vorgenommen haben sollen, schließen, daß das Land unter der Enns schon vormals ganz hunnisch gewesen, oder es bey diesem Auftritte geworden ist.

Und wie, wenn wir nach 737 im Lande unter der Enns noch Christen und deutsche Besitzer anträfen, würde man noch glauben können, daß die Hunnen sich dieses Land schon vor 737, oder von diesem Jahre an unterthänig gemacht?

Man versetzt die Erbauung der ersten Kirche zu St. Pölten in das achte Jahrhundert; die Brüder Albrecht und Ottokar, Gründer des baierischen Klosters Tegernsee, sollen sie gestiftet haben. Ist dieses nun wahr oder wahrscheinlich? Die Meinungen der Gelehrten sind getheilt. Einige halten diese ganze Sache für Unmöglichkeit, weil das Land unter der Enns zur Zeit, als Tegernsee erbaut worden, hunnisch war und kein christliches Gotteshaus hier Statt hatte. Doch hier ist zu bemerken, St. Pölten liegt am Trasenflusse. Nun wissen wir aus der Kremsmünsterischen Urkunde Kaiser Ludwigs des Frommen, daß dieser Fluß im Grunzwittengau gelegen; wir wissen aus dem Kremsmünsterischen Stiftbriefe, daß das Agilolfingische Haus noch zur Zeit Tassilos II. in diesem Gaue begütert gewesen, warum soll nicht ein gleiches für die Zeit Otilos von dem Hause der Tegernseeischen Stifter gelten? Ich habe erwiesen, daß der streitige Theil des Landes unter der Enns im sechsten Jahrhundert fränkisch, noch zur Zeit des heil. Ruprechts deutsch und christlich gewesen, daß eine Spur dieses Besitzes noch in den Tagen Tassilos II. sich im Kremsmünsterischen Stiftbriefe äußere, somit ist die vorgebliche Unmöglichkeit einer zu Herzogs Otilos Zeit geschehenen Stiftung von St. Pölten gehoben. Wurde diese Stiftung aber auch wirklich gemacht? Hieronymus Pez hat drey Beweisgründe dafür geliefert [18]). Aus dem ersten folgt streng genommen nur soviel, daß Tegernsee im eilften Jahrhunderte auf die Abtey St. Pölten Anspruch gemacht habe. Hieraus folgert Pez, es lasse sich kein anderer wahrscheinlicher Grund dieses Anspruches erdenken, als daß man zugebe, was andere, zwar jüngere, Schriftsteller ausdrücklich sagen, daß nämlich St. Pölten von eben jenen Stiftern erbaut worden, welche Tegernsee gegründet haben.

Die jüngern Schriften, auf welche sich Pez ferner beziehet, beste-

hen aus einem Kodex des dreyzehnten, und einem des fünfzehnten Jahrhundertes. Schriftsteller aus diesem Alter sind freylich keine unverwerflichen Zeugen in Sachen des achten Jahrhunderts, doch nicht zu verwerfen, so lange sich kein älterer Widerspruch äußert.

Wir nähern uns dem entscheidenden Zeitpunkte, in welchem Karl der Große seinen Staaten neue Gränzen angewiesen und seine Monarchie bis an die Rab erweitert hat. In der Geschichte dieser Eroberung erscheint die so berufene Stelle des Eginhard in seinen Jahrbüchern auf das Jahr 791: »Prima castra super *Anesum* posita sunt. Nam is fluvius inter Bojoariorum atque Hunnorum terminos medius currens certus duorum regnorum limes habebatur.« Der Poeta Saxo spricht: »Sic ad fluvium rex venit *Anesum*, qui medius Bajoarios sejunxit et Hunnos. Nach dieser Stelle machte man die Enns zur Gränze, und diese Hypothese wird beynahe allgemein angenommen. Eine genau entwickelte Geschichte von den vorläufigen Umständen, vom eigentlichen Hergange des hunnischen Feldzuges, Nachrichten, die aus Urkunden, aus Briefen, gleichzeitigen Annalisten, aus Eginharden selbst nachgeholt sind, sollen die vollständige Erläuterung über die vorgelegte Stelle, und über unsere Hauptfrage geben.

Ein Verbrechen Tassilos II. war, daß er die Hunnen in das Land geladen. Karl der Große entsetzte ihn hierauf seines Amtes. Kaum war diese Aenderung vorgegangen, fielen die Hunnen zu wiederholten Malen in Deutschland ein, wurden aber immer zurückgeschlagen [19]. Der zweyte von diesen Einfällen verdient bemerkt zu werden. Nach Eginhards und anderer Annalisten Berichte haben die Hunnen hier nicht nur gedrohet, als wollten sie in das fränkische Baierland das zweyte Mal einbrechen, sondern sie fielen wirklich ins Land. Sie kamen aber nicht tief herein, als sie von den Deutschen aufs Haupt geschlagen wurden. Die Annalisten geben über den Ort der vorgefallenen Schlacht deutliche Auskunft, und sagen, sie habe sich in campo Ibose zugetragen [20]). Der Kampfplatz war also das unter der Enns gelegene Ibsfeld, denn dieses wird nicht nur nach meiner, sondern auch eines Eckard, Calles, Schröters Auslegung durch das Wort Ybose verstanden.

Wenn nun damals das Ibsfeld, auf welchem die Schlacht vorgegangen, im Hunnenlande gelegen war (was doch nothwendig aus der bisher angenommenen Hypothese folgt), so ist der ganze Bericht, den uns gleichzeitige Schriftsteller von dem zweyten, 788 vorgegangen seyn sollenden Einbruche der Hunnen in Deutschland geben, falsch und irrig. Denn es müßte vielmehr heißen: Die Deutschen wollten 788 einen zweyten Einfall der Hunnen nicht mehr erwarten, sondern brachen selbst unter Anführung der Feldherren Graman und Otaker ins Hunnenland ein, schlugen sie, machten aber von dem Siege keinen Gebrauch, sondern zogen wieder ins Deutschland über die Enns zurück.

Da eine solche Verdrehung dem Berichte der Annalisten gerade entgegen ist, und da alle Gelehrte bemerken, daß die Deutschen vor dem Feldzuge Karls des Großen keinen Fuß ins Hunnenland gesetzt, so wird man sich überzeugt finden, daß schon vor Karl dem Großen das unter der Enns gelegene Ibsfeld zu Deutschland gehört, und hiemit die Gränze zwischen dem hunnischen und fränkischen Staate nicht der Ennsfluß gewesen seyn könne.

Eben noch im Jahre 788 kam K. Karl nach Regensburg, und nahm die neue Einrichtung im Baierlande vor. Nicht mehr Herzoge, sondern Grafen sollten das Land verwalten. Die Annalisten bemerken, daß

Karl auch in Betreff der Gränze eine Anordnung gemacht [21]). Daß diese Gränzordnung nicht nur die innerliche Auszeichnung der Grafschaften, sondern zugleich auch die gegen auswärtige Feinde reichenden Gränzen zum Gegenstande gehabt, zeigen die Kapitularien dieses Königs, wo es heißt, daß die Baiern hinfür mit Beyhülfe der königlichen Verordneten (missi) die Mark nach der neu verfaßten Einrichtung bewachen sollen. Noch deutlicher redet hievon der Loiselische Annalist, der uns zu sagen weiß, daß diese Verordnung die an das Hunnenland stoßende Gränze betroffen habe [22]).

Aus den Klagen, welche die Annalisten noch 791 führen und aus den 790 vorgenommenen Gränzstreitigkeiten läßt sich abnehmen, daß es binnen dieser Zeit auf der hunnisch-deutschen Gränze unruhig zugegangen, und daß die Feindseligkeiten immer mehr überhand genommen haben [23]). A. 790 erscheint eine hunnische Gesandtschaft bey K. Karl zu Worms, und eine fränkische an die hunnischen Fürsten. Ihre Aufträge waren kein Geheimniß, Eginhard gibt uns den Bericht hierüber, daß es Irrungen in Betreff der Landgränze zwischen den Franken und Hunnen gegeben habe. Dieser Streit war so wichtig, so bedeutend, daß er bald hernach in einen Krieg ausgebrochen ist [24]).

Die Gesandtschaften liefen also fruchtlos ab, die Gränzsache blieb streitig; erst 791 soll die Entscheidung durch Karls Schwert gemacht werden. Vermuthlich hat die 788 getroffene Einrichtung der baierisch-fränkischen Landgränze diesen Streit rege gemacht.

Selbst die Worte Eginhards können nicht in dem Verstande genommen werden, den die Vertheidiger der besprochenen Hypothese hinein legen. Eginhard sagt beym Jahre 791 vom Ennsflusse: »Nam *is fluvius* inter Bajoariorum atque Hunnorum terminos medius currens, *certus* duorum regnorum *limes habebatur*,« da er doch kurz vorher berichtet, daß die Gränze zwischen Deutschland und den Hunnen noch 790 irrig gewesen, und eben erst 791 durch einen Feldzug entschieden werden sollte. Man halte diese Stelle mit der »Agebatur de confiniis etc. [24]) zusammen, entweder stehen sie im offenen Widerspruche, oder sie können nur auf folgende Art verglichen werden:

Beyde Parteyen waren in dem eins, daß das Land bis an die Enns herab fränkisch sey. Was unter der Enns gelegen ist, war streitig. Man handelte anfänglich durch Gesandte hierüber, der Streit konnte aber so wenig beygelegt werden, daß es zum Kriege kam. Auf diese Art hätte man Eginharden nichts zur Last zu legen, sondern es wäre seine Genauigkeit zu bewundern, daß er sich des Ausdruckes certus und habebatur statt erat geflissentlich bediente, um hiedurch das Ausgemachte und Gewisse vom Streitigen zu unterscheiden.

In was die Forderungen und Ansprüche der hunnischen Partey bestanden, weiß man nicht; ich will keine Muthmaßung aufstellen, nur kann ich eine Anmerkung nicht zurückhalten, die ich über den Kremsmünsterischen Bestätigungsbrief Karls des Großen zu machen habe.

Bald nach jener Zeit, als Karl zu Worms mit den hunnischen Gesandten wegen der Gränzsache beschäftigt gewesen, und sie unverrichteter Dinge abtreten lassen, kam auch der Abt von Kremsmünster nach Worms, und hielt um Bestätigung des Tassilonischen Stiftbriefes an, »Annuit clementissime rex, jubet inspici chartam, singulaque donationis capita in novum diploma transferri« sagt hier Pachmayr [25]). Dennoch finde ich die Sache nicht eigentlich so; es scheint mir merkwürdig zu seyn, daß eben jenes caput donationis, wo es im Stiftbriefe Tassilo's heißt: »et ad *Crunzwitim Sclavum* unum cum

justo tributo« in der Urkunde K. Karls, wo er doch alles Andere, gewisse Nebendinge ausgenommen, ohne Bedenken bestätigt hat, ganz weggeblieben. Unmöglich ist zu glauben, daß K. Karl der Abtey einen Unterthan habe nehmen wollen, der ihr früher von Tassilo rechtmäßig geschenkt war. Es erhellet ferner aus der Urkunde Ludwigs des Frommen, daß sich nach der Hand die Kremsmünsterischen Unterthanen im Grunzwitengau gemehret, und daß Kremsmünster noch vor der Donation K. Ludwigs in eben dieser Gegend ein Gotteshaus erbauet [26]).

Hierüber läßt sich nun meines Erachtens keine wahrscheinlichere Auskunft geben, als folgende: Karls Bestätigungsbrief wurde zu eben jener Zeit gefertigt, als die Gränzstreitigkeiten zwischen den Hunnen und Franken obwalteten, nämlich den 3. Jänner 791, also in jener Zwischenzeit, als die hunnischen Fremdlinge von ihrer 790 verrichteten Gesandtschaft abgetreten und ein halbes Jahr zuvor, als Karl in das Feld gezogen, welches im August 791 geschah. Weil dann, überhaupt zu reden, alle ob der Enns gelegenen Güter dem Stifte Kremsmünster vom Könige sind bestätigt worden, so erscheint hieraus ein neuer Beweis, daß der Grunzwitengau in dieser Zwischenzeit eine aus jenen Gegenden gewesen, welche von den Hunnen bey noch obwaltenden Irrungen verödet, und von den deutschen Inwohnern zum Theil verlassen worden, daß also Kremsmünster im Grunzwitengau erst damal das Seinige wieder bekommen hat, nachdem die Hunnen bis über die Rab zurückgejagt, und das sämmtliche Land unter der Enns allgemach in eine ordentliche Verfassung gekommen ist.

Nun brachen 791 die Flammen des Krieges aus. Mit Anfange des Sommers kam der Monarch nach Regensburg; hier wurde der Vorschlag zum Kriege überdacht, und der Krieg selbst vorbereitet.

Der Biograph Ludwig des Frommen berichtet uns einen merkwürdigen Umstand, der sich mit diesem Prinzen bey Gelegenheit dieses Feldzuges ereignet hat. Ludwig ging mit seinem Vater nach Regensburg, und bekam dort, weil er die Jünglingsjahre erreichte, die ersten Waffen. Sodann begleitete er seinen Vater in den Feldzug wider die Hunnen, erhielt aber bey Kaumberg den Befehl zurückzukehren, und bis zur Wiederkunft des Vaters bey der Königin Fastrade zu verbleiben [27]). Ich glaube, man habe den jungen Fürsten einmal mit ins Feld bringen wollen, um ihn durch diesen ersten Versuch mit den Waffen bekannt zu machen, ohne doch das Leben dieses minderjährigen Königs der Feindesgefahr und dem Schicksale der Schlacht dermal schon auszusetzen. Darum durfte er seinen Vater an der Spitze des Heeres nur so lange begleiten, als dieser noch auf deutschem Boden war, mußte aber zurück, sobald man den Fuß in des Feindes Land gesetzt. Eben hieraus schließe ich, daß bis an Kaumberg noch deutsches Land gewesen, und daß das hunnische Reich nicht an die Enns, sondern nur an die Kette des Kalenberges gereicht habe. Die umständlichere Erzählung dieses Feldzuges wird die Ueberzeugung geben, daß diese meine Auslegung mit den Nachrichten, die uns gleichzeitige Schriftsteller vom hunnischen Kriege liefern, genau zusammentreffe.

Karl zog an der Spitze dreyer Heere wider die Hunnen [28]), die fortfuhren, ihre Streifereyen und Gewaltthätigkeiten im benachbarten Deutschlande auszuüben. Die Franken hatten auf ihre ihnen gemachten Vorstellungen keine Ausrichtung erhalten [29]). Drey Heere also, eines auf der Donau, das zweyte am rechten, das dritte am linken Ufer,

zogen unter Anführung Karls selbst von Regensburg herab, und kamen bis an die Enns[30]). Hier ward Lager geschlagen, die Schaaren verbreiteten sich längs des westlichen Gestades dieses letztgenannten Flusses. Drey Tage widmete Karl mit seinem ganzen Heere der Andacht. Den 5., 6. und 7. Tag des Septembers 791, als Montag, Dinstag und Mittwoch vor dem Feste der Geburt Mariens, war im Lager öffentliche Andacht, die im Gebete, Fasten und Almosen bestand. Alle im Heere gegenwärtigen Priester verrichteten das Meßopfer und beteten die Psalmen; das Fasten bestand im Enthalten vom Fleische und Weine; das Almosen war nach dem Vermögen eines jeden abgemessen, die Bittgänge wurden im Lager mit entblößten Füßen gehalten. Diese Beschreibung machte Karl selbst seiner Fastrade[31]).

Das Merkwürdigste in Betreff unserer Frage, ist hier wohl dieses, daß man dergleichen Uebungen am Ufer der Enns, das ist, im Angesichte der Feinde vorgenommen. Jenseits des Flusses war Hunnenland, diesseits gingen die Franken unbewaffnet, betend, fastend herum, ließen sich wohl merken, daß sie nun bald über den Fluß setzen und die Hunnen angreifen würden, wollten aber vor Verlauf dieser drey Tage, ja vor Verlauf vieler noch folgender Tage von dem Feinde nicht beunruhigt seyn, fürchteten keine Uebersetzung des Flusses, keinen feindlichen Ueberfall im Lager. So muß man denken, und alles das muß man sich einzuräumen wissen, wenn man glauben will, daß die Enns damals die wirkliche Gränze zwischen den Franken und Hunnen gewesen.

Nun bricht Karl auf, übersetzt den Fluß, ohne von dem Feinde gestört zu werden — — kommt hinüber, kein Hunne hier, kein Wall, keine Feste, kein Lager, keine Gegenwehr im ganzen Gesichtskreise[32]).

Wie verträgt sich dieß mit der angenommenen Hypothese? war es feindliches Land, das Karl nun betreten hatte? Das war es ohne Zweifel, wenn das hunnische Gebiet bis an die Enns gereicht hat. Und noch kein Widerstand vom Feinde; noch führt Karl seinen dreyzehnjährigen Sohn mit sich. Hatten sich vielleicht die Hunnen schon, ohne den Einbruch der Franken erwartet zu haben, ins tiefere Land herabgezogen? Freywillige Abtretung einer so beträchtlichen Strecke (von der Enns bis Kalenberg) und unbeugsame Hartnäckigkeit in Betreff der streitigen Gränzsache, wie läßt sich dieß vereinigen? Oder hatte erst der Anblick eines so gewaltigen Heerzugs die Hunnen auf den Gedanken gebracht, diese Strecke Landes Preis zu geben und sich im tiefern Lande zur Gegenwehr zu stellen? Obwohl es höchst unwahrscheinlich ist, daß die Hunnen in der so kurzen Zwischenzeit eines halben Monates zwey gewaltige Gränzfestungen am Kamp und am Kaumberg zu Stande gebracht haben sollen, ließe sich doch alles dieß noch hören, wenn wir nicht eben aus Eginhards Worten ganz etwas anderes zu schließen hätten.

Ibi (im ennsischen Lager) supplicatio per triduum facta, ut id bellum prosperos ac felices haberet eventus. Tum demum *castra mota* et *bellum* genti Hunorum a Francis *indictum* est, sagt Eginhard. Hieraus folgt, daß die Hunnen zu jener Zeit, als Karl an der Enns lag, und er lag doch wenigstens sechzehn Tage hier, noch nicht einmal gewußt, daß der Krieg nun angehen solle. Wie hätte ihnen dieß aber unbewußt seyn können, wenn sie von ihrem Lande aus jenseits der Enns wirklich drey Kriegsheere in Waffen durch sechzehn Tage gesehen hätten.

Erst nach der wirklichen Uebersetzung der Enns wurde den Hunnen der Krieg angekündet. Wie? wenn das Heer schon im hun-

rischen Lande stehet, wenn die Hunnen ehe schon vor ihm die Flucht ergriffen hatten, zu was soll itzt erst die Ankündigung des Krieges, der den Hunnen ohnehin lange schon bekannt seyn mußte, der sich schon so sehr angefangen hatte, daß die fränkischen Heere mitten im Hunnenlande sind?

Die Hunnen, als ihnen der Krieg angekündet ward, besetzten ihre gegen Deutschland gelegenen Festungen, und erwarteten hier die Anfälle der Franken. Welches waren diese Festungen? Eine jenseits der Donau an der Mündung des Kampflusses, die andere unweit der Stadt Comagene auf dem Kaumberge. Sowohl Eginhard als der poëta Saxo bemerken die starken Bollwerke, mit welchen die Hunnen diese zwey Orte befestiget hatten [33]). Warum haben die Hunnen, so wie jenseits an der Mündung des Kampes, nicht auch diesseits der Enns eine Gränzfestung erbaut. Einmal ist nicht einzusehen, warum dieß Volk, wenn es von der Zeit der Longobarden her im Besitze des ganzen Landes unter der Enns gewesen ist, diesen Theil des Ufer-Norikums ganz unbesetzt gelassen, und die Gränzfestungen so weit herunter, und zwar diesseits der Donau, an der Gränze des alten Pannoniens angelegt habe. Wird man hier nicht wieder schließen, daß der wirkliche Besitz der Hunnen sich weiter nicht als jenseits der Donau an die Kampmünde; diesseits nur an den Kalenberg herauf erstreckt habe?

Karl zog unterdessen im Lande unter der Enns längs der Donau gegen die Hunnen fort. Bey diesem Zuge ging eben so wenig Merkwürdiges vor, als im Lande ob der Enns. Endlich kam dem Heere die Feste Kaumberg zu Gesichte. Hier mußte nun erst der dreyzehnjährige Ludwig aus dem Lager zurück, und erhielt von seinem Vater den Befehl, den Winter bey der Stiefmutter zuzubringen. Kaumberg wurde berennt, die Besatzung herausgejagt, die Festung überstiegen und der Erde gleich gemacht. Ein Gleiches ging jenseits an der Kampmündung vor. Vom Kaumberge und dem Kamp bis an die Rab wurde Alles von den Franken verheert, und so ruhig sie sich ober dem Kalenberge verhielten, eben so große Feindseligkeiten übten sie in allen unter dem Kalenberge befindlichen Gegenden aus [34]). Die Ursache von diesem so ungleichen Betragen war wohl, weil sich die Franken dort in ihrem Lande, hier aber auf feindlichem Boden befanden.

Die Flucht der Hunnen ist ein Umstand, der betrachtet zu werden verdient. Nach dem Berichte der Annalisten hatten sich die Hunnen mit Karl G. in kein Treffen eingelassen. Wann war der Anfang dieser Flucht? von der Enns her, oder erst beym Kaumberge?

Der tilische Annalist sagt, die Hunnen haben damals die Flucht ergriffen, als sie gesehen, daß Karl bis an Kaumberg gekommen. Seine gleich hierauf folgenden Worte verrathen, daß zu jener Zeit der Eingang in die Gränze des Hunnenlandes nicht bey der Enns, sondern hier beym Kaumberg gewesen [35]). Die Loiselischen Annalen sagen eben das mit noch deutlicheren Worten: die Franken kamen bis an den Kamp und den Kaumberg. Eben da hatten sich die Hunnen wider den Einfall der Franken gesetzt, und erwarteten in diesen Festungen die Ankunft des Feindes. Als sie aber die drey fränkischen Heere gesehen, verließen sie die Festungen, und ergriffen die Flucht. Hierdurch wurde den Franken der Eingang in das Hunnenland so erleichtert, daß sie ohne einigen Verlust bis an die Rab gekommen [36]). Der Eingang in das Land der Hunnen war also bey dem Kaumberge.

Der Annalist von Fulda berichtet ein Gleiches [37]).

Es könnte noch eine größere Anzahl späterer Schriftsteller angeführt werden, es würden aber dadurch wohl mehrere Namen, aber nicht mehrere Zeugen aufgebracht werden.

Bisher wurden in der Sache des hunnischen Krieges nur die Aussagen der Privatschriftsteller vernommen, auch in Urkunden findet sich Manches hierüber. Meichelbeck liefert in seiner Sammlung Freysingischer Urkunden vier hierher gehörige Stücke [38]). In der erstern Urkunde wird von der Schenkung einer Kapelle zu Rotenbach und der daraus entstandenen Streitigkeit gehandelt. Es heißt, Tutilo der Priester, der nebst seinen Anverwandten dieses Gotteshaus erbaut und gestiftet, habe selbes auf seine Lebenszeit vom Freysingischen Bischofe Atto, als ein Kirchenlehen empfangen. Beyde Handlungen, die Schenkung sowohl als die Belehnung, sey vorgegangen im Lager bey Lorch, im drey und zwanzigsten Regierungsjahre König Karls, und die fernere Streitigkeit sey von den missis regiis, Gerold und Meginfried, gerichtlich entschieden worden. Gewiß ist also, daß die Baiern, welche in diesem Feldzuge zu Wasser gedient und die Donauflotte bestellt [39]), die Schiffe hier verlassen und sammt den zwey andern Kriegsheeren sich im Lager bey Lorch eingefunden, daß sie in eben diesem Lager derley feyerliche Handlungen vorgenommen, die in einer Stellung, wo man sich vom Feinde sicher weiß, füglich vor sich gehen können, nicht aber in einem Lager, wo jenseits des Flusses die Feinde sind, von denen man jeden Augenblick überfallen werden kann. Dieses erhellet auch aus der vierten Urkunde [40]). Bischof Atto weiset in dieser die streitenden Parteyen an die missos dominicos, die zu Lorch Gericht hielten, und die Rechtshändel in landbräuchiger Ordnung und Gepränge hier eben so, wie sonst an andern Orten vornahmen.

Merkwürdig ist, daß in beyden Urkunden eben jener Meginfried als Mitrichter und missus regius erscheint, der doch eben in diesem Feldzuge zum Anführer eines aus den drey Kriegsheeren bestimmt war. Kann man glauben, daß Meginfried hier noch Muße gefunden, Gerichtsgeschäfte in der förmlichen Ordnung vorzunehmen, wenn der Ort, wo er zu Gerichte saß, der nächste an das feindliche Land stoßende Gränzort gewesen? Würde Karl in einer so gefährlichen Lage nicht einen andern Grafen oder Richter an Meginfrieds Stelle ernennet haben? Diese Sicherheit also, welche bey dem Feldherrn, selbst bey dem Könige geherrscht hatte, deutet auf eine weitere Entfernung der hunnischen Gränze, als man sie bisher geglaubt hatte.

Sollte die von mir entworfene Gränzscheide richtig seyn, so würde folgen, daß man das Land unter der Enns nur zum Theil (Kaumberg bis an die Rab) als eine ganz neue Eroberung Karls G. anzusehen habe. Dieß wollen aber auch die Worte Kaiser Ludwigs des Deutschen sagen, wo es heißt: Postquam terra Avarorum *ex parte* ab avo nostro domino *Carolo* Imperatore capta fuisset [41]). Will man sich an die Worte dieser Urkunde genau halten, so sieht man, daß Ludwig hier nicht vom Hunnenlande überhaupt, sondern vom Lande unter der Enns rede, weil es heißt, daß die Güter, welche durch diese Urkunde dem Stifte Altaich bestätigt worden, in eben dieser March in ipsa marca gelegen seyen.

Sollte man darthun können, Kaiser Ludwig verstehe hier durch die terra Avarorum nicht nur das nunmehrige Land unter der Enn's, sondern überhaupt das große Hunnenland, welches freylich den Hunnen nur zum Theil entzogen, so wende ich mich an die noch deutlichere

Anzeige, die im Bestätigungsbriefe Kaiser Ludwig des Frommen über die passauischen Kirchengüter, bisher unbenutzt gelegen ist.

Kaiser Ludwig sagt in dieser Urkunde, sein Vater Karl habe im Lande unter der Enns zwar viele Gotteshäuser vom Grund aus erbauen, viele hingegen nur erneuern und herstellen lassen. Karl traf also im Lande unter der Enns viele christliche Gotteshäuser an, die zwar beschädiget, aber durch Ausbesserung wieder brauchbar gemacht werden konnten. Wenn nun aber das ganze Land unter der Enns (das ist, auch jener Theil, der sich von der Enns bis an den Kalenberg erstreckt) von so langer Zeit her, von 568 bis 791, von Hunnen und Avaren, nicht von Franken und Baiern, von Heiden, nicht von Christen bewohnt worden, so entsteht hier die unbeantwortliche Frage: woher jene vielen Gotteshäuser, die Karl G. in diesem bisher heidnischen Lande nicht neu gebaut, sondern nur hergestellt hat?

Man wird doch nicht sagen wollen, sie rühren noch von den römischen und gothischen Christen her, seyen unter den Händen der Hunnen unbetastet geblieben, und nur durch ihr großes Alter bis auf eine von Karl G. zu erwartende Verbesserung unbrauchbar geworden. Wenn man sich überdieß erinnert, was Meginfried von den Zeiten des h. Emmeram berichtet, so weiß man zugleich, daß keines aus diesen christlichen Kirchengebäuden älter seyn konnte, als ungefähr 140 Jahre.

Sollte man also nicht zugeben, daß das Land unter der Enns nicht ganz für eine neue Eroberung Karls anzusehen sey, daß zwar jener Theil, der sich vom Kalenberge bis an die Rab erstreckte, neu erobert, jener aber von der Enns bis an den Kalenberg schon vorhin deutsch gewesen.

In dem untern Theile dieses nunmehr deutschen Landes mußte wohl alles, was christlich ist, von Grund aus neu gestiftet werden, in dem obern war wohl auch Vieles neuerdings anzulegen; doch fanden sich noch manche christliche Gebäude, die bey den wiederholten Einfällen der Hunnen Vieles gelitten, durch Karls Güte wieder hergestellt wurden.

Ein mit Anmerkungen begleiteter Auszug des Briefes, den Karl in eben diesem Feldzuge an seine Gemahlin geschrieben, wird zur Erläuterung unseres Zweifels dienlich seyn.

Karl grüßet seine Gemahlin, seine Töchter, die bey der Königin befindlichen Hofleute [42]). An die Söhne keinen Gruß? Pipin war im italienischen Feldzuge, Ludwig noch im Lager des Vaters, oder auf der Rückreise Von seiner Person meldet er nur, daß er gesund sey [43]). Von dem Glücke seiner Waffen weiß er noch nichts zu berichten, da er doch in seinem Briefe von andern Geschäften spricht, ihr erzählt, daß Pipin bey seinem Einfalle aus Italien den 23. August einen Sieg über die Hunnen erfochten habe [44]). Hierauf folgt die Beschreibung der Andacht im Lager bey Enns, die Ermunterung zu gleichen Religionswerken, die Klage, daß er seit Regensburg weder einen Boten, noch einen Brief von ihr bekommen habe [45]).

Obwohl in diesem Briefe weder Tag noch Monat des Schreibens angegeben, so ergibt sich aus dem Inhalte, daß er zu einer Zeit abgefaßt, in der Karl noch nicht in Feindes Land gewesen; denn sonst würde von seinen Siegen eben so, wie von Pipins Siegen die Rede gewesen seyn. Wahrscheinlich ist dieser Brief noch im Lorchischen Lager gefertigt worden, denn es ist ja gewiß, daß Karl nicht gleich nach den Bitttagen aufgebrochen. Am 20. Sept. standen die genannten Heere noch bey Lorch und Meginfried vertrat an diesem Tage die Stelle eines königlichen

Richters. Gesetzt aber Karl habe ihn im Lager geschrieben; so würde er doch wenigstens gesagt haben, daß er an der Gränze des feindlichen Landes stehe, daß sie sich zurückgezogen, daß er über den Gränzfluß setzen, in das verlassene Hunnenland einfallen wolle. Da aber von alle dem nichts berührt wird, sondern nur von Pipins glücklichem Feldzuge die Rede ist; da uns Eginhard sagt, daß Karl erst damals den Hunnen den Krieg habe verkündigen lassen, nachdem man aus dem Lager bey Lorch aufgebrochen war; da uns Ludwig des Frommen Urkunde zu verstehen gibt, daß noch unter der Enns christliches Land gewesen; so dient uns dieser Brief zu einem neuen Beweise, daß man die damalige Gränze des Hunnenlandes nicht an der Enns, sondern am Kaumberge zu suchen habe.

Anmerkungen.

1) Das Land Pannonien, eine sehr reiche Provinz, welche viele Früchte, Vieh, Waaren, zum Theil auch Sklaven hat. Sie ist auch der immerwährende Sitz der Kaiser, hat sehr ansehnliche Städte als Sirmium und Norikum. Vetus orbis descriptio graeci scriptoris sub *Constantio* et *Constante* edita cum duplici versione et notis *Jacobi Godofredi*, pag. 36.

2) *Paulus* diaconus de gestis Langob. lib. 1. cap. 22.

3) idem idem lib. 2. cap. 5,

4) idem idem lib. 2. cap. 7.

5) Auctor hist. miscell. lib. 16. apud Murator. Script. rer. italic. T. 1. p. 107.

6) *Du Chesne* script. rer. Francic. T. 1. p. 215.

7) Heyrenbach Grundsätze der älteren Staatsgeschichte Oesterreichs. Seite 28 rc.

8) *Du Chesne* rer. Franc. Script. T. 1. epist. 20. pag. 862.

9) *Jordanis* de rebus geticis. Cap. 50.

10) Siehe die Anmerkung.

11) Siehe 13.

12) Nam candens amoris igne superni (*Emmerammus*) dum in colligendis animabus singulis paucitatem fructus ad magnitudinem voluntatis excrevisse non cerneret, et indignatio secum reputantis studio suo nullius momenti donaret pretium, inter angustias disceptantis conscientiae perlatum est ad eum; *Avaros*, quos aliis nominibus *Hunnos* et *Ungros* appellamus, *Pannoniae* incolatu idolatriae squalere veterno, et in luce multarum id loeo gentium hanc solam veritatis diem non habere. *Meginfrid.* vita *S. Emmerammi* cap. 4.

13) Hoc igitur modo fidelis in Bajoarios fines, qui meridiem versus alpibus, ad orientem Ungris, ad aquilonem vero Hircano nemori limitem *Germaniae* protendunt, non hac conterritus meta devenit.

Hujus monarchiam *Theodo* dux provinciae, qui tunc possedit, comperto Sancti Pontificis introitu adhibitoque conspectu, inter alia, quae sit causa exilii percontatus est. Qui nomine et natione exposita, incolatum nativi liminis propterea deseruisse se perhibuit, ut *Pannoniae* populos, qui gentili feritate adhuc effremuerant, conditori Christo reconciliaret et in hoc proposito suam conjurasse sententiam, ut aut voti compos professionem vitae

cum fructuosa pace finiret, aut devoto certamine sanguinem martyr effunderet.

Ad haec divino consilio praeventus dux infit, se tam pio studio nihil opponere, nihil tantae virtuti resistere, nisi quod *commeandi* facultatem impossibilitas quaedam obstrueret propter discordiam et longam inter se et *Avares* bellorum controversiam *fines in utroque limite desertos* ita ut circa *Anesim* fluvium urbes et loca olim cultissima tantis bestiarum immanitatibus horrerent, ne *viantibus* ullus *transeundi* aditus pateret, monere autem potius et supplicare, quatenus apud se suosque b. pater morari dignaretur, quos tam rudes et imperfectos in fide praeteriri fas non esset; maxime cum isti necessarium optarent, et *illi forte quasi superfluum* recusarent. *Meginf.* l. c. c. 5 et 6.

[14]) [15]) Tunc supradictus vir domini (*Rupertus*) accepta licentia per alveum Danubii usque ad fines *Pannoniae* inferioris spargendo semina vitae navigando iter arripuit. Sicque tandem revertens ad Lauriacensem pervenit civitatem etc. Auctor de conversa *Carantania.*

[16]) *Hund. Gewold.* Metrop, *Salisb.* T. 1. pag. 232.

[17]) Avari, qui dicuntur Ungari — — missos illorum sub dolo ad Bajoarios pacem optando, regionem videlicet ad explorandum transmiserunt. Quod proh dolor primum malum et cunctis retro transactis diebus invisum damnum Bajowarici regni contulit. Igitur ex improviso cum manu valida maximo exercitu ultra Anesum fluvium regnum Bajowaricum hostiliter invaserunt, ita ut per quinquaginta milliaria in longum et in transversum igne et gladio cuncta caedendo et devastando jam una die prostraverint. Annal. Franc. *Fuld.* ad ann. 900. apud *Duchesne* Script. rer. Francie. T. II.

[18]) *Hieronymus Pez* scrip. rer. aust. Tom. 1. pag. 740. 741.

[19]) Hunni vero, sicut *Thassiloni* promiserant, duobus exercitibus comparatis, uno marchiam Forojuliensem, altero Bojoarium aggressi sunt, sed frustra. Nam in utroque loco victi fugatique sunt, et multis suorum amissis cum magno damno ad loca sua se receperunt. Quam injuriam velut vindicaturi *Bajoariam* iterum majoribus copiis petierunt, sed in primo congressu pulsi a *Bajoariis* et innumera multitudo eorum caesa, multi etiam ex iis, qui per fugam evadere conati *Danubium* tranare voluerunt, gurgitibus fluminis absorpti sunt. *Eginhard* Ann. ad annum 788.

[20]) Tertia pugna commissa est inter Bajoarios et Avaros in campo *Hibose.* Et fuerunt ibi missi domni regis *Caroli Grahammanus* et *Andacrus* cum aliquibus Francis. Domino auxiliante victoria fuit Francorum seu Bajoariorum. Et ista omnia supradictus dux *Tassilo* seu malivola uxor ejus *Luitberga* Deo odibilis per fraudem consiliaverunt et peregerunt. Ann. *Franc. Loiseliani* ad ann. 788. Auch der von Angouleme nennt den Platz in campo *Hibose*; der Biograph Karls G. im thuanischen Codex (*Du Chesne* script. rer. franc. T. II. pag. 56) nennet ihn in campo *Ybose.*

[21]) Rex autem in *Bajoariam* profectus eandem provinciam cum suis terminis ordinavit atque disposuit. *Eginhardus* ad an. 788.

[22]) Post haec omnia domnus *Carolus* rex per semetipsum ad *Regansburg* pervenit, et ibi fines vel marcas Bajoariorum dis-

posuit, quomodo salvae Domino protegente, contra jam dictos Avaros esse potuissent. Ann. *Franc. Loisel.* ad ann. 788.

[23]) Siehe 29.

[24]) *Eginhard* ad annum 799. Hoc anno nulla expeditio a Rege facta est, sed in *Wormatia* residens legatos Hunnorum et audivit, et suos vicissim ad eorum principes misit. Agebatur de confiniis inter eos regnorum suorum, quibus in locis esse deberent. Haec contentio atque altercatio belli, quod postea cum Hunnis gestum est, seminarium et origo fuit.

[25]) Series abbatum *Cremifan.* pag. 10.

[26]) *Rettenbacher* annales *Cremifan.* pag. 30.

[27]) Vita *Ludovici* pii apud *Du Chesne* Scrip. rer. Franc. T. 2. pag. 289. Interea anno, hunc (790) sequente, patri regi Rex *Ludovicus Ingelnheim* occurrit, inde *Renesburg* cum eo abiit. Ibique ense, jam appellens adolescentiae tempora, accinctus est, ac deinde patrem in Avares exercitum ducentem usque ad *Chuneberg* comitatus, jussus est reverti et usque ea reversionem paternam cum *Fastrada* manere regina. Itaque cum ad hiemem exegit imminentem, patre in expeditione caepta permanente.

[28]) *Eginhard* in vita *Caroli.*

[29]) *Carolus* propter *multa mala et praedationes ac caedes*, quas Hunni exercuerant in populo Dei provocatus, congregato exercitu in *Bajoariam* juxta Anisam fluvium exercitum dividit. Annal. *Fuld.* ad an. 791. *Carolus* — itinere permoto partibus *Bajoariae* perrexit ad *Reganesburg.* Ibi exercitum suum conjunxit, ibique consilio peracto Francorum, Saxonum, Frisonum disposuerunt propter *nimiam malitiam et intolerabilem*, quam fecerunt Avari contra sanctam ecclesiam et populum christianum, unde *justitias per missos impetrare non valuerunt*, iter fuit consilium peragendi cum Dei adjutorio partibus jam dictis Avarorum. Annal. *Franc. Loisel.* ad an. 791.

[30]) *Eginhard* annales ad an. 791.

[31]) *Du Chesne* Script. rer. Franc. T. 2. pag. 187.

[32]) Tum demum castra mota et bellum genti Hunnorum a Francis indictum est *Eginhard* ann. ad 791.

[33]) *Eginhard* ann. in Poeta *Saxo* apud *Du Chesne* Script. rer. Franc. T. 2. p. 155.

[34]) Eadem loco.

[35]) Inde autem itinere permoto partibus *Bajoariae* (*Carolus*) pervenit ad *Ragnisburg* et inde promovens venit ad *Anisam*, inde ad *Comisberg*. Avari enim cum *vidissent*, timore perterriti, loca munita dereliquerunt, in *fugam lapsi.* Rex cum exercitu *ipsos fines ingressus* usque ad fluvium *Raba* pervenit. Annal. *Tiliani* apud *Du Chesne* Scrip. rer. Franc. T. 2. p. 17.

[36]) Supradictus vero princeps de australi parte *Danubii* iter peragens, Saxones autem cum quibusdam Francis et maxime plurima Frixorum de aquilone parte *Danubii* similiter iter peragentes ubi ad locum pervenerunt, ubi jam dicti Avari *firmitates habebant praeparatas.* De australi vero parte *Danubii* ad *Cummesberg*, de alia vero ripa in loco, qui dicitur *Camp*, quia sic nominatur fluvius ille, qui ibi confluit in *Danubio.* Avari enim, *cum vidissent* utrasque ripas exercitum continentes a Domino eis terror pervenit, *dereliquerunt eorum loca munita, quae supra*

nominata sunt, firmitatesque eorum vel machinationes dimiserunt, *fuga lapsi*; utrosque exercitus sine laesione *introduxit* supradictus rex. Annal. *Franc. Loisel* apud *Du Chesne* Script. rér. Franc. T 2. p. 36.

[37]) *Carlus* — — cum Francis, Alamannis et Bajoariis ex australi parte *Danubii* per *Çumanum montem*, Saxonibus et Thuringis cum parte Francorum per littus septemtrionale pergentibus, Frisonibus vero et qui cum ipsis deputati sunt, navali evectione per alveum euntibus, *Pannoniam ingressi sunt*, Hunnis perterritis et *fugientibus*. Annal. Franc. *Fuld.* apud *Du Chesne* Scrip. rer. Franc. T. 2. p. 537.

[38]) *Traditio Tutilonis presbyteri de Rotinpach.* Peracta traditione, acceptp pallio ipsius altaris, ego supradictus *Tutilo* presbyter cum praedictis cohaeredibus meis tradidimus ad domum *Santae Marie* ad *Frigisingas* in manus *Attonis* Episcopi, unde ego ipse *Tutilo* de praedicto Episcopo in beneficium ipsum oratorium suscepi diebus vitae meae, post obitum vero meum ad ipsum episcopatum pro animabus nostris, id est, genitoris mei *Pirchtilonis* atque genitricis *Atta* — — — *Actum* in loco situm *in tabernaculis* prope oppido nuncupante *Loriacti* regnante domno glorioso *Karolo* anno XXIII. Orta etenim contentione inter eos, quidam enim volentes expellere praedictum *Tutilonem* presbyterum de ipsa Ecclesia unde minime potuerunt, quia confirmatus et ordinatus erat auctoritate canonice, seu cum consensu proximorum. Verum tamen percrevit ipsa contentio et pervenit usque ad palatium domni Regis, acceptum brevem, et perduxit ante *missos domni Regis*, id sunt *Kerolt*, et *Meginfrid* et ibidem finitum est inter eos. Haec sunt nomina eorum, qui interfuerunt Episcopo *Attone* et rebellis ejus ad confirmandum *Kerolt Meginfrid* — — *Meichelbeck* historia *Frising.* T. 1. p. 2. num. 103.

Traditio Rihperti Clerici ad Kungun — — Actum est hoc in loco *Tegarinwac* eo *anno quo domnus rex Karolus intravit in Hunia* die consule, quod facit pridie Nonas Martias. Ego *Tagabertus* indignus subdiaconus subscripsi jussione *Attonis* Episcopi loc. cit. num. 104.

Traditio Engelprecht et Hhroadperht. — Hoc factum est *in anno illo*, *quando Rex Carolus fuit cum hoste in Avaria*, sub die consule, quod facit kalendas *Augusti.* loc. cit. num. 105.

[39]) *Eginhard* ad annum 791.

[40]) In Dei nomine de concilio notitia pro illa ecclesia *S. Martini* in loco nuncupante *Avvigozeshusir*, quia *Hiltiport* et *Egilolf* voluerunt sine ratione ipsam ecclesiam in illorum redigere dominium abjectis cohaeredibus eorum; et cohaeredes eorum fuerunt in ipsa ecclesia *Eio* presbyter et suus frater *Isangrim*, et non potuerunt se pro ipsam ecclesiam coadunare vel reconciliari, et dicebant Eioni presbytero Oadalher et Reginhart vel Nibiluno, ut veniret ad suum episcopum et nuntiaret illi, et ipse sic fecit et ille domnus Episcopus *misit illum* cum suis coheredibus ad *missis dominicis* in locum qui dicitur *Lorahha* in monte nuncupante Wartperc, ibi fuit Arn. Episcopus, *Keroldus*, *Meginfredus*, Wolfuuolt et Rimicoz Judex, et ibidem in praesentiam venerunt Eio presbyter cum suis cohaeredibus — seu alii multi, qui in hac contentione partibus Eioni presbyteri consistere vide-

bantur. *Fuit haec contentio tribus diebus in praesentia supradictorum missorum dominicorum*, tertio quoque die jam dicti Egilolf et Hiltiport legitime convicti reddiderunt ipsam ecclesiam in manus Eioni presbyteri. — Hoc factum est die consule XII kalendas octobris et haec testes sunt, qui hoc ad *Loraha* viderunt in praesentia cunctorum ibidem congregatorum — — Hoc actum est ad *Enisa* in jam dicto loco Roracha (legendum Loraha). Meichelbeck hist. Frising. T. 1. p. 2. num. 129.

41) Vir venerabilis Gozbaldus sacri palatii nostri summus capellanus et abbas monasterii, quod dicitur Altaha — adiens excellentiam nostram, innotuit clementiae nostrae qualiter, postquam terra Avarorum *ex parte* ab avo nostro domino Carolo Imperatore capta fuisset, ipsius permissu atque consensu quasdam res *in ipsa marcha* ad jus regium pertinentes eidem monasterio collate fuissent, quas etiam usque nunc praedictum possedit monasterium. Hund. Gewold. Metrop. Salisb. T. 2. p. 9.

42) Du Chesne Script. rer. Franc. T. 2. p. 187. Carolus — dilectae nobis et valde amabili conjugi nostrae Fastradae reginae salutem amabilem tibi in Domino per hos apices mittere studuimus, et per te dulcissimis filiabus nostris vel ceteris fidelibus nostris tecum manentibus.

43) Loc. cit. Scientem te enim facimus, quia gratias Deo sani et salvi sumus.

44) Loc. cit. Missus quidem dilecti filii nostri Pipini — retulit nobis, qualiter illae scarae, quas prius de Italia jussimus pergere partibus Avariae in ill. confinia residendum perrexerunt infra fines ipsorum X. kalendas Septembris et inierunt pugnam cum eis, et dedit eis Deus omnipotens pro sua misericordia victoriam.

45) Loc. cit. Unde volumus ut tu cum — fidelibus nostris considerare debeas, qualiter ipsae Litaniae factae fiant. Tu autem juxta quod tua infirmitas permittit, in tuo committimus arbitrio. Et mirum nobis fuit, quia vester missus, nec epistola, postquam de Ragenisburgo ad nos non venit.

Dänische Literatur.

Von Nikolay Fürst.

Anzeige einiger neuern historischen Schriften.

I.

Grundzüge zur Kriegsgeschichte Christian des Vierten, von F. H. Jahn. Erste Abtheilung. Der Krieg mit Schweden von 1611 bis 1613. (Auch unter dem besondern Titel: Geschichte des Calmarkrieges.) Kopenhagen, bey Röer, 1820. XII und 360 S. 8.

In der Vorrede legt der Verfasser Rechenschaft ab über die Veranlassung, den Plan und die Hülfsquellen zu diesem Werke, das, wenn man es auch nur als einen Beytrag zu der so wenig bearbeiteten dänischen Kriegsgeschichte betrachtet, Aufmerksamkeit verdient. Die von Prof.

Olufsen in einer staatsökonomischen Schrift aufgestellte Behauptung, »Christian der Vierte sey weder einsichtsvoller Politiker noch tauglicher General gewesen,« bestimmte den Verfasser zuerst als Vertheidiger dieses berühmten Königs, gegen ein so einseitiges und falsches Urtheil, mit einem historischen Umriß über die von diesem Könige geführten drey Kriege aufzutreten. Dieser Umriß war zur Einrückung in eine Zeitschrift bestimmt. Als aber der Verfasser in einer anderen Zeitschrift las, was Prof. Molbech dieser unerwiesenen Behauptung Olufsen's entgegengesetzt hatte, gab er seinen ersten Vorsatz auf und faßte den Entschluß, eine rein militärische Darstellung der Kriege Christian des Vierten zu liefern. Entfernt von den Büchersammlungen und Archiven der Hauptstadt sah er sich genöthigt, nur auf die Benutzung der gedruckten Quellen sich zu beschränken; aber kein Kundiger und unpartheyischer Leser wird ihm das Zeugniß versagen, daß er seine Quellen mit Einsicht und Auswahl benutzt habe. Wenn auch der Verfasser durch diese Schrift den historischen Stoff nicht erweitert, oder neue Fakta ans Taglicht gebracht hat, so gebührt ihm doch das Verdienst, der Erste gewesen zu seyn, der die Geschichte des Calmarkrieges in einer zusammenhängenden Darstellung beschrieben hat. Die gründliche Einsicht in den militärischen Wissenschaften, die Hr. Jahn so wohl hier als in frühern Aufsätzen gezeigt, gibt seinem Werke ein erhöhtes Interesse, da dergleichen Kenntnisse nicht immer bey Historikern zu finden sind, die nur zu oft die Kriegsbegebenheiten in einem langweiligen Zeitungstone erzählen, und durch hochtrabende Worte die Mängel der Darstellung mühsam zu ersetzen suchen.

Bevor der Verf. zur eigentlichen Erzählung des Calmarkrieges schreitet, entwirft er in der Einleitung eine Schilderung von dem Zustande Dänemarks; in König Christian des Vierten erstem Regierungsjahre und beym Ausbruch des Krieges. Er sucht zu beweisen, daß Dänemark keinesweges — wie Slange und Holberg behaupten — bey dem Regierungsantritte dieses Königs, sich in einem beneidenswerthen Zustande befand, obgleich der Staat ohne Schulden war, und übrigens in freundschaftlichen Verhältnissen mit den Nachbarstaaten stand. »Die Einkünfte der Krone,« sagt Hr. Jahn, »waren sehr gering, denn der Adel hatte sich in den Besitz von zwey Drittheilen der Einkünfte des Reichs gesetzt. Die Armee befand sich in dem schlechtesten Zustande. Der Roßdienst, diese von dem Feudalsystem unzertrennliche persönliche Verpflichtung, war allmälich so in Vergessenheit gerathen, daß er nur noch dem Namen nach existirte, und zwar solchergestalt, daß man dem Aufgebot keine Folge leistete, oder oft nur Miethknechte sandte. Der Eifer, womit ehemals jeder waffentüchtige Mann sein Vaterland, seinen Herd und sein Eigenthum vertheidigte, war durch ein, dem wahren Patriotismus fremdes Privatinteresse ganz erloschen. Mit dem Reichthume hatte bey dem größern Haufen des Adels die Furcht vor dem Tode sich eingeschlichen. Die Städte, die im Mittelalter entweder Schiffe oder Fußvolk stellen mußten, hatten, durch das Beyspiel des Adels verleitet, sich dieser Pflicht zu entziehen gewußt. In welchem Zustande sich die Flotte befand, kann man daraus sich einen Begriff machen, daß selbst die Kriegsschiffe, die des Königs Schwester, die Königin Anna, nach Schottland brachten, unterwegs leck wurden, und der Reichsadmiral den Rentmeister deßwegen anklagte, welcher wieder den Unterbeamten der Nachlässigkeit beschuldigte. Von Festungen war das Land so gut wie entblößt. Weder die dänischen noch norwegischen Provinzen hatten deren in gehöriger Anzahl.« Der Verf. zeigt hierauf, wie der junge König, kaum noch

das Staatsruder in Händen haltend, mit aller Kraft und allem Eifer seine Aufmerksamkeit auf das Wohl des Landes und auf dessen Ehre richtete, für welche er bis zu seinem letzten Athemzuge beseelt war; wie er das Vertheidigungswesen durch Anlegung von Festungen verstärkte und die militärische Gränze des Landes deckte; wie er durch Erbauung eines neuen Zeughauses mit den dazu gehörigen Werkstätten Waffen herbeyschaffte und aus eingebornen Landeskindern eine Streitmacht organisirte, und wie er, von Jugend an mit dem Seewesen und der Schiffbaukunst vertraut, rastlos darauf hinarbeitete, die dänische Flotte in einen Zustand zu setzen, der die Bewunderung aller Fremden auf sich zog.

Von der Einleitung geht der Verfasser zur Entwicklung der eigentlichen Ursachen des Calmarkrieges über. Es ist genugsam bekannt, daß diese Ursachen, an und für sich, keine große politische Wichtigkeit hatten. Aber der schwedische Reichsverweser, oder Karl IX, that alles Mögliche, sowohl durch sein höhnisches Betragen als übermüthigen Eigensinn (welches selbst der für Schweden partheyisch eingenommene Rühs eingesteht), durch wiederholte Kränkungen der Territorial-Verträge und durch gewaltsame Eingriffe in die Freyheit der Schiffahrt auf der Ostsee, König Christian zum Zorn zu reizen, der in seinem Jünglingsfeuer diese Beleidigungen des übermüthigen Nachbars nicht so leicht hinnehmen konnte, als es die alten Herren in dem dänischen Reichsrath thaten, die immer zum Frieden mit Schweden riethen, wohl nicht so sehr aus wirklicher politischer Klugheit, als vielmehr, weil sie kein Geld zum Kriege hergeben wollten, oder auch, weil sie nicht wünschten, daß der junge König, durch das Glück der Waffen, eine größere Gewalt und Unabhängigkeit erlangen sollte.

Karl IX, der unrechtmäßig und durch despotische Mittel sich des schwedischen Throns bemächtigte, bezeigte auch nie irgend ein Verlangen sich König Christian zum Freunde zu machen. Auch war dieser König weit entfernt, sich zu König Sigismunds Parten zu neigen, wohl wissend, wie sehr es für Dänemark gefährlich seyn würde, wenn dieser König je wieder zum schwedischen Throne gelangen sollte. Aber von König Christians Charakter konnte man auch nicht erwarten, daß er das tief eingewurzelte Gefühl der Erbitterung gegen Herzog Carls wiederholte Kränkungen, unterdrückt haben würde. Wenn auch beyde Parteyen, wie Rühs meint, zu weit gingen, so ist es doch historisch erweislich, daß Herzog Karl, durch seine ungebührlichen Forderungen auf die norwegischen Lappen, den ersten Schritt zu jenem feindseligen Verhältnisse that, und daß auch deßwegen die häufigen Zusammenkünfte an der Gränze, die von 1591 bis 1608 zur mündlichen Ausgleichung der streitigen Punkte zwischen Dänemark und Schweden Statt fanden, keinen günstigen Erfolg haben konnten. König Christian sah daher den Krieg als das einzige Mittel an, die Streitigkeiten mit Schweden zu beendigen, und die Unlust, die der Reichsrath gegen diesen Krieg äußerte, mußte endlich vor dem festen Willen König Christian's weichen.

Den Gang der Unterhandlungen bey den erwähnten Zusammenkünften an der Gränze, bis König Christian unabänderlich den Krieg gegen Schweden beschloß, erzählt der Verfasser nach den bereits gedruckten Quellen. Die eigentliche Geschichte des Calmarkrieges folgt S. 84—256. Die Erzählung dieses Krieges erhält dadurch das Interesse der Neuheit, daß zum ersten Male ein kriegskundiger Historiker diesen merkwürdigen Krieg beschreibt. Hr. Jahn betrachtet Christian als einen für sein Zeitalter ausgezeichneten Feldherrn, und obgleich dieser

König hier zum ersten Male den Kriegsschauplatz betrat, beweist doch der Plan des ganzen Feldzuges, daß er ein ausgezeichneter Stratagete war, besonders wenn man erwägt, das die Kriegskunst sich damals noch in ihrer Kindheit befand. Der Verf. lobt unbedingt den Operationsplan des Feldzugs von 1611. Nach seiner Meinung hätte jedoch der Angriff auf die östliche Gränzfestung Calmar mit der Belagerung und Einnahme Elfsburgs zugleich geschehen sollen, denn es zeigte sich auch, daß die Diversion, die der Reichsmarschall Sehnsted nach Jönköping unternahm, keinen wesentlichen Erfolg hatte, oder richtiger, kaum zur Ausführung kam.

Die Belagerung Calmar's, der wichtigste Moment in diesem Kriege, erzählt der Verf. ziemlich ausführlich S. 105—147. In einer Digression sucht er die Ursachen der Uebergabe des Kastells und des Calmarschlosses zu entwickeln, ein Gegenstand, der noch immer ein streitiger Punkt zwischen den schwedischen und dänischen Geschichtschreibern ist. Die Schweden beschuldigen, wie bekannt, den Kommandanten, Christopher Somme, er habe vorsetzlich und als Landesverräther die Uebergabe beschleunigt. Der Verfasser nimmt ihn in Schutz gegen diese Behauptung, denn nach seiner Meinung bestand Sommer's ganzes Verbrechen darin, daß die Günstlinge des Königs seine Feinde waren und diese seine Gegner verurtheilten ihn, ohne ihn anzuhören. Jedoch sagt der Verfasser kurz vorher und mit mehr Einschränkung: »Verräther war Somme wohl kaum; ob er aber als schwedischer Unterthan seine Pflicht im ganzen Sinne des Wortes erfüllt habe, ist eine Frage, deren Beantwortung nicht hieher gehört.« Wir glauben dieser Meinung beypflichten zu können, denn in der Geschichte ist keine Spur zu finden, daß Somme von dänischer Seite zu einer verrätherischen Handlung aufgefordert, oder verleitet worden war. Man hat ihn in ein zweydeutiges Licht gesetzt, aber sein Betragen ist nie kritisch untersucht worden, auch dürften nach Verlauf eines so großen Zeitraums die nöthigen Quellen dazu wohl nicht mehr vorhanden seyn. König Karl's Beschuldigung, in seinem bekannten Herausforderungs-Schreiben an König Christian den Vierten, »er habe die Stadt Calmar überrumpelt und das Schloß durch Verrätherey erobert« — eine Beschuldigung, die König Christian in seinem Antwort-Schreiben mit Anstand und Würde zurückweist — muß wohl als ein Ausbruch des Zorns eines geschlagenen Feindes betrachtet werden, dessen Herausforderungs-Schreiben in einem nur allzu leidenschaftlichen Tone abgefaßt ist.

Daß der Verf. übrigens König Christian als Heerführer nicht mit blinder Parteylichkeit beurtheilt, zeigt sein gründlicher Tadel S. 157 über die zu frühe Beendigung des Feldzugs 1611. König Christian zufrieden mit der von ihm selbst geleiteten Belagerung und Einnahme Calmar's, kehrte den 26. September desselben Jahres nach Kopenhagen zurück, welches die Wiedereroberung Selands durch die Schweden zur Folge hatte, und noch weit mehr hätte verloren gehen können, hätte Karl IX den Augenblick zu benutzen gewußt.

Die Fortsetzung des Calmarkrieges nach Karl IX Tode und bey der Thronbesteigung seines Sohnes, Gustav Adolph, den 31. December 1611, erzählt der Verf. S. 163—224. Der Feldzug von 1612 ist deßwegen besonders interessant, weil der als Heerführer so glückliche und berühmte König Gustav als Feind einem Könige gegenüber stand, dessen Freundschaft er später so ernsthaft gesucht zu haben scheint. Er hegte eine große Achtung für diesen König, aber eine feste Vereinigung

unter ihnen zu dem gemeinsamen Ziele, das sie beyde vor Augen hatten, Vertheidiger der protestantischen Religion zu seyn, kam nie zu Stande. Uebrigens war dieser Feldzug in seinem Erfolg nicht minder glücklich und ehrenvoll für die dänischen Waffen als der erste. Die Einnahme der Festungen Eltsburg und Goldburg, die Wiedereroberung Gelands und des Schlosses Borkholm, waren die Früchte dieses Feldzuges. König Christian zeigte sich hier in seinem ganzen kriegerischen Glanze, sowohl zu Wasser als zu Lande. Er führte selbst seine stolze Flotte in offener See und bedrohte Stockholm mit einem Angriff von der Seeseite. Aber er fand auch in dem jungen Gustav einen rüstigen Gegner, der nicht müßig war, und der durch seine Wachsamkeit manche Gefahr abzuwenden wußte. So glücklich aber auch der Krieg für Dänemark war, so waren doch die Streifzüge, die von beyden Seiten, ohne entschiedene Wirkung, unternommen wurden, in ihren Folgen eben so verheerend für die dänischen Länder jenseits des Sundes, als für die schwedischen Provinzen Gothland und Smaaland. Die Schilderung dieser Streifzüge, und wie dieser Krieg im Kleinen damals mit gegenseitiger Erbitterung und grausamer Hinopferung wehrloser Einwohner geführt wurde, ist wahrhaft empörend für das menschliche Gefühl.

Doch dürften wohl die Schilderungen jener Kriegsscenen, die der Verf. aus dem französischen Geschichtschreiber Peleus, in seiner Hist. de la dernière guerre de Suède, mittheilt, etwas zu übertrieben seyn. Wenn es z. B. daselbst heißt: »Alle Mädchen wurden gemißhandelt, alle Weiber geschändet, alle Kinder todt geschlagen« u. s. w. Auch glauben wir nicht, daß man diese Grausamkeiten, wie der Verf meint, dem Fanatismus und Nationalhasse zuschreiben kann, vielmehr dürften die Ursachen dazu in der schlechten Kriegszucht zu suchen seyn, und in den Grundsätzen, nach welchen damals der Krieg geführt wurde. Da auch ein bedeutender Theil des Heeres nur aus Miethtruppen bestand, so könnte man bey diesen weder Fanatismus noch Nationalhaß voraussetzen, da sie nie daran dachten, für wessen Sache sie stritten, sondern nur an die reiche Beute, die sie machen würden.

Nachdem der Verf. in der fünften Abtheilung seiner Schrift (S. 225—256) von den Unterhandlungen gesprochen, die mit dem Frieden zu Siöröd vom 19. Jänner 1613 endigten — wobey die Dänen gegen eine Million Thaler alle gemachten Eroberungen abtraten, und der schwedische König dem Titel eines Königs der Lappen entsagte — theilt er uns noch einige kritische Bemerkungen mit und in drey Beylagen, Christian des Vierten Kriegsartikel von 1611; die gereimte Erzählung von des Herolden Klaus de Vales Zug nach Schweden, um den Krieg anzukündigen und endlich Gustav Adolphs offenen Brief an die Bewohner Norwegens, sich unter schwedischen Schutz zu begeben. Diese Aufforderung erscheint hier zum ersten Male aus dem Schwedischen ins Dänische übersetzt.

Was den Styl und den Vortrag des Verf. betrifft, so kann er in dieser Hinsicht keinen Anspruch auf Auszeichnung machen. Seine Darstellung ist ziemlich einfach, ohne Schwulst und Ueberladung und ohne Nachläßigkeit in Behandlung der Sprache. Dieses letztere verdient um so mehr eine ehrenvolle Erwähnung, da der Verfasser kein eingeborner Däne ist, und folglich nicht in seiner Muttersprache schreibt. Auch ist diese historische Arbeit sein erstes Werk. Wir theilen übrigens mit dem Verf. seine edle Wärme für das Große und Erhabene in der Geschichte und für die ausgezeichneten Heldenthaten unserer Vorfahren. Wer von

diesem Gefühle lebhaft durchdrungen ist, wird auch nach Vollendung in Behandlung der Geschichte streben, und wir glauben diese Anzeige nicht besser schließen zu können, als mit jenen goldenen Worten Friedrich von Raumers, womit derselbe die Beurtheilung von Menzels Geschichte der Deutschen (Hermes Bd. XII.) beschließt, nämlich, »daß alle Gelehrsamkeit ohne künstlerische Darstellung keinem Werke ein selbstständiges Leben verleiht, und umgekehrt alle Pracht bloßer Worte, ohne den festen Bau der Kenntnisse kläglich zusammen schwindet. Ein echter Historiker schreibt weder allein für Professoren, noch allein für die Toiletten der Damen. Herodot ist darum nicht der Schlechtere, weil er von Männern, Weibern und Kindern mit gleichem Vergnügen gelesen wird.«

II.

Wolsunga-Saga, oder Geschichte des Sigurd Fafnersbone, nach isländischen Handschriften ins Dänische übersetzt und mit Anmerkungen begleitet, von Karl Christian Rafn. Kopenhagen, 1822. 166 S. (Auch unter dem Titel: nordische Kämpfergeschichten, zweyter Theil.)

Wir haben bey der Anzeige des ersten Theils dieser Schrift, (vergl. Anzeigebl. Nr. XVII. S. 69.) der die Sage des Königs Hrolf Krage enthält, auf das Verdienstliche dieses Unternehmens aufmerksam gemacht, uns die alten Sagen des Nordens in gelungenen Uebersetzungen zu liefern. Gegenwärtiger zweyter Theil enthält einen Sagenkreis von so hohem Alter, daß schon im neunten Jahrhundert der Inhalt derselben als ein geschichtliches Denkmal betrachtet wurde. Die Helden dieser Sagen waren im Munde des Volkes von der Niederelbe bis an den Rhein und die Donau. Kein Dichterstoff neuerer Zeit war so allgemein, als dieser, unter allen Völkerschaften verbreitet. Diesen Stoff behandelte zuerst Braga Skald, der am Hofe des schwedischen Königs Biörn Jernside (Sohn Regnar Lodbrogs) lebte, und nach ihm mehrere angelsächsische Dichter, vor der Zeit Knud des Großen und wahrscheinlich auch deutsche Sänger vor Karl des Großen Zeiten. In Island hatten im zehnten und eilften Jahrhundert die Dichter manche Bilder und Ausdrücke aus diesen Sagen entlehnt, und diese Anspielungen waren bis zum dreyzehnten Jahrhunderte sehr beliebt in den Hallen der norwegischen Könige. Wer an den Höfen der Waldemare für etwas gelten wollte, mußte mit diesem Dichterstoff vertraut seyn, der häufig von den herumreisenden deutschen Sängern besungen wurde. Nachdem dieser Stoff vielfältig bearbeitet worden war, entstand das Nibelungenlied, dieses berühmte Denkmal des deutschen Mittelalters, das die drey wichtigsten Epochen der Wolsunga-Saga berührt: Sigurds Vermählung, dessen Tod und Gudrunens Rache. In Volksliedern und Volkssagen erhielt sich das Andenken dieser Begebenheiten lange in Deutschland. Die dänischen Kämpferlieder verpflanzten dieses Andenken auf die Ritterburgen des Norden. Der wechselnde Zeitgeschmack hat diese Dichtungen aus dem Munde des Volks verdrängt, und sie sind nur noch ein Gegenstand der Nachforschungen der Gelehrten. Das Andenken an Sigurd und Gudrune hat sich jedoch bis auf unsere Tage unter dem gemeinen Volke in Dänemark erhalten, und die Mädchen auf den Färöer hüpfen noch zu Weihnachtszeit gerne nach der Melodie jenes Liedes von Siura und schön Gurin, die in einer

Reihe von Jahrhunderten die beliebteste Tanzmusik für die Bewohner dieser Inseln war.

So wie im ersten Theile dieser Kämpfergeschichten, hat der Verfasser auch in diesem Theile sehr passend den alterthümlichen Ton, der diesen Sagen so ganz eigenthümlich ist, beyzubehalten gewußt, ohne jedoch der Sprache einigen Zwang anzuthun. Der Verf. hat einen Pergament-Kodex von der großen königlichen Bibliothek seiner Uebersetzung zum Grunde gelegt, doch ist es zu bedauern, daß er nicht hier, wie bey Hrolf Krages Saga, ein Verzeichniß der bedeutendsten Varianten hinzugefügt hat. Die Erklärungen des Verf. sind sehr gut und zweckmäßig. Er hat seine Arbeit dem berühmten Historiker, Statsrath Engelstoft, gewidmet, der sich so vielfache Verdienste um das Studium der Geschichte erworben hat.

III.

König Erik Plogpennings (Erich Pflugpfennings) Geschichte*). Eine Probe zur Darstellung der nordischen Geschichte, von Christian Molbech, Professor. Kopenhagen, 1821. 64 S.

Der Verf. dieses gegenwärtigen historischen Versuchs hatte schon vor neun Jahren durch seine treffliche Geschichte des Ditmarschen Krieges (vergl. Anzeigebl. Nr. III. S. 14.) gezeigt, wie sehr er die Geschichte Dänemarks auf eine echt pragmatische Weise zu behandeln versteht. Jeder Leser, der jenes Werk mit Befriedigung aus der Hand legte, wird in diesem neuesten Werke des talentvollen Verfassers sich nicht weniger angenehm überrascht fühlen. Sein Vortrag und seine Darstellung haben seitdem an Fülle und Kraft nur noch mehr gewonnen. Die vor uns liegende Schrift ist eigentlich nur das Bruchstück eines größern Werkes über jenen Zeitraum der dänischen Geschichte im Mittelalter, der den langwierigen und für das Reich so verderblichen Streit zwischen der geistlichen und weltlichen Macht umfaßt. Dieser Zeitraum, dessen Ausdehnung der Verf. nicht näher bezeichnet, erstreckt sich unfehlbar bis zur Thronbesteigung Waldemar Atterdags, und umfaßt solchergestalt ein ganzes Jahrhundert, worin jener Kampf zwischen der Königsmacht auf der einen, und der Hierarchie und Aristokratie auf der andern Seite, verbunden mit den Streitigkeiten in dem Königshause selbst, eine politische Verwirrung herbeyführte, gleich der, die in den meisten übrigen europäischen Ländern Statt fand, bis eine geordnetere Verfassung und eine bestimmtere Regierungsfolge sich ausbildete.

Da dieser Zeitraum, so wie überhaupt Dänemarks Geschichte im Mittelalter, aus Mangel an gleichzeitigen Quellen, uns manche charakteristische Züge der handelnden Personen vermissen läßt, auch uns nicht jene psychologische Winke liefert, wodurch ein geschichtliches Gemälde so viel Leben erhält, so steht zu erwarten, daß der Verf. uns zur Entschädigung in dem größern Werke eine ausführlichere Schilderung von der politischen und kirchlichen Verfassung Dänemarks, von dem Zustande des Handels, der Wissenschaften und Sitten darlegen wird, wozu in den Annalen, Archiven und Klosterschriften eine so reichliche Ausbeute zu finden seyn würde.

Daß übrigens der Verfasser zum Gegenstand dieser Monographie

*) Diesen Namen bekam dieser König von einer Steuer, die er aus Mangel an Gelde auf jeden Pflug zu legen genöthigt war.

einen König gewählt, der nach seinen Äußerungen (S. 79) »mehr durch sein trauriges Ende als durch seine ausgezeichneten Thaten sich einen Namen bey der Nachwelt erworben hat,« geschah wohl aus dem Grunde, weil der erwähnte Zeitraum mit diesem König anfängt; denn sonst würde Christopher des Ersten Regierung ein weit größeres Interesse gehabt haben. Es ist natürlich, daß der Verf. Suhms großes Werk zum Grunde gelegt hat, aber man sieht deutlich aus mehreren Stellen, daß er die Quellen bey Suhm fleißig verglichen hat. Inländische Quellen von Wichtigkeit, die von diesem seinen Vorgänger nicht benutzt worden sind, welchem die Früchte des Sammlerfleißes eines Gram und Langebek zu Gebote standen, würden für diesen Zeitraum schwerlich noch zu entdecken seyn.

IV.

1. Untersuchung über den Ursprung der dänischen Ritterorden, von Dr. Friedrich Münter, Bischof von Seelands Stift, Bischof der königlichen Orden, Großkreuz von Danebrog und Danebrogsmann. Kopenhagen 1822. Gedruckt und verlegt von A. Seidelin. 120 S. mit drey Kupfertafeln.

2. *Recherches sur l'origine des Ordres de Chevalerie du Royaume de Danemarc par le Docteur Münter, Evêque de Selande etc. Copenhague* 1822. *Chez F. A. Seidelin.* 124 S.

3. Recension über des Hrn. Bischof Münters Untersuchung über den Ursprung der dänischen Ritterorden, von Dr. G. L. Baden, Landrichter. Kopenhagen, 1822. Bey Kjöpping. 48 S.

Kurz nach der Erneuerung des Elephantenordens unter Christian dem Fünften gab der berühmte Thomas Bartholin eine Schrift heraus: de ordine elephantino, und auch bemerkenswerth in dieser Beziehung ist Marcus Gioe's »Oration über den vortrefflichen Elephantenorden.« Mit mehr Fleiß hat der Assessor Hertzholm seine Beyträge zur Geschichte dieses Ordens gesammelt, die erst nach seinem Tode herausgegeben wurden. Zwar hatte die historische Kritik manche gegründete Einwendungen gegen alle diese Schriften zu machen, jedoch wurde darüber nichts früher öffentlich bekannt, als bis Suhm in dem ersten Theile seiner Sammlungen zur dänischen Geschichte, Wilhelm Worm's ziemlich strenges Urtheil über Hertzholms Werk, und einen Auszug aus den Klerenfeldischen Sammlungen über das Alter des Elephantenordens mittheilte. In die Fußstapfen dieser Männer trat Dr. G. L. Baden in seinen Anmerkungen zu Thorcelius obenerwähnter Abhandlung, so wie auch in seinem Beytrag zur Geschichte der Ritter und Ritterorden. Der verstorbene Ordens-Historiograph, Etatsrath A. Kall, hatte der königl. Gesellschaft der Wissenschaften eine Untersuchung über den Elephantenorden vorgelegt, die aber nur einen einzelnen Punkt der Geschichte desselben betraf und noch nicht im Druck erschienen ist. Zur Geschichte des Danebrogordens sind die Beyträge noch viel geringer.

Es war also ein verdienstliches Unternehmen, daß der gelehrte Bischof von Seeland, Dr. Friedrich Münter, aufs Neue eine Untersuchung über den Ursprung der dänischen Ritterorden anstellte, und es war von ihm zu erwarten, daß er die unerweisbaren Behauptungen seiner Vorgänger näher prüfen, und wo möglich manche Lücken in der

Geschichte der Orden ausfallen würde, wozu seine ausgebreitete Belesenheit und glückliche Kombinationsgabe ihn so sehr in den Stand setzte.

In der Einleitung zu seinen Untersuchungen theilt uns der Hr. Verfasser einige Nachrichten über die im Mittelalter unter dem Namen Fratres Pontifices in mehreren südeuropäischen Ländern bekannten Bruderschaften mit, die zur Absicht hatten, den Verkehr zwischen den Bürgern durch Erbauung von Brücken und Ueberfahrts-Anstalten zu erleichtern, und dann auch Hospitäler zu errichten. (Denn auch im Norden wurde es für eine fromme That angesehn, dergleichen zu erbauen.)

In Dänemark, wo keine große Flüsse sich fanden, waren diese Bruderschaften nicht so sehr nothwendig. Aber in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts hatten dagegen die Seeräubereyen der Wenden so zugenommen, daß viele Küsten von Dänemark von den Einwohnern verlassen wurden. Unter den Bürgerkriegen, die der Thronbesteigung Waldemar des Ersten voran gingen, mußten die Kaufleute selbst für die Sicherheit ihres Handels sorgen. Diese Periode ist es, in welcher Saxo einer Gesellschaft erwähnt, die sich in Rothschild unter der Leitung Bethemons bildete, die zum Zweck hatte, sich den Seeräubereyen der Wenden zu widersetzen. Diese Gesellschaft erhielt das Recht Schiffe zu nehmen, wo sie selbe nur habhaft werden konnte, und hatte also einen gesetzlichen Charakter. Sie wurde besonders von den Bürgern Rothschilds unterstützt, und hatte Verbindungen über ganz Seeland. Ein religiöser Geist herrschte in dieser Gesellschaft, und jedes Mitglied der Gesellschaft mußte, bevor es sich auf ein Schiff begab, erst beichten und die heilige Kommunion empfangen. Obgleich diese Gesellschaft nicht mehr als ein und zwanzig Schiffe besaß, gelang es ihr doch zu verschiedenen Zeiten zwey und achtzig feindliche Schiffe zu nehmen. Von den weitern Schicksalen dieser Rothschildschen Bruderschaft schweigt die Geschichte. Saxo konnte als Zeitgenosse dieser Gesellschaft ihre Geschichte nicht weiter fortsetzen. Es bleibt also nur eine Vermuthung, daß sie irgend einen Zusammenhang mit jener spätern Bruderschaft gehabt hat, die von Christian dem Ersten, in Rothschild gestiftet wurde.

Der Verfasser wendet sich nun zur Untersuchung der Geschichte dieser spätern Rothschildischen Brüderschaft. Aus mehreren päpstlichen Bullen erfahren wir, daß Christian der Erste goldene Ketten an ansehnliche Männer und vornehme Frauen austheilte, die Mitglieder der Bruderschaft waren, welche er gestiftet hatte. Diese Bruderschaft hatte eine Kapelle in Rothschild, allwo Messen für diejenigen gelesen werden sollten, »die jenes Ritterzeichen trugen oder getragen hatten.« Der Hr. Verfasser schließt hieraus, daß die Bruderschaft schon damals eine Reihe von Jahren bestanden haben müßte, und pflichtet der Meinung mehrer Gelehrten bey, daß der Elephantorden älter als Christian der Erste sey. Jene Bruderschaft hatte auch die Erlaubniß, sich ihren Beichtvater selbst zu wählen, und wahrscheinlich wählten sie dazu den Dompropst in Rothschild, denn dieser Prälat erhielt von Christian dem Zweyten die Erlaubniß, in sein Wappenschild einen vergoldeten Elephanten mit einem Schloß auf den Rücken zu setzen.

Der Hr. Verf. nimmt hierauf Veranlassung von dem Elephanten, als symbolisches Zeichen, zu sprechen, und zeigt, wie die Nordländer den Elephanten kennen gelernt haben, und wie sie daraus ein Ordenszeichen bildeten. Er verweilt besonders bey der von dem Statsrathe A. Kall geäußerten Vermuthung, daß die Theilnahme der Dänen an Nicäas

Eroberung vielleicht die Dekoration des Elephanten, neben dem das Bild der h. Jungfrau angebracht war, veranlaßt haben könnte. Der Hr. Verf. beweist, wie sehr unhaltbar diese Vermuthung ist, indem der Elephant keinesweges den Nicäern zu einem besondern Kennzeichen diente. Der Hr. Bischof Münter glaubt vielmehr, daß die Verwendung des Elephanten zum Ehrenzeichen allegorisch erklärt werden müsse, da in der ältern christlichen Kirche Thiere zuweilen als symbolische Vorstellungen gebraucht wurden, so wie auch selbst der Elephant zum Sinnbild der Reinheit der Sitten diente.

Nach diesen Untersuchungen, worin der Hr. Verf. Gelegenheit genug hatte, seine tiefe und ausgebreitete Gelehrsamkeit anzuwenden, kommt er wieder zurück auf die Rothschilder Bruderschaft, und hält sich besonders bey dem Beweis auf, daß jene Bruderschaft mit dem Elephantenorden in Verbindung stand, wie dieses aus des Bischof Ave Bildes Brief an den Kanzler König Christian des Dritten hervorgeht, der von ihm Aufklärung über den Schmuck verlangte, den die dänischen Könige auszutheilen pflegten. Der Kanzler antwortet, er wisse nicht, wo die dahin gehörenden Dokumente hingekommen seyen, sie dürften aber wohl entweder von Christian dem Zweyten aus dem Reiche geschafft worden, oder während der folgenden Fehdezeit verloren gegangen seyn, aber er habe gehört, daß der Papst Sixtus der Vierte König Christian dem Ersten und den folgenden Königen von Dänemark einen Orden gegeben habe, zur Erinnerung an die Leiden Christi, und für die Stiftung, welche der König in der Dreyfaltigkeits=Kapelle in Rothschild gegründet hatte, worin adelige Herren und Frauen aufgenommen wurden, und daß die Ordens=Mitglieder den Schmuck eines Elephanten, worunter eine Dornenkrone und drey Nägel angebracht sind, tragen mußten.

Da dieser Brief ein wichtiges Aktenstück zur Geschichte des Ordens ist, und man die Echtheit desselben bestritten hat, so zeigt der Hr. Verf. ausführlich, daß dazu keine triftigen Gründe vorhanden sind, und daß auch dieser Brief keine historischen Unrichtigkeiten enthalte. Nachdem er Ave Bildes Brief weiter erörtert hat, führt der Hr. Verf. den Beweis, daß König Christian der Erste Ketten an Ritter und Fürsten ausgetheilt habe, wodurch sie in die Bruderschaft aufgenommen wurden. Daß König Hans zufolge Ave Bildes Brief die Elephantenkette trug, wird aus der Zeichnung auf seinem Grabdenkmal in der St. Knuds=Kirche in Odensee erwiesen.

Auch auf Friedrich des Zweyten Münzen von 1532 sieht man den Elephanten. Dieser König theilte Elephantenketten aus, an Benedikt Ahlefeld und Heinrich Ranzau 1580. Da Dr. Baden behauptet hat, der Elephantenorden sey erst 1616, ja vielleicht erst 1634 gestiftet, beruft der Hr. Bischof Münter sich auf Mennenii Antwerpiensis deliciae equestrium ordinum von 1613, worin der Elephantenorden ausführlich erwähnt wird, als ein dänischer militärischer Orden, und worin die Beschreibung der Dekoration desselben mitgetheilt wird. Der Elephant hatte nunmehr einen Thurm auf den Rücken erhalten, mit diese Verbindung des Thurms mit den Elephanten gibt dem Verf. Veranlassung vom Ursprung des Danebrogordens zu sprechen.

Sehr sinnreich zeigt der Hr. Verf., daß der Wagen, worauf zuweilen im Mittelalter das Hauptpannier geführt wurde, und Carocium hieß, auch zuweilen von den Tempelherren gebraucht wurde, und daß es also wahrscheinlich sey, daß der deutsche Orden, der fast in Allem die

Einrichtungen jenes Ordens nachahmte, auch diesen Wagen gebraucht habe. Von dem deutschen Orden konnten die Dänen leicht in Liefland diesen Gebrauch gelernt haben. Der Verf. verbindet hiermit die Nachricht, die Bartholin aus einem alten Pergament=Dokument mitgetheilt hatte, von zwey und dreyßig Rittern, die von Woldemar dem Zweyten am St. Laurentii Tag 1219 zu Rittern geschlagen, und mit goldenen Ketten geschmückt worden waren, an welchen weiße Kreuze befestigt waren. Der Hr. Verf. ist übrigens der Etymologie des Etatsrath A. Kall gefolgt, nach welchem das Wort Danebrog der Dänen Burg bedeute, welche Herleitung auch weit sprachrichtiger ist, als alle frühern, die man versucht hat. Nach Kalls Meinung bildeten die Milites Dannebrogici die Wache des Pannerwagens, und er schöpft daraus die Vermuthung, die der Bischof Münter annimmt, daß die Rothschilder Bruderschaft, unter Bethemans Anführung, den Stamm jener tapfern Krieger ausmachte, deren Vertheidigung das Panner anvertraut worden war. Aus dem thurmähnlichen Bau des Pannerwagens erklärt es der Verf. sich, warum die Bruderschaft in Rothschild später einen Thurm auf den Elephanten setzte.

Als Beylage hat der Verf. abdrucken lassen: Saxos Bericht über die Bruderschaft des Bethemons; Christian des Ersten Stiftungsbrief der h. Dreyfaltigkeitskapelle in Rothschild aus dem königlichen Ordens=Archiv; König Christian des Zweyten Diplom, worin er dem Dompropst in Rothschild ein Amtswappen ertheilt, gleichfalls aus dem königlichen Ordens=Archiv; des Bischof Ave Bildes Brief an den Kanzler Johann Friis; eine Abhandlung über die Bruderschaft in Rothschild, aus dem zweyten Theile der dänischen Bibliothek; Francisci Mennonii Bericht über den Elephanteuorden, aus seinen deliciae Equestrium ordinum pag. 149; König Woldemars Verpflichtung an den Grafen von Schwerin, wegen der diesem Fürsten versprochenen Lösegelder, aus dem königlichen Ordens=Archiv und endlich: eine berichtigte Zeichnung von dem Bilde des König Hans auf seinem Grabdenkmal. Drey Steinabdrücke liefern die alten Formen des Elephantenordens und andere zu der Geschichte des Ordens gehörende Abbildungen. Dieses mit so vielem Scharfsinn und Gelehrsamkeit ausgearbeitete Werk ist auch mit vieler typographischer Eleganz gedruckt.

Nr. 2 ist eine Uebersetzung des oben angezeigten Werkes.

Nr. 3 enthält eine Kritik über Bischof Münters Schrift, und zugleich eine ausführliche Entwicklung der Gründe, die den Hrn. Dr. Baden dazu bestimmten, einen spätern Ursprung der Ritterorden in Dänemark anzunehmen. Da es hier unsere Absicht nicht seyn kann, alle Einwendungen des Hrn. Dr. Baden gegen Münters Schrift zu prüfen, dessen ausgebreitete Gelehrsamkeit er übrigens volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, sondern bloß die historische Frage über den Ursprung der dänischen Ritterorden, besonders den Orden des Elephanten zu erörtern, womit beyde Verfasser sich besonders beschäftigen, so wollen wir dem ganzen Gang in Dr. Badens Schrift nicht folgen, sondern uns bloß an die Hauptgründe halten, die er aufgestellt hat.

Dr. Badens wichtigste Behauptung ist, der Elephantenorden könne nicht älter als 1634 seyn, zufolge eines Schreibens von König Christian dem Vierten an Christian Friis und Albert Scheel vom 5. September 1634, das sich im ersten Theile von Suhms, durch Sandwig herausgegebenen Sammlungen S. 56 befindet. Dieses Schreiben lautet folgender Maßen: »Aldiweil jetzund nun Ketten mit Elephanten

verfertigt sind, besetzt mit Diamanten, für die aus dem Reichsrathe, die letzthin zu Rittern geschlagen worden sind, und von welchen keiner, außer euch Beyden mehr am Leben ist, da fürder es Euch nicht übel anstehen würde, wenn Ihr mit den Andern eine Art Ritter-Ordens-Zeichen traget, so soll es Euch frey stehen, wenn Ihr pro memoria den bewaffneten Arm aufbewahren wolltet, an dessen Statt Elephanten zu tragen, oder auch den bewaffneten Arm an solchen Ketten zu hängen, so die Andern bekommen haben, um Elephanten daran zu befestigen, alldieweil die Landsassen, die zu Rittern geschlagen sind, auch Elephanten bekommen, hängend an blauen Bändern.«

Aus diesem Briefe schließt Dr. Baden 1) daß Friis und Scheel, obgleich beyde Ritter, doch noch kein Ordens-Zeichen trugen; 2) daß diejenigen, die 1634 zu Rittern geschlagen würden, die Ersten waren, die Elephanten erhielten; 3) daß die Elephanten-Dekoration noch kein Ritterorden war, sondern ein Corollar (?) für diejenigen, die zu Rittern geschlagen wurden. Wir müssen hiergegen bemerken, 1) daß jenes Schreiben ausdrücklich sagt, daß Friis und Scheel Ritter des bewaffneten Arms waren und dieses Ordenszeichen trugen, und daß sie die einzigen noch lebenden Reichsräthe waren, die 1616 jenen Orden erhielten. 2) Das Schreiben meldet keinesweges, daß Elephanten jetzt erst ausgetheilt werden seyen, sondern bloß, daß besondere Ordensketten, nämlich mit Diamanten besetzt, an diejenigen der neuen Ritter ausgetheilt wurden, die zugleich Reichsräthe waren. 3) Christian der Vierte, der zu einer Zeit regierte, da Ritterorden allgemein waren, und selbst einen Ritterorden stiftete, mußte recht gut wissen, was ein Ritterorden sey. Die Veranlassung zu jenem Schreiben war, der Wunsch des Königs, daß seine zwey ältesten Reichsräthe sich mit eben so prächtigen Ketten zeigen sollten, als die übrigen Reichsräthe, indessen die andern Ritter nur ein blaues Band hatten, um daran den Elephanten zu befestigen.

Bischof Münters Gründe für den frühern Ursprung des Elephantenordens waren theils aus dem Zeugniß fremder Schriftsteller, theils aus inländischen Quellen genommen. Unter den fremden Schriftstellern sind Rebolledo und Mennenius die wichtigsten. Bey dem ersten dieser Schriftsteller bemerkt Dr. Baden, daß man keine Notiz von dem nehmen sollte, was ein spanischer Schriftsteller von dänischen Sachen erzählt. Aber warum nicht? wenn der spanische Schriftsteller wohl unterrichtet war, wenn er, wie Rebolledo, sich als Gesandter am Hofe Friedrich des Dritten aufhielt, und wohl gut Bescheid von dem wissen mußte, wovon er spricht? Immer bleibt es ein merkwürdiges Denkmal, daß dieser selbe Rebolledo in seinen Silvas den dänischen Königen darüber Vorwürfe macht, weil sie das Bild der h. Jungfrau Maria von dem Orden, den sie gestiftet, weggenommen, und bloß den Elephanten zurückgelassen hätten. Gegen das, was Mennenius in seiner Schrift über die Ritterorden sagt, weiß Dr. Baden auch nichts anders einzuwenden, als daß er ein Ausländer war, und daß er die Rothschilder Bruderschaft mit der Dekoration des später errichteten Elephantenorden vermengt. Aber eben das, was Mennenius anführt, stimmt sehr gut überein, sowohl mit Rebolledos, als mit Ave Bildes weiter oben angeführten Aeußerungen, und die also nur dazu dienen, sich gegenseitig zu bekräftigen.

Die inländischen Gelehrten, worauf der Bischof Münter sich berief, waren: 1) Arild Haidtfeld, der erzählt, daß König Christian der Erste den Markgrafen von Mantua zu seinem goldnen

Bließ einen Elephanten gab. Dabey bemerkt Dr. Baden, daß Hvidtfeld dadurch nur habe andeuten wollen, daß dieses Geschenk eben so vornehm sey, als das goldene Bließ. 2) Ave Bildes Brief, von dessen Echtheit wir weiter oben gesprochen haben. 3) Ole Worm, der in seinen Briefen häufig das Alterthum des Elephantenordens erwähnt. Dr. Baden sucht das Zeugniß desselben durch die Bemerkung zu entkräften, er sey leichtgläubig, ein Schmeichler und Hofmann gewesen. Dieses sind abermals und zwar sehr ungegründete Machtsprüche. Ole Worms Aeußerungen befinden sich in Briefen an aus- und inländische Freunde, in welchen er doch wohl seines Herzens Meinung sagen konnte. Die übrigen Einwendungen des Hrn. Dr. Baden sind von gleichem Gehalt, weßwegen wir sie auch hier übergehen wollen.

Was Hr. Dr. Baden über den Ursprung des Danebrogordens sagt, ist sehr kurz. Er bemerkt besonders, man habe keinen historischen Beweis dafür, daß der Papst König Waldemar dem Zweyten ein Pannier zugesandt habe. Wir müssen überhaupt bemerken, daß die Geschichte des Danebrog-Ordens im Ganzen nicht mit jener Genauigkeit behandelt worden ist, als jene des Elephantenordens, und daß man auch noch nicht alle Stellen in ältern Schriften gesammelt hat, wo der Danebrog-Orden erwähnt wird.

V.

Neue Isländische Sage.

Fostbraedra - Saga edr Sagan af Thorgeiri Havarsyni ok Thormodi Bersasyni Kolbrunarskaldi. Nu utgengin á prent eptir handritum. Kaupmannahöfe. Prentus hia Thiele at forlagi hans 1822. 217 S. (Bundesbrüder-Sage, oder: Sage von Thorgeir und Thormod. Im Druck herausgegeben nach einer Handschrift. Kopenhagen 1822. Gedruckt und verlegt von Thiele.)

Der Druck dieser Sage ist eine typographische Merkwürdigkeit, da es die erste Sage ist, die bloß isländisch in Dänemark gedruckt worden, und im Verlag eines Buchhändlers, ohne anderweitige Unterstützung, herausgekommen ist. Die sehr kurze Vorrede liefert nur die Notiz, daß diese Sage nach einer Abschrift in der Suhmschen Sammlung auf der königlichen Bibliothek abgedruckt ist. Uebrigens verweist der ungenannte Herausgeber auf P. E. Müller's Sagenbibliothek, wo das Weitere, diese Sage betreffend, zu finden ist.

Unter den noch nicht herausgegebenen isländischen Sagen verdiente besonders die Bundesbrüder-Sage gedruckt zu werden. Sie betrifft zwey Isländer Thorgeir, und Thormod, die, kurz nach der Einführung des Christenthums, auf der Insel Island nach alter Weise einen Bundesbruder-Bund eingingen.

Als Thorgeir funfzehn Jahr alt war, wurde sein Vater von einem Anführer getödtet. Der Jüngling gehet eines Abends hin nach dem Hofe des Anführers und verlangt ihn zu sprechen. Als dieser, von zwey Hausknechten begleitet, unter dem Thorweg erscheint, begehrt Thorgeir die Geldbuße, wodurch nach damaliger Verfassung der Männermord ausgesöhnt wurde, aber der Anführer erklärt, er habe es sich einmal zum Gesetz gemacht, keine Buße zu bezahlen. Thorgeir springt hierauf auf ihn zu, hauet ihn nieder, und indessen die Hausknechte den Gefallenen ergreifen, entweicht Thorgeir. Einige Jahre waren die

Bundesbrüder unzertrennlich, zuweilen standen sie den Unterdrückten bey, aber im Ganzen waren sie nicht sehr beliebt, wegen ihrer Streitlust und Unregierlichkeit. Thorgeir wurde vogelfrey erklärt, doch wollte Thormod sich nicht von ihm trennen. Aber eines Tages, als sie zusammen ritten, sagte Thorgeir: »meinst Du, wenn man auch lange suchte, man würde zwey Bundesbrüder finden, uns gleich an Muth und Gewandheit?« »Ich glaube nicht,« erwiederte Thormod, »man fände sie nirgendwo, in Island.« »Aber wer von Beyden, glaubst Du, erhielte den Vorzug, wenn wir einander prüften?« fragte Thorgeir. »Das weiß ich nicht,« entgegnete Thormod, »aber das weiß ich, daß deine Frage unsern Bund aufgelöst hat,« und sie trennten sich auf der Stelle. Hierauf segelte Thorgeir fort, tummelte sich viel herum in Island, England, Dänemark und Norwegen, wo er in König Oluf des Heiligen Dienste kam; er wurde bey einem Besuch, den er auf Island machte, getödtet.

Thormod blieb zurück auf Island. Er liebte Mädchen und Minnesang. Einstmals kam er nach einem Hof, wo die Tochter Thorbjorgs, eine schöne Brunette war. Die Familie fand Behagen an seinem Umgange, und bat ihn, einige Zeit bey ihnen zu verweilen. Er dichtete nun einen Sang zur Ehre des Mädchens, die den Zunamen Kolbrun (dunkelgelockt) erhielt, und dieser Sang fand so großen Beyfall, daß das Mädchen ihm den Namen Kolbrunerskald und einen goldenen Ring zur Belohnung gab. Einige Zeit nachher besucht er eine zweyte Jungfrau, die Thordise hieß, und die er früher geliebt hatte, aber diese empfängt ihn verdrießlich und sagt, sie habe von dem Liede gehört, das er seiner neuen Geliebten gesungen. Thormod versichert; der Sang habe ihr selbst gegolten, denn er habe in jenem Augenblicke eben daran gedacht, wie sehr ihre Schönheit die des andern Mädchens weit übertreffe, und er sey eigens gekommen, ihr diesen Sang hören zu lassen. Hierauf singt er das Lied auf die Art, daß er Alles, was er von Thorbjorg sagte, zum Ruhm der Thordise umwandelt. »Und so wie eine finstre Wolke herauf ziehet von Norden, aber durch einen sanften Wind abwärts getrieben wird, so daß nur wenig Schnee fällt; und die Sonne in ihrem Glanz hervorbricht in dem stillen Wetter, so verscheuchte der Gesang alle finstere Gedanken aus Thordisen's Sinn.« Thormod kam nun öfters zu ihr und war gutes Muthes. Aber eines Nachts träumt ihm, Thorbjörg Kolbrun erscheine ihm, und bedrohe ihm mit heftigem Augenschmerz, weil er den Gesang fälschlich verdrehet habe. Er erwacht, fühlt einen unleidlichen Schmerz in den Augen, und merkt nun, es sey nichts anders zu thun, als öffentlich zu gestehen, er habe nur Thorbjörg besungen, und er trug nachher den Zunamen, den sie ihm gegeben hatte. Ob er sich nach der Zeit vor Thordise habe sehen lassen, davon gibt die Sage keine Kunde.

Als Thorgeir gefallen war, dichtete Thormod ein Lied zu seiner Ehre, von welchem noch einige Strophen übrig sind. Er konnte den Bundesbruder nicht rächen, denn der eine von den Mördern war kurz nachher gestorben, und der zweyte, Namens Thorgrim, war nach Grönland gesegelt. Der Aufenthalt auf Island war ihm nun unerträglich, und er segelte nach Dänemark. Knud der Große hatte von seiner Dichtergabe gehört, ließ ihn zu sich kommen, und nach einer Unterredung, die mitgetheilt wird, und worin Thormod einige Schwierigkeiten macht, in Knuds Dienste zu treten, weil sein heftiges Temperament ihn unfähig mache, in des Königs Gefolge zu seyn, wird er als

König Knuds erster Hofdichter angestellt mit einer Mark Gold als Ehrensold.

Thormod blieb den Winter über an dem Dänenhof, erlustigte den König und sang Lieder über alles was vorfiel. Ein Viking (Seeräuber), Namens Harek, hielt sich zur selben Zeit an dem Königshof auf. Er pflegte König Knud viele Kostbarkeiten von seinen Kreuzzügen heim zu bringen, und stand deßwegen in gutem Ansehen bey dem König. Dieser Harek, der auf seinem letzten Kreuzzuge seinen Steuermann verloren hatte, ersuchte den König, ihm einen zuverläßigen Mann an seine Stelle zu verschaffen. Der König ließ ihm die Wahl unter seinen Leuten, diese fiel auf den Hofdichter, der auch nach König Knuds Aufforderung ihn begleitete.

Nachdem sie einige Zeit einen Theil des Sommers herumgekreuzt hatten, gingen sie eines Abends in einem Hafen vor Anker. Kurz darauf steuerte auch ein schönes Drachenschiff da hinein, dessen Steuermann rief, man solle Platz machen Hareks Leute wollten sogleich die Anker lichten, aber Thormod widersetzte sich diesem. Indessen kommt das Drachenschiff ihnen ganz nahe, und der Steuermann haut nach Thormod, dieser erwiedert den Hieb, fällt den Steuermann, und springt allein auf das feindliche Schiff, das von König Oluf Haraldson geführt wurde. Dieser befiehlt seinen Leuten, den Fremden zu ergreifen und zu tödten. Einer von des Königs Leuten fragt doch Thormod erst, was ihn zu diesem Schritt verleitet habe. Thormod erwiedert, er habe sich nicht um sein Leben bekümmert, bloß um zu König Oluf zu kommen. Diese Antwort wurde dem König überbracht, und da er zugleich hörte, er sey Thorgeirs Bundesbruder und Thormod einige Verse improvisirte, nahm er ihn zu seinem Steuermann an der Stelle des Erschlagenen an, und sandte ihn gegen den Herbst nach Grönland, um Rache an Thorgrim zu nehmen, auf den auch König Oluf erbost war, weil Thorgeir König Olufs Hirdmann gewesen war.

Dieses Vorhaben war schwierig. Thorgrim war der mächtigste Anführer auf Grönland. Thormod konnte nur auf sich selbst rechnen, denn zwar hatte der König ihn an einige Männer auf der Küste empfohlen, aber diese hatten nicht Macht genug, um mit Thorgrim anzubinden. Nach Verlauf eines Jahres sollte Gericht in Garde am Einerfluß gehalten werden. Thorgrim segelte dorthin auf einem großen Schiffe, dessen Seiten von prächtigen Schildern glänzten, hinter welchen Speere hervorragten. Thormod kam auch dorthin mit seinem Wirth, in dessen Zelt er sich verbarg, und hatte zu seinem Troßbuben einen halb närrischen Kerl gewählt, der Eigil hieß. Eines Tags als Thormod sich zur Ruhe gelegt, und als er erwachte sich darüber gewundert hatte, das Zelt von allen Leuten verlassen zu finden, kommt Eigil gelaufen und sagt, er habe so eben eine große Unterhaltung verlassen. Alle Leute waren nach Thorgrims Zelt hingeströmt, wo dieser auf einem Stuhl unter dem Eingange saß und eine rare Geschichte erzählte, wie ein gewisser Thorgeir, ein kecker Geselle, Händel mit ihm angefangen habe. Thormod bittet Eigil, ihn dorthin zu begleiten. Sie halten sich abseits, bis Thormod merkte, daß eine Regenwolke im Anzuge sey. Eigil fragte Thormod, warum er auf zum Himmel blicke? Thormod erwiederte, es würde bald ein Wahrzeichen sich sehen lassen, er solle nur fortlaufen, wenn er etwas sausen hörte. Indessen fing es heftig zu regnen an, die Leute drängten sich hinein in das Zelt, aber Thorgrim blieb am Ein-

gange sitzen, bis das Gedränge vorüber war. Aber in demselben Augenblicke springt Thormod hinzu, und haut Thorgrim auf der Stelle nieder. Egil fing an zu laufen, sobald er den Todesstreich vernahm. Thormod verbirgt das Beil unter seiner Kappe und ruft ins Zelt hinein: Thorgrim sey erschlagen. Einige hatten Egil in demselben Augenblicke fortlaufen sehen und verfolgten ihn, andere waren um Thorgrim beschäftigt, indessen entfernte sich Thormod. Doch wurde die That bald bekannt, Thormod wurde vogelfrey erklärt, mußte viele Verfolgungen ausstehen, und erst nach Verlauf einiger Jahre gelang es ihm, Grönland zu verlassen, und zu König Oluf zurück zu kommen.

Anfangs erzählte er nichts von dem was er ausgerichtet, und der König sprach auch nicht mit ihm darüber. Aber als ein Mann von Island kam, der sich fälschlich für den Rächer Thorgeirs ausgab und der König Thormod befahl ein Lied zu singen, wollte er nicht länger schweigen, sondern sang von seinen Thaten und wurde nachher sehr angesehen. Er begleitete Oluf nach Garderige (Rußland) und kehrte mit ihm zurück, da dieser sich sein Reich wieder zurück erkämpfen wollte. Es ist aus Snorre Sturlesens Erzählung von der Schlacht bey Sticklested bekannt, wie Thormod daselbst sang, kämpfte und tödtlich verwundet wurde. Die Sage enthält hierüber mehrere Züge.

Diese hier mitgetheilte Probe dürfte genügen, um auf das Interessante dieser Erzählung von den Bundesbrüdern aufmerksam zu machen, die auch historische Wichtigkeit hat. Aus den Varianten sehen wir, daß mehrere Recensionen vorhanden gewesen sind, und daß die vom vierzehnten Jahrhunderte mehrere Zusätze erhalten hat. Die älteste Recension scheint vom zwölften Jahrhundert zu seyn.

Scenen aus dem Schauspiel:

Die Sklavin auf Benamegi.

Freye Uebersetzung der Niña de Gomez Arias des Calderon.

Zweyter Aufzug.

Waldige Gebirgsgegend.

(Gomez Arias, Offizier im Heere der Königin Isabella von Kastilien und Dorothea treten auf, in Reisekleidern.)

Gomez
(gegen die Scene gewendet).

Hier im grünen Labyrinthe
Von Gebirg und dichter Waldung
Selbst dem Sonnenlicht verborgen,
Binde, Gines, an die Rosse,
Daß in diesem blühenden
Lieblich duft'gem Aufenthalte
Meine reizende Gebietrin
Ein'ge Zeit der Ruhe pflege.

Dorothea.

Wenig fühlt von ihrem Mangel
Wer entfliehet; denn der Raum,
Den er hinter sich zurück läßt,

Wird ihm seiner Hoffnung Bürge,
Und so ist, je mehr er wandert
Um je minder er ermüdet,
Weil Beschwerde für den Körper
Hier Erleicht'rung dem Gemüth.

Gines (kommt).

Angebunden sind die Thiere,
Doch beklagten alle Dreye
Sich dabey nicht wenig, Herr;
Mich in ihrer Pferdesprache
Fragend: Da doch wir die tollen,
Warum sie gebunden würden?

Gomez.

Vielleicht bereust du gegenwärtig schon
Daß du so muthigen Entschluß vollführt?

Dorothea.

O wähn' es nicht, du schmähst mein treues Lieben;
Nicht Vater nur allein und Vaterhaus
Würd' ich verlassen haben deinetwegen,
Und wären's alle Reiche dieser Welt,
Das Opfer schiene dennoch mir gering.
Mit Unruh' könnte freylich mich erfüllen
Was meinem Ruf, was meiner Ehre droht,
Doch du gelobtest dich mit Wort und Hand
Zum Gatten mir, und völlig sicher nun
Zieht mächtig mein Vertrauen mich dir nach.
Wie sollt' ich denn bereuen? Wie bereuen
Wenn mich entschuldigt, was mir Antrieb war:
Zuerst, daß mir mein Vater den Gemahl
Entgegen meiner Neigung wollte geben;
Die seltsame Verwirrung dann der Nacht,
Wo du den Feind in unserm Hause trafest,
Und meine Furcht, es werde die Gefahr,
Die Gines abgewendet, wiederkehren;
Daß ich vernommen ferner wie zu Kadix
Granadas Eifersucht du falsch befunden:
War gegen alle diese Uebel nun
Das Mittel Ein Entfliehen, und befreyte
Mich dieß allein von dem verhaßten Zwang
Dem nicht geliebten Gatten zu gehören,
Vom Grimm des eifersücht'gen Gegners dich,
Und dich und mich vom qualenvollen Zweifel
Der Eifersucht, wie könnt' ein thöricht Zagen
Mich wohl bereuen lassen, was ich that? —
Und gnügt es nicht, mich jetzt, o du Geliebter,
Ganz dein zu wissen, um voll Zuversicht
Und Heiterkeit zu seyn, und froh und selig?
Ja führtest du, nicht nach Kastilien nur,
Wie du gesonnen, nein, zu Fernen mich,
Wohin die Sonne keinen Strahl mehr sendet
Und dorthin wo sie herrscht mit voller Kraft,

Und hier versengt und dort erstarren läßt,
Zu diesem auch würd' ich dir freudig folgen.

Gomez.

Du zahlest nur, was du mir schuldig bist. —
Auf diesem Blumenteppich, buntgewirkt
In tausend Farben, ruhe, bis die Sonne
Gemäßigt ihrer Feuerstrahlen Glut;
Fern hält uns Flücht'ge von der Straße ja
Scheu vor Verfolgung, und wir müssen noch
Zwey bis drey Tage durch die Oede wandern.

Gines.

Kalt überläuft's mich, wenn ich daran denke.

Gomez.

Warum?

Gines.

Aus Furcht.

Gomez.

Was fürchtest du?

Gines.

Daß hier
Die hohen Spitzen über unsern Häuptern
Die des Gebirges Alpujarra sind,
Von welchen Tag für Tag herab die Mauren
Zu Mord und Todtschlag kommen.

Gomez.

Hirngespinste
Sieht deine Feigheit. Als wir vor zwey Tagen
Kadix verließen, wählten wir nicht gleich
Die Straße zum Gebirg Morena?

Gines.

Freylich wohl,
Doch war's nicht dunkle Nacht? und wer verbürgt
Daß wir den Weg, den wir nicht kannten, trafen?

Gomez.

Sprich leise; Dorothea, glaub' ich, schläft. —
Mein theures Mädchen!

Gines.

Still! warum sie wecken?
Laß sie.

Gomez.

Sie wecken will ich nicht.

Gines.

So schweig.

Gomez.

Nur wissen ob sie schläft.

Gines.

Du hörst es ja.

Gomez.

So laß uns fort, und mit so leisen Schritten,
Daß selbst die Gräser nichts davon empfinden.

Gines.

Entfernst du dich, damit sie ungestört
In Ruhe schlafen mag, so thust du wohl.

Gomez.

Nein, deßhalb nicht, und übel thu' ich folglich.
Daß sie der Schlaf nicht fliehe, sorg' ich nur
Um selbst zu fliehen. — Löse still die Rosse,
Und laß uns schleunig fort.

Gines.

O Herr, was sagst du?

Gomez.

Was soll ich sagen, als daß diese Schönheit,
Zu schauen wie ein göttlich Bild der Flora,
In diesen Wäldern von des Morgenschimmers
Kunstreichem Pinsel mit Jasmin und Rosen,
Mit Inkarnat und Schneelicht übergossen,
Mir eine Natter ist, die unter Blumen
Verrätherisch ihr tödtlich Gift verbirgt.
Siehst du dies Weib in aller ihrer Schöne?
Mir ist's ein Basilisk Verderben drohend,
Ihn meid' ich, denn sein Anblick bringt mir Tod.
O hätt' ich nimmer mit so leichtem Sinn
Gehör verliehn dem Truge des Verlangens!
Die Lust, so reich im Anschaun mir gewährt,
Versagt nun Liebe mir in dem Besitz;
Denn Händlerinn ist sie von Edelsteinen,
Die von der Schätzung nur den Werth empfangend,
Den Preis verlieren gleich wenn diese fehlt.

Gines.

Mich wunderts nicht bey deiner Sinnesweise;
Doch muß mich wundern wie du hier verfährst;
Allein und schlafend im Gebirg sie lassen?

Gomez.

Warum nicht, wenn vom Tage, wo sie mein,
Sie so verhaßt mir war, daß meinem Auge
So giftig die getretne Viper kaum erscheint.
Wo soll ich hin mit einem Weib belastet,
Die, wollt' ich läugnen was ich ihr gelobt,
Durch ihre Gegenwart mich schon verklagte?
Mein Handwerk ist das Schwert, all' meine Habe
Mein kühner Muth, das Heer mein Vaterland! —
Und überdieß weiß ich entschuldigt nun
Beatrix, sie ist reich und ihre Liebe
War meines Herzens früh'rer Gläubiger.
Die Rosse denn gelöst, und fort zu ihr.

Gines.

Ach! schlimm daran ist, die dem Manne traut,
Der anderwärts verliebt ist.

Gomez.

Komm, nicht jetzt
Mit weisen Sprüchen. Fort! was hält dich noch?

Gines (zögernd).

O Herr, bedenke deine Grausamkeit
Ist größer, als — — —

Gomez.

Du wagst es laut zu werden?

Gines.

Nein, nein! Nur sag' ich unrecht handelst du
Sie zu verrathen, die sich dir vertraute.
Sie los zu werden, gibts gelind're Mittel,
Nur laß sie nicht allein hier im Gebirge.
Hat nicht Granada Klöster? Dort verbirg sie,
Und raub' ihr mit dem Ruf nicht auch das Leben.

Gomez.

Hm! dieser Dolch sey Schlüssel deiner Brust,
Und tausend blut'ge Schleusen darin öffnend
Schließ er den Mund, der mein Geheimniß birgt,
Komm fort mit mir, du bist des Todes sonst.

Gines.

Bleibt mir die Wahl, so wähl' ich — —

Gomez.

Nicht so laut!

Gines.

Zu gehn. — Doch kehr' noch um, ich bitte dich,
Und sieh die wundersüße Schönheit an.

Gomez.

Ich sah sie schon genug, ihr Unglück ist's;
Noch liebt ich sie, wenn sie mir nicht geglaubt.

(Gomez und Gines entfernen sich.)

Dorothea

(ruft im Schlaf als träume sie).

Mein Freund, mein Gatte, kannst du so mich fliehen!

Oben auf einem Berggipfel erscheinen Canjeri und einige Mauren.

Canjeri.

Steigt herab mit tiefem Schweigen,
Denn an dieses Berges Abhang
Sah ich Menschen, sah ich Rosse
Sich bewegen durch's Gebüsch.

Ein Maure.

Jenes Ritters, welchen heut
Wir erschlugen auf den Bergen,
Sind vielleicht die Leut' und Rosse,
Die sich zeigen deinem Blick.

Canjeri.

Still nur, daß sie nicht uns hören,
Denn ihr wißt es, durchs Gebirge,
(Weil man unsern Raub und Mord
Unsre Wuth und Rache fürchtet)
Streicht, das Land umher zu sichern,
Bis gekommen Isabella,
Eine Waffenschaar Granadas,
Sich jedoch herauf nicht wagend
Zu Benamegi, zu Gavia,
Cittadellen, die der hohen
Alpujarras Nacken stützt.

(Sie steigen herab.)

Ein anderer Maure.
Dorther tönte das Geräusch.

Canjeri.
Täuschest du dich nicht? zwey Rosse
Sah ich dort zur andern Seite. —
Aber halt, denn hier erblick' ich,
Wenn kein Wahnbild meiner Augen,
Eine göttergleiche Schöne,
Die in stolzer Herrlichkeit
Für das Leben wenig Regung
Für den Tod viel Seele zeigt.
Ruhend auf dem blüh'nden Teppich
Aus der Flur Smaragd gewoben,
Und vom milden Hauch der Lüfte
Mit des Waldes Laub bestreut,
Liegt sie da. In meinem Leben
Sah' ich keinen höhern Reiz!
Wär' ich Heide, Maure nicht,
Würd' ich Dianen oder Venus
Heilig diese Wälder glauben.
Ob ich wage mich zu nähern?
Die betroff'ne Seele scheuet
Die Gefahr, und wohl mit Recht;
Wie wird ihre Nähe wirken,
Wenn sie schon von fern entflammt!

Dorothea.
(noch immer schlafend).
Verdiente meine Liebe diese Härte?

Canjeri.
Horch, sie spricht! Hinzu zu treten
Wag' ich kühn, da diese Töne
Mich belehren, daß sie schlafe
Folglich keine Gottheit sey.
(Er nähert sich ihr.)

Dorothea (im Erwachen).
O bleib! o fliehe nicht! verweile noch!
(Sie schlägt die Augen auf.)
Doch weh mir! Was seh' ich!
Welch grause Veränd'rung!
Im Arme des Gatten
Entschlief ich, o Himmel!
Und finde, — welch Schicksal! —
Erwachend — ists möglich? —
Mich — schreckliche Marter! —
Im Arm — ich erstarre! —
Eines furchtbaren Schwarzen.
O sage mir, du finstre Gräuelwolke,
Was du begonnen mit dem lichten Tage?
Wo ließest, schwarzer Schatten, du die Sonne?
Wo, Nacht, verbargest du den Morgenschimmer?
Geliebter, Gatte, Freund, wo bist du?
(Sie will entfliehen.)

Canzeri.

Hoffe nicht mir zu entfliehen,
Du vermagst nicht, ob die Liebe
Schnell're Flügel auch dir liehe.
Und ist etwa der Geliebte
Welchen du herbey gerufen
So ein feiner Ritterjüngling,
Und du kamst hieher mit ihm,
Wartest du vergebens jetzt
Daß er dir zu helfen komme,
Denn ihm gaben meine Leute
Auf den Höhen dort den Tod.

Dorothea.

So schwinde meinem Blick des Tages Schein,
Da ich zu solchem Jammer ward geboren!
Doch sollt' es wirklich seyn?
Er todt und lebend ich?
Unmöglich ist es, nein!
Nicht sterben ohne mich
Kann, welcher ja gelebt in meinem Herzen,
Und Leben nur, und Seele nur und Seyn
In meiner Liebe fand.
Umschlingt vielleicht, o Hoffnung reich an Schmerzen!
Ihn harter Fesseln Band,
Und euer wilder Sinn
War doch so grausam nicht ihn zu ermorden,
Nimm mich als Sklavin hin,
Und gib die Freyheit ihm, daß er sofort
Für sich und mich den Preis der Lösung sende.
Und fürchte nicht er breche dir sein Wort,
Bleib' ich als Pfand zurück:
So heiß ist seine Liebe,
So schätzt er mich, so ganz mach' ich sein Glück,
Daß ohne mich zu ziehn
Nicht anders ist für ihn,
Als ob zurück ihm seine Seele bliebe.
Und sollte meine Habe nicht genügen
Uns Beyde zu befreyn,
So bleib' er frey, gefangen ich allein. —
Doch ist's wie du gesagt,
Habt ihr, o Gott, zu morden ihn gewagt, —
Und sterb' ich selber nicht
Indem mein Mund es spricht, —
Dann wollet doch an treuer Zärtlichkeit
Solch Unrecht nicht begehn,
Am Leben mich zu lassen: es vergönne
Mitleid'gen Tod mir mild die Grausamkeit;
Und möge man an diesem Beyspiel sehn,
Daß auch den Tod das Mitleid geben könne.

Canzeri.

Unglückselige, dein Gatte,
War es jener Jüngling anders
Der hier im Gebirge weilte,

Fand den Tod; ich sagt' es dir,
Und vermöchte gleich dein Jammer
Diese Felsen zu erschüttern,
Diese Steine zu bewegen,
Meiner felsenharten Brust
Eisern Wollen beugt er nimmer.
Meiner Macht anheim gegeben
Können nicht Arabiens Schätze
Noch des Orients Diamanten
Preise deiner Lösung seyn.
Mein bist du; gekrönt dich sehen
Wirst du bald und nicht allein
Königin der Alpujarras,
Königin auch vom Weltkreis seyn,
Folge jetzt mir zu der Höhe.

Dorothea.

Tausendfacher Tod soll ehe
Diese deine Wehr mir geben.

(Sie will ihm den Säbel entreißen.)

Canjeri
(hält sie zurück).

Thöricht ist dein Widerstreben.
Schnell herbey, ihr andern dort,
Faßt sie fest und tragt sie fort.

Dorothea.

Läßt der Himmel dieß geschehen?
Fühlt er kein Erbarmen denn?
Hat er Donner nicht und Blitze
Rettung solcher Noth zu schaffen.

(Man hört in der Ferne Trommelschall.)

Stimmen
(hinter der Scene).

Zu den Waffen! Zu den Waffen!

Canjeri.

Ha! uns droht ein Ueberfall,
Feinde nah'n in großer Zahl;
Ohne kämpfend zu verweilen,
Laßt uns zu den Schluchten eilen,
Und mit fort uns diese tragen.
Denn ich will im Streit, da heute
Mir genügt an solcher Beute,
Nicht sie zu verlieren wagen!

Dorothea.

Himmel, ach! erbarm' dich mein!

Canjeri.

Ihn vergebens rufst du! fort!

(Indem sie sie wegtragen wollen, erscheint Don Diego in der Ferne.)

D. Diego.

Stimmen tönen mir von dort. —
Ha! du grimmer Mohr, halt ein!
Lassen sollst in meinen Händen
Du den schönen Raub sofort.

Canjeri.

Eh' das Leben!

(Trommelschall hinter der Scene.)

Ein Maure.

Nicht gelingen
Wird sie mit hinweg zu bringen,
Denn wir müssen eilig fliehn.

(Es erscheint eine große Anzahl spanischer Krieger.)

Canjeri.

Sie sind viele, wen'ge wir,
Auf dann, Krieger zu den Höhen.
Ha! so muß — ich rase — mir
Denn in dieser schönen Christin
Heut der größte Schatz entgehen.

(Canjeri und die Mauren entfliehn in das Gebirge.)

D. Diego.

Folget mir, Señora, nun;
Nehmt das Wort des Edelmannes,
Daß mich tief eu'r Schicksal rührt.
Und in meinem Hause wollet,
Bis geholfen eurem Leiden,
Eine sich're Zuflucht finden,
Daß sie's sey, verbürgt am besten
Dieses graue Haar euch wohl.
Eine Tochter hab' ich, diese
Sey Gefährtin euch, bis Hülfe
Eurem Unglück sich gefunden.

Dorothea.

O verzeiht, wenn ich sogleich
Solcher Güte mich bediene;
Denn kein andrer Ausweg bleibt.

D. Diego.

Kommt denn.

Dorothea.

Ohne Leben geh' ich.
Unglücksel'ger Gomez Arias,
Meine Liebe gab den Tod dir,
Sterbend büß' ich diese Schuld.

(Alle ab.)

Im dritten Aufzuge.

(An den Thoren von Granada.)

Pauken, Zinken und Schallmeyen. Ein großer Zug. Die Königin Isabella mit glänzendem Gefolge von Gewaffneten, von Rittern und Frauen; Don Diego mit andern ihr entgegen.

Königin.

Granada, Stadt voll Glanz,
Von so viel Strahlen prangend rings umgeben,
Als Thürme sich im Kranz
Von dir empor bis zu den Sternen heben;
Zu deren mächtigen Gebirgen kühn
Hinan die Wolken ziehn,
Wie zu erhab'nen Sitzen,

Um Himmel nun, nicht Wolken mehr zu seyn,
Die dunkeln Riesenspitzen
Umgebend mit des Schnees lichtem Schein;
Wenn dich mein Aug' erblickt
Begrüß' ich freudig, stolz, bewundernd dich
Als groß, als kaiserlich.
Wie anders seh' ich dich für ew'ge Zeit
Mit hohem Ruhm geschmückt,
Ein Heldenerbe meiner Tapferkeit?
Um deinem Schneegebirg den Krieg zu bringen,
Erschein' ich jetzt, doch einen milden Krieg,
Weil es das deinige, soll es erringen,
Zerstören nicht mein Sieg.
Die Mauren, die empört
Im Schutze seiner rauhen Felsen leben,
Sie zwingen mich die Waffen zu erheben;
Mein Zorn ist gegen jene nur gekehrt.
Denn frevelnd widerstreben
Sie dem Gesetz, das ihnen Ferdinand
Dein König und mein Gatte mild gegeben,
Und seinem Ansehn trotzt ihr Uebermuth.
Gerechter Rache Glut,
Der Rache, deren Antheil mir gebührt,
Ist's die hieher mich führt,
Daß diese lieblichen Gefilde jetzt,
Die der Genil benetzt
Und wo des Darro Fluten sich ergießen,
Zum zweyten Mal als Siegerin mich grüßen.

D. Diego.

So laßt der Trommeln schnelles Echo denn
Und der Metallen Klang
Aufs neue mit harmonischem Empfang
Ihr jubelnd huldigen,
Daß morgendlicher Vögel Frühgesang
Voll Neid den Tönen nachzueifern strebe,
Es lebe uns're Königin!

(Lautes Schmettern der Instrumente.)

Alle rufen.

Sie lebe!

Don Luis

(tritt auf und wirft sich der Königin zu Füßen).

D. Luis.

Sie lebe lange noch; und mag die Zeit
Einst ganz der späten Jahre Zahl vergessen,
Daß ihre Macht und ihre Frömmigkeit
Die Zuflucht bleibe dessen,
Der solchen Schutz in seiner Noth erfleht,
Und, o Vergebung, hohe Herrin, seht
Ihr einen Greis, den schwere Leiden beugen,
Zu euren Füßen stürzend, diese Hand
Ergreifen, der Gewährung mächt'ges Pfand.

Königin.

Steht auf, steht auf! Von großem Unglück zeugen

So bittre Thränen, solch ein Kummer mir.
Sprecht, was begehret ihr?

D. Luis.

Erflehen will ich — — —

Königin.

Was?

D. Luis.

Gerechtigkeit.

Königin.

Sie zuzusagen seht ihr mich bereit.

D. Luis.

Unwürdig fühl' ich mich, auch nur die Erde,
Die du betrittst, zu küssen.

Königin.

Laß mich, damit sogleich ein Trost dir werde,
Bevor wir weiter gehn, dein Schicksal wissen.

D. Luis.

O Herrin, eine Tochter hatt' ich einst,
Wohl muß ich sagen, hatte, lebt sie gleich,
Denn nicht gestorben, ist sie doch verloren.
Ich zog sie auf; — allein zu weit hinaus
Beginn' ich wohl. Von edlem Blute bin ich —
Doch unnütz ist es hier dieß anzuführen.
Verständig, sittsam, fromm erzog ich sie,
Bis Tugend, Pflicht, Gehorsam, Sittsamkeit,
Vom listig argen Zaubertruge ganz
Verblendet wurden eines Bösewichts.
Getäuscht entriß er sie dem Vaterarm,
Und, — doch, o Herrin, was sag' ich mit Worten,
Was schneller besser meine Thränen sagen? —
Ich eile hin darüber, um nicht lästig
Mit lang gedehnten Klagen dir zu seyn,
Daß ich mein Kind vermißt, ihr nachgeeilt,
Als Flüchtige dann unter andrem Namen
In eines Freundes Hause sie gefunden,
Um ohne Rüge dieser Schuld, so häufig
Daß leider sich die Scheu davor verlor,
Zur allergrößten Schandthat mich zu wenden,
Die der verworfenste, der roh'ste Sinn
Des ärgsten Frevlers nur erdenken kann;
Eh' ich sie nenne, laß mich dir berichten,
Woher die Kunde mir davon geworden:
Ein Maure, welchem von Benamegi
Den Weg hieher der Eigennutz erleichtert,
Kam um ein Schreiben mir zu überbringen,
Und fand mich leicht, denn Böses bracht' er mir;
Von meiner Tochter war der Brief, sie schreibt — —
O wolle gnädigst, Königin, ihn lesen,
Damit du selbst vom Inhalt dich belehrest
Mich von der zwiefach herben Qual befreyend
Mit eignem Mund mein grausam Leid zu nennen,
Und es zu nennen hier vor aller Welt.

(Er überreicht der Königin das Schreiben.)

Wird ihm seiner Hoffnung Bürge,
Und so ist, je mehr er wandert
Um je minder er ermüdet,
Weil Beschwerde für den Körper
Hier Erleicht'rung dem Gemüth.

Ginés (kommt).

Angebunden sind die Thiere,
Doch beklagten alle Dreye
Sich dabey nicht wenig, Herr;
Mich in ihrer Pferdesprache
Fragend: Da doch wir die tollen,
Warum sie gebunden würden?

Gomez.

Vielleicht bereust du gegenwärtig schon
Daß du so muthigen Entschluß vollführt?

Dorothea.

O wähn' es nicht, du schmähst mein treues Lieben;
Nicht Vater nur allein und Vaterhaus
Würd' ich verlassen haben deinetwegen,
Und wären's alle Reiche dieser Welt,
Das Opfer schiene dennoch mir gering.
Mit Unruh' könnte freylich mich erfüllen
Was meinem Ruf, was meiner Ehre droht,
Doch du gelobtest dich mit Wort und Hand
Zum Gatten mir, und völlig sicher nun
Zieht mächtig mein Vertrauen mich dir nach.
Wie sollt' ich denn bereuen? Wie bereuen
Wenn mich entschuldigt, was mir Antrieb war:
Zuerst, daß mir mein Vater den Gemahl
Entgegen meiner Neigung wollte geben;
Die seltsame Verwirrung dann der Nacht,
Wo du den Feind in unserm Hause trafest,
Und meine Furcht, es werde die Gefahr,
Die Ginés abgewendet, wiederkehren;
Daß ich vernommen ferner wie zu Kadix
Granadas Eifersucht du falsch befunden:
War gegen alle diese Uebel nun
Das Mittel Ein Entfliehen, und befreyte
Mich dieß allein von dem verhaßten Zwang
Dem nicht geliebten Gatten zu gehören,
Vom Grimm des eifersücht'gen Gegners dich,
Und dich und mich vom qualenvollen Zweifel
Der Eifersucht, wie könnt' ein thöricht Zagen
Mich wohl bereuen lassen, was ich that? —
Und gnügt es nicht, mich jetzt, o du Geliebter,
Ganz dein zu wissen, um voll Zuversicht
Und Heiterkeit zu seyn, und froh und selig?
Ja führtest du, nicht nach Kastilien nur,
Wie du gesonnen, nein, zu Fernen mich,
Wohin die Sonne keinen Strahl mehr sendet
Und dorthin wo sie herrscht mit voller Kraft,

Seit du hier weilst, dir meines Anblicks Schrecken
Durch meiner Worte Schmeichellaut zu mildern.
Denn niedre Liebe fühlt, wer sie erzwingend,
Sie zu verdienen sich dadurch entzieht.
Im zartern Hoffen durch ein liebend Werben
Dich zu gewinnen, daß du deinem Glauben
Entsagend, mir die Hand der Gattin reichst,
Blieb mir vor deiner Schönheit stets die Ehrfurcht,
Gebührend diesen Sonnen, Götter mir,
Dem von der Liebe Glut versengten Mohren.

Dorothea.

Wohl schätz' ich, Afrikaner, deine Milde,
Und will mit Heuchelworten nicht ihr lohnen.
So wisse denn, und hätt' ich tausend Leben,
Ich würde deinem Schwert sie willig opfern,
Zur Rettung meines Glaubens, meiner Ehre.

Canjeri.

Mißgönne mir des Lebens Hoffnung nicht.

Dorothea.

Sprich nicht von dieser Hoffnung, du vernimmst
Von mir dasselbe stets.

Canjeri (zu Gines).

Du räthst mir wohl;
Zerstreuung will ich ihr zu geben suchen. —
(Zum Gefolge.)
Befehlt den Sängern Lieder uns zu singen
Herüber aus der Ferne, Liebeslieder.

Gines.

Ist gar nicht nöthig, ihnen das zu sagen,
Sie leyern ohnedem von Liebe stets.

Canjeri.

Du, dem als Diener meines theuren Guts
Ich Kett' und Tod erließ, wie gehts dir hier?

Gines.

Ach, ganz verdammt, Herr.

Canjeri.

Man mißhandelt dich?

Gines.

Gewaltig.

Canjeri.

Und wie so?

Gines.

Wie so? Sie geben
Mir keinen Tropfen Wein, und Schweinefleisch
Gesehen hab' ich nicht, so lang ich hier bin,
Und wo kein Wein und kein gebrat'ner Speck
Gibts keine Lust.

Canjeri.

Warum nur, sage mir,
Verkaufte Jener dich und sie?

Gines.

Aus Laune. —
Still, die Musik!

Canjeri.
Geliebte hör' dieß Lied.
Dorothea
(für sich).
Ach! ob mein Vater wohl den Brief empfing?
Lied (hinter der Scene).
Señor Gomez Arias,
Ach, erbarm' dich mein!
Ich, ein Mädchen, unerfahren,
Im Gebirg allein.
Dorothea
(bricht in Thränen aus).
Weh mir! in Liedern schon ertönt mein Schicksal?
Canjeri.
Den Tönen Fluch, die deine Seufzer wecken. —
Schweigt! Schweigt!
Dorothea.
Nein, laß sie weiter singen, Herr!
Wenn ich es tief empfinde, sie zu hören,
Will ich sie hören, tiefer zu empfinden.
(Trommelschall.)
Stimmen
(von außen).
Zu den Waffen! Feinde, Feinde!
Canjeri.
Welch Kriegsgeschrey? Welch ein Getös von Waffen?
Doch frag' ich noch, da schon Kastiliens Schaaren
Bevölkern diese Gipfel, die mit Federn
Gekrönt, Olympe scheinen auf Olympen. —
Alarben, auf die Mauer! auf die Mauer!
Viel gilt der Kampf, um meinetwillen kämpf' ich,
Und um dieß Weib, die meine Siegerin.
(Canjeri und die Mauren ab.)
Stimmen
(von außen).
Zu den Waffen! Auf, zum Kriege!
(Trommelschall.)
Dorothea.
Dank, Schicksal, daß du günstiger dich zeigst!
Mit deinem Hauch, o Glück, gib Kühnheit mir
Und Muth und Kraft, daß ich als Führerin
Der Christen alle, welche lebend hier
Begraben sind in dunkler Kerker Nacht,
Mit unerschrock'nem Sinn
Zu trotzen wage der Empörer Macht.
Auf, Gines, nimm die Waffen!
Gines.
Niemals nehm' ich —
Es wäre diebisch, — was man mir nicht gibt.
Dorothea.
Komm mit mir! — Möge Heil durch Mars mir werden,
Da Venus sich, als Unglückstern gezeigt.
(Ab.)

Gines.

Mit soll ich gehn? Zu bleiben scheint mir besser.
Mein Schluß ist nämlich: siegt die Christenschar,
Kann mir als Christ die Freyheit nicht entgehn;
Die Mauren, wird mir Lohn anstatt der Strafe,
Weil ich mich gegen sie nicht aufgelehnt;
So daß ich nur gewinne, nie verliere,
Halt ich mich still; und obendrein vermeid' ich,
Daß dies und jenes irre Wurfgeschoß
Zu Gast mich sende, wo ich nicht geladen. —
Ha, nun gehts los! Bey Leibe nicht gerührt.

Dorothea
(hinter der Scene).

Zum Kampf, Gefangne, für die Freyheit! auf!

Gines
(ganz leise).

Frisch dran, ihr Sklavenbrüder, helft euch selber! —
Wie doch mein Zuruf sie so muthig macht;
Denn Ketten, Thore, Gitter, Riegel sprengend
Sind schon sie hinter diesen feigen Wichten
Von Mauren her, und hauen brav sie nieder.
(Trommeln und Kriegslärm.)

D. Luis
(hinter der Scene).

Der erste muß ich seyn den Fuß zu setzen
Auf dieser Felsen rohen Obelisk.

Canjeri
(eben so).

Wenn als Vertheid'ger ich entgegen stehe,
Wie wagst du diese Zinnen zu erklimmen?

Gines.

Potz Blitz! es sind schon Christen auf der Mauer,
Und durch die Thore dringen auch schon Christen,
Schließ' ich mich an, ist all den Heidenhunden
Der Tod gewiß.

Dorothea
(hinter der Scene).

Das Fallgatter ist unser;
Eröffnet schnell. — Dringt ein, ihr Glaubensbrüder!

An der Pforte von Benamegi.

Lauter fortwährender Trommel- und Zinkenschall. Dorothea und die gefangenen Christen öffnen das Thor. Die Königin Isabelle dringt mit zahlreichem Kriegsvolk in die Veste. Von den hohen Zinnen derselben stürzen plötzlich, fest um einander geschlungen, Don Luis und Canjeri herab.)

Canjeri.

O mächt'ger Allah!

D. Luis.

Großer Gott im Himmel!

Canjeri.

Wer bist du Christen-Cid, der mich besiegt?

D. Luis.

Ein Blitz, entbunden, der aus seiner Sphäre
Verderblich nieder zuckt.

Königin.
Wer bist du, Christin,
Der ich so schnellen Sieg verdanke heut?
Dorothea.
Ein unglückselig Weib, und glücklich doch,
Weil ich zu deinen Füßen jetzt mich sehe.
Königin.
Bist jene du vielleicht, die Gomez Arias
Mit frevelm Sinn dem Canjeri verkauft?
Dorothea.
Bevor das Ja dir meine Lippen sagen,
Sagt meine Scham es dir, o Königin.
D. Luis.
Erhabne Kriegerin, als Siegespreis
Leg' ich zu Füßen dir den Canjeri.
Königin.
Ich gebe deinem Arm die Tochter wieder,
Doch meinen Schutz genießt sie, dieß bedenk.
D. Luis
(zu Dorothea).
Mit Freude seh' ich und mit Schmerz dich wieder.
Königin
(zu Canjeri).
Und du, Barbar, rebellisch den Gesetzen,
Die mild als Unterthan dich aufgenommen,
Als Strafe jener frechen Meutereyen
Durch dich veranlaßt, wird dir heut der Tod.
Canjeri.
Die Strafe, Königin, erspar' ich dir:
Schon von den Wunden oder deinem Anblick
Vernichtet, sterb' in Wuth ich dir zu Füßen.
(Er sinkt um.)
Königin.
Bringt diesen Leichnam, vielfach schreckend mir,
Fort aus den Augen! — Und dem Himmel laßt —
(Geräusch hinter der Scene.)
Was gibt es?
Don Felix.
Vom verheiß'nen Lohn gereizt
Ergriffen ein'ge Bauern Gomez Arias,
Ihn auszuliefern kamen sie hieher.
(Mehrere Bauern treten auf, in ihrer Mitte Gomez Arias als Gefangener.)
Königin.
Und welcher unter euch ist Gomez Arias?
Gomez
(hervortretend).
Ich bin es, der in grimmer Raserey
So vieler Frevel schuldig sich gemacht.
Königin.
So soll mein königlicher Spruch zuerst
Die Ehre dieser retten, eh' ich strafe. —
Als Gatte reiche jetzt ihr deine Hand.

Gomez.
Und ihr zu Füßen fleh' ich reuevoll
Daß sie vergebe.

Dorothea.
Dir vergeb' ich alles
Und nimm mit meiner Hand die Seele hin.

Gines.
Kommt mit der Heirath der davon als Strafe,
Verkauf' ich morgen gleich, so viel ich finde.

Königin.
Gerächt nunmehr und wieder hergestellt
Seht ihr, Don Luis, eurer Tochter Ehre.

D. Luis.
Aus deiner Hand ist alles mir willkommen. —
(Zu Gomez und Dorothea gewendet)
Mein Arm umfange denn als Kinder euch.

Königin.
Halt ein! beleidigt ward ich, so wie du,
Dir ward Genüge, mir hingegen nicht.

Gines.
Mir, dem verkauften Diener, gleichfalls nicht.

Königin.
Man führe diesen augenblicklich hin,
Dem Richterschwert zu beugen seinen Nacken,
Und, wo die Gattin er verkaufte, bleibe
Sein schuldig Haupt an einem Pfahl zur Schau.

Gomez.
Zu deinen Füßen — — —

Königin.
Fort! führt ihn hinweg.

Gines.
Da leg' ich Hand an; hängen sollst du mir,
Ich schwöre dir's, du Judas in der Liebe,
Der küßt und dann verkauft.

Gomez.
Gerechter Himmel,
Sey meine Strafe Sühne meiner Schuld.
(Man führt ihn hinweg.)

Dorothea
(wirft sich der Königin zu Füßen).
O Herrscherin, vergeben hab' ich ihm,
Ich die Gekränkte; woll' es gnädig auch.

Königin.
Bey jeglichem Verbrechen ist der König
Gekränkt zumeist: verzeihest du die Kränkung,
Ich nicht, daß ich der Folgezeit die Pforte
Nicht öffne zur Verzeihung gleicher Schuld.

(Die Verfasserin der Rolands Abenteuer)

Englische politische Literatur.

(Quarterly Review Nro. LV. Art. IX.)

Der Sklavenhandel, dargestellt nach den auf Befehl des Unterhauses gedruckten Papieren und dem Bericht der Direktoren der afrikanischen Gesellschaft.

Mit tiefem Bedauern werden alle Jene, deren Gemüth an menschlichen Leiden Antheil nimmt, aus den oben angezeigten Aktenstücken die Gewißheit entnehmen, daß weit entfernt die Erlöschung des schändlichen Handels mit Menschen selbst in weit hinaus gerückten Zeitpunkten zu erwarten, wir nicht einmal der Hoffnung einer graduellen Abnahme desselben Raum geben dürfen. Das Gefühl der Scham, die Furcht der Entdeckung, der Stachel des Gewissens, die zur Vorbeugung der Verbrechen ihre Wirkung auf das menschliche Herz kaum verfehlen, sind machtlos und erlöschen in der Brust des Sklavenhändlers, und derjenigen, die diesem verwerflichen Verkehr ihren Schirm ertheilen. Einen einträglichen und gewinnvollen Handel der öffentlichen Meinung zu opfern, während seine eigne Obrigkeit in gänzlicher Nichtachtung des öffentlichen Glaubens, der Verträge und der feyerlichsten Verheißungen, nicht ansteht, Verpflichtungen zu verletzen, die im Angesichte der Welt geschlossen wurden; das hieße von einem tüchtigen Sklavenhändler, verhärtet im Verbrechen, wie er ist, zu viel erwarten.

Es war in den Verträgen über den Sklavenhandel eine unglückselige Auslassung (wie wir überzeugt sind, die vorzüglichste Ursache ihrer Erfolglosigkeit), daß außer dem Verlust des Schiffes und der Ladung keine andere Strafe gegen den Uebertreter verhängt wurde. Wäre im Gegentheile der Schiffsherr und die Mannschaft, nach gerichtlicher Aburtheilung, dem Gefängnisse und einer im vollen Sinne des Wortes entehrenden Strafe unterworfen worden; so würden die Unterthanen der vertragschließenden Mächte es weislich unterlassen haben, das öffentliche Recht durch Betrug, Arglist und durch die Entwürdigung königlicher Licenzen zu verletzen. Etwas ist, und zwar von dieser Seite weit über unsere Erwartungen, durch einen Artikel gewonnen, den die Cortes von Spanien in ihr neues Kriminalgesetzbuch (das aber noch der königlichen Sanktion ermangelt) aufgenommen haben*), und der folgender Maßen abgefaßt ist:

Art. 276. »Alle Eigenthümer, Ausrüster, Kapitäns, Führer und Offiziers spanischer Schiffe, zum Ankaufe der Neger an der afrikanischen Küste, oder dieselben einführend in irgend ein, spanischer Oberherrschaft unterworfenes Land, oder Sklaven an Bord habend, sollen das Schiff verlieren, dessen Ertrag (wenn es verkauft zu werden bestimmt wird) das Strafgeld ausmacht. Ueberdieß sollen solche ärgerliche Personen zu zehnjähriger öffentlicher strenger Arbeit verurtheilt werden.«

»Selbe Strafe und Konfiscirung soll alle oben bemeldte Personen treffen, die auf fremden Schiffen Sklaven in die Häfen der Monarchie einführen.«

---

*) Es scheint das Schicksal der Cortes gewesen zu seyn, für die große Anzahl rechtloser und ungereimter Verfügungen, mit denen sie Spanien selbst heimsuchten, auch ein menschenfreundliches Gesetz für die Länder übers Meer zu erlassen, dem nichts mangelte als ein Plätzchen praktischer Gültigkeit. Denn selbst zu Cuba fühlte man seine eigene Wichtigkeit und die Schwäche der Cadizer zu sehr, um sich in einem gottlosen, aber für die Wohlfahrt der Kolonie scheinbar nöthigen Gewerbe stören zu lassen.
(Anmerkung des Uebersetzers.)

»Alle Neger, seyen sie noch an Bord gefunden oder durch solche Schiffe schon eingeführt, sollen frey erklärt werden.«

»Von dem Ertrage des konfiscirten Schiffes soll ein Theil unter die Neger vertheilt werden, zur Rückkehr in ihre Heimath oder zu den Kosten ihrer Niederlassungen in dem Lande, wo sie eingeführt worden sind.«

Sollte diese Verfügung zum Gesetze und dieses mit Biederkeit gehandhabt werden, so wird sie, obschon es wünschenswerth wäre, den Sklavenhandel ganz als Seeräuberey betrachtet zu sehen, rücksichtlich der Theilnahme spanischer Unterthanen den ersehnten Erfolg nicht verfehlen. Zugleich können wir aber die Bemerkung nicht unterdrücken, daß vor der Epoche jener außerordentlichen Vermehrung der schwarzen Bevölkerung auf Cuba und andern Kolonien die Erlassung dieser gesetzlichen Verfügung der Nation weit ehrenvoller gewesen seyn würde, oder selbst noch im Jahre 1821, als ein Gesetzvorschlag des Grafen Torreno zur wirksamern Unterdrückung des Sklavenhandels von den Cortes verworfen wurde. Man ermangelte sogar damals nicht, unsern Gesandten *) zu Madrid von der Absicht der spanischen Regierung zu verständigen, den vertragsmäßig festgesetzten Zeitpunkt der Abschaffung des Sklavenhandels um zwey Jahre hinaus zu rücken. Vielleicht hat der entschiedene Ton des verstorbenen Marquis Londonderry, in welchem er sich dahin aussprach, »daß Se. Majestät sich zu solchem Vorschlag weder herbeylassen könnte noch wollte,« verbunden mit der damaligen Hoffnungslosigkeit einer jemaligen Wiedererwerbung der spanischen Festlands-Kolonien, jenen »besseren Geist,« von dem der Bericht spricht, veranlaßt. Doch sind indessen die Unterthanen Seiner katholischen Majestät auf den Küsten von Afrika nicht müßig geblieben; und die Insel Cuba ist noch immer die Hauptniederlage, ja der Ausrüstungsplatz für Sklavenschiffe jeder Nation und jeder Flagge, besonders der französischen. Wir haben zwar zwey Kommissäre des mixed court dort, deren Thun und Wirken sich aber nach ihrem eigenen Berichte auf nichts zurückführen läßt. Es geht aus den parlamentarischen Verhandlungen hervor, daß seit ihrem Aufenthalte auf der Havannah fünf und neunzig Sklavenschiffe in den Hafen eingelaufen sind (25 derselben unter offenbarer Verletzung der Verträge) ungefähr vierzig andere in den kleineren Häfen nicht mitgerechnet.

Es zeigt sich weiter, daß vom 31. Oktober 1820, der zur gänzlichen Erlöschung des spanischen Sklavenhandels vertragsmäßig festgesetzten Epoche, bis zum 1. September 1821, 26 Sklavenladungen, im Betrage von 6415 Köpfen, in den Hafen der Havannah eingelaufen sind. 18 dieser Schiffe waren spanisches, 5 französisches, 2 portugiesisches und eins amerikanisches Eigenthum, und von keinem nahm die Regierung der Insel gesetzliche Kunde. Ein einziger Fall wurde vor den gemischten Kommissionshof der Insel gebracht — aber erfolglos. Es scheint, daß der Gouverneur Befehle aus Spanien erhalten, die bezüglichen Punkte des Abolitionsvertrages in Wirksamkeit zu setzen. Wir aber zweifeln billig, daß die Ortsobrigkeit auf Befehle aus Spanien Rücksicht nehmen wird.

Im gegenwärtigen Augenblick ist die Havannah der Sitz (sink) des Sklavenhandels und der gemeinsame Schlupfwinkel von Seeräubern und Dieben.

Der portugiesischen Regierung ist durch Unterhandlung ganz und gar nicht beyzukommen. Sie behauptet das Glück politischer Abgeschlossenheit

*) Den englischen. (Anmerkung des Uebersetzers.)

Um Himmel nun, nicht Wolken mehr zu seyn,
Die dunkeln Riesenspitzen
Umgebend mit des Schnees lichtem Schein;
Wenn dich mein Aug' erblickt
Begrüß' ich freudig, stolz, bewundernd dich
Als groß, als kaiserlich.
Wie anders seh' ich dich für ew'ge Zeit
Mit hohem Ruhm geschmückt,
Ein Heldenerbe meiner Tapferkeit?
Um deinem Schneegebirg den Krieg zu bringen,
Erschein' ich jetzt, doch einen milden Krieg,
Weil es das deinige, soll es erringen,
Zerstören nicht mein Sieg.
Die Mauren, die empört
Im Schutze seiner rauhen Felsen leben,
Sie zwingen mich die Waffen zu erheben;
Mein Zorn ist gegen jene nur gekehrt.
Denn frevelnd widerstreben
Sie dem Gesetz, das ihnen Ferdinand
Dein König und mein Gatte mild gegeben,
Und seinem Ansehn trotzt ihr Uebermuth.
Gerechter Rache Glut,
Der Rache, deren Antheil mir gebührt,
Ist's die hieher mich führt,
Daß diese lieblichen Gefilde jetzt,
Die der Genil benetzt
Und wo des Darro Fluten sich ergießen,
Zum zweyten Mal als Siegerin mich grüßen.

D. Diego.

So laßt der Trommeln schnelles Echo denn
Und der Metallen Klang
Aufs neue mit harmonischem Empfang
Ihr jubelnd huldigen,
Daß morgendlicher Vögel Frühgesang
Voll Neid den Tönen nachzueifern strebe,
Es lebe uns're Königin!

(Lautes Schmettern der Instrumente.)

Alle rufen.

Sie lebe!

Don Luis
(tritt auf und wirft sich der Königin zu Füßen).

D. Luis.

Sie lebe lange noch; und mag die Zeit
Einst ganz der späten Jahre Zahl vergessen,
Daß ihre Macht und ihre Frömmigkeit
Die Zuflucht bleibe dessen,
Der solchen Schutz in seiner Noth erfleht,
Und, o Vergebung, hohe Herrin, seht
Ihr einen Greis, den schwere Leiden beugen,
Zu euren Füßen stürzend, diese Hand
Ergreifen, der Gewährung mächt'ges Pfand.

Königin.

Steht auf, steht auf! Von großem Unglück zeugen

So bittre Thränen, solch ein Kummer mir.
Sprecht, was begehret ihr?

D. Luis.

Erflehen will ich — — —

Königin.

Was?

D. Luis.

Gerechtigkeit.

Königin.

Sie zuzusagen seht ihr mich bereit.

D. Luis.

Unwürdig fühl' ich mich, auch nur die Erde,
Die du betrittst, zu küssen.

Königin.

Laß mich, damit sogleich ein Trost dir werde,
Bevor wir weiter gehn, dein Schicksal wissen.

D. Luis.

O Herrin, eine Tochter hatt' ich einst,
Wohl muß ich sagen, hatte, lebt sie gleich,
Denn nicht gestorben, ist sie doch verloren.
Ich zog sie auf; — allein zu weit hinaus
Beginn' ich wohl. Von edlem Blute bin ich —
Doch unnütz ist es hier dieß anzuführen.
Verständig, sittsam, fromm erzog ich sie,
Bis Tugend, Pflicht, Gehorsam, Sittsamkeit,
Vom listig argen Zaubertruge ganz
Verblendet wurden eines Bösewichts.
Getäuscht entriß er sie dem Vaterarm,
Und, — doch, o Herrin, was sag' ich mit Worten,
Was schneller besser meine Thränen sagen? —
Ich eile hin darüber, um nicht lästig
Mit lang gedehnten Klagen dir zu seyn,
Daß ich mein Kind vermißt, ihr nachgeeilt,
Als Flüchtige dann unter andrem Namen
In eines Freundes Hause sie gefunden,
Um ohne Rüge dieser Schuld, so häufig
Daß leider sich die Scheu davor verlor,
Zur allergrößten Schandthat mich zu wenden,
Die der verworfenste, der roh'ste Sinn
Des ärgsten Frevlers nur erdenken kann;
Eh' ich sie nenne, laß mich dir berichten,
Woher die Kunde mir davon geworden:
Ein Maure, welchem von Benamegi
Den Weg hieher der Eigennutz erleichtert,
Kam um ein Schreiben mir zu überbringen,
Und fand mich leicht, denn Böses bracht' er mir;
Von meiner Tochter war der Brief, sie schreibt — —
O wolle gnädigst, Königin, ihn lesen,
Damit du selbst vom Inhalt dich belehrest
Mich von der zwiefach herben Qual befreyend
Mit eignem Mund mein grausam Leid zu nennen,
Und es zu nennen hier vor aller Welt.

(Er überreicht der Königin das Schreiben.)

Königin.

So gebt. — (Sie liest.) — »Mein theurer, mein verehrter Vater,
Begangne Fehler können besser nicht
Entschuldigt werden, als mit dem Geständniß,
Daß man als solche wirklich sie erkenne.
Ich fehlte, ja, durch einen Mann verblendet,
Der Wort und Hand des Gatten erst mir gab,
Und mit Verachtung ohne Maß sodann,
Mit Falschheit und Verrath, den allergrößten
An mir beging, indem er mich als Sklavin
Dem wilden Neger Canjeri verkaufte.
Um meine Freyheit unterhandle, Herr,
Dann strafe mich, denn nicht begehr' ich sie,
Von deines Schwertes Spitze nicht zu sterben,
Nein, nur weil ich in dieser Sklaverey
Wenn auch gefährdet meinen Glauben nicht,
Gefährdet sehe meine Ueberzeugung.«

Königin
(die Stimme erhebend).

Die Schaaren, welche von Castilien
Mit mir hieher gezogen nach Granada,
Und jene die bereit in dieser Stadt,
Sie sollen nach Benamegi sogleich
Aufbrechen; keine Rast erlaubt mein Eifer,
Dem diese Eil' Erholung ist und Ruhe. —
(Zu D. Luis.)
Und jener Mensch? Wenn er den Namen Mensch
Verdient, wer ist's?

D. Luis.

Er nennt sich Gomez Arias.

Königin.

Kund sey gethan, gewähren solle niemand
Dem Gomez Arias, einem Bösewicht
Des tiefsten Abscheus würdig, Unterstützung
Und Zuflucht, unter Strafe des Verraths,
Und wer, ihn tödtend, seiner sich bemeistert,
Der soll zum Lohn zweytausend Piaster haben,
Wer lebend ihn mir bringt, die Summe zwiefach,
Und feyerlich gelob' ich hier zu Gott,
Nicht eher umzuwechseln mein Gewand,
Und eher unter keinem Dach zu ruhn,
Bis ich, bezwingend jene rauhen Felsen,
Empörer gegen meine Macht, Tyrannen
In meinem Reich, der Unglücksel'gen Bande
Gelöst, damit Jahrhunderte verkünden:
Wenn es ein Weib gab, welche man verhöhnte,
Gab's auch ein Weib zu rächen Jener Schmach.

Auf der Veste Benamegi.
(Canjeri und andre Mauren. Dorothea und Gines als Sklaven.)

Canjeri.

Damit ich, schöne Christin, dir nicht ganz
Ein Ungeheuer schiene, wild und grausam,
Und unwerth Mensch zu heißen, sucht ich stets

Seit du hier weilst, dir meines Anblicks Schrecken
Durch meiner Worte Schmeichellaut zu mildern.
Denn niedre Liebe fühlt, wer sie erzwingend,
Sie zu verdienen sich dadurch entzieht.
Im zartern Hoffen durch ein liebend Werben
Dich zu gewinnen, daß du deinem Glauben
Entsagend, mir die Hand der Gattin reichst,
Blieb mir vor deiner Schönheit stets die Ehrfurcht,
Gebührend diesen Sonnen, Götter mir,
Dem von der Liebe Glut versengten Mohren.

Dorothea.

Wohl schätz' ich, Afrikaner, deine Milde,
Und will mit Heuchelworten nicht ihr lohnen.
So wisse denn, und hätt' ich tausend Leben,
Ich würde deinem Schwert sie willig opfern,
Zur Rettung meines Glaubens, meiner Ehre.

Canjeri.

Mißgönne mir des Lebens Hoffnung nicht.

Dorothea.

Sprich nicht von dieser Hoffnung, du vernimmst
Von mir dasselbe stets.

Canjeri (zu Gines).

Du räthst mir wohl;
Zerstreuung will ich ihr zu geben suchen. —
(Zum Gefolge.)
Befehlt den Sängern Lieder uns zu singen
Herüber aus der Ferne, Liebeslieder.

Gines.

Ist gar nicht nöthig, ihnen das zu sagen,
Sie leyern ohnedem von Liebe stets.

Canjeri.

Du, dem als Diener meines theuren Guts
Ich Kett' und Tod erließ, wie gehts dir hier?

Gines.

Ach, ganz verdammt, Herr.

Canjeri.

Man mißhandelt dich?

Gines.

Gewaltig.

Canjeri.

Und wie so?

Gines.

Wie so? Sie geben
Mir keinen Tropfen Wein, und Schweinefleisch
Gesehen hab' ich nicht, so lang ich hier bin,
Und wo kein Wein und kein gebrat'ner Speck
Gibts keine Lust.

Canjeri.

Warum nur, sage mir,
Verkaufte Jener dich und sie?

Gines.

Aus Laune. —
Still, die Musik!

Canjeri.
Geliebte hör' dieß Lied.
Dorothea
(für sich).
Ach! ob mein Vater wohl den Brief empfing?
Lied (hinter der Scene).
Señor Gomez Arias,
Ach, erbarm' dich mein!
Ich, ein Mädchen, unerfahren,
Im Gebirg allein.
Dorothea
(bricht in Thränen aus).
Weh mir! in Liedern schon ertönt mein Schicksal?
Canjeri.
Den Tönen Fluch, die deine Seufzer wecken. —
Schweigt! Schweigt!
Dorothea.
Nein, laß sie weiter singen, Herr!
Wenn ich es tief empfinde, sie zu hören,
Will ich sie hören, tiefer zu empfinden.
(Trommelschall.)
Stimmen
(von außen).
Zu den Waffen! Feinde, Feinde!
Canjeri.
Welch Kriegsgeschrey? Welch ein Getös von Waffen?
Doch frag' ich noch, da schon Kastiliens Schaaren
Bevölkern diese Gipfel, die mit Federn
Gekrönt, Olympe scheinen auf Olympen. —
Alarben, auf die Mauer! auf die Mauer!
Viel gilt der Kampf, um meinetwillen kämpf' ich,
Und um dieß Weib, die meine Siegerin.
(Canjeri und die Mauren ab.)
Stimmen
(von außen).
Zu den Waffen! Auf, zum Kriege!
(Trommelschall.)
Dorothea.
Dank, Schicksal, daß du günstiger dich zeigst!
Mit deinem Hauch, o Glück, gib Kühnheit mir
Und Muth und Kraft, daß ich als Führerin
Der Christen alle, welche lebend hier
Begraben sind in dunkler Kerker Nacht,
Mit unerschrock'nem Sinn
Zu trotzen wage der Empörer Macht.
Auf, Gines, nimm die Waffen!
Gines.
Niemals nehm' ich —
Es wäre diebisch, — was man mir nicht gibt.
Dorothea.
Komm mit mir! — Möge Heil durch Mars mir werden,
Da Venus sich, als Unglücksstern gezeigt.
(Ab.)

Gines.

Mit soll ich gehn? Zu bleiben scheint mir besser.
Mein Schluß ist nämlich: siegt die Christenschar,
Kann mir als Christ die Freyheit nicht entgehn;
Die Mauren, wird mir Lohn anstatt der Strafe,
Weil ich mich gegen sie nicht aufgelehnt;
So daß ich nur gewinne, nie verliere,
Halt ich mich still; und obendrein vermeid' ich,
Daß dies und jenes irre Wurfgeschoß
Zu Gast mich sende, wo ich nicht geladen. —
Ha, nun gehts los! Bey Leibe nicht gerührt.

Dorothea
(hinter der Scene).

Zum Kampf, Gefangne, für die Freyheit! auf!

Gines
(ganz leise).

Frisch dran, ihr Sklavenbrüder, helft euch selber! —
Wie doch mein Zuruf sie so muthig macht;
Denn Ketten, Thore, Gitter, Riegel sprengend
Sind schon sie hinter diesen feigen Wichten
Von Mauren her, und hauen brav sie nieder.
(Trommeln und Kriegslärm.)

D. Luis
(hinter der Scene).

Der erste muß ich seyn den Fuß zu setzen
Auf dieser Felsen rohen Obelisk.

Canjeri
(eben so).

Wenn als Vertheid'ger ich entgegen stehe,
Wie wagst du diese Zinnen zu erklimmen?

Gines.

Potz Blitz! es sind schon Christen auf der Mauer,
Und durch die Thore dringen auch schon Christen,
Schließ' ich mich an, ist all den Heidenhunden
Der Tod gewiß.

Dorothea
(hinter der Scene).

Das Fallgatter ist unser;
Eröffnet schnell. — Dringt ein, ihr Glaubensbrüder!

An der Pforte von Benamegi.

(Lauter fortwährender Trommel- und Zinkenschall. Dorothea und die gefangenen Christen öffnen das Thor. Die Königin Isabelle dringt mit zahlreichem Kriegsvolk in die Veste. Von den hohen Zinnen derselben stürzen plötzlich, fest um einander geschlungen, Don Luis und Canjeri herab.)

Canjeri.

O mächt'ger Allah!

D. Luis.

Großer Gott im Himmel!

Canjeri.

Wer bist du Christen-Cid, der mich besiegt?

D. Luis.

Ein Blitz, entbunden, der aus seiner Sphäre
Verderblich nieder zuckt.

Königin.

Wer bist du, Christin,
Der ich so schnellen Sieg verdanke heut?

Dorothea.

Ein unglückselig Weib, und glücklich doch,
Weil ich zu deinen Füßen jetzt mich sehe.

Königin.

Bist jene du vielleicht, die Gomez Arias
Mit frevelm Sinn dem Canjeri verkauft?

Dorothea.

Bevor das Ja dir meine Lippen sagen,
Sagt meine Scham es dir, o Königin.

D. Luis.

Erhabne Kriegerin, als Siegespreis
Leg' ich zu Füßen dir den Canjeri.

Königin.

Ich gebe deinem Arm die Tochter wieder,
Doch meinen Schutz genießt sie, dieß bedenk.

D. Luis
(zu Dorothea).

Mit Freude seh' ich und mit Schmerz dich wieder.

Königin
(zu Canjeri).

Und du, Barbar, rebellisch den Gesetzen,
Die mild als Unterthan dich aufgenommen,
Als Strafe jener frechen Meutereyen
Durch dich veranlaßt, wird dir heut der Tod.

Canjeri.

Die Strafe, Königin, erspar' ich dir:
Schon von den Wunden oder deinem Anblick
Vernichtet, sterb' in Wuth ich dir zu Füßen.
(Er sinkt um.)

Königin.

Bringt diesen Leichnam, vielfach schreckend mir,
Fort aus den Augen! — Und dem Himmel laßt —
(Geräusch hinter der Scene.)
Was gibt es?

Don Felix.

Vom verheiß'nen Lohn gereizt
Ergriffen ein'ge Bauern Gomez Arias,
Ihn auszuliefern kamen sie hieher.

(Mehrere Bauern treten auf, in ihrer Mitte Gomez Arias als Gefangener.)

Königin.

Und welcher unter euch ist Gomez Arias?

Gomez
(hervortretend).

Ich bin es, der in grimmer Raserey
So vieler Frevel schuldig sich gemacht.

Königin.

So soll mein königlicher Spruch zuerst
Die Ehre dieser retten, eh' ich strafe. —
Als Gatte reiche jetzt ihr deine Hand.

Gomez.
Und ihr zu Füßen fleh' ich reuevoll
Daß sie vergebe.

Dorothea.
Dir vergeb' ich alles
Und nimm mit meiner Hand die Seele hin.

Gines.
Kommt mit der Heirath der davon als Strafe,
Verkauf' ich morgen gleich, so viel ich finde.

Königin.
Gerächt nunmehr und wieder hergestellt
Seht ihr, Don Luis, eurer Tochter Ehre.

D. Luis.
Aus deiner Hand ist alles mir willkommen. —
(Zu Gomez und Dorothea gewendet)
Mein Arm umfange denn als Kinder euch.

Königin.
Halt ein! beleidigt ward ich, so wie du,
Dir ward Genüge, mir hingegen nicht.

Gines.
Mir, dem verkauften Diener, gleichfalls nicht.

Königin.
Man führe diesen augenblicklich hin,
Dem Richterschwert zu beugen seinen Nacken,
Und, wo die Gattin er verkaufte, bleibe
Sein schuldig Haupt an einem Pfahl zur Schau.

Gomez.
Zu deinen Füßen — — —

Königin.
Fort! führt ihn hinweg.

Gines.
Da leg' ich Hand an; hängen sollst du mir,
Ich schwöre dir's, du Judas in der Liebe,
Der küßt und dann verkauft.

Gomez.
Gerechter Himmel,
Sey meine Strafe Sühne meiner Schuld.
(Man führt ihn hinweg.)

Dorothea
(wirft sich der Königin zu Füßen).
O Herrscherin, vergeben hab' ich ihm,
Ich die Gekränkte; woll' es gnädig auch.

Königin.
Bey jeglichem Verbrechen ist der König
Gekränkt zumeist: verzeihest du die Kränkung,
Ich nicht, daß ich der Folgezeit die Pforte
Nicht öffne zur Verzeihung gleicher Schuld.

(Die Verfasserin der Rolands Abenteuer)

Englische politische Literatur.

(Quarterly Review Nro. LV. Art. IX.)

Der Sklavenhandel, dargestellt nach den auf Befehl des Unterhauses gedruckten Papieren und dem Bericht der Direktoren der afrikanischen Gesellschaft.

Mit tiefem Bedauern werden alle Jene, deren Gemüth an menschlichen Leiden Antheil nimmt, aus den oben angezeigten Aktenstücken die Gewißheit entnehmen, daß weit entfernt die Erlöschung des schändlichen Handels mit Menschen selbst in weit hinaus gerückten Zeitpunkten zu erwarten, wir nicht einmal der Hoffnung einer graduellen Abnahme desselben Raum geben dürfen. Das Gefühl der Scham, die Furcht der Entdeckung, der Stachel des Gewissens, die zur Vorbeugung der Verbrechen ihre Wirkung auf das menschliche Herz kaum verfehlen, sind machtlos und erlöschen in der Brust des Sklavenhändlers, und derjenigen, die diesem verwerflichen Verkehr ihren Schirm ertheilen. Einen einträglichen und gewinnvollen Handel der öffentlichen Meinung zu opfern, während seine eigne Obrigkeit in gänzlicher Nichtachtung des öffentlichen Glaubens, der Verträge und der feyerlichsten Verheißungen, nicht ansteht, Verpflichtungen zu verletzen, die im Angesichte der Welt geschlossen wurden; das hieße von einem tüchtigen Sklavenhändler, verhärtet im Verbrechen, wie er ist, zu viel erwarten.

Es war in den Verträgen über den Sklavenhandel eine unglückselige Auslassung (wie wir überzeugt sind, die vorzüglichste Ursache ihrer Erfolglosigkeit), daß außer dem Verlust des Schiffes und der Ladung keine andere Strafe gegen den Uebertreter verhängt wurde. Wäre im Gegentheile der Schiffsherr und die Mannschaft, nach gerichtlicher Aburtheilung, dem Gefängnisse und einer im vollen Sinne des Wortes entehrenden Strafe unterworfen worden; so würden die Unterthanen der vertragschließenden Mächte es weislich unterlassen haben, das öffentliche Recht durch Betrug, Arglist und durch die Entwürdigung königlicher Licenzen zu verletzen. Etwas ist, und zwar von dieser Seite weit über unsere Erwartungen, durch einen Artikel gewonnen, den die Cortes von Spanien in ihr neues Kriminalgesetzbuch (das aber noch der königlichen Sanktion ermangelt) aufgenommen haben*), und der folgender Maßen abgefaßt ist:

Art. 276. »Alle Eigenthümer, Ausrüster, Kapitäns, Führer und Offiziers spanischer Schiffe, zum Ankaufe der Neger an der afrikanischen Küste, oder dieselben einführend in irgend ein, spanischer Oberherrschaft unterworfenes Land, oder Sklaven an Bord habend, sollen das Schiff verlieren, dessen Ertrag (wenn es verkauft zu werden bestimmt wird) das Strafgeld ausmacht. Ueberdieß sollen solche ärgerliche Personen zu zehnjähriger öffentlicher strenger Arbeit verurtheilt werden.«

»Selbe Strafe und Konfiscirung soll alle oben bemeldte Personen treffen, die auf fremden Schiffen Sklaven in die Häfen der Monarchie einführen.«

---

*) Es scheint das Schicksal der Cortes gewesen zu seyn, für die große Anzahl rechtloser und ungereimter Verfügungen, mit denen sie Spanien selbst heimsuchten, auch ein menschenfreundliches Gesetz für die Länder übers Meer zu erlassen, dem nichts mangelte als ein Plätzchen praktischer Gültigkeit. Denn selbst zu Cuba fühlte man seine eigene Wichtigkeit und die Schwäche der Cadizer zu sehr, um sich in einem gottlosen, aber für die Wohlfahrt der Kolonie scheinbar nöthigen Gewerbe stören zu lassen.
(Anmerkung des Uebersetzers.)

»Alle Neger, seyen sie noch an Bord gefunden oder durch solche Schiffe schon eingeführt, sollen frey erklärt werden.«

»Von dem Ertrage des konfiscirten Schiffes soll ein Theil unter die Neger vertheilt werden, zur Rückkehr in ihre Heimath oder zu den Kosten ihrer Niederlassungen in dem Lande, wo sie eingeführt worden sind.«

Sollte diese Verfügung zum Gesetze und dieses mit Biederkeit gehandhabt werden, so wird sie, obschon es wünschenswerth wäre, den Sklavenhandel ganz als Seeräuberey betrachtet zu sehen, rücksichtlich der Theilnahme spanischer Unterthanen den ersehnten Erfolg nicht verfehlen. Zugleich können wir aber die Bemerkung nicht unterdrücken, daß vor der Epoche jener außerordentlichen Vermehrung der schwarzen Bevölkerung auf Cuba und andern Kolonien die Erlassung dieser gesetzlichen Verfügung der Nation weit ehrenvoller gewesen seyn würde, oder selbst noch im Jahre 1821, als ein Gesetzvorschlag des Grafen Torreno zur wirksamern Unterdrückung des Sklavenhandels von den Cortes verworfen wurde. Man ermangelte sogar damals nicht, unsern Gesandten *) zu Madrid von der Absicht der spanischen Regierung zu verständigen, den vertragsmäßig festgesetzten Zeitpunkt der Abschaffung des Sklavenhandels um zwey Jahre hinaus zu rücken. Vielleicht hat der entschiedene Ton des verstorbenen Marquis Londonderry, in welchem er sich dahin aussprach, »daß Se. Majestät sich zu solchem Vorschlag weder herbeylassen könnte noch wollte,« verbunden mit der damaligen Hoffnungslosigkeit einer jemaligen Wiedererwerbung der spanischen Festlands=Kolonien, jenen »besseren Geist,« von dem der Bericht spricht, veranlaßt. Doch sind indessen die Unterthanen Seiner katholischen Majestät auf den Küsten von Afrika nicht müßig geblieben; und die Insel Cuba ist noch immer die Hauptniederlage, ja der Ausrüstungsplatz für Sklavenschiffe jeder Nation und jeder Flagge, besonders der französischen. Wir haben zwar zwey Kommissäre des mixed court dort, deren Thun und Wirken sich aber nach ihrem eigenen Berichte auf nichts zurückführen läßt. Es geht aus den parlamentarischen Verhandlungen hervor, daß seit ihrem Aufenthalte auf der Havannah fünf und neunzig Sklavenschiffe in den Hafen eingelaufen sind (25 derselben unter offenbarer Verletzung der Verträge) ungefähr vierzig andere in den kleineren Häfen nicht mitgerechnet.

Es zeigt sich weiter, daß vom 31. Oktober 1820, der zur gänzlichen Erlöschung des spanischen Sklavenhandels vertragsmäßig festgesetzten Epoche, bis zum 1. September 1821, 26 Sklavenladungen, im Betrage von 6415 Köpfen, in den Hafen der Havannah eingelaufen sind. 18 dieser Schiffe waren spanisches, 5 französisches, 2 portugiesisches und eins amerikanisches Eigenthum, und von keinem nahm die Regierung der Insel gesetzliche Kunde. Ein einziger Fall wurde vor den gemischten Kommissionshof der Insel gebracht — aber erfolglos. Es scheint, daß der Gouverneur Befehle aus Spanien erhalten, die bezüglichen Punkte des Abolitionsvertrages in Wirksamkeit zu setzen. Wir aber zweifeln billig, daß die Ortsobrigkeit auf Befehle aus Spanien Rücksicht nehmen wird.

Im gegenwärtigen Augenblick ist die Havannah der Sitz (sink) des Sklavenhandels und der gemeinsame Schlupfwinkel von Seeräubern und Dieben.

Der portugiesischen Regierung ist durch Unterhandlung ganz und gar nicht beyzukommen. Sie behauptet das Glück politischer Abgeschlossenheit

*) Den englischen. (Anmerkung des Uebersetzers.)

so tapfer, daß sie die einzige Macht in Europa genannt werden kann, welche baar und offen die Abhaltung ihrer Unterthanen vom Sklavenhandel versagt hat. Indeß andere Mächte sich wenigstens mit dem Schein einer anständigen Theilnahme an den Leiden der Menschheit umgaben, und die Abscheulichkeit dieses Verkehres anerkennend, in bestimmten oder unbestimmten Perioden ihm ein Ende zu machen sich verheißend anboten; heischt bloß Portugall unerröthend die Fortsetzung dieses verhaßten Handels in den eignen afrikanischen Kolonien, und ermuntert noch seine Unterthanen dazu, durch die unbegränzte Ertheilung königlicher Erlaubnißscheine, namentlich nach Cabenda, wo es wenig oder gar keine Sklaven gibt, aber thatsächlich nach der Bay von Benin und Bjäfra, wo es von Sklaven wimmelt (where they abound) und wo sie sich vertragsmäßig anheischig gemacht hat, diesen Handel zu untersagen. Der Gouverneur von Bissao, nördlich der Linie, ist ein allgemein bekannter Sklavenhändler und eins seiner Schiffe, mit ihm gehörigen Sklaven beladen, wurde von Lieutenant Mildmay in Kanonenschußweite des portugiesischen Forts weggenommen. Nach dem Berichte der afrikanischen Gesellschaft wurde es durch Mr. Lecke, Kapitain des Schiffs Seiner Majestät, Myrmidon, erhoben, daß in einem Zeitraum von ungefähr funfzehn Monaten vom July 1820 bis Oktober 1821, 190 Sklavenschiffe in den Fluß Bonny, und 62 in den Calabar, um Sklaven einzukaufen, eingelaufen sind, von denen die meisten der französischen und portugiesischen Flagge angehörten. So lebhaft wird dieser gottlose Verkehr betrieben, daß nach Darlegung parlamentarischer Papiere über 35,000 menschliche Wesen in dem kurzen Zeitraume von sechs Monaten durch französische, portugiesische und spanische Kauffahrer ihrem Vaterlande und ihrer Familie entrissen wurden. Und was die Totalausfuhr der westlichen Küsten Afrikas betrifft, so sind wir aus guten Quellen versichert, daß in den achtzehn Monaten bis zum verflossenen August sie sich auf 400 Sklavenschiffe mit 100,000, sage einmalhundert tausend Seelen belief, fast die Hälfte französisches, und der Rest größtentheils portugiesisches Eigenthum.

Wir hatten schon in einem früheren Artikel Gelegenheit, die Aufführung des wohlbekannten G., Sklavenschacherers und Gouverneurs zu würdigen. Es schien, daß unsere Regierung gegen das Benehmen dieses Mannes so stark protestirt habe, daß er, wie unsere Offiziere glaubten, abgerufen worden sey. Allein wie groß war ihr Unwillen und Erstaunen, als sie ihn, von Lissabon zurückgekehrt, mit Stern und Band geziert, auf seiner Insel wieder entdeckten.

Das Geschäft hatte indessen in seiner Abwesenheit nichts gelitten, wenn wir nach dem Zustande des gekaperten Sklavenschiffs Jose Hallaco ein richtiges Urtheil fällen können. Dieses offne Boot (Cock-boat) hielt nicht sieben(?)! Tonnen an Raum von den Wasserbehältern bis zu den Querbalken; der einzige Schirmplatz der Elenden, die die Ladung ausmachten, betrug siebenzig Zoll; und in dieses armselige Loch (chasm) wurden dreyßig menschliche Wesen eingezwängt. Zehn waren bey Wegnahme schon durch den Hungertod von ihren Leiden erlöst, und der Ueberrest wurde auf der letzten Stufe menschlichen Erduldens gefunden, von Hunger, faulem Schmutze und Krankheit verzehrt. Folgende zwey Fälle, erzählt vom Baronet George Collier, werfen ein helles Licht auf die gänzliche Gleichgültigkeit spanischer und portugiesischer Sklavenhändler bey dem Elende, das sie über die unglücklichen Wesen bringen, die in ihre Klauen fallen.

»Auf zwey kleinen, von dem Tartar und der Distel fast zur selben Zeit gekaperten, zusammen nicht mehr als 230 Tonnenlast fassenden Schiffen befanden sich 700 Sklaven. Der Raum zwischen Verdeck und Boden betrug nicht einmal drey Fuß. Die Sklaven waren paarweis zusammengekoppelt und einer stets an den Füßen des Andern angebunden. Viele waren vom Fieber, Durchfall und dem ganzen Gefolge fürchterlicher, der afrikanischen Zone eigenthümlicher, durch empörenden Schmutz und unerträglichen Gestank zu einer unglaublichen Höhe gesteigerter Krankheiten befallen, so daß die Evidenz ihres unvermeidlichen Unterganges mich zur Ergreifung jedes möglichen Rettungsmittels bestimmten. Ich zog Mr. Patten, den Wundarzt des Tartars, Mr. Clark, Assistenten, und Mr. Bennet, Assistenten auf der Distel zu Rathe. Das Resultat unserer Berathung war eine allgemeine Musterung der Sklaven, zu welcher fast hundert vom Fieber, der Dysenterie und andern Uebeln Ergriffene in die Räume des Tartars gebracht wurden. Und obschon man sich keineswegs die drohende Gefahr dieses Schrittes verhehlte, so gelang es doch der thätigen und unermüdeten Aufmerksamkeit dieser schätzbaren Sanitätsoffiziere durch die ergriffenen Vorsichtsmaßregeln die Mannschaft, mit Ausnahme des Assistenten auf dem Tartar, der aber genas, vor Ansteckung zu bewahren.«

»Aber trotz aller Anstrengungen starben doch einige Sklaven, und ich bin vollkommen überzeugt, daß wenige dem Tode entgangen wären, hätte ich den Aufenthalt der Fieberhaften und Kranken auf den Sklavenschiffen zugelassen.«

»Ich erlaube mir noch einen charakteristischen Umstand anzuführen. Als ich nämlich Befehl geben wollte, die Sklaven von ihren Fesseln zu befreyen, geriethen die Sklavenmeister in eine wirklich lächerliche Bewegung, und versicherten mich, daß keines weißen Mannes Leben sicher sey. Auf die armen Neger aber, die befreyt worden waren, machte ihr verbesserter Zustand einen so günstigen Eindruck, daß sie durch alle möglichen Mittel uns ihre Dankbarkeit und Erkenntlichkeit auszudrücken suchten.«

Seiner katholischen Majestät königliche Päße *) zum Sklavenhandel zu Cabenda und Malembo scheinen zahlreicher als je ausgegeben zu werden. Die Distel begegnete nicht weniger als zehn Kauffahrern, alle für die Einnahme von Negern mit Uberläufen, Wasserbehältern, Kochkesseln und Hand- so wie Fußschellen wohl ausgerüstet, von welchen keiner die geringste Idee hatte, nach Cabenda oder Malembo zu segeln, sondern welche ihre Ladungen in Bonny oder Calabar einnehmen wollten.

Wie klar ihre Absicht auch erscheinen mochte, so waren sie, da sie gegenwärtig keine Neger an Bord hatten, nach dem Buchstaben der Verträge der Wegnahme nicht unterworfen. Die furchtbare Folge dieses Umstandes ist, daß, wenn die Elenden, die solche Schiffe kommandiren, unsern Kriegsschiffen begegnen, und nur eine kleinere Anzahl Sklaven an Bord haben, sie sich, um der Wegnahme zu entgehen, kein Gewissen daraus machen, sie ins Meer zu werfen oder sie in Wassereimern davon schwimmen zu lassen, wie wir oben schon gehört haben. Die Iphigenia fischte, als sie dem portugiesischen Schooner Juliana begegnete, einen zehnjährigen Negerknaben auf, der die Ruderkette zu fassen suchte, und welchen der unmenschliche Schiffsherr bey Erscheinung Sr. Maj. Schiff gezwungen hatte, über Bord zu springen.

---

*) Der Verfasser scheint zu vergessen, daß die Volkssouverainität diese Päße ertheilte. (Anmerkung des Uebersetzers.)

Man kann sich kaum eines bittern Lächelns erwehren, wenn man zur selben Zeit, da alle diese Abscheulichkeiten von portugiesischen Unterthanen verübt werden, und ihr Souverain [1]) königliche Lizenzen ertheilt, so viel Sklaven als möglich zu machen, folgende Ausdrücke seines liberalen, durch ihn sich aussprechenden Ministeriums vernimmt, »der Ruhm der Könige ist von dem Glücke ihrer Unterthanen unzertrennlich; und jener, der einer freyen Nation vorsteht, ist eben so glücklich als jener zu beklagen ist, der über Sklaven herrscht.«

Wir haben allen Grund zu glauben, daß der König der Niederlande für seine Person sehr geneigt sey, dem Sklavenhandel ein Ende zu machen; aber die große Nachfrage des Artikels auf der Kolonie Surinam ist für seine Unterthanen ein zu reizender Gegenstand der Spekulation, um seiner Einfuhr unter verschiedenen Flaggen irgend ein Hinderniß zu setzen. In Rücksicht auf die offenen und wiederholten Verletzungen der Verträge von dieser Seite unterließ unsere Regierung es nicht, die gehörigen Vorstellungen zu machen, die eine neue Verordnung zur Folge hatten, deren Wortlaut wirklich die Einfuhr von Sklaven auf Surinam verbietet und mit Strafen belegt, die aber durch die Verringerung der Pön auf unerlaubte Einfuhr von Sklaven ihr dem Geiste nach dessen Häfen weiter als vorher öffnet. Seine Majestät wurde dahingebracht zu erklären, daß die Einführung von Sklaven in die Kolonien seines Königreiches unter denselben Strafen verboten seyn solle, die auf die Einbringung von Contrebandgütern gesetzt sind, eine Bestrafung, welche, wie die Direktoren der afrikanischen Gesellschaft richtig bemerken, »indem sie ein menschliches Wesen in Parallele mit einem Fäßchen Branntwein oder einer Tonne Butter setzt, die bestehende Pön verminderte, anstatt sie zu erhöhen.«

Lord Clancarty [2]) ließ sich durch dieses ausweichende und unbefriedigende Dekret nicht täuschen; und in seinem diplomatischen Verkehr mit dem holländischen Minister bald die geringe Geneigtheit desselben zur Eingehung in irgend eine der Forderungen, die ihm vorzüglich am Herzen lagen, erkennend, suchte er in unmittelbarer Besprechung mit dem Könige seinen Zweck zu erreichen, bey dessen persönlicher Aufmerksamkeit dafür die Sache von Seiten des Marquis Londonderry und des Herzogs von Wellington in Privataudienzen weiter betrieben wurde. Von diesem Zeitpunkte an zeigte sich eine so auffallende Veränderung in dem Rathe Seiner Majestät, daß Lord Clancarty dahin kam, zu glauben, die Regierung sey ernstlich gesonnen, diesem abscheulichen Handel ein Ende zu machen, und daß er nicht umhin konnte, dem Marquis Londonderry, zu der, wie er glaubte, vor sich gegangenen vollkommenen Erledigung dieses wichtigen Gegenstandes, was nämlich das Königreich der vereinigten Niederlande betreffe, Glück zu wünschen. Wir sind wirklich der Meinung, daß der holländische Sklavenhandel auf der Westküste von Afrika fast aufgehört habe, und daß das Fort Elmira in neuester Zeit bloß den Sklavenschiffen anderer Nationen gute Gelegenheit gemacht hat. Wohlverstanden, daß die Einfuhr von Negern nach Sumatra noch nicht aufgehört hat, sondern bloß durch Fahrzeuge fremder, besonders französischer Flagge geschieht.

Doch der Negerhandel Spaniens wie der Niederlande schwindet zur Unbedeutenheit herab, wenn man ihn mit jenem Frankreichs vergleicht. Ja selbst gegen Portugall behauptet es hierin

---

1) Das heißt, damals die Cortes. (Anmerkung des Uebersetzers.)
2) Gesandter im Haag. (A. d. Ue.)

seinen strafbaren Vorzug. Die West- und Ostküste Afrikas wimmelt in ihrer ganzen Ausdehnung von Marodeurs unter französischer Flagge.

Die Thatsachen, die wir anzuführen gesonnen sind, bringen uns dahin, es frank auszusprechen, daß obschon diese Regierung die gänzliche Abschaffung des Sklavenhandels dekretirt hat, obschon die Krone sich selbst verbindlich gemacht hat, mit Seiner großbritannischen Majestät zur Ausrottung eines Verkehres mitzuwirken, welcher nach ihrem selbsteigenen Ausdrucke »auf Vernichtung von Menschen ausgeht« ; selber dessen ungeachtet zu einer fürchterlichen Ausdehnung erwächst, und weder von den Seeoffizieren dieser Macht, noch von den Gouverneurs der Kolonien (einen Einzigen ausgenommen, der anstatt Belohnung Strafe erlangte) eine einzige praktisch kräftige Bestrebung, selbst bloß zu seiner Entmuthigung, gemacht worden ist *).

Es ist freylich wahr, daß unter dem Vorwand, den Sklavenhandel zu unterdrücken, eine französische Eskadre einige Zeit an den Küsten Afrika's gekreuzt hat; allein ob es schon dort nicht eine Bay, Bucht oder Flußmündung gibt, in welchen man nicht an jedem Tage des Jahres französische Sklavenfahrzeuge entdecken könnte, so ist doch kein einziges aufgebracht worden. Im Gegentheile ist es wohl bekannt, daß diese Kreuzer vielen Sklavenfahrern ihrer Landsleute begegnet sind, daß sie dieselben visitirt und nach einem Austausch wechselseitiger Höflichkeiten zur Fortsetzung eines gesetzlosen und verbrecherischen Verkehres in Frieden entlassen haben: der Befehlshaber der französischen Kriegsbrigg l'Huron gestand es offen, daß seine Instruktionen es ihm nicht erlaubten, französische, im Sklavenhandel begriffene, Schiffe aufzubringen. Ja, man weiß sogar, daß französische Seeoffiziere vom Grad eines Postkapitains selbst Sklavenschiffe befehligen. Einer von diesen, Mr. L., Fregattenkapitain, war so fühllos gegen diese Entwürdigung, daß er nicht anstand, in der vollen Uniform seines Ranges an Bord des Schooners Sr. Majestät der Distel zu kommen, und von dem Vergnügen zu sprechen, daß ihm die Begegnung mit einem Kameraden von seiner Waffengattung, des Commodore d. P. gewährt worden. Derselbe Mangel an Selbstachtung scheint sich in diesem Betreff der öffentlichen Beamten in allen französischen Kolonien bemächtigt zu haben, und auf Senegal und Gorea, wo die Meisten ihr Theilchen am Profit haben, sind die Küstenfahrer bey vorkommenden Bedürfnissen einer freundlichen Aufnahme gewärtig.

Die französischen Sklavenhändler begnügen sich nicht einmal mit den Verwüstungen, die sie unter der Bevölkerung der westlichen Küsten des Festlandes von Afrika anrichten. Auch an der östlichen, auf Zanzibar, hat ein Haufen gesetzloser Abenteurer aus Nantes eine Niederlage für Sklaven angelegt, die im Innern des Landes gestohlen (Kidnapped) oder gewaltsam ergriffen werden, von wo sie durch mahometanische Händler erkauft und nach dieser Insel befördert werden. Wir schätzen

*) Der ganze, Frankreich betreffende, Theil dieser Darstellung scheint mir unter einem zu lebhaften, durch die Wiedererscheinung einer ehemals feindlichen Flagge auf allen Meeren empfindlich gewordenen, Nationalgefühle entflossen zu seyn. Nach den neuesten Nachrichten sind vom May bis zum August 1823 durch das Schiff Owen Glendower, Commodore Mends, fünf Schiffe genommen oder angehalten worden, welche Sklavenhandel trieben, und zwar vier spanische Schooner und eine französische Brigg; und man hat aus der geringen Anzahl dieser Prisen auf wirkliche Verminderung des Sklavenhandels geschlossen.
(Anmerkung des Uebersetzers.)

uns aber glücklich, zu erfahren, daß die Berührung dieses Punktes in einem vorigen Artikel, und die Andeutung eines von Seiten der ostindischen Kompagnie zu bewerkstelligenden Kaufes der Insel Zanzibar von dem Imam von Muskate Veranlassung zu Unterhandlungen gegeben hat. Der Besitz dieses Punktes würde die Unternehmungen jener Eskadre in den dortigen Gewässern lähmen und die Spekulationen dieser unmenschlichen und erbarmungslosen Marodeure außerordentlich beschränken. Die weite Verzweigung ihrer Plane wurde aus der Korrespondenz ersichtlich, welche zugleich mit einer Liste von den bey diesem gottlosen Handel interessirten Personen, am Bord »des Erfolgs,« eines von Seiner Majestät Schiff Menai gekaperten Fahrzeuges, gefunden wurden.

»Alle Richter (schreibt der Supercargo dem Schiffseigenthümer) sind Kolonisten auf Bourbon, und haben selbst Neger von unserer Ladung gekauft. Daher sind wir vollkommen ruhig, und auch Sie mögen es seyn.« Dieses Schiff hatte in einer vorigen Reise 248 Neger ans Land gesetzt. Baron Mylius, der Gouverneur, ein Mann von Ehre und Rechtlichkeit, leitete gerichtliche Verfolgungen gegen dasselbe ein; aber die Richter, die selbst mit Menschenfleisch handeln, kamen überein, es loszusprechen; und nun ist zu bemerken, was dieser Ehren-Supercargo von Hrn. Mylius schreibt: »Der Gouverneur ist der größte Schelm auf der Insel, er wird von der ganzen Kolonie verabscheut, von allen Einwohnern, welcher Farbe sie auch seyen. Er ist die Geißel der Kolonie und wird sie zu Grunde richten.«

Ein so beklagenswerthes Ereigniß zu verhindern, ermangelte man nicht, seine Maßregeln zu nehmen. Anglomanie und Philanthropie, unverzeihbare Verbrechen in Frankreich *), verschafften ihm seine Entlassung, um einem Andern, der die Interessen der Kolonie und ihrer menschlichen und biedern Richter besser zu schonen verstünde, Platz zu machen. Kann es nun wohl, wenn man den außerordentlichen Gewinn dieses Handels, und seine Straflosigkeit erwägt, ein Gegenstand der Ueberraschung seyn, wenn er vielmehr zu-, statt abnimmt? Wir wiederholen es, daß es in Frankreich kein Gesetz gibt, welches den Sklavenhändler als Verbrecher behandelte. Sein Vergehen wird mit keiner infamirenden Strafe heimgesucht. — Er unterliegt weder der Gefängnißstrafe, der Landesverweisung, der speciellen Verbannung (Transportation), oder irgend einer persönlichen Züchtigung. Wie das Gesetz jetzt steht, so spricht es bloß die Einziehung des Schiffes und der Ladung aus, und selbst so wird es umgangen. Was aber das Schlimmste, ist, daß es in Frankreich ganz an einem öffentlichen Gefühle gegen die Abscheulichkeit des Sklavenhandels fehlt (?) und die Kaufleute und alten Kolonisten sind fast alle für dessen Fortsetzung.

Erst, wenn irgend ein Beyspiel eines von seiner eigenen Eskadre genommenen oder verhinderten französischen Sklavenschiffes und seiner Stellung vor Gericht vorgenommen seyn wird, aber nur dann, werden wir glauben, daß das Kabinet der Tuilerien den Handel in keiner Weise im Stillen begünstige.

Das (von den Ministern gebrauchte) Argument, daß Schiffe anderer Nationen ihre Flagge annehmen, verliert z. B. für folgenden Fall alle Haltbarkeit. Durch eine Tollkühnheit, der eine berechnete Niederträchtigkeit folgen sollte (aber welche ganz andere als die gehofften Folgen hatte),

*) Letzteres doch wohl nur bey den Kolonisten auf der Insel Bourbon, welche am Sklavenhandel Theil nehmen, und unrichtige Darstellungen veranlaßt haben mögen. (Anmerkung des Uebersetzers.)

gaben drey französische Sklavenführer unseren Seeleuten Veranlassung zur Entwickelung jener entschlossenen und raschen Tapferkeit, durch welche sie sich von jeher ausgezeichnet haben, und benahmen zugleich der französischen Regierung jeden Ausweg, Nichtkenntniß oder Mißbrauch ihrer Flagge vorzugeben.

»Den 15ten des verflossenen Aprils wurde Lieutenant Mildmay vom Commodore Sir Robert Mend befehligt, die Boote Seiner Majestät Schiffe Iphigenia und Myrmidon zu befehligen, und den Fluß Bonny hinaufzuführen. Nachdem die Boote bald nach Sonnenaufgang die Sandbank passirt hatten, bemerkte man ungefähr um 7 Uhr sieben Segel (zwey Schooner, vier Briggs, worunter ein Engländer, und eine Brigantine) unter der Stadt Bonny vor Anker liegend. Als die Boote beyläufig noch vier Meilen entfernt waren, ließen sie die Flaggen wehen und näherten sich nach und nach auf Schußweite. Die beyden Schooner, die sich schon früher gegen die Boote auf die Geschützseite gelegt hatten, eröffneten das Feuer ohne Aufsteckung von Flaggen. Lieutenant Mildmays Boot, schärfer rudernd, war den andern ein ziemliches Stück vorausgekommen, und erwartete sie also. Die Sklavenhändler schrieben diesen Stillstand der Furcht zu, und alsogleich begannen die beyden Briggs und die Brigantine unter französischer Flagge ein heftiges Feuer. Dieß wurde, als die Boote auf Wirksamkeit ihres Schusses gekommen waren, erwiedert, und schnell darauf wurde, unter den Kugeln feindlicher Kanonen und Musketen, angegriffen, geentert und zwanzig Minuten nach Anfang des Gefechts alle Fahrzeuge genommen.

In dieser Aktion wurden zwey Mann getödtet und sieben stark verwundet. Die Zahl der an Bord der Sklavenschiffe Getödteten und Verwundeten wird nicht genau bestimmt. Aber an Bord des Ycanam, eines spanischen Schooners, der einen verzweifelten Widerstand entgegensetzte, wurden neunzehn getödtet und einige [1]) schwer verwundet. Selbst nachdem die verzagten spanischen Sklavenhändler den Besitz des Schiffes unseren braven Seeleuten überlassen mußten, schlich sich eine Anzahl von ihnen in den Raum und ließ die Sklaven, die sie mit Musketen bewaffnet hatten, auf unsere Leute feuern, denen dadurch ein Mann getödtet und mehrere verwundet wurden [2]); der tapfere und gefaßte Befehlshaber der Boote gebot nun, jeden noch im Schiffe befindlichen Spanier über Bord zu werfen. Unsere Matrosen (tars) standen nicht lange an, diesen Befehl zu vollziehen, und obschon der Stern des Schiffes bloß zwanzig Fuß vom Gestade entfernt war, wurden doch drey von den Spaniern von Hayfischen verschlungen.

Auf dem spanischen Schoner Vecua fand man, als Lt. Mildmay davon Besitz nahm, eine brennende Lunte über dem Pulvermagazine hängen, welche von der Schiffsmannschaft, ehe sie über Bord gesprungen und sich durch Schwimmen ans Land gerettet hatte, dort angesteckt worden war. Einer unserer Seeleute, der sie bemerkte, hielt mit kluger Entschlossenheit seinen Hut unter den brennbaren Docht und trug sie dann hinweg. Das Magazin enthielt eine bedeutende Masse Pulver. Ein Funke der brennenden Lunte würde außer den sich an Bord befindlichen Offizieren und Ge-

1) Dieses Mißverhältniß, wie manches andere, scheint wohl auf einen gewissen philanthropischen Ungestüm der englischen Seeleute hinzudeuten, mit welchem sie ihr Werk vollstreckten und keinen Pardon gaben.
(Anmerkung des Uebersetzers.)

2) Es scheint wirklich sonderbar, daß die Opfer einer nach dem Quaterly Review so unmenschlichen Behandlung dazu gebracht werden konnten, ihre natürlichen Feinde zu vertheidigen! (A. d. Ue.)

meinen unserer Eskadre, 325 im Raume gefesselte Neger in die Luft gesprengt haben. Diese Ungeheuer bedauerten nach dem Gefechte gegen Lieut. Mildmay das Mißlingen ihres teuflischen Anschlages.

Der Ycanam war das erste Fahrzeug, das genommen wurde, dann die Vecua und Vigilante, später auch die beyden andern. Am Bord der ersteren bemerkte Lieut. Mildmay ein hübsches kleines Sklavenmädchen von ungefähr 12—13 Jahren in Fesseln, welche mit einer zehn Fuß langen dicken eisernen Kette in Verbindung waren, die sie bey jeder Bewegung nachschleppen mußte. Mit dem aufrichtigen Gefühl für menschliche Leiden, das einem brittischen Seemann so natürlich ist, befahl Lieut. Mildmay auf der Stelle, das unglückliche Geschöpf seines eisernen Joches zu entledigen. Dem Kapitain aber wurden die Fesseln angelegt, damit er, der das Mädchen so grausam behandelt hatte, den Leiden und der Entwürdigung eines unbeschützten und unschuldigen Geschöpfes nicht ganz fremd bliebe.«

Die zwey Spanier hatten 20 Kanonen, 86 Mann und 705 Sklaven; die drey Franzosen 10 Kanonen, 78 Mann und 777 Sklaven am Bord. Die Schelme, welche die Bemannung dieser Schiffe ausmachten, hatten nicht den Muth, dem Angriff einiger offener Boote zu widerstehen (?); aber glaubten so sicher, die Angreifer in ihre Gewalt zu bekommen, daß sie den Anschlag gemacht hatten, Alle zu ermorden. Durch diese tapfere Waffenthat (gallant exploit) wurden 1482 Sklaven von ihren Ketten erlöst und auf Sierra Leone frey gegeben, wo die zwey spanischen Fahrzeuge verurtheilt wurden. Die drey französischen brachte man nach England und von da nach Cherbourg, wo sie der Obhut des französischen Admirals Vicomte de Carrilliac übergeben worden sind [1]).

Man wird, wir vermuthen es, in der Deputirtenkammer nicht die Kühnheit haben, zu behaupten, daß diesem Vorgang, so wie den gräßlichen Geschichten vom Rodeur und anderen bloß die bekannte Geschicklichkeit englischer Blätter in Fabricirung falscher Nachrichten zu Grunde liege.

Fürwahr die Rede des Herrn Benjamin Constant [2]) hat nicht allein den gräßlichen Fall des Rodeur nach seiner vollen Ausdehnung erwiesen (?), sie besagt auch Folgendes:

»Der Rodeur segelte von Havre den 24. Jänner 1819 ab, um an den Küsten von Afrika Sklaven einzukaufen. Als man unter der Linie war, bemerkte man, daß unter den Negern, die in dem Raume und auf dem Verdecke zusammengepreßt worden waren, eine bedeutende Augenentzündung ausgebrochen war. Sie wurden nach einander auf das Verdeck gebracht, um eine reinere Luft einzuathmen. Allein man fand sich genöthigt, von diesem Mittel abzustehen, weil sich die Neger einer in des Andern Armen in die See stürzten. Bey der Ankunft des Schiffes zu Guadaloupe befand sich die Mannschaft in dem erbärmlichsten Zustande. Von den Negern waren neun und dreyßig blind und über Bord geworfen worden.«

»Meine Herren! diese Thatsache kann nicht bestritten werden. Ich will sie Ihnen beweisen. Der Herausgeber des Werkes (wie Sie aus seinen Titeln entnehmen mögen, ein Mann von großer Bedeutung) sagt in einer Anmerkung: »der Wundarzt des Schiffes ist noch blind« und fügt

1) Man ist indeß wohl berechtigt, zu fragen, was aus der englischen Brigg geworden ist, welche man doch auch unter den Sklavenhändlern entdeckt hatte? (Anmerkung des Uebersetzers.)

2) Es ist vielleicht das erste Mal, daß dieser im Quarterly Review als Autorität citirt wird. (A. d. Ue.)

dann hinzu, dieser junge Mann theilte mir vieles von den Details mit, welche die Geschichte dieser traurigen Begebenheit ausmachen.«

Herr Guillie wurde also von einem Augenzeugen, von einem Schiffsgenossen, von einer Person berichtet, die das erzählte, was sie gesehen und gehört hatte. Meine Herren! das Schiff wird genannt; der Hafen, aus welchem es auslief wird bezeichnet; der Name des Kapitains ist bekannt; der Wundarzt ist hier, und er nennt sich Maign'an. Sie können also nach Verlauf von achtzehn Monaten, seit der Offenkundigkeit des Faktums, meine Frage, ob der Kapitain gerichtlich verfolgt, oder der Wundarzt als Zeuge des Ganzen befragt worden ist, nicht für unzeitig halten. Ich habe vielen Grund zu zweifeln, daß irgend etwas dieser Art geschehen sey; denn am Schlusse des Jahres 1820 wurde der Rödeur von Neuem für ein Abenteuer derselben Art ausgerüstet und noch dazu unter demselben Kapitain.« —

Diese Aussage schien selbst für die Politiker von Paris ein wenig zu stark zu seyn, und daher fand es Mr. Guillié räthlich, durch das Mittel eines französischen Zeitblatts gleich den nächstfolgenden Tag zu erklären, daß er bey Erzählung der tragischen Vorfälle am Bord des Rodeur bloß eine wissenschaftliche Absicht im Auge gehabt hätte; allein wie die Direktoren der afrikanischen Gesellschaft bemerken, »durch eine solche Ablehnung jeder anpassenden Absicht der Bekanntmachung, entfernt er allen Zweifel an der Wahrhaftigkeit der Erzählung selbst.« In Anbetracht der Ausgedehntheit der von den Franzosen, und unter dem Schirm ihrer Flagge an der afrikanischen Küste, ja in jenen Plätzen, die wir ihnen zurückgestellt haben, begangenen Verletzungen, könnte wohl das Haus der Gemeinen Großbritanniens in seiner Addresse an Se. Majestat erklären, daß sie nicht ohne den tiefsten Schmerz erwägen, in welcher Art, während die Afrikaner unter unsrer Herrschaft nicht allein einer zeitlichen Ruhe von ihren Leiden genossen, sondern auch jener aus der Uebung friedlicher Betriebsamkeit und rechtlichen Verkehrs hervorgehenden Sicherheit und Behaglichkeit froh zu werden anfingen, die Erneuerung des Sklavenhandels, welche ihrer Abtretung an Frankreich auf dem Fuße folgte, jene erfreulichen Aussichten vernichtet, und diese unglücklichen Länder auf's Neue dem Raube, der Verwirrung, der Zerstörung und Verwilderung Preis gegeben habe. Es sollte, und wir glauben, es muß, der französischen Regierung eine kränkende Betrachtung seyn, daß unter den vereinigten schuldvollen Versuchen der Unterthanen der Seemächte Europa's, eigentlich Frankreich allein die Verewigung jenes Elends, das die beyden Küsten Afrika's heimsucht, zugeschrieben werden muß. Umsonst würde sie sich mit ihren menschlichen Bestrebungen brüsten, die Insel St. Marie nahe an den Küsten Madagaskars zu kolonisiren.

Kann man wohl den Betheurungen Vertrauen schenken, daß dieselben Grundsätze, die der Niederlassung zu Sierra Leone Entstehung gaben, auch in dieser Besitzung geltend gemacht werden sollen? In dem Bericht der Direktoren der afrikanischen Kompagnie wird, auf Autorität eines Briefes von Sierra Leone ein Umstand angeführt, der allein schon geeignet ist, gegen durchaus gute Absicht bey ihrer Bildung die stärksten Zweifel einzuflößen. Es wird dort behauptet, daß der Transport, welcher den Gouverneur und seine Ansiedler führte, auf Gorea und Senegal anlegte, daß der Gouverneur einen Befehl des Marine-Ministers mitbrachte, wodurch die Ortsobrigkeit aufgefordert wird, demselben den Ankauf und die Hinwegführung von achtzig Sklaven zu gestatten; daß da man bloß ausgesuchte Leute zu bekommen wünschte, man es nö-

thig fand, den gewöhnlichen Preis vierfach anzubieten, und daß die Versuchung so groß war, um verschiedene Personen ihre in der Niederlassung lange domicilirten häuslichen Bedienten verkaufen, und mit Gewalt an Bord schaffen zu lassen. Sehr richtig bemerkten die Direktoren, daß eine Niederlassung, welche mit einer solchen Verletzung der Lehren der Menschlichkeit beginnt, keine schmeichelhafte Bürgschaft der Güte ihrer Absichten gegen die Neger-Bevölkerung anf Madagaskar, in dessen Nachbarschaft sie liegt, zu leisten scheint. Der würdige Radama aber, der König des größern Theils dieser schönen Insel, bleibt standhaft, und hält fest an dem mit dem Gouverneur Farquhar geschlossenen Vertrage. Mr. Hostie, der brittische Agent auf Tamatavé, schreibt den 4. May 1821 Folgendes: »Man hat seit der, den Sklavenhandel untersagenden Bekanntmachung Radama's nicht ein einziges Beyspiel, daß man Neger verkauft hätte, und es ist jede Aussicht da, daß Ew. Exzellenz Ideen für die Gesittung und die Vortheile der Einwohner dieser großen Insel Ihrer weitesten Erwartung nach in's Werk gesetzt werden.«

Sollte daher auf dieser Insel irgend eine Erneurung des Sklavenhandels mit dem bekannten Gefolge von Abscheulichkeiten Statt haben, so liegt die Sünde nur auf der Seite Frankreichs.

Die Regierung der vereinigten Staaten verbindet sich in der ängstlichsten Bemühung mit uns, dem Sklavenhandel ein endliches Ziel zu setzen; während die südlichen Theile derselben, ohne Scheu die lebhaftesten Wünsche an den Tag legen, diese Geißel der Menschheit fortdauern zu lassen. Durch die Akte, welche das Verbrechen des Sklavenhandels, von amerikanischen Schiffen oder Unterthanen begangen, als Seeräuberey erklärt und die Todesstrafe darauf setzt, ist die amerikanische Gesetzgebung sogar noch weiter als wir gegangen, und sie entzieht sich bloß dem wechselseitigen Rechte der Durchsuchung, eine Maßregel, die diesem Verkehr den wirksamsten Todesstoß versetzen würde, und welche von dem Ausschusse der Repräsentantenkammer als das beste und einzige Mittel der Unterdrückung des Verkehrs, so lange nämlich die andern Nationen denselben nicht als Seeräuberey erklären, anempfohlen wird. Die Einwendungen von Seiten der ausübenden Macht halten um so weniger Stich, als der Ausschuß klar und deutlich gezeigt hat, daß die Annahme eines gemäßigten wechselseitigen Rechtes der Durchsuchung weder ein Opfer der Interessen des Landes, noch eine Gefährdung der Nationalehre mit sich führt. Den amerikanischen, an der Küste von Afrika stationirten Seeoffiziers zollt Sir George Collier ein unbeschränktes Lob. Zwischen denselben und den Offiziers seiner Eskadre walte die größte Einmüthigkeit ob, in Hinsicht der gemeinsamen Bestrebungen, diesen verworfenen Handel mit der Wurzel auszurotten.

Das Benehmen des Baronets George Collier, seiner Offiziere und Seeleute, kann in der schwierigen Lage, in welcher sie sich durchaus befanden, nicht genug angepriesen werden. Zwischen List, Schelmerey und Rohheit an der einen, und das tiefste menschliche Elend an der andern Seite gestellt, haben sie furchtlos und mit unerschütterter Standhaftigkeit Leben und Eigenthum bloßgestellt, um hier unglückliche Schlachtopfer zu erretten, und dort unmenschliche Beleidiger zu bestrafen.

Die Wirksamkeit des Rechtes der Durchsuchung kann keinen Augenblick bezweifelt werden. Während der letzten Epoche des Krieges, als wir dieß Recht an allen verdächtigen Fahrzeugen ausübten, hatte der Verkehr mit Sclaven längs der westlichen Küste Afrika's fast ganz aufgehört, und die Folge davon, wie es von den Direktoren der afrikanischen Kompagnie dargethan wird, war, daß die Häuptlinge des Landes, zur Be-

treibung jenes unseligen Handels nicht mehr durch den Anblick unmittelbaren Gewinns versucht, ihren Sinn auf die Verfolgung der Zwecke des Friedens und der Gesittung zu richten anfingen.

Ein unsträflicher Verkehr begann sich zwischen benachbarten Gebietern zu entwickeln. Die Felder kamen in den Zustand fortschreitender Verbesserung, und jeder Lehrer des Christenthums, der in gemäßigter Entfernung um Sierra Leone das Land besuchte, war sicher, willige und aufmerksame Zuhörer zu finden, und konnte mit freundlicher Erlaubniß seine Schule erbauen.

Allein mit der Rückkehr des Seefriedens hörte das Recht der Durchsuchung auf und begann das Wiederaufleben des Sklavenverkehrs, und, wie die Direktoren bemerken, »die erste Erscheinung von Sklavenschiffen wirkte gleich einem Todeshauch auf die Bevölkerung.«

Wir wissen wirklich nicht, welche andre Maßregel man ergreifen könnte, wenn man die Gleichstellung des Handels mit der Seeräuberey, und das Durchsuchungsrecht ablehnt. So lange die vereinigten Staaten dieses und Frankreich die Ergreifung entschiedener Maßregeln gegen den Mißbrauch ihrer Flagge verweigern, ist der Verkehr sicher, lustig fort zu blühen. Der Verkehr mit Sklaven von Seiten der Niederlande, Spaniens und Portugalls müßte gelähmt oder gar rein beendigt werden, wenn diese Mächte wirklich die aufrichtige Absicht haben, den Gesetzartikel des Vertrags, welchen (ersteren) die Direktoren der afrikanischen Kompagnie bekannt gemacht haben, zu erfüllen*).

Wenn dieß nicht ein unbegründetes Machwerk ist, wie wir zu glauben nicht ungeneigt sind; so muß der Sklavenhandel Portugalls, Spaniens und der Niederlande an den afrikanischen Küsten bald aufhören, oder sich andere Bahnen brechen, oder endlich unter andern Flaggen geführt werden. Ist es aber wirklich unbegründet, so haben die Direktoren der Kompagnie, aufs Gelindeste gesagt, sich einer Unbesonnenheit schuldig gemacht, und wir hoffen, daß diese Bekanntmachung Sr. Majestät Offiziere nicht verleiten wird, ungesetzliche Prisen zu machen, welche das Publikum dann zu erstatten hätte. Sollte dieser Artikel wirklich angenommen und die Insel Fernando Po von uns in Besitz genommen werden; so würde dann der Menschenhandel, der sich über jene Schlupfwinkel der Unmenschlichkeit, der Bay von Biafra und Benin erstreckt (in welche zwey Drittheile der Sklaven durch die in sie mündenden Ströme gebracht werden) ganz Frankreich angehören. Denn unter jener Voraussetzung würde die Prinzeninsel, die Hauptniederlage portugiesischer Händler, ungesetzlichem Verkehr nicht lange mehr Schutz gewähren. Wir finden, daß in dieser Andeutung Sir George Collier vollkommen mit uns übereinstimmt. (Dann folgt ein Bericht des Baronets George Collier, der fast ganz das nämliche sagt, und den wir daher auszu-

*) Man ist übereingekommen, daß bey klaren und unwidersprechlichen Beweisen, daß in der Absicht unrechtmäßigen Verkehrs in derselben Fahrt, in welcher das Schiff genommen wurde, ein oder mehrere Sklaven am Bord desselben gebracht worden sind, in diesem Falle und unter diesen Bedingungen soll es nach der wahren Absicht und Meinung der Stipulation des Vertrags vom 22. Jänner 1815 und der Additional-Konvention des 28. July 1817 durch die Kreuzer mit Recht festgenommen und durch Beauftragte peremtorisch verurtheilt werden, obschon man bey der Beschlagnahme des Schiffs keinen oder keine Sklaven an Bord gefunden haben mag.«

»Der gegenwärtige Zusatzartikel soll dieselbe Kraft und Wirksamkeit haben, als wenn er Wort für Wort in dem Additional-Vertrage vom 28. July 1817 eingerückt worden wäre.« Anm. d. Verf.

lassen kein Bedenken tragen.) Inmitten der Masse menschlichen Elends, welches wir gleichsam durchwatet haben, gewährt dem thätigen Menschenfreunde die Betrachtung einigen Trost, daß der Sklavenhandel eines von jenen Uebeln ist, die sich sowohl durch maßlose Ausschweifung als durch die Ausgedehntheit ihrer Betreibung selbst den Tod bereiten.

Es wird sich vielleicht auch an ihm, so wie an andern Plagen menschlicher Natur, erweisen, daß oftmals gerade aus dem Bösen das Gute entspringt. Die Menge von Sklaven aus den verschiedensten Theilen Afrikas, welche von unsern Kreuzern befreyt worden sind, haben auf Sierra Leone eine behagliche Heimat gefunden. Die Sorgfalt, mit welcher man in dieser blühenden Niederlassung dem aufwachsenden Geschlechte Grundsätze der Sittlichkeit und Religion einzuflößen sucht, ist schon hinlänglich belohnt worden; und der würdige Gouverneur, Sir Charles Mac-Carthy, hatte bey seiner Zurückkunft das Vergnügen, das Volk betriebsam und glücklich zu finden. Im Verlaufe weniger Jahre hat sich die Lage dieser Kolonie gänzlich geändert. Neue Städte wurden erbaut; Gotteshäuser und öffentliche Schulen erstanden überall, dunkle und ungesunde Waldungen verschwanden, und machten üppigen Kornfeldern Platz. Regents-town, die Städte Glocester, Leopold, Caroline und Bathurst sind alle in blühendem Zustande, und ihre Bewohner machen in religiösen und gesellschaftlichen Verbesserungen reißende Fortschritte. Die Sonntagsfeyer wird überall mit der größten Anständigkeit beobachtet; die Läden sind alle geschlossen und man weiß dort nichts von Mäkeley, Trunkenheit und Aufläufen. Das übereinstimmende Zeugniß aller Europäer, welche diese gedeihende Kolonie besucht haben, ist dem sanften und gelehrigen Charakter der schwarzen, fortwährend im Steigen befindlichen Bevölkerung sehr günstig. Regentstown, welches erst jüngst gegründet worden ist, zählt schon zweytausend Einwohner. »Es gewährt nun,« sagt Kapitän Turner, »den Anblick eines wohl bevölkerten Fleckens in unserem glücklichen Vaterlande. Die Einwohner sind gesittet, betriebsam, ehrlich und wohlgekleidet; der Grund, der jeder Familie zugefallen, wird gut bearbeitet und erscheint durch Zeichen von anderem Eigenthume getrennt. Ich habe öfters an Sonntagen eine Anhöhe bey der Stadt bestiegen, und sah dann Hunderte, nach dem Brote des Lebens hungernd, beym Schall der Glocken nach dem Gotteshause eilen. Nichts als Krankheit kann sie vom kirchlichen Besuche abhalten.« »Nie zuvor,« berichten die Direktoren der afrikanischen Kompagnie, »offenbarte eine andere Kolonie; in so hohem Grade, den glücklichen Einfluß christlicher Lehre, auf die Gesittung und Verbesserung der Rohen und Unwissenden und die Verleihung der vielfachen Genüsse des bürgerlichen und geselligen Lebens.«

Eine solche Bevölkerung in einem Lande von unbegrenzter Ausdehnung und Fruchtbarkeit wird sich nicht lange auf die Seeküste beschränken. Gesittung muß sich nothwendiger Weise nach allen Richtungen hin in das Innere verbreiten, und da Geschichte wie Erfahrung uns belehren, daß ein wildes Volk in Berührung mit einem gesitteten nicht lange bestehen kann, so kann man leicht voraussagen, daß die rohen Herrscher von Ashantee und Dahomey nicht im Stande seyn werden, ihren blutigen Szepter in der Nähe ihrer gesitteten und verständigen Landsleute zu behaupten.

Wenn wir aber unsre Augen auf die andere Seite des atlantischen Meeres werfen, so bietet sich eine schreckensvolle Aussicht dar — schreckensvoll, in so weit sie die europäischen Niederlassungen und die weißen Einwohner betrifft. Während San Domingo unter getheilter Herr-

schaft stand, ließen die beyden streitenden Parteyen *), in innere Fehden um die höchste Gewalt und den Vorrang verwickelt, die übrigen atlantischen Inseln in Ruhe; doch jetzt, da die ganze Insel unter einer wohlbegründeten Autorität stehet, wer kann wohl zweifeln, daß ihre Aufmerksamkeit auf die Lage ihrer Landsleute in den andern Inseln gelenkt worden sey, in welche, trotz jeder Vorsicht, Emissäre ihren Weg finden werden, um den Negern Freyheitsgefühle und eine ängstliche Begierde ihre Fesseln zu brechen, einzuflößen. Wer kann nun einen Augenblick zweifeln, daß diese große Insel im Besitze eines freyen Negervolkes, in der Mitte Westindiens und in der Nähe bevölkerter und großer Inseln wie Kuba, Jamaika und Portorikko gelegen, auf welchem letzteren einige revolutionäre Auftritte schon vorgefallen sind; wer, fragen wir, kann zweifeln, daß die Herrscher dieser Insel jede Gelegenheit ergreifen werden, um die nachbarlichen Sklaven zum Aufstande aufzureizen. Weder ist dieß der einzige Ort, von wo Versuche zur Aufreizung der Neger zu erwarten sind; die jugendlichen Freystaaten (infant republics) Südamerikas haben sich alle zu Gunsten der Freylassung der Sklaven erklärt.

Der kolumbische hat ein Gesetz erlassen, daß alle seit der Revolution gebornen Sklavenkinder bey Erreichung des 18. Jahres frey seyn sollen; und eine vorgeschlagene Verbesserung desselben um den Zeitpunkt der Freylassung auf das 25. Lebensjahr zu setzen, wurde mit einer Majorität von zehn Stimmen gegen eine verworfen. Auch werden Fonds aus einer allgemeinen Auflage auf das Eigenthum jeder Art gebildet, um die noch in Sklaverey Befindlichen nach und nach los zu kaufen; und Bolivar soll das Beyspiel einer alsogleichen Freylassung seiner 8—1100 Köpfe betragenden Sklaven gegeben haben. Brasilien wird sich bemüßigt sehen, in dieselben Fußstapfen zu treten, aus Furcht einer drohenden Erschütterung, die Statt haben könnte, da, wie wir hören, die Sklaven der portugiesischen Niederlassungen keineswegs für das, was um sie herum vorgeht, theilnamlos bleiben, und die Zahl der Weißen funfzehn Mal übersteigen.

Wie unklug und unpolitisch erscheint uns daher die Gestattung Frankreichs, Spaniens und der Niederlande, immer noch mehr Sklaven in die Kolonien einzuführen! welche, wenn irgend ein Aufstand Platz greifen sollte, seine Bedeutsamkeit nur vermehren können. Wir haben aus verschiedenen achtungswürdigen Quellen vernommen, daß Bolivar durch die Entsendung von Kaperschiffen aus Spanien und Kuba zur Vernichtung des Handels der werdenden Republik entrüstet, gedroht hat, die ganze schwarze Bevölkerung dieser und der noch übrigen spanischen Kolonien frey zu erklären, und sie zur Abschüttelung ihres Joches mit allen ihm zu Gebot stehenden Mitteln zu unterstützen. Bey solch einem Ereignisse, mit dem, was auf San Domingo vorgeht, zusammengehalten, ist es schrecklich, an das künftige Loos des westindischen Archipels zu denken, wo sich noch zum Unglucke, mit Ausnahme der brittischen Besitzungen, die Zahl der, gleichsam in die Reihen der Rekruten gegen die weiße Bevölkerung eingeführten Sklaven alljährlich mehrt.

Wenn denn, wie wir erachten, die Gefahr nahe drohend erscheint; wenn das Leben und die ungeheure Eigenthumsfülle der Kolonisten der Zerstörung ausgesetzt ist; so sollte doch endlich irgend ein Plan zur etwaigen Abwendung einer solchen Katastrophe entworfen werden. Von

*) Christophe und Petion, später Boyer. (A. d. U.)

welcher Art dieser Plan seyn muß, können die westindischen Pflanzer, und sie allein, am besten beurtheilen; vorausgesetzt, sie könnten dahin gebracht werden, die Frage, leidenschaftslos anzugehn, und sie mit einer gewissen Geneigtheit, einen Theil ihrer Interessen der Erhaltung des Ganzen zu opfern, zu untersuchen. Wir bemerken es sehr wohl, daß die Frage äußerst schwieriger und zarter Natur ist. Aber troß allem ist es eine solche, die am Ende doch gestellt werden muß.

Wir sind auch weit entfernt, nach dem Beyspiele der Direktoren der Kompagnie, auf die kaiserliche Gesetzgebung [1]) oder die Kolonialassembleen einen Tadel zu werfen, »daß sie es unterlassen hätten, irgend eine wirksame Maßregel zur Verbesserung des Geschicks der Sklaven oder zur Vorbereitung ihrer künftigen Freylassung zu ergreifen.« Wir sind im Gegentheile überzeugt, daß Maßregeln genommen worden sind, und noch täglich genommen werden, um ihnen ein besseres Loos zu verschaffen, und daß jene Uebel, denen sie noch fortwährend unterworfen sind, eigentlich und hauptsächlich von ihrem Sklavenzustande unzertrennlich sind; Viele (von den Direktoren aufgezählte) von geringer Bedeutung, und deren Hinwegräumung, ohne ersichtlichen Nutzen für sie selbst, bloß dazu dienen würde, die Katastrophe, welche die westindischen Kolonien schwer bedroht, zu beschleunigen. In Bezug auf die künftige Freylassung« muß jede Maßregel, die solche zum Vorwurfe hat, und die sowohl auf Kolonisten als auf Neger wohlthätig wirken soll, außerordentlich graduell, und nicht als Folge einer legislatorischen Verfügung in England (at home) ausgeführt werden. Denn das Ergebniß einer solchen würde unfehlbar von üblem Einflusse auf den Gehorsam der Neger seyn, und theilweise oder allgemeine Aufstände hervorbringen [2]). Seyen wir denn behutsam, daß die mächtige Flut unserer Menschenliebe für die Schwarzen, das Leben und Eigenthum der Weißen nicht hinwegwälze. Was also mit Hinsicht auf Emanzipation geschehen mag, soll als Vergünstigung der Eigner den Sklaven zukommen, und nicht durch Verfügungen des brittischen Parlaments erzwungen werden.

Und über alles sollten wir erwägen, daß, gleichwie die Freyheit des gemeinen Volkes in Europa als Folge der jeweiligen (gradual) Zunahme der Gesittung, und doch, nach verschiedenen Verhältnissen, bloß theilweise sich begründet hat, und ihre Ausdehnung über die Bauernschaft der ungeheuern Landstrecken Rußlands und Polens noch erwartet; eben so vermag derselbe große Entwurf in Westindien nicht plötzlich, ja selbst nicht schnell ausgeführt zu werden; sondern muß von der sittlichen und religiösen Verbesserung der schwarzen Bevölkerung begleitet oder vorbereitet, selbe ausgerüstet finden, die Wohlthat zu empfangen, ohne sie zu mißbrauchen, oder ihre gute Absicht zu zerstören. Es gehört uns nicht an, einen Entwurf in dieser Hinsicht anzugeben. Er muß, wie wir schon oben gesagt haben, ursprünglich von den Kolonisten ausgehn und von ihnen ins Werk gesetzt werden; welche nicht allein am lebhaftesten betheiligt, sondern auch am besten befähigt seyn werden, unter allen Umständen das Gedeihlichste für jede Partey zu ergreifen, wozu denn wir unsre Unbefugtheit frey eingestehen. L.

---

1) Wir glauben, daß dieß die Gesetzgebung des englischen Mutterlands bedeute. Nach Analogie der kaiserlichen Krone (imperial crown) Englands. A. d. U.

2) Eine Betrachtung, die der Verfasser etwas spät, am Ende des Artikels, anstellt, und welche von den allerneuesten Ereignissen in den Kolonien Englands mächtig unterstützt erscheint. A. d. U.

Register

des

ein und zwanzigsten bis vier und zwanzigsten Bandes.

A.

Abbot, the, ein Roman von Walter Scott, XXII. 67.
Abel-Remusat, dessen Beschreibung von Cambodscha, XXI. A. B. 46.
Abermann, Heinrich, dessen Uebersetzung des Lazius, XXI. 11.
Abhandlungen der königlich böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften, XXIV. 161.
Abracadabra, ein Lustspiel Holbergs, XXI. 273.
Adsil, König von Upsala, XXIV. 192.
Aegium in Achaja, Beschreibung eines Medaillons dieser Stadt, XXI. 174.
Aemilius, Lucius, der Konsul, XXIII. 126.
Aeschylos, XXI. 101. — XXIII. 10.
Agrippa, Konsul, XXI 158.
Agrippia, ihre in Korinth geprägte Münze, XXI. 174.
Ahriman, XXI. 95.
Ainay bey Lyon, dessen merkwürdige vier Säulen, die das Kirchengewölbe tragen, XXI. 160.
Akademische Anstalten zu Neapel, XXIII. A B. 40.
Albrecht I. Wienerisches Stadtrecht, XXI. 14.
Albrecht der Lahme, Herzog, zu seiner Zeit entstanden die beyden Kapellen neben den Heidenthürmen bey St. Stephan, XXII. 143.
Alexander, der russische Kaiser, XXIII. A. B. 51.
Alexii Michailowitsch, Großfürst von Rußland, XXIII. 262, 265.
Alexius Komnenus, XXIII. 266, 274.
Alfieri, XXIII. A. B. 58.
Alfonsus, Petrus, dessen Disciplina clericalis, XXII. A. B. 25.
Allianz, die heilige, und die Völker, auf dem Kongresse zu Verona, von Görres, XXII. 112.
Allier de Hauteroche, dessen Museum, XXI. 173, 176.
Altamonte, der Maler, XXII. 149.
Altenburg, die Abtey, ihre merkwürdigen Handschriften, XXIV. A. B. 38.
Alterthümler, der, ein Roman von Walter Scott, XXII. 44.
Alterthümer zu Lyon, XXI. 157.
Alterthümer in Ungern, Siebenbürgen und Polen, bekannt gemacht durch P. v. Köppen, XXIV, A. B. 1.
Alvilde, die gothische Königstochter, XXIV. 199.
Amalthea, oder Museum der Kunstmythologie von Böttiger, XXI. 83.
Aman, k. k. Hofarchitekt, XXII. 147.
Ambition, die honette, ein Lustspiel Holbergs, XXI. 273.
Amleth, König der Dänen, XXIV. 193.
Ammian, XXI. 118.
Ammon, Opuscula theologica, XXIV. 129.
Amphilochius, Bischof von Ikonium, XXIII. 253.
Amulet, woher dies Wort komme? XXIV. A. B. 27.
Amymone, die, XXI. 113 ff.
Andechs, das Haus, XXIV. 231.
Anneriostus, König der Gallier, XXIII. 127.
Ansgarius Leben, XXIV. 205.
Antonius, des Triumvirs, Münze im k. k. Antikenkabinet, XXI. 158.
Anquetil, XXI. 92.
Aosta, die Stadt, XXIII. 160, 167.
Apolls Geburt, XXI. 113 ff.
Apollonia, Beschreibung einer Münze dieser Stadt, XXI. 173.
Apollonius von Tyrus, der Roman, XXII. A. B. 62.
Archimedes, XXIV. 178, 179, 185.
Archiv für Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst, XXI. 18.
Archivarische Notizen und Denkschriften, welche im Archive für Geschichte vorkommen, XXI. 24.
Arild Hvidtfeld, der Gelehrte, XXIV. A. B. 71.
Ariost's Orlando furioso, XXII. 21.
Aristophanes, XXI. 259. — Dessen Wolken, XXIII. A. B. 12.
Aristoteles, XXI. 130. — XXII. 93. 94, 124, 182.
Arius, XXII. 88.
Arkadien, der Fürstin Radziwyl Garten bey Lowicz, XXIV. A. B. 34, 35.

Arneth, J. C., dessen Fragmente über griechische Münzkunde, XXI. 60.
Arnold, der Künstler, XXI. 80.
Arnulf, des Kaisers, Krieg mit dem mährischen Swatopluk, XXI. 2.
Arnulph, K., XXIV. A. B. 47.
Arsenius, der Classoner Erzbischof, XXIII. 236.
Artaud, F., Discours sur les médailles d'Auguste et de Tibère, XXI. 157.
Asia polyglotta, von Julius Klaproth, XXII. 241.
Assemannus bibliotheca orientalis, XXIII. 238.
Astrolog, der, ein Roman von Walter Scott, XXII. 41.
Athanasius, Erzbischof von Alexandria, XXIII. 254.
Atilius, Kajus, der Konsul, XXIII. 125.
August erhob Lugdunum zur Metropolis von sechzig gallischen Stämmen, und zum Sitz der Präfektur, XXI. 158, 160.
Augusti's theologische Monatschrift, XXIV. 129.
Augustin, der heilige, XXI. 151.
Ave Bildes Brief, der, XXIV. A. B. 69, 70, 72.

B.

Bacher, über Toleranz, XXIV. 135.
Bacmeister's Petersburger Journal, XXIII. 248, 245.
Baco, XXI. 188, 139.
v. Baczko's Geschichte Preussens, XXII. A. B. 45.
Baczko, dessen Legenden, Volkssagen 2c. XXII. A. B. 69.
Baden, Dr. G. L., dessen Rezension über des Herrn Bischof Münter's Untersuchung über den Ursprung der dänischen Ritterorden, XXIV. A. B. 67, 70.
Bär, der Künstler, XXI. 80.
Balder, XXIV. 193.
Ballenstedt, dessen Werk: die Urwelt, XXIV. 130.
Barante, des Communes et de l'Aristocratie, XXIII. 194.
Bartalis, Antonii, Ortus et Occasus imperii Romanorum in Dacia mediterranea, XXIV. A. B. 17.
Bartholin: de ordine elephantino, XXIV. A. B. 67.
Bartolocci, Bibliotheca magna rabbinica, XXII. A. B. 26.
v. Bartsch, Adam, dessen Peintre graveur, XXI. 70. — XXIII. A. B. 45.
Basilius der Große, XXIV 215.
Basilius Skomadrenus, der Patriarch, XXIII. 231.
Bauerjunge, der verpfändete, ein Lustspiel von Holberg, XXI. 269.
Beaumont und Fletchers Lustspiel: to rule a wife ant to have a wife, XXI. 268. — XXII. 2.
Beck, über die Würdigung des Mittelalters, XXIV. 137.
Bela IV., König von Ungern, XXII. A. B. 49.
Bell's Werk: Von dem Verfall und der Wiederherstellung der Religiosität, XXIV. 130, 135.
Bemb, Franz Johann, Wiens Vertheidiger 1683, sein Leben, XXI. 71.
Benedikt, Papst, XXIII. 268.
Bennecke's biblischer Beweis, daß Jesus nach seiner Auferstehung noch sieben und zwanzig Jahr leibhaft auf Erden gelebt habe, XXIV. 130.
Berchtold, Leopold Graf, dessen Biographie, XXI. 70.
de Berger, dessen Einleitung zur Religion der Vernunft, XXIV. 135.
Bergier, traité de la vraie Religion, XXII. 80.
Bergier, Nicolas, Histoire des grands chemins de l'Empire romain, XXIII. 136.
Bernauerin, Agnes, XXI. 71.
Bernhardsberg, der, XXIII. 143. 157, 168, 175, 177
Berthold's kritisches Journal der neuesten theologischen Literatur, XXIV. 130.
v. Berzeviczy, dessen Werk: de conditione indoleque rusticorom in Hungaria, XXI. 72.
Bethencourt, General, dessen Marsch über den Simplon, XXIII. 177.
Bethlen, Graf Alexis, dessen Abhandlung über Siebenbürgen im Archive für Geschichte, XXI. 74.
Beveridge's Synodicon, XXIII. 248.
Biblioth. hist. Götting., XXIV. 232.
Bidpai, der indische Dichter, XXII. A. B. 33.
Bignon, XXIV. 53.
Biörn Jernside, Sohn Regnar Lodbrogs, XXIV. A. B. 66.
Birkmayer, Hans, der Künstler, XXI. A. B. 18.
Blödsinn, über, XXI. 206.
Blumberger, Friedrich, dessen Aufsatz: Ueber die Genealogie der Traungauischen Ottokare, XXI. 42. — Dessen Abhandlung: Ueber den eigentlichen Zeitpunkt der Folge der Sponheimer auf die Märzthaler im Herzogthume Kärnten, XXI. 42.
Boccacio's Decameron, XXII. A. B. 54.
Bock, Tobias, der Maler, dessen Hochaltarblatt zu St. Stephan, XXII. 148.
Boisserée, Vues, Plans, Coupes et détails de la Cathédrale de Cologne, XXIII. A. B. 79.
v. Bonstetten, Albert, dessen Skizze von Wien, XXI. 28.

Borri, Cavaliere, der Alchymiker, XXI. 30.
Bothe, Dr. Friedr. Heinrich, Kritiken über Euripides, XXIII. A. B. 1.
Böttiger, dessen Amalthea, oder Museum der Kunstmythologie, XXI. 83.
Bouquois Tod, XXI. 70.
Brandes, über Einfluß und Wirkung des Zeitgeistes, XXIV. 135.
Bravallaschlacht, die, zwischen Harald, Hyldetand und Sigurd Ring, XXIV. 201.
Breisig, Professor und Direktor der Danziger Kunstschule, XXIII. 180. 181, 189.
Brenner's theologische Zeitschrift, XXIII. A. B. 76.
Brescius, dessen Apologie verkannter Wahrheiten aus dem Gebiethe der Christuslehre, XXIV. 131, 135.
v. Bretfeld, Freyherr, dessen histor. Skizze: Schönbergs Ruinen und ihre Umgebungen, XXI. 60.
Brix, Christian, ein Freund Holbergs, XXI. 230.
de Brosses Histoire des navigations aux terres australes, XXI. A. B. 44.
Buchholz, dessen Moses und Jesus, XXIV. 131.
Buchsbaum, Baumeister bey St. Stephan, XXII. 146
Buda=Örs, der da gefundene Mithras, XXIV. A. B. 5.
Büffon, XXI. 197.
Bürger, Andeutungen über die Quellen seiner Balladen und Romanzen, XXII. A. B. 52.
Bürgermeister, dessen Versuch die Zirkelfläche ins Quadrat zu bringen, XXIV. 177.
Büsching, das Schloß der deutschen Ritter zu Marienburg, XXIII. 179, 180 — Dessen wöchentliche Nachrichten für Freunde der Kunst und Gelehrtheit des Mittelalters, XXIV. A. B. 22.
Byllys, Beschreibung einer Münze dieser Stadt, XXI 173.
Byron, der englische Dichter, XXII. 1, 17. — Ueber dessen sämmtliche Trauerspiele, XXIII. A. B. 57.

C.

Cäsar, Julius, XXIII. 139, 143.
Cain, a Mystery of Byron, XXIII. A. B. 57, 67.
Calderon, der dramatische Dichter, XXI. 227. — El Purgatorio de San Patricio, XXIV. 154. — Dessen Niña de Gomez Arias in das Deutsche übersetzt, XXIV. A. B. 75.
Calmar's Belagerung, XXIV. A. B. 63.
Calvin, XXII. 88.
Cambodscha, Beschreibung dieses Reichs, XXI. A. B. 46.
Campbell, John, Travels in South Africa, XXIII. A. B. 70.
Canisius, Peter, XXII. 147.
Cannabich, dessen Kritik alter u. neuer Lehre der christlichen Kirche, XXIV. 131.
Canter, XXIII. A. B. 2, 6, 8, 9, 12, 15, 17, 18, 22, 36, 37.
Capistrans Kanzel, die, zu St. Stephan, XXII. 148.
Carnuntums Bernsteinhandel, XXI. 1. — Die Ruinen von Carnuntum, XXI. 164. — XXIV. A. B. 3.
de Carrilliac, der französische Admiral, XXIV. A. B. 100.
Carron, l'Abbé, les Confesseurs de la Foi, XXIII. 100.
de Castro, Inez, XXI. 71.
de Castro, Rodriguez, Bibliotheca Española, XXII. A. B. 26.
Caylus Recueil, XXI. 89. — XXIV. A. B. 30, 32.
Celtes, Konrad, der deutsche Dichter, XXI. 71.
Ceres=Dienst, der, war, nach Arrian, in Nikomedien sehr berühmt, XXI. 176.
Cervantes, dessen Don Quixote, XXII. 6. — Dessen Novellen, XXII. 59.
Chaucers Canterbury tales, XXII. A. B 26.
Chateaubriand, XXIII. 197. — XXIV. 78. 80.
Chautrun, das altdeutsche Heldengedicht, XXI. 89.
Chinesen, die, XXII. 250.
Chorinus, Johann, nebst einem Verzeichniß seiner bisher entdeckten Schriften, ein Beitrag zur böhmischen Literargeschichte, von Gottfried Johann Dlabacz, XXIV. 175.
Chrestien, Roman de Perceval le Gallois, XXII. A. B. 60.
Christian der Erste, König von Dänemark, XXIV. A. B. 68, 69.
Christian der Vierte, König von Schweden, Grundzüge zur Kriegsgeschichte desselben, XXIV. A. B. 60.
Christian IV., König der Dänen, XXIV. A. B. 71.
Christophs=Brüderschaft, die, XXIV. 230.
Cicero de officiis, XXIII. 134.
Cilerische Chronika, XXI. 29.
Claudius, Kaiser, XXI. 164. 166.
Claudius, dessen Werk: Uransichten des Christenthums, XXIV. 131.
Cluveri, Philippi, Italia antiqua, XXIII. 154. 163.
Cod. Epistolaris Ottocari II., XXII. A. B. 43.
Colin, Alexander, Bildhauer aus Mecheln im 16ten Jahrhundert, Bemerkungen über ihn von A. Primisser, XXI. A. B. 10. Dessen Leben, XXI. A. B. 12. — Dessen Arbeiten, XXI. A. B. 12. ff.
Collier, Baronet George, XXIV. A. B. 102, 103.

v. Collin, Heinrich, dessen Ballade: Max auf der Martinswand, XXI. 79.
v. Collin, Matthäus, dessen Abhandlung: Ueber die nationale Wesenheit der Kunst, XXI. 78.
Colmar, Bischof von Mainz, XXIII. 110.
Coloczaer Koder altdeutscher Gedichte, XXI. 33. XXII. A. B. 65.
Concordia, die Zeitschrift, XXII. 190.
Condillac, XXI. 130, 131, 148, 144.
Confesseurs, les, de la Foi, par l'Abbé Carron, XXIII. 100.
Constant, Benjamin, XXIV. 53.
Cook, XXI. A. B. 43, 44.
Corneille, der dramatische Dichter, XXI. 249.
Cosmae Cont. II., XXII. 39, 41.
Cotta, das Geschlecht der, XXI. 71.
Coxes, Memoiren des Herzogs von Marlborough, XXI. 35.
Craffonara, der Künstler, XXI. 80.
Creutzers Ansicht von der Griechen Mythologie u. Kunst, XXI. 94, 99.
Creutzer's Symbolik, XXIV. A. B. 2, 3, 5, 12, 13, 16, 17, 28, 29.
Cronstedtit, der, das Fossil, XXIV. 165.
Cuspinian, XXII. 146. — Dessen Grabmal in der St. Stephanskirche, XXII. 149.
Cyprian, der heilige, XXII. 82, 84, 183.
Czartoryski, Fürst, unterstützt den Sprachforscher Linde bey Herausgabe seines polnischen Wörterbuches, XXIII. A. B. 48.

D.

Dahlmann, Professor, XXIV. 186.
Dalrymple, A Collection concerning Papua, XXI. A. B. 45.
Damasus, Papst, XXIV. 220.
Dan, König, XXIV. 190, 191.
Daniello, Arnoldo, der Dichter, XXIV. 160.
Dante Alighieri, la divina Commedia, per Gamberini e Parmeggiani e di mano del Boccaccio, XXIV. 161.
Daub, dessen Schrift: Theologumena, sive doctr. de relig. Christ. XXII. 224.
David, Aloys, dessen Schrift: Geographische Länge und Breite von Horzitz und Königgratz, ihre Höhen über Prag und die Meeresfläche bey Hamburg berechnet, XXIV. 163.
Dayka, Gabriel, der ungerische Philologe und Dichter, XXI. 70.
Decaze's, XXIII. 198, 207, 208. — XXIV. 52.
Decker, der Künstler, XXI. 80.
Denkmale des Mittelalters, welche im Archiv für Geschichte, Geographie rc. besprochen werden, XXI. 23.
Descartes, der Philosoph, XXI. 155.
Description du royaume de Camboge traduite du chinois par Abel-Rémusat, XXI. A. B. 46.
Description de l'Egypte, XXI. 99. 100.
Dethardings Uebersetzung Holbergischer Werke, XXI. 240.
Deutsche Staats- u. Rechtsgeschichte von Carl Fried. Eichhorn, XXI. 214
Diedrich Menschenschreck, ein Lustspiel Holbergs, XXI, 268.
Dietbrecht I., der fränkische König, XXIV. A. B. 44.
Dietrich von Bern, XXI. 1.
Diodorus Siculus, XXI. 116.
Dionysius, Metropolit von Ternowo, XXIII. 244.
Directorium vite humane von Joannes de Capua, XXII. A. B. 33.
Disciplina clericalis, XXII. A. B. 25.
Dissertation, a on the Passage of Hannibal over the Alps, XXIII 113. — Dissertation sur le passage du Rhone et des Alpes par Annibal, XXIII. 113.
Dlabacz, Gottfried Johann, dessen Schrift: Johann Chorinus, ein Beitrag zur böhmischen Literargeschichte, XXIV 175.
Dobenecks Werk: des deutschen Mittelalters Volksglauben, XXII. A. B. 59.
Dobner, der Geschichtschreiber, XXIV. 165.
Dobrowsky, Instit. linguae Slav. XXIII. 252.
Docen's Nachricht über eine bisher unbekannte österr. Chronik, XXI. 29. — Dessen Nachricht über das wieder aufgefundene lateinische Gedicht des Gottfried von Viterbo, von den Thaten des Kaisers Friedrich I. XXI. 31. — Dessen Aufsatz: über die deutschen Liederdichter seit dem Erlöschen der Hohenstaufen bis auf die Zeiten Kaiser Ludwig des Baiern, XXI. 32.
Döderlein, dessen Instit. Theol. christ XXIV. 135.
Dolliner, Professor, XXII. A. B. 43, 50 — XXIII. 221, 259.
Dorow's morgenländische Alterthümer, XXIV. A. B. 28, 30, 31, 32.
Dow, Gerhard, der Maler, XXII. 27.
Dubois, l'Abbé, les Héros chrétiens, XXIII. 100.
Dunlop History of Fiction, XXII. A. B. 27.
Dupuis, Origine de tous les cultes XXIV. A. B. 26.
Dürer, Albrecht, der Maler, XXI. 13. — XXIII. 182. — Dessen Kampfbuch, XXIII. A. B. 42.

Dürnstein, das Bergschloß, XXI. 43.
Dusburg. Chron. Pruss., XXII. A. B. 45.
Dwarf, the black, ein Roman von Walter Scott, XXII. 65.

E.

Ebel, Unterricht über die Schweiz, XXIII. 162, 173, 177.
Eckbert von Andechs, der Bamberger Bischof, XXIV. 126.
Eckhel, der Numismatiker, XXI. 173, 174.
Edda, die, XXIV. 193.
Eden, Friedrich, dessen Schrift über den Zustand der Armen, XXIV. 45.
Eginhard, dessen Jahrbücher, XXIV. A. B. 49, 50, 53, 67, 68. — Dessen Schrift über Karl den Großen, XXIV. 188.
Eichhorn, Karl Fried., dessen deutsche Staats- u. Rechtsgeschichte, XXI. 214.
Eichhorn: über die Stadt Karenta, XXI. 28. — Dessen Aufsatz: das Christenthum im mittlern Norikum, nachmals Karentanien, XXI. 46. — Dessen Reise ins Jauntbal, XXI. 46.
Eisenhandel, der, Oesterreichs, im Mittelalter, XXI. 16.
Elephanten-Orden, über den, XXIV. 67. 69.
Eligiuskapelle, die, zu St. Stephan, XXII. 149.
Elisabeth, Königin von England, XXIV. 37.
Elphinstone, dessen account of the Kingdom Cabul, XXII. 244.
Endlicher, dessen Aufsatz über den Dichter Konrad Celtes, XXI. 71.
Engel, J. C. Commentatio de expeditionibus Traiani ad Danubium et origine Valachorum, XXIV. A. B. 17.
Engelmanns Abhandlung: Sollte es denn keinen schädlichen Einfluß haben, wenn man die Gottheit Christi läugnet? XXIV. 135.
England, nach seinem gegenwärtigen Zustande, des Ackerbaues, des Handels und der Finanzen betrachtet, von Joseph Lowe, XXIV. 1.
Enns, die Stadt, ihre Stapelrechte und große Messe, XXI. 2.
Entführung, die, oder Ritter Karl v. Eichenhorst und Fräulein Gertrude v. Hochburg, eine Ballade von Bürger, XXII. A. B. 55.
Entretiens sur la Providence, XXI. 122.
Epilepsie, über, XXI. 196.
Erasmus Montanus, ein Lustspiel des Holberg, XXI. 270.
Erik Plogpennings, des Königs, Geschichte von Christian Molbech, XXIV. A. B. 66.
Ernesti, Professor August Wilhelm, XXIII. A. B. 46.
Ernest, dessen Werk: der Kirchenstaat, XXIV. 135.
Ernst der Eiserne, Herzog, dessen Urkunde über den Drachenorden, XXI. 27.
Eschenmayers Psychologie, XXII. 170.
Etruscilla, die, ihre Münze, XXI. 176.
Eugenius, Metropolit von Kiew, XXIII. 273.
Euklid, XXIV. 181, 182.
Euripides, Kritiken über ihn, von Dr. Friedrich Heinrich Bothe, XXIII. A. B. 1.
Eustasius, Patriarch von Antiochien, XXIII. 249.
St. Evremonds Komödie: Sir Politick Wouldbe, XXI. 262.
Ewald, dessen Schrift: die Religionslehre der Bibel, XXIV. 132.
van Eyk, der Maler, XXIII. 182.
Eyriès et Malte-Brun, Nouvelles Annales de Voyages, XXI. A. B. 38. — Eyriès Recherches sur l'époque véritable de la découverte de la Terre de Van Diémen du nord, XXI. A. B. 44.

F.

Faber, Johann, Bischof zu Wien, XXII. 147. — XXIV. 166.
Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger, XXII. A. B. 80.
Faust, die Tragödie, von Göthe, XXIII. 89.
Fendi, der Künstler, XXI. 80.
Feodor Joannowitsch, Czar von Rußland, XXIII 235, 236.
Ferenczy, der Künstler, XXI. 80.
Ferdinand I., Kaiser, begann die Zollprivilegien der Städte, zum Vortheil des Aerars bedeutend einzuschränken, XXI. 4. — XXI. A. B. 12.
Ferdinand von Tyrol, des Erzherzogs Grabmal, von Colin, XXI. A. B. 14.
v. Ferveays, Bischof von Lisieux, XXIII. 115.
Fichte, XXIV. 117.
Fieldings Romane, XXII. 6, 14. — XXIII. 64.
Fiévée, M. J., de l'Espagne, et des conséquences de l'Intervention armée, XXII. 112, 137.
Finnen, die, XXII. 247.
Fiorillo's Geschichte der zeichnenden Künste, XXIII. 193.
Fischel, Max., dessen Ballade: Herzog Ernst der Eiserne, XXI. 79.
Fischer, Max., dessen Nachricht und Auszüge von der Reimchronik der Geburt, Erziehung, von dem Leben und dem Tode der seligsten Jungfrau Maria, XXI. 32.
Fischer, der Geschichtsforscher, XXII. 142, 146.

Flaccithäus, der rügische König, XXI. 1.
Flaminius, Kajus, der römische Konsul, XXIII. 127.
Fleetwood, dessen Untersuchungen über die Schwankungen des Geldwerthes, XXIV. 45.
Flinders, A Voyage to Terra Australis, XXI. A. B. 45.
Fontana, Felix, Ferdinand und Gregor, ihre Biographie, XXI. 70.
Fontana, dessen Antikensammlung, XXI. 172.
Forsters Geschichte des Schlosses Marienburg, XXIII. 192.
Fortunes, the, of Nigel, ein Roman von Walter Scott, XXII. 78.
Foscari, the two, a Tragedy of Byron, XXIII. A. B. 57, 66.
Fostbraedra-Saga, XXIV. A. B. 72.
Fouqué's Undine, XXII. 67.
v. Frank, Freyherr, dessen Betrachtungen aus der Geschichte von Deutschland, XXI. 68.
Franzens-Museum, das, zu Brünn, XXI. 76.
Frast, Johann, dessen mitgetheilte Reimchronik von Zwettel, XXI. 18. — Dessen Aufsätze: Hugo Thurso von Lichtenfels, seine Kinder und Enkel; Bruchstücke über die Kuenringer, XXI. 43. — XXII. A. B. 35, 36, 38, 39. — Dessen Anzeige merkwürdiger Handschriften der österreichischen Stifte Altenburg, Herzogburg und heil. Kreuz, XXIV. A. B. 38
Frauenberger, Seyfried, XXIV. 228. ff.
Freinballer's Quartalschrift, XXIII. A. B. 76.
Frick, Friedrich, das Schloß Marienburg in Preußen, XXIII. 179, 189.
Fridvalsky, J., Inscriptiones Romano-Transylvanicae, XXIV. A. B. 18.
Friedrich der Streitbare, dessen Achtserklärung, XXIV. 227.
Friedrich II., König von Dänemark, auf seinen Münzen sieht man den Elephanten, XXIV. A. B. 69.
Friedrich IV., Kaiser, unter ihm wurde die St. Stephanskirche vollendet, XXII. 144. — Dessen Grabmahl daselbst, XXII. 149.
Frieschling, über Oesterreichs Fabrikswesen, XXI. 72.
Frode I., König der Dänen, XXIV. 192.
Frode III., König der Dänen, XXIV. 196.
Füger, der Künstler, XXI. 80.
Fuhrmann, dessen alt und neu Wien, XXII. 142.
v. Füllstein, Ritter Erik, dessen Leben, XXI. 70.
Fundgruben, die, des Orients, XXIV. A. B. 28, 30, 31.

G.

Gabler's theologisches Journal, XXIV. 132.
Galais, Vorsteher der Gemeinde St. Sulpizius, XXIII. 106.
v. Gallenstein, Joh Ritter, dessen Versuch einer statistisch-topographischen Schilderung des Lavantthales, XXI. 75.
Gauermann, der Künstler, XXI. 80.
Geert Westphaler, ein Charakterstück Holbergs, XXI. 257.
Genevre, Mont, denselben überstieg Julius Cäsar mit seinem Heere, XXIII. 139.
Georgicon, das landwirthschaftliche Institut zu Keszthely in Ungern, XXI. 75.
Georgier, die Hauptzweige dieses Stammes, XXII. 245.
Gerberts Taphographia Domus Austriacae, XXI. 47.
Gerhard, Pfarrer zu St. Stephan, XXII. 147.
Geschrey, viel, und wenig Wolle, ein Lustspiel Holbergs, XXI. 273.
Gesta Romanorum, XXII. A. B. 27, 29, 30, 83.
Gibbons Ausspruch über Livius, XXIII. 134; 165, 163.
Gilly, Fr., der preußische Hofbau-Inspektor, XXIII. 179, 190, 191.
Gioe's Oration über den Elephantenorden, XXIV. A. B. 67.
Glaubens-Prinzip, das katholische, von Thomas Ziegler, XXII. 72.
Glichsener, Heinrich, der Dichter, XXII. A. B. 32.
Godwin, W., on population. An Inquiry concerning the Power of Increase in the Numbers of Mankind, being an Answer to M. Malthus's Essay on that subject, XXI. A. B. 29. — XXIV. 28.
Görres asiatische Mythengeschichte, XXI. A. B. 39. — Dessen Werk: die heilige Allianz und die Volker auf dem Kongresse zu Verona, XXII. 112.
v. Göthe, XXII. 9, 59, 114. — Dessen Wilhelm Meister, XXIII. 1. — Dessen Werther, XXIII. 19. — Dessen Götz von Berlichingen und die Wahlverwandtschaften, XXIII. 27, 96. — Dessen Iphigenia, XXIII. 61. — Dessen Wilhelm Meisters Wanderjahre oder die Entsagenden, XXIII. 67. — Dessen Schrift: Kunst und Alterthum, XXIII. 96. — Göthe, aus meinem Leben, XXIV. 137, 140
Goldsmith Vicar of Wakefield, XXII. 6. — XXII. A. B. 55.

Gollingers Beschreibung der vor dem Znaymer Oberthore stehenden Säule, XXI. 33.
Gottfried von Viterbo, dessen lateinisches Gedicht von den Thaten Kaiser Friedrich I., XXI. 31. — Dessen Zeitbuch, XXII. A. B. 65.
le Grand d'Aussy, Contes et fabliaux du douzième et treizième siècles, XXII. A. B. 27, 60.
Graser's Archiv für Volks- und Jugenderziehung, XXIII. A. B. 76.
Graurock, Bruder, und die Pilgerin, eine Romanze von Bürger, XXII. A. B. 54.
Gregorius, der Theologe, XXIV. 215, 218.
Greumonn's, Ortolfs, Kundmachungsschreiben wegen des Ablebens des Erzherzogs Albrecht IV., XXI. 28.
Grimm, Jakob, dessen altdeutsche Wälder, XXII. A. B. 59.
Grimm, Brüder, deutsche Sagen, XXII. A. B. 54, 59. — XXIV. 153.
Gries, der Maler, XXII. 149.
Grohmann, Joh. Jos., österreichischer Staatsrath, dessen Biographie, XXI. 69.
Grotefend, G. G., über persische Ikonographie auf babylonischen und ägyptischen Kunstwerken, XXI. 89.
Grotefend's Schreiben in Dorow's morgenländischen Alterthümern, XXIV. A. B. 4, 5, 29, 30, 31.
Grotius, Hugo, XXII. 241. — XXIII. A. B. 31, 32, 40.
Gruterus, XXIV. A. B. 8, 17, 22.
Guillaume, Frédéric, Histoire des Campagnes d'Annibal en Italie, XXIII. 138, 144.
Guillon, Aimé, les Martyrs de la Foi pendant la Révolution françoise, XXIII. 100.
Guizot's Schriften, XXIV. 52.
Gurithe, der Königstochter, Schicksale, XXIV. 201.
Guthrie, Tour in Taurida, XXIV. A. B. 33, 34, 35.
Guttolf, Mönch zu Heiligenkreuz, dessen Werke, XXIV. A. B. 40.

H.

Hadding, die Sage vom König, XXIV. 191.
Hahn's Collectio monumentorum, XXI. 31.
Hagbarth's und Signe's unglückliche Liebe, XXIV. 200.
van der Hagen's u. Büsching's Grundriß zur Geschichte der deutschen Poesie, XXII. A. B. 65.
Haiek's Zeitbuch, XXIV. 165.
Hallstädter Salzwerk, das, wer es zu bebauen anfing, XXI. 16.
Hamilkar, Vater des Hannibal, XXIII. 124, 128.
Hamlet, König der Dänen, XXIV. 193 ff.
v. Hammer, Hofrath Joseph, Abhandlung über die Preisfrage des französischen Instituts: Welchen Einfluß hatte der Muhammetismus auf den Geist, die Sitten und Regierungsform jener Völker, bey denen er in Aufnahme kam, in den ersten drey Jahrhunderten der Hegira? XXI. 61. — Dessen übrige Beyträge für das Archiv, XXI. 61. — Dessen Briefe über den Ursprung griechischer Mythen und Götterbenennungen aus dem Orient, XXI. 89. — Dessen Erklärung der Bildhieroglyphen eines Papyrus, XXI. 171. — XXIV. A. B. 2, 3, 4, 11, 15, 20, 23, 27, 28, 29. — Dessen in den Fundgruben edirten Talismane, XXIV. A. B. 30, 32, 36.
Hannibal's Zug über die Alpen, XXIII. 123. — Dessen Schwur, die Römer ewig zu hassen, XXIII. 128. — Wird Feldherr, XXIII. 129. — Die Schilderung seines Charakters von Livius, XXIII. 130. — Des Polybius Bemerknngen über ihn, XXIII. 131.
Hansestädte, die, XXI. 13.
Hansgraf, die Hauptperson im merkantilischen Gebiete, XXI. 14. — Das Hansgrafenamt in Wien und Linz im Mittelalter, XXI. 15.
Hansiz, Germania sacra, XXIV. A. B. 43.
Hanthaler's hinterlassenes Werk: Apparatus ad fastos Campililienses, XXI. 25. — XXII. A. B. 34, 40.
Harduini Coll. Concil., XXIII. 152.
v. Harrach, der Grafen, Ahnen, XXI. 71.
Hasdrubal, der karthaginiensische Feldherr, XXIII. 128, 129.
Haselbach, der Geschichtforscher, XXII. 144.
Hausarchiv, das k. k. Wiener, XXI. 24.
Hauser, Georg, Baumeister des unteren Theiles des St. Stephansthurmes, XXII. 144, 146, 147.
Hauy, der Naturforscher, XXII. 103.
Havannah ist gegenwärtig der Sitz des Sklavenhandels, XXIV. A. B. 93.
Heart, the, of Mid-Lothian, ein Roman von Walter Scott, XXII. 60.
Heath, XXIII. A. B. 8, 12, 17, 18.
Hebert, Franz Ludwig, General der Eudisten, XXIII. 105, 107.
Heiligenkreuz, die Abtey, ihre Handschriften, XXIV. A. B. 40.
Heinrich, Abt bey St. Johann zu Stams, XXIV. 232.
Heinrich Jasomirgott, Herzog, dessen Bau der St. Stephanskirche, XXII. 143.
Heinrich und Pernille, ein Lustspiel Holbergs, XXI. 268.

Helden, die christlichen, in der französischen Staatsumwälzung, von Andreas Rüß und Nicolaus Weis, XXIII. 100.
Helge, König der Dänen, XXIV. 192.
Helias Miniatis, des griechischen Bischofs Werk: Der Stein des Anstoßes, XXIV. 216.
Helvetius, XXIV. 69.
v. Herbert, Peter Freyherr, dessen Leben, XXI. 69.
Herder, der Philosoph und Dichter, XXI. 155. — XXIII. 78, 79.
Hergott's Taphograph. Dom. Austr. XXI. A. B. 17.
Hermann von Bolk, Meister des deutschen Ordens in Preußen, XXIII. 192.
Herrmann von Brandenburg, XXI. 17.
Herrmann von Salza, Großmeister, XXIII. 192.
Hermes, der Dichter, XXIII. 32.
Hermes, die Zeitschrift, XXII. 190.
Herodot, XXIV. A. B. 5.
Héros, les, chrétiens, par l'Abbé Dubois, XXIII. 100.
Hertzholms Beyträge zur Geschichte des Elephantenordens, XXIV. A. B. 67.
Herzogenburg, das Chorherrnstift zu, dessen merkwürdige Handschriften, XXIV. A. B. 39.
Hesiod, XXI. 101.
Heß, dessen Schrift: Die Zeiten der Majorennität, d. h. Auslegungsfreyheit, XXIV. 141.
Heyne's Bemerkungen zum Apollodor, XXI. 114. Dessen Register zu Pindar, XXIII. A. B. 5.
Heyrenbach's, Joseph Benedict, Abhandlung von der östlichen Gränze des Landes an der Enns, XXIV. A. B. 42.
Hiarne, der Skalde, XXIV. 196.
Hippokrates, XXI. 156. — XXIV. 162.
Histoire du passage des Alpes par Annibal, par J. A. de Luc, XXIII. 123, 136, 137, 138, 144, 145, 147, 150, 155.
Hirt, Hofrath, XXI. 84, 85, 87, 108.
Hofer's, des Sandwirths, Biographie, XXI. 69.
Hoffbauer's Untersuchung über die Krankheiten der Seele, XXI. 106.
Hoffmann von Schweidnitz, Rektor der Universität zu Prag, XXIV. 173.
Hofkriegsraths-Präsidenten, die, von Ferdinand I. bis 1809, XXI. 37.
Hog's Eveningtales, XXII. 74.
Hohenegger, Laurenz, dessen Werk: Zeichen der Zeit, auch ein Beytrag zur Wiedervereinigung der getrennten christlichen Konfessionen, XXIV. 86, 126.
v. Hohenwart, Sigismund Graf, Erzbischof zu Wien, XXII. 148.
Holbergs Lustspiele, übersetzt von Oehlenschläger, XXI. 227. — Holberg's Leben, XXI. 228. — Dessen satyrisch-komisches Heldengedicht: Peder Paar, XXI. 234. — Dessen Geschichte des dänischen Reichs, XXI. 240. — Dessen übrige Werke, XXI. 241 ff.
Hoppe's Philosophie des Christenthums, XXIV. 138.
Horky, Joseph, dessen Monographien: Die Dirnowitze in Mähren, die Loskowitze in Mähren, XXI. 62. — Dessen Darstellung der Burg und der Herren von Landstein, — der Ruinen von Tempelstein in Mähren, — der Burg Hollenstein, — der Burg Daubrowitz, — der mährischen Burg Raitz, — der Maidenburg in Mähren, XXI. 63. — Dessen Aufsatz: Die Stadt Jamnitz in Mähren, XXI. 64.
v. Hormayr, Baron, dessen Archiv für Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst, XXI. 18. — Dessen Aufsatz: Die Schweden vor Brünn 1645, XXI. 30. — Dessen Beyträge zur Geschichte Innerösterreichs, XXI. 40. — Dessen Aufsätze: Die Sachsen in Innerösterreich; über Neustadt u. Steyer, XXI. 41. — Dessen Aufsatz: Dürrenstein, XXI. 43. — Dessen Schrift: Die Marchfeldschlacht, XXI. 43. — Dessen Schilderung des der Steyermark gehörigen uralten Grafengeschlechts der Saurave, XXI. 46. — Dessen Aufsatz: Der königliche Flüchtling zu Ossiach, XXI. 47. — Dessen österreichischer Plutarch, XXI. 78. — Dessen Leben der Philippine Welser, XXI. A. B. 17.
Horn, Christoph, dessen Verzierungen in der St. Stephanskirche, XXII. 146.
v. Hornek, Ottokar, ein steyermärkischer Minnesinger, XXI. 46.
Horst's Mysteriosophie, XXIV. 139.
Horus, der ägyptische, XXI. 117.
Hother, der Lethra-König, XXIV. 193.
Hrolf Krage, der Lethra-König, XXIV. 192.
Hueber, Blasius, der berühmte tyrolische Feldmesser, XXI 70.
v. Humboldt, Alexander, dessen Nachricht von unterirdischen Tönen, die zwischen den Felsen am Oronoko beym Sonnenaufgang gehört wurden, XXI. 108. — XXII. 241.
Hume, der Philosoph, XXI. 143, 148.
Huß, XXIV. 170 — 173.
Hypochondrie, über, XXI. 193.

J.

Jablonsky, der Gelehrte, XXI. 107.

Jacob, Sophocleae Quaestiones, XXIII. A. B. 63.
Jacobs Anthol. Palat., XXIII. A. B. 9, 29.
Jäger, der wilde, eine Ballade von Bürger, XXII. A. B. 69.
John's, F. H., Grundzüge zur Kriegsgeschichte Christian des Vierten, XXIV. A. B. 60.
v. Jakob, Dr., dessen Bearbeitung des Werkes: England, nach seinem gegenwärtigen Zustande, des Ackerbaues, des Handels und der Finanzen betrachtet von Joseph Lowe, XXIV. 1.
Jakobis Allwill, XXIII. 37. — Dessen Woldemar, XXIII. 50.
Jakob's, Hofrath, dessen Auslegung über die σχολια ἐργα beim Strabo, XXI. 112.
Jakobus, der Apostel, XXIV. 219.
Jamiesson, Popular Ballads and Songs, XXII. A. B. 59.
Japaner, die, XXII. 249.
Jarnik's Nachricht über den Kärtner Herzogstuhl, XXI. 20.
Jaschke, der Künstler, XXI. 80.
Jean de France, ein Lustspiel Holbergs, XXI. 255.
Jean Paul, über dessen Romane, XXII. 9.
Jeitteles, Al. Dr., dessen Probe aus einer neuen Uebersetzung der Dramen des Calderon, XXII. A. B. 1.
Jeniseier, die, XXII. 246.
Jeppe vom Berge, eine Komödie des Holberg, XXI 255.
Jeremias, der Patriarch, XXIII. 236, 238, 239, 241.
Iffland, XXIII 32.
Imbonati Biblioth. Lat. Hebr., XXII. A. B. 26.
Indo-Germanen, die, XXII. 244.
Job, Patriarch von Moskau, XXIII. 243.
Johann, Sr. kaiserl. Hoheit des Erzherzogs, Preisfrage, die Geschichte und Geographie Inneröstterreichs betreffend, XXI. 39.
Johann, Cardinal von Reinstein, XXIV. 170.
Johann III., Prager Bischof aus dem Hause Draschitz, XXII. A. B. 49.
Johannes, der Apostel, XXIV. 219.
St. Johannes-Spital, das zu Wien, XXIV. 227.
Johanneum, das, zu Grätz, XXI. 75.
Joseph II., Kaiser, XXI. 224.
Joseph, Patriarch von Moskau, XXIII. 266.
Journ. des Savans, XXIII. 161, 162.
Irrenanstalten, über, XXI. 213.
Ischel, wenn es zum Marktflecken erhoben wurde, XXI. 8. — Das Alter seines Salzwerkes, XXI. 16.
Jukagiren, die, XXII. 249.
Jungfrau, die, vom See, ein Gedicht Walter Scott's, XXII. 35.
Junius, der eilfte, ein Lustspiel Holbergs, XXI. 258.
Justinian, Kaiser, XXIII. 255, 256.
Ivanhoe, ein Roman von Walter Scott, XXII. 70.

K.

Kaiblinger, Ignaz, dessen Aufsatz: Mölk, von Leopold dem Erlauchten erobert, die älteste Burg der Babenberger in Oesterreich, XXI. 44.
Kaiser, der Künstler, XXI. 80.
Kaiser's biblische Theologie, oder Judaismus u. Christianismus, XXIV. 133.
Kaiser, der, und der Abt, eine Ballade von Bürger, XXII. A. B. 55.
Kakasch von Zalokemenz, Stephan, dessen Gesandtschaft an den Schah von Iran im Jahre 1602, XXI. 30.
Kamtschadalen, die, XXII. 249.
Kannengießer, der politische, ein Lustspiel von Holberg, XXI. 252, 276.
Kant, der Philosoph, XXI. 155. — XXIII 33. XXIV. 161.
Karl der Große bevölkerte die Ostmark, XXI. 1.
Karl der Große, dessen Krieg mit den Hunnen, XXIV. A. B. 47, 48, 49, 50. ff.
Karl II., König von England, XXIV. 37.
Karl V., Kaiser, Beiträge zu dessen Leben, XXI. 67.
Karmarsch, dessen Polytechnische und Handelsneuigkeiten, XXI. 65.
Kärntnerthor, das, in Wien, XX. 21.
Kasimir der Große, König von Polen, dessen Handelsvertrag mit Rudolph dem Weisen, XXI. 13.
Katharina II., russische Kaiserinn, XXIII. 274.
Kaukasier, die, XXII. 245.
Kaumberg in Niederösterreich, XXIV. A. B. 51, 53.
Kenilworth, ein Roman von Walter Scott, XXII. 72.
Khlaig, Georg, Baumeister bey St. Stephan, XXII. 147.
Kirchhoff's Werk: Auch einige Gedanken über Wiederherstellung der protestantischen Kirche, XXIV. 138.
Kisling, der Künstler, XXI. 80.
Klaproth, J., Tableaux historiques de l'Asie, depuis la monarchie de Cyrus jusqu'à nos jours, XXIII. A. B. 74. — Dessen Asia polyglotta, XXII. 241.
Klaudius, Markus, der römische Konsul, XXIII. 127.

Klein, Magnus, Abt zu Göttweih, XXI. 11.
Klesel, Melchior, Bischof zu Wien, XXII. 147.
Kleukers Anhang zum Send-Avesta, XXI. 90, 92, 95, 98. — XXIV. A. B. 13.
Knapp, der Künstler, XXI. 80.
Knäus, Kornelius, der römische Konsul, XXIII. 127.
Knechtl, kais. Rath u. Archivar, dessen Monographie; der Bauernkrieg im Erzstifte Salzburg, XXI. 44.
Knoll, Prof., dessen Aufsatz: Mittelpunkte der Geschichtforschung u. Geschichtsschreibung in Böhmen und Mähren, XXI. 49.
Koberstein, über den Wartburger Krieg, XXII. A. B. 59.
Koch von Sternfeld, dessen Aufsatz: Salzburg unter den Römern, XXI. 22.
Köffinger's mit Grafen Mailath herausgegebener Coloczaer Codex, XXI. 83.
Kohlhaas, Michael, XXI. 71.
Kollmanns Aufsatz über das Amphitheater u. den Augustustempel zu Pola in Istrien, XXI. 21.
v. Kollonitsch, Sigismund Graf, Erzbischof zu Wien, XXII. 147.
Kölner-Dom, der, herausgegeben von Boisserée, XXIII. A. B. 79.
Kolomann wird zu Stockerau ermordet, XXI. 3.
Königsaaler Zeitbuch, das, XXII. A. B. 34.
Konrad von Masovien, Großmeister des deutschen Ordens, XXIII. 192.
Konradin von Hohenstauffen, XXIV. 283.
Kopczynski, der Grammatiker, XXIII. A. B. 47, 48.
Köpke, dessen Schrift über das Kriegswesen der Griechen, XXIII. A. B. 83.
v. Köppen, P., dessen Nachricht von einigen in Ungern, Siebenbürgen u. Polen befindlichen Alterthümern, XXIV. A. B. 1.
Koreaner, die, XXII. 249.
Korjäken, die, XXII. 249.
Korinthische Münze der Agrippina, XXI. 174.
Kormczaia Kniga, XXIII. 220.
Krafft, der Künstler, XXI. 80.
Kreon, XXIII. A. B. 33. 34.
Kretinismus, über, XXI. 197.
Kreuzkapelle, die, zu St. Stephan, XXII. 149.
Kriebel, dessen Anfrage an die Gelehrten Ungerns über die Abkunft u. Verwandschaft Peters, des zweyten ungrischen Königs, XXI. 48.
Kubanfluß, die Marmorsäule am, XXIV. A. B. 33.
Kumar, Jos. Aug., der Geschichtsforscher, dessen Leben, XXI. 70.
Kumpf, Heinrich, dessen Verzierungen in der St. Stephanskirche, XXII. 146.
Kumpf, Dr., dessen Aufsatz: über Inschriftsteine mit Bildwerken, die er im Brandelhof entdeckte, XXI. 21.
Kurilien, die, XXII. 249.
Kurrechane, die Stadt, in Afrika, XXIII. A. B. 73.
Kurz, Franz, dessen Werk: Oesterreichs Handel in älteren Zeiten, XXI. 1.

L.

Lacy, Feldmarschall, Anekdoten aus seinem Leben, XXI. 37.
Lafayette, XXIV. 69, 72.
Lafontaine, der Romanendichter, XXIII. 82.
Lambert, XXIV. 178, 181, 186.
Lampridii, Historiae Augustae scriptores, XXIV. A. B. 12.
Lang, C. H. de, Regesta rerum Boicarum, XXIV. 225.
Latour-Maubourg, dessen prächtige Münze der Stadt Maronea, XXI. 175.
Laudon, Beiträge zu dessen Leben, XXI 69.
Laureacum, das alte, XXI. 2.
Lautner, Christoph Aloys, Dechant von Schönburg in Mähren, dessen Hinrichtung, XXI. 30.
Lectaku in Afrika, XXIII. A. B. 71.
Lehmanns Ansichten und Gefahren des Protestantismus, XXIV. 138, 143.
Lenardo und Blandine, eine Romanze von Bürger, XXII. A. B. 54.
Lenfant, der berühmte Prediger, XXIII. 104.
Lenore, eine Ballade von Bürger, XXII. A. B. 52.
Leo, Papst, XXIII. 266, 268.
Leonstein, die Veste, in der Bezwingung desselben, 1380, findet man in Oesterreich den frühesten Gebrauch des Pulvers und des groben Geschützes, XXI. 9.
Leopold der Glorreiche, Herzog von Oesterreich, sein Wiener Stadtrecht, XXI. 3. — Dessen Satzung gegen unbefugte Zölle, XXI. 4.
Leopold der Tugendhafte, Herzog von Oesterreich und Steyer, XXI. 2. — Gewährt den Regensburgern große Handelsfreyheiten, XXI. 2.
Leopold I., Kaiser, XXI. 15, 16.
Lerch, Niklas, das von ihm verfertigte Grabmal Kaiser Friedrich IV., XXII. 149.
Lessing, Beyträge zur Geschichte und Literatur, XXII. A. B. 27. — Dessen

Nathan, XXII. 8. — XXIII. 66. — XXIV. 62, 138.
Leyseri Hist. poetarum et poematum medii aevi, XXII. A. B. 27.
Lied, das, von der Treue, Romanze von Bürger, XXII. A. B. 59.
Lied, das, vom braven Mann, von Bürger, XXII. A. B. 61.
Lindau, dessen Uebersetzung des Walter Scott'schen Romans: die Schwärmer (Oldmortality), XXII. 56.
Linde, Samuel Gottlieb, dessen polnisches Wörterbuch, XXIII. A. B. 46. — Dessen Biographie, XXIII. A. B. 46.
Linnés Werk: Philosophia botanica, XXII. 99, 100. — Dessen Species plantarum, XXII. 101.
Littrow, Professor der Astronomie, XXIV. 164.
Livius, dessen Schilderung von Hannibals Charakter, XXIII. 130, 141, 149, 151, 156, 158, 160, 162, 163, 174, 175, 176.
Locke, der Philosoph, XXI. 142, 143, 144. — XXIV. 69.
Lomonicii sompnium Pharaonis moraliter expositum, XXII. A. B. 43.
Londonderry, Marquis, XXIV. A. B. 93, 96.
Lorch, das alte, XXIV. A. B. 46, 47, 60.
Lorenz von Medicis, Herzog von Florenz, XXII. A. B. 54.
Löschner's Siegelsammlung, XXI. 25.
Lowe, Joseph, dessen Werk: England, nach seinem gegenwärtigen Zustande, des Ackerbaues. des Handels und der Finanzen, XXIV. 1.
Lubienski, Graf, Justizminister zu Warschau, XXIII. A. B. 53.
De Luc, J. A., Histoire du passage des Alpes par Annibal, XXIII. 123, 136, 137, 138, 144, 145, 147, 150, 155.
Ludwig der Fromme, K., XXIV. A. B. 51. 54. 55.
Ludwig, das Kind, sein Urtheilsspruch über die Zölle in der Ostmark für Schiffe u. Handel, XXI. 1.
Lugdunum, die römische Kolonie, XXI. 157.
Lutetia, das heutige Paris, XXI. 158.
Luther, XXI. 216. — XXII. 88, 204, 213, 214. — XXIV. 116, 128, 139.
Lyons Alterthümer, XXI. 157.
Lysholm, Professor der Beredsamkeit, XXI. 245.

M.

Mac-Carthy, Sir Charles, Gouverneur auf Sierra Leone, XXIV. A. B. 104.
Macheck, der Künstler, XXI. 80.
Machiavel, XXI. 164.
Macrob's Comment. in somn. Scip. XXIV. A. B. 13.
Mailath, des Grafen, u. Köffingers herausgegebener Coloczaer Codex, XXI. 33.
de Maistre, le Comte, les Soirées de Saint Pétersbourg, ou entretiens sur le gouvernement temporel de la Providence, XXI. 122.
Mallebranche, der Philosoph, XXI. 152, 153.
Malte-Brun et Eyriès, Nouvelles Annales de Voyages, XXI. 38.
Malthus Versuch über Bevölkerung, XXI. A. B. 30, 31, 33, 35, 36, 37.
Mamucca della Torre, Mark Anton, kaiserl. Hofdolmetsch, dessen Leben, XXI. 70.
Manlius, Titus, der römische Konsul, XXIII. 127.
Marco-Polo, XXI. A. B. 46.
Marheinecke, dessen Schrift: das Brot im heiligen Abendmal, XXIV. 85. — Dessen Werk: Ueber das wahre Verhältniß des Katholizismus zum Protestantismus, XXIV. 136. — Dessen System des Katholizismus in seiner symbolischen Entwickelung, XXIV. 138, 141, 143.
Markland, XXIII. A. B. 13, 15, 16, 17, 18, 20, 21, 23.
Markus, der Evangelist, XXIV. 219.
Maria Stiegen, die Kirche in Wien, XXI. 81.
Mariana, de rebus Hisp. XXII. A. B. 26.
Marie de France, Fabl. XXII. A. B. 32.
Marienburg, das Schloß, beschrieben von Büsching und von Friedrich Frick, XXIII. 179.
v. Marignola, Johann, dessen Reise in das Morgenland v. J. 1339 — 1353, aus dem Latein. übersetzt von J. G. Meinert, XXIV. 174.
Marino Faliero, Tragedy of Byron, XXIII. 57.
Maronea, über ein alte Münze dieser Stadt, XXI. 175.
Marsili, Danubius Pannonico Mysicus, XXIV. A. B. 19, 22.
St. Martin, der Theosophe, XXI. 153, 154.
Martyrs, les, de la foi pendant la Révolution françose, par Aimé Guillon, XXIII. 100.
Maskerade, die, ein Lustspiel Holbergs, XXI. 261.
Matthaei Catalog. Codd. Mosquens. XXIII. 251, 256.
Maxmilian I., Kaiser, erlaubte den Linzer Bürgern eine Brücke über die Donau zu erbauen XXI. 8. — Dessen Erneuerungsurkune des St. Georgen-Ordens wider die Türken, XXI. 27. — Beyträge zu dessen Le-

ben, XXI. 66. — Dessen berühmtes Grabdenkmal zu Innsbruck, XXI. A. B. 10, 12.
M-ayer, Beda, der Gelehrte, XXII. 76.
Mayer, Hofrath, dessen Bemerkungen über die Antiken in der herzogl. Gallerie von Florenz, XXI. 109.
Mayer, Theodor, Mölker Kapitular, theilte dem Archive f. Gesch. u. Geographie des Thomas a Capua dictamina mit, XXI. 31.
Mayer, Ferdinand, Prof. der Hermeneutik, XXI. 70.
Medaglie grecche, XXI. 171.
Médailles frappées sous le règne glorieux de l'Impératrice-Reine Marie-Thérèse, XXI. A. B. 1.
v. Mednyansky, Freyherr, dessen Schrift: Der gesetzliche Zinsfuß in Ungern, XXI. 47. — Dessen Aufsätze: 1) Ueber die angeblich gesetzmäßige Verpflichtung der ungrischen Standesherren zur Unterhaltung fester Schlösser; 2) über eine für Ungern wichtige, angeblich zu Mölk befindliche Urkunde, das Benedictiner-Kloster auf dem Berge Zobor betreffend, XXI. 48. — Dessen Mädchenmarkt zu Bihar, XXI. 74, 76.
v. Mednyansky, Freyherr, dessen im Archive f. Gesch. mitgetheiltes Iter budense, XXI. 30.
Meginfrid, der Biograph des heil. Emmeran, XXIV. A. B. 45, 46, 54, 55, 56.
Mehmet Ali, Pascha von Aegypten, sein Leben, XXI. 71.
Meichelbecks Freysingische Urkunden-Sammlung, XXIV. A. B. 54.
Meilenrecht, das, Oesterreichs im Mittelalter, XXI. 8.
Meinert, Prof. Mittheilungen für das Archiv für Geschichte, Geographie, XXI. 29. — Dessen Abhandlung über die altczechische Nationalgesänge der Königinhofer Handschrift, XXI. 32. — Dessen Beitrag zur Geschichte König Ottokar II., XXII. A. B. 34. — Dessen altdeutsche Volkslieder in der Mundart des Kuhländchens, XXII. A. B. 42. — Dessen Schrift: Ueber den Roman Apollonius von Tyrus, XXII. A. B. 62. — Dessen Uebersetzung der Reise Johannes v. Marignola in das Morgenland v. J. 1339 — 1353, XXIV. 174.
Meisters, Wilhelm, Lehrjahre, von Göthe, XXIII. 1. — Dessen Wilhelm Meisters Wanderjahre, XXIII. 67.
Melampe, eine Tragi-Komödie des Holberg, XXI. 265.
Melancholie, der, XXI. 200.
Mélanges de Littérature orientale, XXII. A. B. 28.
Melville, General, XXIII. 136, 148, 175.
Memnon, der griechische, XXI. 101. ff.
La Mennais, XXIV. 78, 80.
Meribohweys Bevölkerung, XXIII. A. B. 72.
Meursii, Historia Danica, XXIV. 186.
Micali, l'Italia avanti il dominio dei Romani, XXIII. 125.
Michael, der Metropolite, XXIII. 230.
Michael Theodorowitsch, Selbstherrscher von Rußland, XXIII. 246, 247.
Migazzi, Kardinal u. Erzbischof zu Wien, XXII. 147.
Mihes, Julie, die Künstlerin, XXI. 80.
Mikoscha's, Reise eines Polen nach der Türkey, XXIII. A. B. 47.
Mildmay, Lieutenant, XXIV. A. B. 99.
Millauer, Prof., dessen Abhandlung, die böhmische Feste Klingenberg betreffend, XXI. 50. — Dessen Beitrag zur Geschichte der Prager Universität, XXI. 77. — Dessen kritische Beyträge zu A. Voigts Versuch einer Geschichte der Universität zu Prag, XXIV. 165.
Millin's, A. L., mythologische Gallerie, XXIV. A. B. 22. — XXI. 166.
Mineralogie, Grundriß der, von Friedrich Mohs, XXII. 91.
Minstrel, der letzte, ein Gedicht von Walter Scott, XXII. 35.
Mithradates, des, Münze, XXI. 176.
Mithras, der Cultus des, XXIV. A. B. 2, 3. — Der in Buda-Oers gefundene Mithras, XXIV. A. B. 5. — Der zu Töltschach, XXIV. A. B. 7. — Der in Pesth bey Herrn von Jankovich, XXIV. A. B. 9. — Der auf den Trümmern des einstmaligen Apuleum gefundene Mithras, XXIV. A. B. 9, 10, 14. — Der im Hátßeger Thale gefundene Mithras, XXIV. A. B. 15. — Mithras, gefunden in dem, von den deutschen Thorenburg genannten Thorda, XXIV. A. B. 17.
Mittrowsky, Graf, Landesgouverneur von Mähren, XXI. 33, 54.
Mohammed, XXII. 241.
Mohs, dessen Grundriß der Mineralogie, XXII. 91.
Molbech, Christian, dessen Werk: König Erik Plogpennings Geschichte, XXIV. A. B. 66.
Moliere, der dramatische Dichter, XXI. 227, 249. — Dessen Misanthrop, XXI. 250. — Dessen Geiziger, XXI. 251. — Dessen Mr. de Pourceaugnac, XXI. 258. — Dessen Médecin malgré lui. XXI. 265. — Dessen Gentilhomme bourgeois, XXI. 273.
de Molina, Tirso, dessen Komödie: La Celosa de si misma, XXI. 272.
Monastery, the, ein Roman von Walter Scott, XXII. 64.

Monet, der Uhrmacher, dessen edle Handlung, XXIII. 116.
Mont Cenis, über ihn führte keine römische Straße, XXIII. 139, 155, 162, 163.
Montaigu, die französische Schauspielerin, XXI. 235.
Montesquieu, Abbé, XXI. 10. — XXIV. 62.
Monthly Magazine, XXII. A. B. 62,
Montholon, General, dessen Memoires über Nap. Buonaparte, XXIII. 140.
Montlozier, XXIV. 79, 80.
Montrose, ein Roman von Walter Scott, XXII. 56.
Monumenta Regum Poloniae Cracoviensia, XXIII. A. B. 55.
Mosburg, die, des Privinna, XXI. 55.
Muchar, Prof., dessen Geschichte von Admont, XXI. 18. — Dessen Aufsatz: Tibers Fehde mit Marbod, dem König der Markomanen u. die große pannonische Empörung, XXI. 38. — Dessen Aufsatz: Die große römische Reichsgrenze an der Donau, mit besonderer Hinsicht auf die altnorischen Landtheile, XXI. 39. — Dessen Gebhard, Erzbischof v. Salzburg, und die Gründung der steyermärkischen Benedictinerabtey zu Admont, XXI. 45. — Dessen Aufsatz: Die uralte Felsenburg Strechau in Obersteyer, XXI. 45. — Dessen Fragmente zur Geschichte der steyrischen Reformationsunruhen und über Handelsverbindung der obersteyerschen Eisenbergwerke und Werkstätten mit den deutschen Hansestädten, XXI. 46.
Mühlibach, Dr., dessen Beschreibung antiker Jupiters-Altäre, die er zu Pettau gesehen, XXI. 22.
Müller, Adam, dessen Idee eines Seminariums der Staatswirthschaft für die österr. Staaten, XXI. 72.
Müllers, Joh., 24 Bücher der allgemeinen Geschichte, XXIII. 162.
Müller, Peter, Erasmus, dessen kritische Untersuchung der Sagengeschichte Dänemarks und Norwegens, XXIV. 186.
Müllers, P. E., Sagenbibliothek, XXIV. A. B. 72.
Mungo-Park, XXI. A. B. 42.
Münters Versuch über die keilförmigen Inschriften zu Persepolis, XXIV. A. B. 32, 35.
Münter, Friedrich, Bischof von Seelandsstift, dessen Werk: Untersuchung über den Ursprung der dänischen Ritterorden, XXIV. A. B. 67.
Muratori, XXIV. A. B. 7, 8.
Muretus, Var. Lect. XXIII. A. B. 17.
Musgrave, XXIII. A. B. 3, 4, 5, 7, 9, 10, 12, 15, 16, 17, 18, 20, 21, 23, 24, 28, 30, 31, 33, 34, 38, 39.
Mysterium Baphometis, XXI. 63, 64.

N.

Narbonne's Altar zu Ehren des Augustus, und dessen Inschrift, XXI. 168.
Nas, des Bischofes Johann, Grabstein von Alexander Colin, XXI. A. B. 16.
Nasse's Zeitschrift für psychische Aerzte, XXI. 180.
Nausea, Friedrich, Bischof zu Wien, XXII. 147.
Neapels akademische Anstalten, XXIII. A. B. 40.
Neithard Otto Fuchs, dessen Grabmahl bey St. Stephan in Wien, XXII. 148.
v. Nell, Franz Maria, dessen Versuch einer kosmologischen Deutung des phönizischen Kabirendienstes, XXI. 62.
Neptun, XXI. 113 ff.
Neubeck, Kaspar, Bischof zu Wien, XXII. 147.
Neuholland, über dessen Entdeckung, XXI. A. B. 44.
Neumann, Dr. Karl Georg, dessen Werk: die Krankheiten des Vorstellungsvermögens. XXI. 179.
Neustadt's Weinhandel, und Streit hierüber mit den Wienern, XXI. 8. — Den Maria-Geburts-Jahrmarkt verlieh ihr 1239 Friedrich der Streitbare, XXI. 12.
Newton, XXI. 138, 142, 144, 154.
Nicäa, das Konzilium von, XXIV. 221.
Nicolle, dessen Ausspruch über das Gebet, XXI. 141.
Nikomedien, hier war der Ceresdienst, nach Arrian, sehr berühmt, XXI. 176.
Nikon, Patriarch von Moskau, XXIII. 265.
Nitsch, Theologie der Neuern, XXIV. 133.
Nobile, Peter, Director der Architekturschule in Wien, XXI. 21.
Nöhden, Dr., der Gelehrte, XXI. 99. — Dessen Wort über den Ausdruck im Memnonsbilde, XXI. 103.
Nolhac, Pfarrer zu St. Symphorion in Avignon, ein Opfer der französischen Revolution, XXIII. 108.
Nordische Sagengeschichte, von Peter Erasmus Müller, XXIV. 186.
Norikum, XXIV. A. B. 43, 44, 45,
Novi, Abbé, Vikar von Augas, XXIII. 109.
Nußpammer, der Künstler, XXI. 80.

O.

Oannes, das Bild des, XXIV. A. B. 25.

Obradowitsch, des Serbiers, Selbstbiographie, XXI. 69.
Odin, XXIV. 197.
O'donell, Graf, Hofkammer-Präsident, XXI. 69.
Oehlenschläger, dessen Uebersetzung der Lustspiele Holbergs, XXI. 227.
Oesterreichs Handel in älteren Zeiten, ein Werk von Franz Kurz, XXI. 1.
Ogesser's Beschreibung der St. Stephanskirche, XXII. 142.
Old mortality, ein Roman von Walter Scott, XXII. 55.
Olga, von der Taufe dieser Großfürstin, XXIII. 231.
Ormuzd, XXI. 98. — XXIV. A. B. 27.
Osymandias, dessen Grab, XXI. 115.
Others, Liebeshandel mit Syrithe. XXIV. 198.
Otilo, der baierische Herzog, XXIV. A. B. 47.
Otto der Freudige, Herzog, ertheilt den Münchnern besondere Handelsvorrechte in Oesterreich, XXI. 18.
Ottokar II., König, Beytrag zur Geschichte desselben, von J. G. Meinert, XXII. A. B. 34, 43.
Ottokar V., Handels- und Zollordnung, XX. 2.
Ottokare, die traungauischen, XXI. 2.
Ottway, Venice Preserved, XXIII. A. B. 57.

P.

Pachmayr, Marian, Benediktiner von Kremsmünster, XXIV. A. B. 42.
Pacot, Pfarrer von St. Jean, ein Opfer der französischen Revolution, XXIII. 117.
Pannonien, XXIV. A. B. 44, 45, 47, 56.
Paquot, Pfarrer der Diözese von Rheims, ein Opfer der französischen Revolution, XXIII. 109.
v. Partenaun, Ulrich, XXIV. 175.
Passini, der Kupferstecher, XXII. 149.
Paul der Diakon, XXIV. A. B. 43, 56.
di Pauli von Treuheim, k. k. Präsident, XXI. A. B. 17.
Pausanias, XXI. 174, 176.
Peder Paar, das satyrisch-komische Heldengedicht Holbergs, XXI. 234.
Peleus, Hist. de la dernière guerre de Suède, XXIV. A. B. 64.
Percy, Reliques of ancient English Poetry, XXII. A. B. 52, 54, 55, 58, 59.
Perger, der Künstler, XXI. 80.
Pernille, als Tochter vom Hause, ein Lustspiel Holbergs, XXI. 270.
Perseus, die Goldmünze des, XXI. 172.
Peter der Große, der Czaar, XXI. 145.
Petrus, der heilige, XXIV. 218, 220.
Petter, der Künstler, XXI. 80.
Pez, der Gebrüder, Nachlaß in der Abtey Mölk, XXI. 26.
Peutingersche Charte, die, XXIII. 137.
Peveril of the peak, ein Roman von Walter Scott, XXII. 75.
Pez, Hieronymus, scrip. rer. aust. XXIV. A. B. 57.
Pfister's Geschichte von Schwaben, XXII. A. B. 54.
Pfuel's kurze Darstellung der National-Oekonomie, XXI. 71.
Philaret Nikititsch, der russische Metropolit, XXIII. 247.
Philippine, Erzherzog Ferdinands von Tyrol erste Gemahlin, ihr Grabdenkmal von Alexander Colin, XXI. A. B. 14.
Pichler, Karoline, ihre Balladen: Maria-Zell, Hunnyad, Albrechts Rache an Basel, Gamming, die Gründung von Hohenfurt, XXI. 79.
Pichler, Finanzrath, dessen Nachrichten über das alte Juvavia, XXI. 22.
Pichler, der Künstler, XXI. 80.
Pierson, XXIII. A. B. 7.
Pilgram, Baumeister des oberen Theiles des St. Stephansthurmes, XXII. 146, 148. — Dessen Kanzel u. der Chorfuß mit dessen Bildnissen, XXII. 149.
Pindaros, XXI. 110. — XXIII. A. B. 28.
Pirate, the, ein Roman des Walter Scott, XXII. 73.
Pitt, dessen Finanz-Plan, XXIV. 8.
Pittner's Ehrenspiegel der Stadt Znaym, XXI. 54.
Pius VI., Papst, XXIII. 115, 120.
Plank, über die gegenwärtige Lage und Verhältnisse der katholischen und protestantischen Partey, XXIV. 136. — Dessen Geschichte der Entstehung des protestantischen Lehrbegriffs, XXIV. 139, 141, 143.
Plato, XXI. 131, 133, 143.
Plautus Miles gloriosus, XXI. 261, 268, 269. — Dessen Mostellaria, XXI. 273.
Plinius, XXI. 112.
Plutarch, XXI. 151.
St. Pöltner Kirche, die Zeit ihrer Entstehung, XXIV. A. B. 48.
Polar-Amerikaner in Asien, die, XXII. 249.
Polybius, XXI. 116. — XXIII. 130. — Dessen Bemerkungen über Hannibal, XXIII. 131, 133 ff. 141, 142, 144, 145, 147, 149, 151, 156, 158, 159, 160, 161, 162, 163, 164, 168, 172, 173, 174, 175, 178.
Poppo, der Andechser, XXIV. 231.

Poseidon, der griechische, XXI. 117, 118, 121.
Potoßky, Graf Stanislaus, XXIII. A. B. 49, 51, 52, 53, 55, 56.
Povoden, Kuratenbeneficiat zu Pettau, XXI. 22.
de Pradt, XXIV. 53.
Prager Museum, das, dessen Gründung, XXI. 75.
v. Prambach, Bernard, Pfarrer zu St. Stephan, XXII. 147.
Pratobevera's Materialien für Gesetzkunde, XXIII. 221.
Prechtl, Maximilian, dessen Schrift: Beleuchtung der Dr. Tzschirner'schen Schrift: Protestantismus und Katholicismus aus dem Standpunkte der Politik betrachtet, XXII. 180.
Prevost, Hist. des voyages, XXI. A. B. 44.
Primisser, Alois, dessen Auszüge aus dem lateinischen Gedichte auf den König Robert von Neapel, XXI. 31. — Dessen Proben aus dem altdeutschen Heldengedicht Chautrun, XXI. 33. — Dessen Aufsätze über Kunst und Alterthum im Archiv für Geschichte, XXI. 81. — Ein Wort über Alexander Colin, Bildhauer aus Mecheln im sechzehnten Jahrhundert, XXI. A. B. 10.
Primisser, Cassian und Johann, ihre Biographien, XXI. 70.
Probstey, die, zu Wien, XXII. 147.
Procop. de bello goth, XXIV. A. B. 43.
Protestantismus und Katholicismus aus dem Standpunkte der Politik betrachtet, von Dr. H. G. Tzschirner, XXII. 180.
Przebißky, Wenzel, dessen Leben, XXI. 70.
Puffendorf, der Geschichtsforscher, XXI. 232.
Pulci, Luigi, Morgante maggiore, XXII. A. B. 32.
Pulver, das arabische, ein Lustspiel Holbergs, XXI, 260.
Pustkuchen, über Göthe, XXII. 8. — Dessen Wilhelm Meisters Wanderjahre und Wilhelm Meisters Tagebuch, XXIII, 1.
Puysegür, Generalvikar, wird verbrennt, XXIII. 117.
v. Pyrker, Ladislaus, Patriarch von Venedig, XXI. 25.

Q.

Quadratur des Kreises, über die, XXIV. 177.
Le Quien, Oriens christianus, XXIII. 238.
Quintus Fulvius, der römische Konsul, XXIII. 127.

R.

Rafn, Karl Christian, dessen ins Dänische übersetzte Wolsunga-Saga, XXIV. A. B. 65.
Rahl, der Künstler, XXI. 80.
Ranudo, Don, ein Lustspiel Holbergs, XXI. 274.
Raspe, Catalogue raisonné de pierres gravées, XXIV. A. B. 30, 32, 33.
Räß, Andreas und Nicolaus Weis: die christlichen Helden in der französischen Staatsummwälzung, XXIII. 100.
Raynouard, Choix des Poésies des Troubadours, XXIV. 160.
Regensburger, die, ihnen gestattet Herzog Leopold der Tugendhafte große Handelsfreyheit in Oesterreich, XXI. 2.
Regesta rerum Boicarum, XXIV. 225.
Reginer, der Passauer Bischof. XXIV. 228.
Regnar Lodbrog's Sage, die XXIV. 202 ff.
Rehberg, der Künstler, XXI. 80.
Reiffenstuhl, dessen Vienna gloriosa, XXII. 144.
Reinhold, der Künstler, XXI. 80.
Reinike Fuchs, XXII. A. B. 31.
Reise, die, zur Quelle, ein Lustspiel Holbergs, XXI. 265.
Reiske, XXIII. A. B. 13, 16, 17, 20, 22, 33.
Rektoren der Universität zu Prag, XXIV. 172, 173, 174.
Religion und Theologie nach ihrem Wesen und ihrem Fundamente, von Ch. G. Schmied, XXII. 150.
Resa, Dr., seine Geschichte der litauischen Bibelübersetzung, XXIII. A. B. 56.
Rhode, XXI. 92, 95.
Rhodus, der dortige Kolossus, XXI. 115, 121.
Rhomberg, der Künstler, XXI. 80.
Richter, Professor in Laibach, Monographie über die Herren von Radmannsdorf in Krain, XXI. 28. — Dessen Bruchstück einer kraincrischen Chronik, XXI. 29. — Dessen Geschichte und Geographie der windischen Mark, XXI. 42. — Dessen Aufsatz über die Quaden, XXI. 51. — Dessen Abhandlungen: Mähren vom Jahre 375 — 526, und Bruno, Bischof von Olmütz, XXI. 51. — Dessen Hussiten in Mähren, XXI. 52. — Dessen Schilderung der Zierotine, XXI. 52. — Dessen: Mähren unter Ferdinand II., XXI. 52. — Dessen: Forschungen zur Geschichte und Geographie Krains, Istriens und Friauls im Mittelalter, XXI. 55. — Dessen Aufsatz: Ueber die Mosburg, XXI. 55. — Dessen: Swatopluk,

oder das großmährische Reich, XXI. 56. — Dessen: Kaiser Friedrich IV. und Krain, XXI. 56. — Dessen Schrift: Zehn Tage in Friaul, XXI. 56. — Dessen Monographie: die Adlersberge. XXI. 57. — Beyträge zur Geschichte der Sumpfaustrocknung im österreichischen Kaiserstaate, XXI. 74.
Richter, das Christenthum und die Religion des Orients, XXIV. 133.
Ried, Thomas, diplomatischer Codex, XXIV. 232.
Ritters Erdkunde, XXI. A. B. 42.
Ritters Vorhalle, XXIV. A. B. 5. 26.
v. Rittersberg, Hauptmann Ritter, dessen Bemerkungen über den Pettauer Boden, XXI. 22.
Rittig von Flammenstern, dessen ontologische Neuigkeiten, XXI. 65.
Robin der Rothe, ein Roman Walter Scotts, XXII. 50.
Rochette, Raoul, der Kunstkenner, XXI. 177.
Rohrer, Joseph, dessen Aufsatz: die Deutschen in Ungern, XXI. 72.
Römerdenkmale in Kärnten, XXI. 20. — In Tyrol, XXI. 21. — In Istrien, XXI. 21. — In Salzburg, XXI. 21. — In Steyermark, XXI. 22. — In Krain, XXI. 23. — In Oesterreich unter der Enns, XXI. 23. — In Oesterreich ob der Enns, XXI. 23. — In Mähren, XXI. 23.
Roquefort, de l'état de la poésie françoise dans les douzième et treizième siècles, XXII. A. B. 27.
Roßbüchler, Joh., Priester und Geschichtschreiber zu Brixen, XXI. 70.
Rothe's, Tyge, Gedanken von der Liebe zum Vaterlande, XXI. 246.
v. Rothkirch, General, dessen Aufsatz: Ueber militärische Auszeichnungen, insonderheit durch Orden, XXI. 36.
Rothschildische Brüderschaft, die, XXIV. A. B. 68.
Rostgaed, ein Gegner Holbergs, XXI. 234.
Rousseau, der Philosoph, XXI. 155. — XXIV. 69.
Rudolph von Habsburg, Kaiser, unter ihm wurde Wien dem fremden Handelsstande ohne Maß der Zeit aufgethan, XXI. 6. — Er gab den Wienern Pfändungsrechte auf alles Eigen der Bürger von Linz, Wels und Steyer, von denen sie beschädiget worden, bis dieser Schaden ersetzt sey, XXI. 10.
Rudolphs II., des Kaisers, Instruktion für seinen Statthalter von Wien, XXI. 27. — Er besaß Dürers Kampfbuch, XXIII. A. B. 44.
Rudolph IV., Herzog, dessen Bau der neueren St. Stephanskirche, XXII. 144, 146. — Die von ihm daselbst gegründete Grüft, XXII. 149. — Dessen Grabmal, XXII. 149.
Rühs Geschichte des Mittelalters, XXIV. 139.
Rumy's Erinnerungen an früher verstorbene ungrische Literatoren, XXI. 70.
Rupprecht's, J. B., Auszüge von Coxe's Memoiren des Herzogs von Marlborough, XXI. 35.
Ruprecht, der heilige, XXIV. A. B. 45, 46, 47.
Ruß, der Künstler, XXI. 80.

S.

Sachetti, dessen Novellen, XXII. A. B. 56.
Sachs, Hans, der Meistersänger, XXII. A. B. 29, 30, 31.
de Sacy, Silvestre, Notices de Man. de la Bibl. Impér. XXII. A. B. 27. — XXIV. A. B. 24, 25.
Saintes, die Aufschrift des Triumphbogens daselbst, XXI. 161.
Sallustius, XXIII. 142.
v. Salm, des Grafen, Reiseberichte, XXI. 65.
v. Salm, Hugo Graf, dessen Biographie, XXI. 70.
Salz ist einer der vorzüglichsten Gegenstände des Handels in Oesterreich, XXI. 16.
Salzburgs Mosaikböden, XXI. 165.
Samojeden, die, XXII. 246.
Sandrart, dessen Altarbild des Gekreuzigten in der St. Stephanskirche, XXII. 149.
Saphoy, Hans, Baumeister bey St. Stephan, XXII. 147.
Sardanapalus, a Tragedy of Byron, XXIII. A. B. 57. 59.
Saussure, XXIII. 163, 175, 177.
Saxo, der Geschichtschreiber, XXIV. 186, 187, 189, 190, 194, 195, 204.
Scaliger, dessen Poemata, XXI 167. — XXIII. A. B. 8, 15.
v. Scaramelli, Anton, der Tetragonismus, oder die Kunst einen vierseitigen Raum zu finden, der dem eines Zirkels gleich sey, XXIV. 177.
Schaller, der Künstler, XXI. 80.
Scharlachrennen, das, in Wien, XXI. 13.
Schau- und Denkmünzen, welche unter der Regierung der K. K. Maria Theresia geprägt worden sind, XXI. A. B. 1.
Scheffler, Dr. Johann, XXIV. 116.
Scheffer, der Künstler, XXI. 80.
Schellhorn, Amoenitates literariae, XXII. A. B. 33.
Schiavone, der Künstler, XXI. 80.
Schiffbruch, der glückliche, ein Lustspiel von Holberg, XXI. 269.
Schillers Ballade: Graf von Habsburg, XXI. 78. — XXIII. 29, 78, 79.
Schlegels, Generalsuperintendent,

dessen Jubelpredigt, XXIV. 141, 143, 144.
Schlegel, A. W., dessen Vorlesungen über dramatische Kunst, XXI. 256. — XXII. 2. — Dessen Charakteristiken und Kritiken, XXIII. 70. — XXIV. 62.
Schlegels, Fr., Vorrede zu dem Werke: Harmonie der morgenländischen und abendländischen Kirche, von H. J. Schmitt, XXIV. 206. — Dessen mit seinem Bruder herausgegebenen Charakteristiken und Kritiken, XXIII. 70. — XXIV. 62.
Schleiermacher, Dr. Friedrich, dessen Werk: Der christliche Glaube nach den Grundsätzen der evangelischen Kirche im Zusammenhange dargestellt, XXIV. 84.
Schleusneri novum lexicon graeco-latinum in novum Testamentum, XXIV. A. B. 28.
Schlözer, der Geschichtforscher, XXI. 69. — Dessen Nestor, XXIII. 231. — XXIV. A. B. 34.
Schmelzel, Wolfgang, dessen Lobspruch der Stadt Wien, XXI. 29.
Schmid, Jos. Wenzel, dessen Werk: Ueber das wahre Verhältniß des Umkreises zum Durchmesser des Zirkels, XXIV. 177.
Schmid und Schwarz, ihre Bibliothek der theologischen Literatur, XXIV. 129.
Schmidt, F. V. Val., dessen Fragmente aus der Disciplina clericalis des Petrus Alfonsus, XXII. A. B. 25. — Dessen Andeutungen über die Quellen der Balladen und Romanzen von Bürger, XXII. A. B. 52. — Dessen Beyträge zur Geschichte der romantischen Poesie, XXII. A. B. 54. — Dessen Beyträge zur Geschichte der romantischen Poesie, XXIV. 162.
Schmied, Christian Gottlieb, dessen Werk: Religion und Theologie nach ihrem Wesen und ihrem Fundamente, XXII. 150.
Schmitt, H. J., dessen Harmonie der morgenländischen und abendländischen Kirche, XXIV. 206.
Schmutz, Karl, dessen orographisch-hydrographische Karte des Herzogthums Steyermark, XXIII. A. B. 77.
Schneider, Professor zu Breslau, XXIV. A. B. 21.
Schnorr, Ludwig, dessen Aufsätze über Kunst im Archive für Geographie rc. XXI. 79. — Lebensnachrichten von ihm, XXI. 80.
Schön, Joseph, dessen Abfall Siciliens vom Hause Anjou, XXI. 57.
Schönfeld's Adelsarchiv, XXI. 76.
Schöpf, der Künstler, XXI. 80.
Schottky, dessen Zeitschrift: Vorzeit und Gegenwart, XXII. A. B. 45. — XXIV. A. B. 7, 11.
Schubarths Werk: zur Beurtheilung Göthes, mit Beziehung auf verwandte Literatur und Kunst, XXIII. 67.
Schuckburgh's, George, Berechnungen über die Veränderungen im Geldwerth seit dem 16ten Jahrhundert. XXIV. 45.
Schuderoff's Ansichten und Wünsche der protestantischen Kirche, XXIV. 136.
Schueler, Baumeister bey St. Stephan, XXII. 147.
Schuster, der Künstler, XXI. 80.
Schwarz, Ildephons, der Gelehrte, XXII. 76.
Schwarz und Schmidt, ihre Bibliothek der theologischen Literatur, XXIV. 129.
Scott, Walter, über dessen Romane, XXII. 1. — Dessen Jungfrau v. See und letzte Minstrel, XXII. 35. — Dessen Waverley, XXII. 38. — Dessen Astrolog, XXII. 41. Dessen Alterthümler, XXII. 44. — Dessen Robin der Rothe, XXII. 50. — Dessen the black Dwarf und Montrose, XXII. 55. — Dessen Oldmortality, XXII. 55. — Dessen the heart of Mid-Lothian, XXII. 60. — Dessen Roman: the Monastery, XXII. 64. — Dessen Roman: the Abbot, XXII. 67. — Dessen Ivanhoe, XXII. 70. — Dessen Kenilworth, XXII. 72. — Dessen Roman: the Pirate, XXII. 73. — Dessen Romane: the fortunes of Nigel u. Peveril of the peak, XXII. 75. XXIII. 26, 63.
Sbenko von Labun, Rektor der Universität zu Prag, XXIV. 173.
Sebus, Johanna, die Kantate von Göthe, XXII. A. B. 62.
Semitische Stamm, der, XXII. 245.
Semlers Magazin, XXIV. 148, 153.
Seneka, XXI. 151, 155.
v. Senkenberg, Freyherr, dessen Methodo jurisprudentiae, XXIV. 140.
Seivert, J., Inscriptiones Monumentorum Romanorum in Dacia Mediterranea, XXIV. A. B. 19.
Sesostris, XXI. 107.
Sestini, Domenico, Descrizione d'alcune medaglie greche del museo del signore Carlo Ottavio Fontana, XXI. 171.
Sestini's Reise in die Wallachey, Siebenbürgen und Ungern, XXIV. A. B. 3.
Shakspeare, XXI. 227. — Dessen gezähmte böse Sieben, XXI. 256. — Dessen Hamlet, XXII. 8, 13, 14. XXIII. 13, 17, 37. — Dessen Macbeth u. Hamlet, XXIII. 68, 63, 64.
Sicard, Abbé, Lehrer der Taubstummen in Paris, XXIII. 116.
Siegelsammlung, die, des Domherrn Smitmer, XXI. 25.

Siegfried von Feuchtwangen, Großmeister des deutschen Ordens in Preußen, XXIII. 191.
v. Sierakowski, des Grafen, Sammlung geschnittener Steine, XXIV. A. B. 24, 28, 29.
Signes und Hagbarths unglückliche Liebe, XXIV. 200.
Simplon, der, Marsch der Franzosen über diesen Berg, XXIII. 177.
Sklavenhandel, der, dargestellt nach den, auf Befehl des Unterhauses gedruckten Papieren und dem Bericht der Directoren der afrikanischen Gesellschaft, XXIV. A. B. 91.
Sklavin, die, auf Benamegi, eine freye Uebersetzung der Niña de Gomez Arias des Calderon, XXIV. A. B. 75.
Smiths, Adam, Betrachtung über die Schwankungen des Geldwerthes, XXIV. 45.
Smitmers Siegelsammlung, XXI. 25.
Smollet's Romane, XXII. 6, 14.
Sniadetzki, Johann, der Astronom, XXIII. A. B. 60.
Snorros Heimskringla, XXIV. 206.
Sogubrot, der Isländer, XXIV. 202.
Soldat, der großsprecherische, ein Lustspiel von Holberg, XXI. 261.
Solger, dessen philosophische Gespräche, XXII. 209, 210, 211, 214.
Sophokles, XXI. 101. — XXIII. 10.
Spielberger, Johann, der Maler, XXII. 149.
Spinosa, XXI. 162.
Sprengel, Kurt, dessen Anleitung zur Kenntniß der Gewächse, XXII. 95.
Sassanidische Stein-Inschriften, XXIV. A. B. 24.
Staatsverträge, österreichische, mit den Nachbarn zum Schutz des Handels im Mittelalter, XXI. 13.
Stadler, der Künstler, XXI. 80.
v. Stael, der Frau, Betrachtungen über die französische Revolution, XXIII. 108, 195. — XXIV. 56.
Stainhöwelsche Esop, der, XXII. A. B. 27. 30.
Stapelrechte einzelner Städte Oesterreichs im Mittelalter, XXI. 4. ff. Erste Spuren des Stapelrechtes, XXI. 6.
Stark, der Künstler, XXI. 80.
Starkodders Thaten, XXIV. 197. 202.
Statius, der Dichter, XXIV. 158.
Steinbüchel, Director des Antiken-Kabinettes, XXI. 22. — Dessen Beyträge für das Archiv, XXI. 23.
Steinfeld, der Künstler, XXI. 80.
Steinman, Professor der Chemie, XXIV. 165.
Stempkowsky, Oberst, dessen Notiz über Rhadameadis, XXI. 177.
Stephan III., Papst, XXIII. 139.
Stephan's Prof., theologische und pädagogische Zeitschrift, XXIII. A. B. 76.
St. Stephanskirche, die, in Wien, beschrieben von Franz Ziska, XXII. 142.
Stephansdom, der, zu Wien, dessen nordwestlicher Eingang, XXIII. 182, 190.
Sterne, der Dichter, XXII. 9.
Steyer, der Stadt, Stapelrecht im Mittelalter, XXI. 5.
Stiekna, Wenzel, Prediger zu Bethlehem, XXIV. 169.
Stolberg, die Brüder, XXI. 71.
Strabo, Geogr. XXI. 112, 159, 161. XXIII. 137, 138, 139.
Strechau, die steyerische Felsenburg, XXI. 45.
Struyk, Inleidning to de allgemeen Geographie, XXI. A. B. 44.
Stuchs, Hektor, XXIV. 228.
Stumpfs politische Geschichte Baierns, XXIV. 225.
Suchenwirt, der Wiener Dichter; dessen Gedichte: von den fünf Fürsten, von Herzog Albrecht, von zwey Päpsten, von der Fürstentheilung, von Herzog Albrechts Ritterfahrt gen Preußen, XXI. 31. — XXIII. 188.
Suetonius, XXI. 160.
Suhm's kritische Geschichte Dänemarks, XXIV. 187.
Suppantschitsch, Professor, dessen Abhandlung über römische Alterthümer im Cillier Kreise in Steyermark, XXI. 23.
Swantoplok, Herzog von Pommern, XXII. A. B. 45.
Swatopluks Krieg mit Kaiser Arnulf, XXI. 2.
Swatopluk, Herzog, XXIII. 192.
Syrithe, Tochter des Königs Syvald, ihr Liebeshandel mit Other, XXIV. 198.
Széchényische Münzsammlung, die, XXIV. A. B. 23.

T.

Tacitus, XXI. 164.
Talisman, morgenländischer, gefunden im europäischen Rußland, XXIV. A. B. 28, 29.
Tassilo II., XXIV. A. B. 48, 49.
Tegernsee, das baierische Kloster, wer es gründete, XXIV. A. B. 48.
Terenz, dessen Thraso, XXI. 269.
Theodo I., Herzog in Baiern, XXIV. A. B. 45.
Theodor Joannowitsch, Czar von Rußland, XXIII. 236, 238, 240, 241, 242, 243, 244.

Theophan, Patriarch von Jerusalem, XXIII. 245, 247.
Theophilus, Erzbischof von Alexandrien, XXIII. 250.
Theresia, Kaiserin Königin, die unter ihrer Regierung geprägten Schau- und Denkmünzen, XXI. 1.
Theupoli, das Museum, XXI. 177.
Thieß, neues Testament mit Erklärungen, XXIV. 133.
Thor, der Donnergott, XXIV. 197.
Thorgeir u. Thormod's-Sage, die, XXIV. A. B. 72.
Thormod's- u. Thorgeir's-Sage, die, XXIV. A. B. 72.
Thurgo, Graf Emmerich, dessen Tagebuch über den Preßburger Reichstag 1681, XXI. 30.
Tieck, der Dichter, XXIII. 13.
Tilmez, dessen Memorabilia de templo ac turri ad S. Stephanum, XXII. 145.
Timotheus, Erzbischof von Alexandrien, XXIII. 250.
Tkadlik, der Künstler, XXI. 80.
Torfäus, dessen Series regum Daniae, XXIV. 186.
Torstensohns Briefe, XXI. 27, 29, 30.
Trajan, Kaiser, XXI. 167.
Trattinik, der Botaniker, XXI. 70.
v. Trautsohn, Joseph Graf, Erzbischof zu Wien, XXII. 147.
Trygwesen, die Geschichte des Oluf, XXIV. 206.
Tübeter, die, XXII. 249.
Tudományos Gyüjtemény, die Zeitschrift, XXI. 76.
Tungusen, der Stamm der, XXII. 249.
Türken, die, XXII. 248.
v. Tybo, Jakob, ein Lustspiel des Holberg, XXI. 261. — Eine Probescene daraus in der Ursprache, XXI. 276. — in der alten und Oehlenschlägerischen Uebersetzung, XXI. 279.
Tyrwhitt, XXIII. A. B. 21, 23, 24.
Tyszkiewicz, Graf Vincent Skumin, XXIII. A. B. 50.
Tzschirner, Dr. H. G., dessen Werk: Protestantismus und Katholicismus aus dem Standpunkte der Politik betrachtet, XXII. 180.

U.

Ulrich von Lichtenstein, der Minnesinger, XXI. 16.
Ulysses von Ithacia, eine Parodie Holbergs, XXI. 263.
Unsichtbaren, die, ein Lustspiel des Holberg, XXI. 271.
Urania, das Taschenbuch, XXI. A. B. 17.
Urkunden, welche sich in dem Archive für Geographie, Geschichte ꝛc. vorfinden, XXI. 26.

V.

Valckenäer, XXIII. A. B. 24, 26, 27, 29, 30, 33, 34, 35, 36, 38, 39.
Valentyn, Oud en Niew Oost-Indien, XXI. A. B. 44.
Van-Diemen, Kapitän, XXI. A. B. 44.
Vater, die Sprache der alten Preußen, XXIII. A. B. 56.
Vater, dessen Werk: Glaube, Kirche, Priesterthum, XXIV. 134.
Vecua, der spanische Schoner, XXIV. A. B. 99.
Vega's logarithmische Tafeln, XXIV. 180.
de Vega, Lope, der spanische Dichter, XXIV. 161.
Venetianische Handel, der, erscheint schon in Friedrich des Streitbaren Brief für die Neustadt von 1244, XXI. 11.
Vermeyens Cartone, darstellend den siegreichen Heereszug Karl V. wider Tunis, XXI. 81.
Viczay's, des Grafen, Münzsammlung, XXIV. A. B 23.
Vierthaler, J. M., dessen Beyträge für das Archiv für Geschichte und Geographie, XXI. 20.
Virgil, über die in dessen Gedichten enthaltene Darstellung des Zustandes von Italien in der vorrömischen Zeit, XXI. 17.
Virgil wurde im Mittelalter als eine mythische Person gedacht, XXIV. 152.
Virunums Trümmer, XXI. 167.
Vischel, Nicolaus, dessen Schriften, XXIV. A. B. 40.
v. Vitry's, Jakob, Mirabilia Mundi, XXIV. 175.
Vivilo, Erzbischof zu Lorch, XXIV. A. B. 47.
Vodnik, Professor, dessen Nachrichten über Denkmäler Illyriens, XXI. 23.
Voigt's Versuch einer Geschichte der Universität zu Prag, XXIV. 165.
Volkslieder, die das Archiv für Geschichte ꝛc. enthält, XXI. 32. — Serbische Volkslieder, XXI. 35.
Voltaire, XXI. 135, 142, 144, 145, 155.
Vorstellungs-Vermögen, die Krankheiten desselben, systematisch bearbeitet von Dr. K. G. Neumann, XXI. 179.

W.

Wachlers theologische Annalen, XXIV. 137.
Wahlverwandtschaften, die, Göthe's Roman, XXIII. 94.
Wahnsinn, über, XXI. 208.
Waldemar I., König der Dänen, XXIV. A. B. 68.
Waldemar II, König der Dänen, XXIV. 72.
Wallaschek, Edler von Walberg, Theodor, der Forstmann, XXI. 69.

Wallensteins Testament, XXI. 27.
Walpole, Horace, Memoires of the last ten Years of the Reign of King Georges II., XXI. A. B. 27.
Walter, Graf, eine Romanze von Bürger, XXII. A. B. 59.
Wanschaff, Bernhard, dessen Werk: Die Quadratur des Kreises, XXIV. 177.
Warschau', die dasige Universität, A. B. 63.
Waverley, ein Roman von Walter Scott, XXII. 86.
Weiber, die, von Weinsberg, eine Romanze von Bürger, XXII. A. B. 53.
Weihnachtsstube, die, ein Lustspiel, Holbergs, XXI. 260.
Weinhandel, der, Oesterreichs im Mittelalter, XXI. 16.
Weis, Nicolaus, und Andreas Räß; die christlichen Helden in der französischen Staatsumwälzung, XXIII. 100.
v. Welfsberg, Heinrich, XXIV. 229.
Welker's Versuch einer Begründung von Recht, Staat und Strafe, XXIV. 140.
Wels erscheint mit dem frühesten Marktrecht, XXI. 12.
de Worth, Jean, der Partengänger im dreyßigjährigen Kriege, XXI. 71.
de Wette, dessen biblische Dogmatik des alten und neuen Testaments, XXIV. 134.
Whitaker, the Course of Hannibal over the Alps ascertained, XXIII. 164, 169, 168.
Wiener Stadtrecht, das, des Herzogs Leopold des Glorreichen, XXI. 3. — Sein Stapelprivilegium, XXI. 4. — Unter Rudolph von Habsburg wurde Wien dem fremden Handelsstande ohne Maß der Zeit aufgethan, XXI. 6. — Wiens Weinhandel, XXI. 8. — Friedrich II. und Rudolph I. befreyte die Wiener von der Grundruhr, XXI. 10. — Rudolph von Habsburg gab den Wienern Pfändungsrechte auf alle Habe der Bürger von Linz, Wels und Steyer, von denen sie beschädiget worden, bis dieser Schaden ersetzt sey, XXI. 10. — Wien wird zur unmittelbaren freyen Reichsstadt erhoben, XXI. 12. — Seine zwey Jahrmärkte, XXI. 12. — Das Scharlachrennen in Wien, XXI. 13. — Wiens Hansgrafenamt im Mittelalter, XXI. 16. — Wiens Gassen, die auf Handel und Handwerk deuten, XXI. 15. — Albert von Bonstetten's Skizze von Wien, XXI. 28. — Wolfgang Schmelzel's Lobspruch der Stadt Wien, XXI. 29.
v. Wiesielowsky's Münzsammlung, XXIV. A. B. 24.
Wilder, dessen Zeichnung der St. Stephanskirche, XXII. 149.
Wiltauer Votivbild, das, den tyrolischen Herzog Friedrich und seinen Freund Müllinen vorstellend, XXI. 34.
Winding, Paul, der Staatsrath, XXI. 231.
Winkelmann, Histoire de l'art chez les anciens, XXIV. A. B. 25. — XXI. 109.
Wladimir, Großfürst, XXIII. 231.
Wochenstube, die, ein Lustspiel Holbergs, XXI. 259.
Wolf, J. Chr., Biblioth. Hebr., XXII. A. B. 26.
Wolfrath, Anton, Bischof zu Wien, XXII. 147.
Wolsunga-Saga, die, XXIV. A. B. 65.
Wolzner, Octavian, Baumeister der alten St. Stephanskirche, XXII. 143.
Wrede, Marschall, XXI. 71.

Z.

v. Zatchitschoven, Ulrich, dessen Lancelot von Lac, XXIV. 160.
Zauberey, oder blinder Lärm, ein Lustspiel Holbergs, XXI. 269.
Zauner, der Künstler, XXI. 80.
Zderadssäule, die, bey Brünn, XXI. 33.
Zeller, Bernard, ein österreichischer Raubritter, wird enthauptet, XXI. 9.
Ziegler, Bischof, dessen Werk: das katholische Glaubens-Princip, XXII. 76.
Ziska, Franz, dessen Beschreibung der Metropolitankirche zu St. Stephan in Wien, XXII. 142.
Ziska, Johann, dessen Grabschrift, XXI. 29.
Zoega's Bemerkungen über ein Borghesisches Marmorbasement, XXI. 109. — Dessen Abhandlungen, XXIV. A. B. 2, 7, 11, 13, 15, 22.
Zwetler Jahrbücher, die, XXII. A. B. 34.

Herausgabe besorgt durch F. B. von Bucholtz.



